Enc 157

Damen Conversations Lexikon.

---

2. Band. 1. Heft.

In Commission
bei Fr. Volckmar
in Leipzig.

M.r delin. *Jaquemot sculp.*

CLEOPATRA.

durch Kunst Verlag v. W. Creuzbauer in Carlsruhe.

Damen-Conversations-Bibliothek.

Herausgegeben

von einem Verein mit Gelehrten und Schriftstellerinnen

von

C. Herlossohn.

Zweiter Band.

Leipzig, 1834.

In Commission bei Fr. Volckmar.

DAMEN

Conversations

Lexikon.

Herausgegeben

im Verein mit Gelehrten und Schriftstellerinnen

von

C. Herlossohn.

Zweiter Band.

Belt bis Corday (Charlotte).

Leipzig, 1834.

In Commission bei Fr. Volckmar.

STADTBIBLIOTHEK
AUGSBURG

B.

Belt. Zwei Meerengen zwischen Schweden und Dänemark, welche die Ostsee mit der Nordsee verbinden. Sie heißen der große und der kleine Belt. Jener ist zwischen 3 bis 5 Meilen breit, dieser an der schmalsten Stelle nur 1200 Fuß.

Beludschistan, ein asiatisches Reich zwischen Hindostan, Persien, und dem indischen Meere, mit 9500 □ Meilen, und beiläufig 3 Millionen Einwohnern. Das Land ist gebirgig und wenig bewässert, dessen ungeachtet aber fruchtbar, reich an Dattelpalmen, Indigo, Reis, Baumwolle, edlen Metallen, Kupfer, Salpeter, Schwefel ꝛc. Aus dem Thierreiche finden sich Schafe (mit Fettschwänzen), Pferde, Kameele, Büffel, Ziegen, Wildpret ꝛc. In der großen Wüste, im nördlichen Theile des Landes, gibt es Tiger, Jaguar's, Bären, Wölfe ꝛc. Die Bewohner sind Muhamedaner und theilen sich in zwei Hauptstämme: die Beludschen und Brahus. Sie sind ein schöner Menschenschlag, tapfer, räuberisch und größtentheils Nomaden. Beludschistan, das aus 5 Provinzen besteht, wird von einem Khan regiert; eine 6. Provinz, die noch dazu gerechnet wird, ist unabhängig, und hat ihren eigenen Regenten, dessen Thron in der Familie erblich ist.

Belus, Bel, eine Gottheit der asiatischen und afrikanischen Völker, verwandt oder wohl vielmehr gleichbedeutend mit der Idee Baal (s. d. Art.). Vermuthlich wurde unter diesem Bilde die Sonne verehrt. Namentlich geschah diese Verehrung zu Babylon. —t—

Belvedere, ein italienisches Wort, welches im Allgemeinen schöne Aussicht bezeichnet, und daher von jedem hoch gelegenen freien Zimmer — Altan, Lusthaus ꝛc. — gebraucht werden kann. Jeder reiche Privatmann pflegt etwas Aehnliches auf dem höchsten Punkte seines Gartens oder Landgutes anzulegen — jeder Fürst beinahe hat ein Schloß, welches diesen Namen führt, bei Berlin, Weimar, Stuttgart, Wien, Warschau ꝛc. sind dergleichen. Besonders berühmt sind unter diesem Namen das Vaticanische, von welchem man die herrlichste Aussicht auf ganz Rom genießt, und welches die reichste Antikensammlung der Welt enthält.

V.

Benedeien, lateinisch so viel als segnen, preisen, selig sprechen. —t—

Benedictiner-Orden, ein weit ausgebreiteter Mönchs- und Nonnenorden, nach dem heiligen Benedictus, dem Stifter des Klosterlebens in der abendländischen Kirche, so benannt. Bis zum 10. Jahrhunderte konnte man alle Klöster des Abendlandes Benedictiner nennen. Denn das im Jahre 529 auf dem Monte Cassino bei Neapel, von Benedict gestiftete Benedictinerkloster wurde das Muster aller übrigen. Nach dem Vorbild ihres Stifters tragen die Benedictiner schwarze, weite Kutten mit weiten Aermeln, und als Kopfbedeckung eine spitzige Kappe, deren Spitze auf den Rücken herabhängt. Die Benedictiner-Nonnen kleiden sich ebenfalls schwarz. Der Orden war ehemals ausnehmend reich. Er ist sehr weit verzweigt, denn zu dem Benedictinerorden gehören die Bernhardiner, Camaldulenser, Carthäuser, Cisterzienser, Cölestiner, Fontenaudristen, Grandmontaner, Silvestriner, Trappisten, und Vallombrosaner. —t—

Benefiz, so viel wie Vortheil, Gewinn, Begünstigung, Pfründe. Benefiz-Vorstellung heißt die Tageseinnahme beim Theater, welche Schauspielern, Sängern u. dgl., nach Abzug der Kosten, von der Direction bewilligt wird.

Bengalen, die mächtigste und größte Präsidentschaft Englands in Ostindien, umfängt einen Flächenraum von nahe 16,000 Quadratmeilen, und hat gegen 60 Millionen Einwohner; Indier aus allen Kasten, Muhamedaner, Perser, Juden, Chinesen, welche sich des Handels wegen dort niederlassen, endlich auch einige Europäer, die Besitzer des Landes. Die Hauptstadt von Bengalen ist Calcutta (s. d.). Das Land ist reich und üppig, gesegnet mit allen Schätzen, welche der tropische Himmel einem fruchtbaren Boden entlocken kann, bevölkert durch die edelsten, liebenswürdigsten, sanftmüthigsten Menschen — ohne welchen Charakterzug die Engländer über ein Land, von mehr als 200 Millionen bewohnt, nie hätten Herr werden können. — Ausgestattet mit Allem, was der sinnlichste Lebensgenuß nur erdenken und wünschen kann, wäre es ein Paradies, wenn nicht Europäer dasselbe betreten, und überall die schrecklichen Spuren ihres verderbenden Fußtrittes zurückgelassen hätten. Die malerischen Gegenden, obschon nicht so reizend als die Ghauts, welche die Küste Malabar krönen, und überall die Aussicht auf das warme freundliche Meer und die zahllosen Inseln bieten, sind im Norden von Bengalen, in den Garavgebirgen, (Zweige des Dhavalaghiri) zu suchen. Die Bewohner jenes Höhenzuges, weniger sanft als ihr Klima leben von Jagd und Viehzucht. Weiter herab, längs den Flüssen Kirschna, Ganga und Bramaputra, breiten sich die immer grünenden Fluren, die Zucker-, Baumwollen-, Indigo-, Reis-, Kaffee- und Cactus-Plantagen aus — dort blühen die wunderbarsten Gewächse, dort die thurmhohen Palmen, die blattlosen Casuarineen, von melancholisch düsterem Ansehen, mit weit herabhängenden Zweigen, wie unsere Thränenweiden; dort die gefiederten Tamarinden und die Banianenbäume — deren einer oft einen kleinen Wald bildet — dort ist der kluge Elephant und das gewaltige Nashorn zu Hause, denn ein unerschöpflicher Pflanzenreichthum bietet diesen ungeheuern Thieren nie mangelnde Nahrung; dort ist das Wild in solcher Menge, daß der

stolze Königstiger herdenweise sich findet, und sein beutegieriger Rachen stets von frischem Blute raucht — Büffel und Schafe sind der Milch wegen in großer Zahl gehegt; eben so die Ziege, um ihres kostbaren, feinen Haares willen, welches, von zarten Fingern, an elfenbeinerner Spindel gedreht, von fleißigen Webern verarbeitet — als Cashemir-Shawl (s. d.), zum sehnlichsten Wunsche der Europäerin wird. Die Berge bieten die edelsten Metalle, die seltensten Schmucksteine, Diamanten, Rubinen, Smaragden, die Meere die kostbarsten gelben, weißen und schwarzen Perlen dar, welche alle vielfältig benutzt werden, weil sich die Indier und die Muhamedaner gern mit Spangen, Ketten und Gehängen zieren. Leider hat dieser Segen die raubgierigen Asiaten und Europäer dahin gezogen, und des Landes Geschichte ist nur die, immerwährender Unterjochung durch fremde Tyrannen. — Bald waren es diese, bald jene Rajahs, theils aus benachbarten, theils aus weiter nördlich gelegenen Reichen, dann waren es Muhamedaner und Tataren, und endlich die Mongolen, welche sich der Länder bemächtigten. (1526) Seit dieser Zeit ist es eine Provinz des ungeheuern mongolischen Reiches geblieben, bis es 1756 unter die Oberherrschaft der Engländer kam. Der Menschenschlag ist überhaupt schön, vor Allem aber sind es die Frauen, welche eine eigenthümliche Anmuth und Zartheit des Körpers mit einer hohen Liebenswürdigkeit, und mit allen Reizen der Seele und des Gemüthes verbinden — in namenloser Hingebung sind sie dem geliebten Gegenstande eigen, und werfen sich voll Freuden in die Flammen, welche seinen Körper verzehren — mit eben so bewundernswürdiger Resignation opfern sie sich auch dem ungeliebten Gatten auf, aus reinem Pflichtgefühl. Unterrichtet in Allem, was den Mann erfreuen kann, in Gesang, Tanz und Spiel, in zierlicher Malerei und Stickerei, in der Kunst, ihre Reize frisch und neu zu erhalten, schmücken sie selbst ihren Geist gern mit allen Blüthen der Dichter des Orients, denn persische, arabische und indische Sprachen sind ihnen wohl bekannt,

und was die Philosophen und Poeten dieser Völker geschrieben, haben sie sich nicht nur oberflächlich zu eigen gemacht Sehr oft sind Ehen zwischen Europäern und Indierinnen geschlossen, und man hat nicht in Erfahrung gebracht, daß sie durch Schuld der Frauen unglücklich geworden wären, wohl aber weiß man von dem Gegentheil genug zu erzählen, da die Engländer, welche dort ihr Glück suchen, die zarten lieblichen Geschöpfe oft unwürdig behandeln. B.

Bengalische Leinwand ist eine Art Zeug, welches in Ostindien aus einem Kraut gefertigt wird, das unserem Hanf und Flachs ähnelt.

Bengalische Seide, von der es vier Hauptsorten: Bariga, Cabessa, Tanug und rohe Sorte gibt, kommt aus Ostindien und wird häufig in unseren deutschen Fabriken verarbeitet.

Benger, Elisabeth, geboren zu Wells im Jahre 1778, und gestorben zu London am 9. Januar 1827. Als Kind schon sprach sich ihre Lernbegierde so lebendig aus, daß sie oft halbe Tage lang von Buchladen zu Buchladen wandelte, um wenigstens das zu lesen, was die Seiten der aufgeschlagenen Bücher enthielten. Eine Knabenschule besuchte sie, um das Latein zu lernen. Ihr erstes kleines Gedicht erregte Aufmerksamkeit und erwarb ihr bedeutende Gönner. Ihre dramatischen Versuche mißlangen. Ihr Gedicht über Aufhebung des Sklavenhandels, und ihre beiden Novellen sprachen nicht so an, wie sie erwartet hatte. Die liebenswürdige Unermüdliche legte sich auf ernstes Studium der Geschichte. Die Beweise ihres Fleißes und Geistes lieferten bald ihre 1) Memoiren der Elisabeth Hamilton. 2) Memoiren des John Tobie, Verfasser des Honigmonats, nebst Notizen über Klopstock, dessen Freunde und einigen Briefen derselben. 3) Memoiren über das Leben der Anna Boleyn und König Heinrich's VIII. 4) Memoiren der Königin Maria von Schottland. 5) Memoiren der Königin Elisabeth Stuart von Böhmen, mit Skizzen der geselligen Zustände von Holland

und Deutschland im 17. Jahrhundert. 6) Memoiren Heinrich's IV. von Frankreich. — Alle diese Schriften fanden eben so viel Beifall wie die von Herz und Geist gleich liebenswürdige Verfasserin. Wirklich haben sie auch höhern Werth, als manche der heut zu Tage berühmt gewordenen Memoiren. 14.

Ben marcato zeigt in musikalischen Kompositionen an, daß man eine Periode vorzüglich deutlich zeichne, hervorhebe — eine an leisen wie an starken Stellen sehr wirksame und belebende Vortragsart. Man findet diese Bezeichnung häufig beim Auftreten eines neuen Gedankens oder beim Wiedererscheinen eines alten. R. S.

Benzoe, Benzoegummi, Benzoeharz (gummi benzoes) ein wohlriechendes, bräunliches, mit weißlichen Körnern untermischtes Harz, das aus den Einschnitten in die Rinde des auf Java, Sumatra und Siam wachsenden Baumes freiwillig fließt. Die feinste und beste Sorte besteht ganz aus Körnern, welche in Weingeist und Aether aufgelöst als Naphta, Balsam, Tinktur, Oel, Harz u. s. w. in den Apotheken verbraucht werden. Vorzüglich bedient man sich derselben zu einem heilenden Wundbalsam, zur Verschönerung, Weiß- und Weicherhaltung der Haut, Vertreibung von Sommersprossen und Flechten, und zum Räuchern. L. M.

Beobachtung heißt jede durch Anschauung gewonnene Erfahrung. Die Kunst, richtig und genau zu beobachten, ist nicht so leicht, als es den Anschein haben mag. Die Bedingungen, um ein guter Beobachter zu sein, sind nach Beschaffenheit der Gegenstände, worauf die Aufmerksamkeit gerichtet wird, verschieden. Von der Beobachtung unterscheidet sich der Versuch dadurch, daß man bei diesen die Erscheinungen, worauf man bei ersterer die Aufmerksamkeit richtet, selbst veranlaßt. Zum Versuche muß jedoch immer wieder die Beobachtung hinzu kommen. D. M.

Beranger, Jean Pierre de, eins der schönsten und seltensten Dichtertalente, welche die neuere Zeit hervorgebracht. Ein

Mann, der voll Innigkeit, Zartheit und Wärme, erglüht von Patriotismus, reizend durch unbefangene Natürlichkeit alle Stände und Herzen der Nation mit Zauber erfaßte, und durch alle Stürme der Zeit an seine Chansons fesselte; der einen tiefern Einfluß gewann, als selbst die genialsten seiner Zeitgenossen, und nicht einmal auf den Titel eines Dichters Anspruch macht. Er wurde am 19. August 1780 zu Paris geboren, und von seinem mütterlichen Großvater, einem ehrlichen Schneider, erzogen. Als Knabe war er Kellner in einem Wirthshause, wurde vom Blitz getroffen, einem Buchdrucker in die Lehre gegeben, aber wegen Mangels an Kenntnissen bald wieder von diesem entlassen. Hier hatte er wenigstens die Regeln seiner Muttersprache und ihres Versbaues oberflächlich kennen gelernt, und die ersten Bücher gelesen — die Bibel und eine Uebersetzung des Homer, welche nachhaltig auf sein ganzes literarisches Leben fortwirkten. Wie ungeregelt seine Kenntnisse, wie schwach seine Belesenheit auch sein mögen, an Studium des Menschenlebens und des menschlichen Herzens erreichen ihn nur wenige seiner Landsleute. — Seine ersten Liederchen erhoben ihn zum Commis in einem Bureau der Staatsverwaltung. Napoleon selbst fand Gefallen an ihm, und Lucian Bonaparte wurde sein Gönner, obgleich seine damals berühmtesten Chansons: le Sénateur und le Roy d' Yvetot ziemlich scharfe Angriffe gegen jenen enthielten. Damit hatte er sich aber zum entschiedenen Liebling der Nation erhoben. Er besang mit Enthusiasmus den Ruhm des Kaisers, und schwieg nach dessen Sturze. Die erste Sammlung seiner Chansons morales et autres etc., im Jahr 1815, begeisterten ganz Frankreich für ihn. Eine neue vermehrte Ausgabe seiner Gedichte vergrößerte seinen Anhang, zog ihm aber zugleich eine gerichtliche Anklage zu. Im Jahre 1828 erschienen seine Chansons inédites. Von Neuem deßhalb vor Gericht gezogen, wurde ihm neben 9 monatlicher Haft eine Geldstrafe von 10,000 Franken zuerkannt. Im Jahr 1831 erschien die letzte Sammlung seiner Werke unter

dem Titel: Chansons de P. J. Beranger, anciennes, nouvelles et inédites, suivies des procés intendés à l' auteur. Lebendigkeit des Ausdruckes, Gedankenkraft und Fülle, überraschende Biegsamkeit der Sprache, Klarheit, bei der schärfsten Satire noch eine gewisse jovial gutmüthige Schalkheit sind die Glanzpunkte seiner Chansons. Dagegen treten oft eine gewisse Nachlässigkeit der Diction, und nicht selten eine berauschte Frivolität sehr störend auf. Die vorzüglichsten seiner Chansons dürften sein: le cinq Mai, Souvenirs d'un Militaire, ma dernière chanson peut-être, le vieux drapeau, le retour dans la patrie, la cocarde blanche, les enfans de la France, qu'elle est jolie! la bonne Vieille, le Dieu des bonnes gens, Poniatowsky etc. 14.

Berberitzen, Berberis, von Linné in die 6. Klasse erster Ordnung gewiesen, ist eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Berberideen. Bei uns gedeiht nur die berberis vulgaris, der Berberitzenstrauch (Sauerdorn), welcher 2 bis 6 Fuß hoch wird, überall fortkommt, und besonders zu Zäunen und Hecken an Gärten und Feldern dient. Ein sechsblätteriger Kelch, 6 Blumenblätter, 6 Staubfäden, kein Griffel, und eine zweisamige Beere sind die Hauptkennzeichen. Die Blüthen bestehen aus länglichen gelben Blumentrauben, welche im Mai zwischen den Blättern hervorkommen. Die gewöhnliche Farbe der Frucht, einer Art Beere, ist roth, welche getrocknet wie Preiselsbeeren benutzt werden kann. Auch ersetzt der ausgepreßte, ziemlich saure Saft, einige andere Säuren, wie Apfel- und Citronensäure, und es läßt sich hiervon ebenfalls eine Art Punsch bereiten, so wie auch Berberitzenmus, Syrup und Branntwein. Die Vermehrung läßt sich, außer durch den Samen, noch sehr leicht durch Wurzelsprossen bewerkstelligen. In der Blumensprache bedeutet der Berberitzenstrauch nagenden Kummer. L. M.

Berbern. Die ursprünglichen Einwohner der Länder oberhalb Aegyptens, in Nubien, Dongola ꝛc. bis in das Atlasgebirge

hin, in Algier (s. d.) Kabylen genannt, sind ein großer, nerviger Menschenstamm von dunkler Hautfarbe, kräftig, jeder Witterung und Entbehrung Trotz bietend. Ihre Kleidung ist ein lumpiger Ueberwurf, (Haik). Knaben und Mädchen gehen nackt. Sie wohnen abgesondert in den nordafrikanischen Alpengegenden, und so zerstreut bis zum Nilthale, vermischen sich mit keiner andern Völkerschaft, folgen dem Koran, ohne sich an dessen besondere Aussprüche zu fesseln. Ihre Freiheitsliebe ist unbezähmbar, die Durchreisenden berauben sie, aber in ihren Bergen treiben sie Handwerke und Ackerbau. Sie sind mehrmals bekriegt, aber nie besiegt worden — sie fliehen in die Gebirge, und überlassen den Siegern nur ihre leeren, aus Lehm und Holz gebauten Hütten, die zugleich beim Ueberfalle als Citadellen dienen. Sie sind Freunde der Jagd, verfolgen jedoch nur die Löwen, Tiger, Panther und Hyänen, und schmücken sich mit ihren Häuten. Ihre Weiber müssen dem Ackerbau, der Weberei und Spinnerei obliegen, und jede Art schwerer häuslicher Arbeit verrichten. Sie werden schon im 10. und 11. Jahre verheirathet, haben eine schöne Gesichtsbildung und reizende Formen, verblühen aber unter der Last ihrer Anstrengungen und der rauhen Lebensweise schnell. Der Mann kauft sich die Braut und zahlt dafür einen Theil an Geld, das Uebrige an Vieh. Kleider und Vieh werden dem Mädchen als Ausstattung mit gegeben, das Geld behalten die Eltern, um es zurück zu erstatten, wenn sich der Mann von der Frau scheidet, was keine Schwierigkeiten hat, da es bloß von seinem Willen abhängt. Die Kinder bleiben bei der Mutter; die Knaben werden nach dem 7. Jahre dem Vater übergeben, für die Mädchen muß sie sorgen. Geschiedene Eheleute können immer wieder heirathen, sogar unter einander — der Mann braucht dann der Frau bloß zwei Stück Baumwollenzeug zu geben, und der Handel ist abgemacht. — n.

Beredsamkeit ist, allgemein genommen, die Fähigkeit, sich so passend auszudrücken, daß der bei der Rede beabsichtigte

Zweck erreicht wird. Diese muß das Eigenthum eines jeden, in geselligen Verhältnissen lebenden Menschen sein. Beredsamkeit als Kunst hingegen hat es, wie alle Kunst mit dem Inhalte, der entweder belehren oder überreden soll, und mit der Einkleidung, wodurch Belehrung oder Ueberzeugung auf's Schnellste erzielt wird, also mit der Idee und der Form zu thun, in deren harmonischer Verwebung das Künstlerische eben ruht. Die beste Rede ist die, welche den beabsichtigten Zweck mit den einfachsten Mitteln erreicht. Unter den Griechen zeichnete sich Demosthenes, bei den Römern Cicero (s. d.) als Redner aus. In neuerer Zeit hat England und Frankreich große Redner — aber meist politische — hervorgebracht. Der Engländer spricht einfach, aber durchdringend, scharfsinnig; der Franzose enthusiastisch, hinreißend, elegant. Unter den deutschen Kanzelrednern zeichnete sich Schleiermacher (s. d.) aus. B — l.

Berenice. Die Gemahlin des ägyptischen Königs Ptolemäos Euergetes, Tochter der Arsinoe und des Ptolemäos Philadelphus. Eine heldenmüthige Frau voll hoher Schönheit, und geziert mit überaus herrlichen Haaren. Ihr Gemahl unternahm einen Feldzug nach Syrien, über dessen glücklichen oder unglücklichen Ausgang die trauernde Königin in bangen Sorgen schwebte. Da kündete ihr ein Traumorakel, daß sie den Gatten glücklich und siegreich wiedersehen werde, wenn sie den Göttern ihr liebstes Kleinod opfere, und sie gelobte, den kostbaren Schatz ihres reichen Haares freudig als Opfer darzubringen, wenn der heiße Wunsch ihres Herzens sich erfülle. Und es kamen eilende Siegesboten, die des Königs baldige Heimkehr und den glücklichen Erfolg seines Heereszugs ihr verkündeten. Dankbar wallte sie im langen Zuge der Priesterinnen zum Tempel der Venus Arsinoe Zephyritis; unter den goldenen Scheren der Priesterinnen fielen die prächtigen Locken, und zierten die Tempelwand, ein rührendes Denkmal treuer Gattenliebe. Als nun der Sieger heimgekehrt war, sein angebete-

tes Weib entzückt in seine Arme geschlossen hatte, und sich in den Tempel begab, der Göttin sein Dankopfer darzubringen, die den Wunsch seiner Gattin erhört und ihr Opfer so gnädig angenommen hatte, sah er erstaunt, daß das Haupthaar der Berenice, der schönste Schmuck des Tempels, von seiner Stelle spurlos verschwunden war. Als er nun Abends betrübt durch die prangenden Königsgärten wandelte, trat sein Astronom Konon zu ihm, und sprach: „Traure nicht, o Sieger, über das Kleinod, welches gnädige Götter der Erde entrückten. Siehe, meine Augen durchirrten die Räume des Himmels, und dort unter den ewigen Sternen haben sie das Haar deiner Gattin wieder gefunden.“ Freudig blickte der König empor, und der Astronom zeigte ihm nun jene kleinen Sterne, welche noch heute das Haar der Berenice genannt werden. So sollte Frauentugend, freudiges Hingeben des liebsten und schönsten Schmuckes für den Gatten, und treue selbstaufopfernde Liebe, der Mythe nach, am Himmel selbst ein ewiges Symbol und unsterbliche Fortdauer ihres Andenkens finden. — ch —

Bergamottbaum, ist eine Abart des Pomeranzenbaumes, und ähnelt dem Citronenbaume. Er wächst im südlichen Frankreich und in Italien, gedeiht aber am besten auf der Insel Barbados, und seine Früchte, Bergamottcitronen, von der Gestalt der Birnen, kommen aus Calabrien, der Lombardei und Nizza zu uns. Die Rinde des Baumes wird zum Ausfüllen von allen Arten Dosen und Bonbonsschachteln benutzt. Aus der frischen Schale der Bergamottcitronen wird das Bergamottöl gewonnen. Man zerreißt zu diesem Zwecke die Oelbläschen der Schale mit einem scharfzähnigen Instrument, und fängt das austropfende Oel in ein untergesetztes Gefäß auf. Acht Dutzend Früchte geben ungefähr 2 bis 3 Loth gelbes, sehr stark, aber wohlriechendes Oel, welches meistens zu Parfümerien und Liqueurs benutzt wird. — Bergamotten, eine Birnenfamilie von apfelförmiger, plattgedrückter Gestalt, die ein mildes, wohlschmeckendes Fleisch hat. Sie stammt aus

Asien, und ist über Italien nach Deutschland gekommen, wo man viele Arten derselben zählt. Die bekannteste ist die gewöhnliche Herbstbergamotte, graugrün von Farbe, platter Form und angenehmem Geschmack. Außerdem gibt es noch eine französische Bergamotte, die erst im October oder November reift, sehr klein und von gelblicher, an der Sonnenseite röthlicher Farbe ist. Ferner eine deutsche Nationalbergamotte, von ungewöhnlicher Größe, zartem, steinlosem Fleisch, platter, grünpunkirter, gelber Schale. Die Winterbergamotte, von runder Form, grüner, graupunktirter, später gelb werdender Schale, deren Fleisch weiß, steinlos, und süßsäuerlich ist. Diese reift erst im Januar und Februar. Die Bäume aller dieser verschiedenen Birnensorten erreichen nicht die Größe und Höhe anderer Birnbäume; und da sie auch mehr durch die Witterung leiden, benutzt man sie häufig als Spalierbäume. L. M.

Bergbau, allgemein genommen, das zu Tage Fördern aller Erze oder nutzbaren Stoffe aus dem Innern der Erde, während das Scheiden und Schmelzen derselben unter der Hüttenkunde verstanden wird. (s. Bergwerke.) O. M.

Berge, s. Gebirge.

Bergère, ein aus dem Französischen kommendes Wort, eigentlich eine Schäferin, bedeutet aber auch einen gepolsterten Armstuhl, dessen Lehne mit Füßen gestützt, oder Riemen befestigt, zurückgeschlagen, und die ebenfalls gepolsterte Vorderseite heraufgezogen werden kann, um den Stuhl in ein bequemes Lager zu verwandeln. L. M.

Bergwerke sind in das Innere der Erde angelegte Baue oder Gruben, durch welche den Mineralien, deren Besitz wir suchen, nachgegangen und dieselben zu Tage gefördert werden. Dieselben können nicht ohne große Gefahr, und um diese möglichst zu vermeiden, nicht ohne große Kunst angelegt werden. Die Höhlungen im Innern der Erde müssen so angelegt werden, daß sie nicht durch

die ungeheure, auf ihrer Decke ruhende Last zusammengedrückt werden, sondern es müssen auch Vorkehrungen getroffen werden, das sich fortwährend ansammelnde Wasser fortzuschaffen, welches sonst in vielen Bergwerken alles weitere Arbeiten unmöglich machen würde. Ein fast noch schlimmerer Feind als das Wasser sind in vielen Bergwerken die sogenannten böſen Wetter. Diese sind Ansammlungen erstickender Luft, die zuweilen (wenn sie aus sogenannten explodirenden Gasarten besteht), sich entzündet, wenn man mit einem Lichte in ihre Nähe kommt. Die mehr oder weniger senkrecht in die Tiefe steigenden Baue werden Schachte genannt, die mehr oder weniger wagerecht gehenden Gänge Stollen oder Strecken. Dieselben sind zuweilen so hoch und weit, daß sich bequem ein Paar Menschen darin aufrecht gehend ausweichen können, zuweilen aber auch so eng, daß nur ein schlanker Mann eben hindurch kriechen kann. Durch diese Stollen und Schachte werden die gewonnenen Mineralien, sowie das Wasser abgeführt, indem namentlich zu Fortschaffung des Wassers mächtige Maschinen (in neuerer Zeit besonders Dampfmaschinen), Pumpenwerke angebracht werden. Um die gewünschten Mineralien aus ihren Lagerstätten abzuarbeiten, werden die sogenannten Abbaue angelegt. Man bedient sich zu Abarbeitung der Mineralien nach Maßgabe der Härte des Steins, in den gebrochen werden muß, verschiedener Mittel, auch des Sprengens mit Pulver, des mürbe Brennens durch vor dem harten Gesteine angezündete Scheiterhaufen, am gewöhnlichsten aber des Bergeisens und Fäustels. Von den Bergwerken werden die Steinbrüche unterschieden, welche meist zu Tage liegen, und aus denen nur weniger werthvolle Mineralien (Steine, Sand, Erden) gewonnen werden. Die Bergwerke werden eingetheilt nach den Hauptproducten, die sie liefern, in Goldbergwerke, Silberbergwerke, Kohlenbergwerke ꝛc. D. M.

Berlin, die Hauptstadt des Königreichs Preußen, hat 7200 Wohnhäuser und 260,000 Einwohner, 224 Straßen, 20 öffentliche

Plätze, 31 Kirchen, 36 Brücken, 103 Fabriken, 500 Brunnen ꝛc. Die merkwürdigsten Gebäude sind: das königl. Schloß, die Palais des Königs, der Prinzen Wilhelm, Karl, Albrecht, August; das Opernhaus, das Schauspielhaus, das Museum, die Universität, das Zeughaus, die Akademie, die Bibliothek, das Invaliden- und Cadettenhaus, die Artillerie- und Ingenieurschule, die Börse, das Seehandlungsgebäude, die Bank, das königstädter Theater ꝛc. Die schönsten Straßen sind: die Linden, die Friedrichs-, Königs-, Leipziger- und Lindenstraße; unter den Plätzen zeichnet sich der Opernplatz, der Gensdarmenmarkt, der Wilhelms-, Alexander-, Dönhofs- und Schloßplatz ꝛc. aus. Die merkwürdigsten Kirchen sind die Domkirche, die neue Werdensche und die katholische. Alle Straßen und Plätze sind frei, die Häuser nicht unverhältnißmäßig hoch, die Paläste elegant und geschmackvoll erbaut. Die Zierde der prachtvollen Linden ist das großartige brandenburger Thor. Berlin hat eine große Anzahl von Kunst-, wissenschaftlichen- und wohlthätigen Anstalten. Von öffentlichen Vergnügungsorten sind der Thiergarten, das Tivoli, das Elysium und das Coloseum zu nennen. Entferntere Spaziergänge sind Charlottenburg, Stralau, Treptow ꝛc. Der Handel ist beträchtlich, ebenso das Fabrik- und Manufakturwesen. — Berlin hat als große Stadt auch einen großstädtischen Charakter, nur erscheinen nicht ungeheurer Reichthum uud schreiende Armuth so schroff als Gegensätze neben einander, wie in andern Hauptstädten. Alles athmet den wohlthuenden Geist einer allgemein wachsenden Wohlhabenheit, eines schönen Bürgerthumes. Berlin ist der Mittelpunkt der modernen germanischen Kultur, des wissenschaftlichen Aufschwungs. Der Berliner ist in der Regel ein geborner und häufig auch ein erzogener, wo nicht verzogener Kritiker. Er ehrt und fördert die Wissenschaft, er liebt die Kunst, er betet sie an; aber er liebt sie oft mehr, um darüber zu sprechen, sein Wissen und seinen Scharfsinn daran üben zu können. Er liebt das Vergnügen, aber nicht vorzugsweise das öffentliche (das

Theater ausgenommen). Nur das gemeine Volk gefällt sich in öffentlichen rauschenden Vergnügungen. Der gebildete Berliner fühlt sich am wohlsten im Kreise seiner Familie, der eng abgeschlossenen Freunde und Bekannten, der laut und still verbrüderten Genossenschaft bei Scherz, Tanz, Kunstgespräch; daher die ästhetischen Thees. Er verehrt, oft nicht ohne Vorurtheil das Einheimische und ist zuweilen ungerecht gegen das Fremde, aber er freut sich herzlich der fremden Anerkennung, wenn sie ihm zu Theil geworden und offenbart dann mit Liebenswürdigkeit seine herzlichen Seiten. Er ist in der Regel häuslich, ernst, männlich, decent, mäßig. — Die Hauptzierde dieser an sich erfreulichen und edlen Geselligkeit bilden die Frauen und Mädchen Berlins. Regelmäßige Züge finden sich bei den Berlinerinnen häufig, schlanker, edler Wuchs zeichnet sie aus. Hände und Füße sind nicht unverhältnißmäßig groß. Der Teint ist rein, mehr weiß als rosig, mehr blaß als schimmernd und durchsichtig. Alles athmet Anstand und Decenz an der Berlinerin: Haltung, Gang, Bewegung. Sie ist oft graziös, elegant in ihrer Erscheinung, liebt die Mode, ohne darin immer gewählt genug zu sein; sie ist gebildet, wißbegierig, spricht gern, oft munter, lebhaft, zuweilen recht tiefsinnig und gelehrt über Kunst und Wissenschaft. Alle Berlinerinnen sind Damen und machen sich als solche geltend. Sie sind fromm, besuchen gern die Kirche, doch muß der Prediger gut predigen und ästhetisch genügen. Die Zahl der mystisch-pietistischen Damen ist nicht unbedeutend; doch wirken sie nur selten störend auf die edlere Geselligkeit ein. Die Berlinerin liest Viel, nicht immer mit Auswahl. Sie ist stolz, eine Berlinerin zu sein, weil sie überzeugt zu sein glaubt, daß sich in ihrer Vaterstadt Aufklärung, Wissen, Geschmack und Bildung auf einer solchen Höhe der Vollendung befinden, wie nirgends anders. Sie ist durchdrungen von dem schönen christlichen Gefühle der Wohlthätigkeit, der Milde, der Selbstaufopferung. Sie spart oft, um mildthätig sein zu können; es ist dieß keine Ostentation,

sondern Tugend. Sie sind häuslich, wirthschaftlich, sorgfältig in Küche, Keller und Waschkammer. An der edlen Thätigkeit und Resignation der Frauen erblüht der Wohlstand der meisten berliner Familien. Freier, und weniger ängstlich, gibt das berliner Mädchen sich allen geselligen Freuden hin, als dieß anderwärts üblich ist; aber ernster und würdiger zieht sie als Frau in den Kreis ihres Berufes und ihrer Pflichten sich zurück. Der Name einer berliner Hausmutter ist der schönste Ehrentitel einer deutschen Frau. Der Hof in Berlin lebt Allen ein Muster in häuslichen Tugenden, in Familienfreuden, in edler, einfacher Behaglichkeit, im Genuß der Kunst und ihrer unversiegbaren Schätze. — Hat sich das uralte Vieleck der Rangordnung und Titelsonderung am Geiste unserer Zeit vollens zur Kugel abgerundet und polirt, so sind alle Elemente vorhanden, um Berlin zu einer wahrhaft großen Stadt, zu einer Stadt der edelsten Lebensgenüsse, der freiesten, geistigen Bewegung, zu einer Stadt der Notabilitäten, wie es keine Andere sein kann, zu erheben. 14.

Berlinerblau ist einer der gebrauchtesten Färbestoffe, und der Niederschlag, welcher durch die Verbindung der Blausäure und des Laugensalzes mit mehr oder weniger Alaungehalt gewonnen wird. Der Farbenfabrikant Dießbach in Berlin entdeckte es zufällig in Dippel's Laboratorium, als er Cochenillenlack bereiten wollte. Es ist das in allen Haushaltungen bekannte Mittel zum Blauen der Stärkewäsche, und wird jetzt außer in Berlin, auch zu Breslau, Wien, Triest u. a. O. gefertigt. D.

Bermudas, eine Inselgruppe im atlantischen Ocean, aus 350 größern und kleinern Eilanden bestehend, vom spanischen Capitain Bermudez entdeckt, jetzt unter englischer Hoheit. Nur 11 davon werden von 15,000 Menschen (Briten und farbigen Sklaven) bewohnt; die übrigen sind unwirthbare Felsen. Der Boden, nicht sehr fruchtbar, bringt nur Bauholz in Menge hervor, an Quellen mangelt es, darum wird süßes Wasser in Cisternen gesam-

melt. Die bedeutendste der Inseln ist St. Georges, mit der Hauptstadt Georgestown, mit einem schönen Hafen, wo die Westindienfahrer, als an einem Ruhepunkte, landen.

Bern, Hauptstadt des gleichnamigen Kantons in der Schweiz, mit 20,000 Einwohnern, hat breite, gerade Straßen, massive Häuser, schöne Spaziergänge, alte Festungswerke, einen merkwürdigen Münster, viele wohlthätige und wissenschaftliche Anstalten, Fabriken in Seide, Tuch, Leinwand, Strohhüten, Leder ꝛc. Die Umgebungen sind reizend; im Stadtgraben werden lebende Bären unterhalten; ein Gebrauch, der sich von den Bären im Stadtwappen herschreibt.

Bernard, Katharina, berühmt als Dichterin, wurde zu Rouen in Frankreich geboren, und war Mitglied der Akademie de Ricovrati zu Padua. Später ihren Aufenthalt in Paris wählend, trat sie mit den gelehrtesten Männern ihrer Zeit in Verbindung, genoß von der Gemahlin des Kanzlers Pontchartrain eine jährliche Pension, und erwarb sich durch ihre Arbeiten mehrmals den Preis der Akademie française. Von ihren Schriften verdienen namentlich zwei Romane: le comte d'Amboise und Inès de Cordoue, so wie die Trauerspiele Brutus und Leodamie Erwähnung. Eine große Anzahl ihrer Gedichte findet sich in den Sammlungen der franz. Akademie von 1691, 1693 und 1697. Viele Poesien aus ihrer Jugendzeit hat sie selbst verbrannt, weil sie dieselben nicht für würdig hielt, daß sie der Nachwelt überliefert würden. Sie starb 1712 zu Paris.

Bernauerin, Agnes. Es war in der Zeit nach dem Tode des Kaisers Ludwig des Baiern, als in ganz Europa Zwietracht und Spaltung herrschte, die Türken brachen nach Ungarn herein, in Deutschland wütheten die Hussitenkämpfe, die Kirche hatte zwei und sogar drei Oberhäupter, in Frankreich feindeten sich die Häuser Burgund und Orleans an, in England war der Krieg der weißen und rothen Rose entbrannt — und zu dem Allen

war nun der Tod des edlen Ludwig's gekommen, dessen Macht sich jetzt in die Zweige seines Hauses zersplitterte. Um diese Zeit trafen in Baiern die Fürsten zusammen, die zur Bekämpfung der allgemeinen Unruhe vereint zu handeln wenig geneigt waren. Ludwig der Bärtige zu Ingolstadt, Heinrich zu Landshut, und Ernst zu München, der Erstere, als der unbesonnenste Verschwender und Raufbold bekannt, Heinrich, dessen Unthaten seine eigne Ritterschaft zur Empörung aufriefen, Ernst, ein harter, heftiger Mann. Diesem Letztern gebar seine Gemahlin Elisabeth, eine Tochter Barnabas Visconti's von Mailand, 1401 einen Sohn Albrecht, der schon als Kind die Freude seiner Umgebungen ward: Elisabeth suchte ihn von der unmittelbaren Nähe des strengen Vaters befreit zu halten, gründete ihm einen eigenen Sitz zu Vohburg, und die Erziehung des Knaben leitete seine Tante, die Königin Sophie von Böhmen, Kaiser Wenzels unglückliche Gemahlin: sein Sinn war mild und lenksam, und in seinem Gemüthe glimmten die edlen Funken der Dicht- und Tonkunst: nur gezwungen kam er zu seines Vaters Hoflager, weit lieber lebte er in der Einsamkeit seines Schlosses. Vater und Sohn blieben sich fern, selbst der Umstand, daß jener im Kampfe gegen Ludwig mit dem Barte und Heinrich von Landshut, der Lebensretter Albrecht's ward, konnte die beiden so verschiedenen Charaktere nicht nähern; ja, die gegenseitige Spannung wurde fast zum unheilbaren Mißverhältniß, als ihn der Vater ohne seine Zustimmung vermählen wollte, die Braut aber, Gräfin Elisabeth von Würtemberg, entfloh mit ihrem Geliebten, und Albrecht wollte von ferneren Plänen nichts hören, kam wenig nach München, und lebte für gewöhnlich in Vohburg, von wo aus er zuweilen das damals sehr glänzende Augsburg besuchte, und hier war es, wo ein scheinbar unwichtiger Umstand über sein ganzes ferneres Leben entschied. Kaspar Bernauer von Biberach trieb das ziemlich verachtete Gewerbe eines Baders; sein Weib war ihm gestorben und hatte ihm eine einzige Tochter

hinterlassen: Agnes Bernauerin lebt in vielen Volksliedern, Sagen und Zeitbüchern. Sie war von der seltensten Schönheit, besaß eine edle Gestalt, herrliche blaue Augen, und die Fülle der goldenen Haare konnte die ganze, in Haltung und Festigkeit hohe Gestalt verhüllen. Es war in der Zeit der Fastnacht, als sie bei einem Turniere Albrecht erblickte: sie sehen und sie lieben, war ein Augenblick, sie aufsuchen, die Sehnsucht des nächsten. Aber unerkannt, ohne Rang und Reichthum wollte er ihre Neigung gewinnen. Er fand Agnes, und das süße Geständniß des Einklanges der Herzen floß von ihren Lippen, doch nur auf dem Wege des ehelichen Bundes wollte sie seine Wünsche erhören. Jetzt erst zeigte sich den Augen des leidenschaftlich Liebenden die Kluft, die ihn nie mit seiner Agnes vereinigen konnte, denn eine solche Ehe wäre eben so unerhört gewesen, als die des Grafen Ernst von Gleichen, dessen zwei Ehefrauen in einem Bett und in einem Grabe ruhten; Herzog Ernst würde unerbittlich gewesen sein. Mehrmals verließ Albrecht die Stadt, suchte Ruhe vor seiner Verzweiflung in Vohburg, immer aber kehrte er glühender zurück, immer blieb Agnes in edler Standhaftigkeit, die sein Herz noch inniger an sie fesselte. Endlich gab er nach, und vollzog die Ehe mit ihr zu Vohburg, in Gegenwart weniger Freunde. Sein Vater hatte längst einen Argwohn gefaßt, und schickte jetzt einen Gesandten, der ihm die schöne Anna von Braunschweig zur Gemahlin antragen sollte: Albrecht wies den Antrag zurück, und fuhr fort, seine Verbindung mit Agnes verborgen zu halten; Herzog Ernst aber dachte einen letzten Versuch auf des Sohnes Gemüth zu wagen. Als bei einem Turniere, das nach Regensburg ausgeschrieben war, auch Albrecht erschien, wurde er von den Schranken zurück gewiesen, indem ihn sein unritterlicher Lebenswandel davon ausschließe. Rasend vor Zorn erklärte Albrecht, daß Agnes Bernauerin sein ehelich angetrautes Weib sei, und führte sie von Vohburg auf das Schloß zu Straubing, das er ihr als Witthum schenkte. Da verbreitete die

Bosheit das Gerücht, Agnes, die Schwarzkünstlerin, habe Herzog Wilhelm's neugebornen Knaben Adolf vergiften wollen; und nachdem unmittelbar darauf Herzog Wilhelm selbst aus der Welt ging, da erfüllte sich das Geschick der unglücklichen Agnes auf das Schrecklichste. Herzog Ernst verlockte seinen Sohn durch einen Vorwand, das straubinger Schloß zu verlassen, begab sich selbst dahin, verhaftete Agnes, und schleppte sie in Ketten vor ein Standgericht, dessen Urtheilsspruch gefällt war, ehe noch die Untersuchung begonnen hatte. Agnes wurde, als der Hexerei überwiesen, zum Tode verurtheilt, und einer der Richter, Emeran Nußperger erhielt den Auftrag, den Spruch vollziehen, und Agnes über die Brücke in die Donau stürzen zu lassen. Die blutige That geschah am 12. October 1436. Unter dem ungeheueren Zulaufe des Volkes, das noch auf ihrem Todeswege von der Blüthe ihrer Schönheit ergriffen und gerührt wurde, betrat sie die Brücke und wenige Augenblicke nachher wurde sie von den Knechten in die Fluthen hinabgeschleudert. Sie flehte um Rettung, und der Himmel selbst bot die Hand dazu, denn die Fesseln, welche ihre Füße zusammen hielten, lös'ten sich, und sie schwamm dem Ufer zu. Da riß einer der Henker mit gewaltiger Hand eine schwere Stange des eisernen Brückengeländers los, wickelte diese um die langen goldenen Haare und tauchte die Sinkende in die unbarmherzigen Fluthen zurück. Bald nachher schwamm ihr Leichnam an's Ufer, und wurde auf dem Kirchhofe St. Peter in der Altstadt Straubing bestattet. — Albrecht kam eben zurück, als das Wunderbild noch von den Wogen umhergeschaukelt ward, er wollte sich nachstürzen, und nur die Stärke seiner Freunde, die Gewalt brauchen mußten, hielt ihn davon zurück, die Raserei aber, die ihn ergriff, war einer Versteinerung ähnlich, und man fürchtete für sein Leben; da kam einem aus seinem Gefolge der glückliche Gedanke ein, die Gewalt der Töne an ihm zu prüfen. Ein einfaches Lied, ein Klang aus der seligen Zeit seiner Liebe war es, der ihn dem Bewußtsein zurück-

gab; die Macht des Zornes wich für einige Zeit den Thränenströmen, die sein unendlicher Schmerz weinte. Dann aber ergriff ihn wieder die unbändigste Wuth, und Rache war das erste Gefühl, das ihn durchtobte. Er eilte zu Herzog Ludwig nach Ingolstadt, der das münchner Gebiet mit Krieg überzog, Mord und Feuersbrünste wütheten, und ein Todesengel brauste Albrecht über die Fluren, die er einst beherrschen sollte. Endlich rührte ihn das Schicksal seines Landes und die Wuth der Zerstörung verließ ihn, um mehr und mehr einem weichen, stillen Schmerz Platz zu machen. Im December 1436 folgte er der vermittelnden Bürgerschaft nach München; auch das felsenharte Herz des Vaters war mild geworden und versöhnlich gestimmt; auf sein Geheiß wurde auf Agnesens Grabe eine prächtige Kapelle erbaut und ihr ein Grabstein gesetzt, worauf ihre Statue mit dem langen Schleier, der nur Fürstinnen und Aebtissinnen zukommt, zu ihren Füßen ein Hund und eine Eidechse, die Symbole der Treue und der Häuslichkeit; auch wurde zu ihrer Feier ein ewiger Jahrestag gestiftet — Albrecht vermählte sich später mit der schönen Anna von Braunschweig, und als Herzog Ernst 1438 starb, sah er bereits einen Sohn dieses Ehebundes, und in der Hand des vierten Nachfolgers war das Erbe von Straubing, Ingolstadt und Landshut vereinigt. X.

Bernhardi, Elisabeth Eleonore, 1768 zu Freiberg im sächsischen Erzgebirge geboren, hat sich durch mehrere werthvolle Schriften über Erziehung bekannt, und um die Unterstützung mehrerer Wohlthätigkeits-, vorzüglich Schulanstalten des erzgebirgischen Kreises verdient gemacht, indem sie durch ihre Schriften die edlen Zwecke derselben beförderte. Es erschienen von ihr 1798 Briefe einer Mutter, 1799 Julie und Friederike, 1806 Anweisung für Mütter, die ihre Kinder selbst unterrichten wollen, 1818 zum Besten der Waisen des erzgebirgischen Kreises Wochenblatt für die mitleidige Jugend, in 7 Bändchen, 1817 Reise einer Tante und mehrere andere kleinere Jugendschriften. X.

Bernhardiner und **Bernhardinerinnen** gehören zu dem Cisterzienser-Orden, führen aber ihren Namen zu Ehren des heiligen Bernhard. Die Mönche wie die Nonnen tragen einen weißen Rock nebst einem schwarzen Obermantel. (S. Cisterzienser) —t—

Bernhardsberg, der große St. Bernhard; ein Berg von 10,500 Fuß Höhe in der Schweiz. Ueber ihn führt die große Straße aus dem Kanton Wallis nach dem Aostathale und von da weiter nach Savoyen und Italien. Auf einer Platte, 7600 Fuß hoch, liegt das große Hospiz der Geistlichen vom St. Bernhardsberge, wo sie Reisende verpflegen und bewirthen. Die Zahl der Letzteren übersteigt in manchem Jahre 9000. Da die Reise über diesen Paß, namentlich in ungünstiger Jahreszeit, sehr gefährlich ist, so werden von den Geistlichen eine eigene Art Hunde (Marons) gehalten, die zur Rettung verirrter, erfrorner oder von Lawinen verschütterter Reisender abgerichtet sind. Für die Nacht bindet man ihnen eine Laterne an das Halsband, bei deren Scheine sie die Wege und Abgründe durchsuchen und durch ihr Bellen ankündigen, wenn sie ein verunglücktes, lebendes Wesen aufgefunden haben. Merkwürdig ist im Hospiz die Kirche und die Todtenkapelle. Letztere darum, weil wegen der großen Kälte und feinen Luft die Leichen darin nicht verwesen, sondern nur eintrocknen.

Bernstein, (auch Agtstein, gelbe Ambra genannt,) ist ein ziemlich hartes Erdharz von gelber, theils mehr röthlicher, theils mehr weißlicher oder grünlicher Farbe, zum Theil stark durchscheinend, zum Theil undurchsichtig (molkig), welches in mehreren Gegenden am Meere, namentlich an der Ostsee, gefischt und gegraben wird, auch in Bergwerken, aber nur selten vorkommt. Man findet es nie in sehr bedeutenden Massen, sondern nur in einzelnen Stücken, welche, da der Bernstein eine schöne Politur annimmt, zu allerlei Geräthschaften und Luxusartikeln verarbeitet wird. Früher machte man besonders Halsbänder für Damen daraus und schrieb

diesen heilsame Kräfte zu. Die kleinern Stücke werden gepulvert und in das Räucherpulver gemengt, indem der Bernstein mit angenehmem Geruche verbrennt. Die merkwürdigste Eigenschaft des Bernsteins ist die, daß er durch Reiben sehr stark elektrisch wird, und dann, wie Siegellack, kleine Papierschnitzel anzieht, dieselben auch eine Zeit lang festhält. Schon Homer erwähnt des Bernsteins (Elektron) als einer von den Phöniziern verbreiteten Kostbarkeit. Ueber die Entstehung des Elektron erzählten die Alten eine artige Fabel. Die über den Tod ihres Bruders Phaëton betrübten Heliaden wurden in Pappeln verwandelt, und weinten nun an den Quellen des Eridanos; ihre Thränen trug der Fluß in den Oceanos, von dem sie als Elektron (Sonnenstein) an's Land gespült wurden. D. M.

Berry, Karoline, Herzogin von. Unter dem sonnenklaren Himmel, der sich über Sicilien wölbt, erblickte Karoline Ferdinande Louise, Tochter des damaligen Kronprinzen von Neapel, der späterhin als Franz I. König beider Sicilien wurde, und Maria Clementine's, Erzherzogin von Oestreich, am 5. November 1798 zu Palermo das Licht der Welt. Schon in der frühesten Kindheit verlor sie ihre Mutter, doch Liebe und Sorgfalt umringten ihre Wiege und bemühten sich, sie für diesen Verlust zu entschädigen, und ihr eine treffliche Erziehung zu geben. Vorzügliche Eigenschaften des Geistes, die sie besaß, begünstigten den Unterricht. Muth, Festigkeit des Willens, Ausdauer und Bestimmtheit, gesellten schon in ihrer blühenden Jugend zur Anmuth und herzgewinnenden Güte, die ihr eigen war, den Ernst und die Kraft. Erzogen von einer Französin (Gräfin de Latour), dünkte Frankreich der Prinzessin schon im ersten Lebensalter ein Land, in dem sie heimisch war. Als daher im Jahr 1815 König Ludwig XVIII. von Frankreich, während seines Aufenthalts zu Gent dem Grafen Blacas, (damals Gesandter am neapolitanischen Hofe) den Auftrag gab, um die Hand derselben für seinen Neffen, den Herzog von

Berry, anzuhalten, gab die Prinzessin ohne Bedenken ihr Jawort, und freute sich, künftig einem Lande anzugehören, das sie schon unbekannter Weise geliebt hatte. Mancherlei Hindernisse, die aus der damals unruhig bewegten Zeit hervorgingen, schoben die Vermählung bis in das folgende Jahr hinaus, und erst im April 1816 verließ sie Palermo, und begab sich, von ihrem Vater begleitet, nach Neapel, wo sie den 12. desselben Monats anlangte, und wo ihr Großvater, König Ferdinand I., sie mit vieler Liebe empfing. Den 24. April wurde sie in der Kapelle des königlichen Palastes ihrem Oheim, dem Prinzen Leopold von Salerno, Beauftragtem ihres künftigen Gemahls, im Beisein des Königs und des ganzen Hofes, angetraut. Den 14. Mai schiffte sie sich nach der neuen Heimath ein. Ihre Ueberfahrt glich einer Lustreise, denn ein günstiger Wind schwellte ihre Segel, und ein immer heiterer Himmel, den ihre Fantasie im jugendlichen Wahn als ein Bild ihrer Zukunft betrachtete, lächelte zu der Fahrt, die sie an Frankreichs Küsten trug. Den 21. Mai landete sie im Hafen von Marseille, wo sie 9 Tage blieb, und sich dann über Toulon nach Fontainebleau wandte. Ihr Weg dahin glich einem Triumphzuge, überall beeiferte man sich, sie festlich zu empfangen, und mit Liebe zu begrüßen, wozu ihr herablassendes Wesen, ihr klarer Verstand, ihre unendliche Güte und ihre Wohlthätigkeit mehr noch als ihr Rang und als die Hoffnungen beitrugen, die durch ihre Erscheinung nun über Frankreich aufgingen. König Ludwig der Achtzehnte fuhr ihr entgegen, um sie selbst in Fontainebleau einzuführen. Die eheliche Einsegnung fand am 17. Juni zu Paris in der Kirche Notre-Dame Statt. In dieser Ehe, die, leider! so früh schon durch Meuchelmord wieder getrennt wurde, fand sie, wie alle Augenzeugen berichten, ein häuslich frohes Familiengück, das sich mit jedem Tage mehr zu befestigen schien. Auch auf die königliche Familie hatte ihr Eintreten in diesen Kreis den besten Einfluß. Ludwig XVIII. liebte sie der anmuthigen Munterkeit wegen, mit

welcher sie kindlich um ihn scherzte, und sein durch Leiden und Gebrechlichkeit hinfälliges Alter belebte. Zweimal erregten die Mutterhoffnungen der Herzogin von Berry Frankreichs Erwartungen, doch jedes Mal vergebens, da die Prinzessin, von der sie am 13. Julius 1817 entbunden wurde, nur zwei Tage lebte, und der Prinz, mit welchem sie am 13. September 1818 niederkam, bereits nach einigen Stunden wieder verschied. Endlich erfreute sie ihren Gemahl am 21. September 1819 mit einem lebenden Kinde, der Prinzessin Maria Louise Therese von Artois, und es war, als sei ihre ohnehin zufriedene Ehe durch diesen neuen Zuwachs häuslicher Freuden nun auf die höchste Stufe gelangt. So kam der 13. Februar 1820 heran, ein Tag, bei dessen Beginn Niemand ahnete, welch bitteres Weh sein Abend bringen werde. Der Herzog von Berry besuchte mit seiner Gemahlin die Oper, da inzwischen die Herzogin den größten Theil der vorhergehenden Nacht auf einem Balle zugebracht hatte, und sich ermüdet fühlte, so schlug er zärtlich für sie besorgt, ihr vor, sich während eines Zwischenaktes nach Hause zu verfügen. Es war etwas über zehn Uhr; die Herzogin war nur von der Gräfin Béthisy, und von ihrem Stallmeister, dem Grafen Mesnard, begleitet. Der Kammerherr des Herzogs, Graf de Clermont Lodève, und einer seiner Adjutanten, Graf César de Choiseul, folgten dem fürstlichen Paare. Die Herzogin stieg mit ihrer Hofdame ein; man schlug den Fußtritt des Wagens zurück, und wollte eben die Thür desselben schließen, als ihr Gemahl, im Begriff, in das Opernhaus zurückzukehren, um den Schluß des Ballets zu sehen, ihr noch freundlich zurief: „Adieu, Karoline! wir sehen uns bald wieder. — In diesem Moment drängte sich ein Mensch in seine Nähe, packte ihn an der linken Schulter, und stieß, ihn festhaltend, einen Dolch in die rechte Seite der Brust. „Ich bin des Todes! ich bin ermordet!“ rief der Herzog, indem er das Heft des Dolches erblickte, der in seiner Brust fest saß. Von diesen gräßlichen Worten wie von einem Blitzstrahl berührt,

stieß die Herzogin die Wagenthür zurück, und stürzte sich heraus, den bereits wankenden und einer Ohnmacht nahen Gatten in ihre Arme zu schließen. Ihr Anblick rief seine erlöschenden Lebensgeister zurück. Er zog selbst noch das tödtliche Eisen aus seiner Brust, doch das hervorströmende Blut, das sich über das Gewand der Herzogin ergoß, und das Grausen dieser Scene vermehrte, verwirrte für einen Augenblick seine Sinne, und ließ ihn nur die Worte lallen: „ich sterbe — einen Priester! — komm, armes Weib, laß mich in Deinen Armen sterben!“ — Hierauf sank er zusammen und seine Begleiter trugen ihn fast bewußtlos in einen Nebensaal des Opernhauses, wo man ihn in einen Lehnstuhl niedersetzte, bis man in der größten Eile ein aufgeschlagenes Gurtbett herbeigebracht, hatte. Die herbeigerufenen Aerzte halfen ihm behutsam auf dieß ärmliche Lager, und untersuchten nun seinen Zustand. Da alle Symptome eine innerliche Blutergießung verriethen, sahen sie sich genöthigt, die Wunde zu erweitern, um den Abfluß des Blutes nach Außen zu leiten. Eine Menge desselben war geronnen, und verschloß die Wunde. Es trat eine kurze Erleichterung ein, als es wieder frei sich ergießen konnte. Es wurde an beiden Armen zu Ader gelassen. Während aller dieser Vorgänge, obgleich vom tiefsten Schmerz erfüllt, hatte die Herzogin doch schnell wieder jene äußere Fassung gewonnen, die zu besonnener Thätigkeit nothwendig ist. Wie ein hilfreicher Engel stand sie zur Seite des Leidenden, ihm jeden Dienst zu leisten, jeden Trost zuzuflüstern, der nur immer seine Qualen mildern konnte. Mit einer Festigkeit des Tons und der Haltung, die beinahe ihre Kräfte überstieg, wendete sie sich an einen der Aerzte, um ihn zu befragen, ob die Wunde tödtlich sei. Ich habe Muth, Alles zu ertragen, sagte sie, nur keine Täuschung — lassen Sie mich die Wahrheit wissen. — Doch da die ersten Wundärzte der Stadt und des Hofes noch nicht eingetroffen waren, deren Meinung die untergeordneten Aerzte erst als entscheidend betrachten wollten, so wich man ihrem Forschen aus, und suchte ihr

einige Hoffnung zu machen. Indeß dauerte die Linderung, welche ärztlicher Beistand dem Kranken gewährte, nicht lange und das Vorgefühl des nahen Todes bemächtigte sich des Herzogs. Das erste Wort, als er wieder zur Besinnung gelangte, war die Versicherung: „ich verzeihe meinem Mörder, wer es auch sein mag." — Seine Leiden waren furchtbar. Jetzt erschien Herr Dupuytren, der berühmteste Wundarzt in Paris; er fand die höchste Gefahr, und verbarg dem Vater des Unglücklichen nicht, daß es nur ein einziges Mittel gebe, von dem sich aber eben so leicht augenblicklicher Tod als augenblickliche Hilfe versprechen lasse. Es sei dieß, eine noch viel bedeutendere Erweiterung der Wunde zu machen, um dem Blut, das sich innerlich angehäuft habe, den schnellsten Abfluß zu verschaffen. In seinem tiefen Jammer erwiederte der beklagenswerthe Vater: ich verlasse mich ganz auf Ihren Eifer und auf Ihre Geschicklichkeit. Und auf mein Herz, setzte Herr Dupuytren hinzu, indem er zur Operation schritt. Der Herzog ertrug auch noch diese Schmerzen mit der größten Geduld, fühlte aber immer mehr, wie gezählt seine Stunden hienieden waren und verlangte nach dem Könige. Während man ihn erwartete, konnte der Herzog die Dankbarkeit für alle die Beweise der Liebe, Theilnahme und Pflichterfüllung nicht unterdrücken, die seine Gemahlin ihm gab, indem sie jede Kraft ihrer Seele für diesen großen Zweck zusammenraffte. Er bat sie, sich für ihr Kind zu erhalten, und indem er mit Blicken der innigsten Zärtlichkeit hinzusetzte: „auch für das Kind, welches Du unter Deinem Herzen trägst, entschleierte er das zarte Geheimniß der Zukunft, das man bis jetzt noch nicht gemuthmaßt hatte. Die Innigkeit, die sie ihm widmete, gab ihm das Vertrauen, ihre Liebe noch auf eine herbe Probe zu stellen. Er bat sie nämlich, zu gestatten, daß er zwei junge, ihm während seines Aufenthalts in England geborene Mädchen sehen dürfe, die er heimlich nach Paris hatte kommen lassen, weil er sie väterlich liebte. Ohne sich einen Augenblick zu bedenken, rief die

Herzogin: wo sind sie, diese Kinder, die Dir angehören; ich habe das Recht, ihre Mutter zu sein, und ich werde mütterlich für sie sorgen. Die Kinder wurden geholt, und sie selbst führte sie ihrem Gemahl zu, der ihnen seinen letzten Segen gab. Um drei Uhr Morgens erhielt der Herzog die letzte Oelung. Als diese Ceremonie vorüber war, langte auch die junge Prinzessin an, welche die zärtliche Mutter hatte kommen lassen, damit auch sie den Segen des sterbenden Vaters empfange. Sie trug sie hin zu seinem Schmerzenslager. Mühsam erhob er seine matte Hand, und berührte die Stirne des Kindes. „Möchte das Unglück, das meine Familie heimsucht, dich verschonen!" sprach er leise. „Ach wie lange läßt der Tod auf sich warten!" seufzte er öfters, und, anspielend auf die beiden, schnell nach ihrer Geburt wieder verlorenen Kinder, die an einem dreizehnten zur Welt kamen, sagte er zu seiner Gemahlin: „theure Karoline, der 13. ist ein sehr schlimmer Tag für uns!" Er nahm hierauf von allen den Seinigen, so wie von seinen Dienern Abschied, und empfahl diese Letzteren, denen er für ihre Treue dankte, dem Schutz und der Fürsorge seines Vaters. Jetzt schlug die Uhr 5, der König trat herein. Eben hatte man angefangen, die Gebete der Sterbenden zu lesen; man erwartete den letzten Athemzug, aber die Nähe des Königs gab dem Herzog noch einmal Kraft zu reden. „Gnade, Sire!" rief er seinem Oheim zu „Gnade meinem Mörder! Es ist die letzte Gunst, um die ich flehe — verweigern Sie mir sie nicht. Vielleicht habe ich unwissentlich diesen Menschen beleidigt — lassen Sie ihn nicht das Leben verlieren — ich beschwöre Sie darum!" — Mein Sohn, versetzte der König, ich hoffe, du wirst dich wieder erholen; dann wollen wir weiter davon sprechen. Für jetzt aber kann ich nur an Dich denken. Nun trat der Todeskampf ein — die Aerzte baten den König, sich zu entfernen — er verweigerte es, war aber besorgt für die Herzogin, die sich an das Bett des Sterbenden anklammerte, und ihn durchaus nicht verlassen wollte. Sein ernster

Befehl vermochte sie bloß für einige Momente, von ihren Damen begleitet, in ein anderes Zimmer zu gehen. Schneller als man wünschte, kehrte sie zurück, aber doch zu spät, um ihren Gatten noch unter den Lebenden zu finden. Als sie ihn entseelt vor sich sah, erlag ihre starke Seele einige Momente dem Wahnsinn der Verzweiflung. Sie stürzte vor dem Bette nieder, küßte tausendmal seine kalte Hand, und überströmte sie mit den Thränenfluthen, die unaufhaltsam aus ihren Augen brachen. Jetzt waren ihre Kräfte erschöpft — man trug sie in den Wagen und führte sie in Begleitung der Herzogin von Angoulème und der Herzogin von Orleans nach dem Pallast Elysee-Bourbon, wo sie endlich, wie aus einem schweren Traume erwachte, und nun ihr unabänderliches Unglück mit dem Entschlusse betrachtete, den mannichfachen Pflichten, welche es ihr auferlegte, alle ihre Kräfte zu widmen. Ihre gute Natur siegte über die Schrecken der eben überlebten Katastrophe — ihre Gesundheit hatte nicht darunter gelitten. Alle ihre Gedanken und Gefühle wandten sich jetzt dem Berufe als Mutter zu, und es schien, als statte sie eine höhere Macht mit unbegreiflicher Umsicht, Ruhe und Seelenstärke aus, ihn in seiner vollsten Bedeutung zu erfüllen. Um das Andenken ihres Gemahls zu ehren, ließ sie zu Roßny ein Gebäude aufrichten, das sie dem heiligen Karl Borromäus widmete, und das einen dreifachen Zweck in sich vereinte. Der eine Flügel war zu einem Hospital für arme Kranke, der andere zu einer Erziehungsanstalt für hilflose Kinder, und der beide Flügel verbindende mittlere Theil des Gebäudes zu einer Kapelle bestimmt, wo sie späterhin Messen für die Ruhe des geliebten Todten stiftete, und in einem Xenotaphium von weißem Marmor das Herz desselben beisetzen ließ. Die Bildsäule des heiligen Karl Borromäus, welcher der Schutzpatron ihres Gemahls war, ziert dieß Grabmal, und auf dem Piedestal derselben liest man diese von ihr selbst entworfene Inschrift: Ici est déposé le coeur de C. F. d'Artois, Duc de Berry, digne fils de Saint-Louis, et du grand

Henri. Il eut la valeur et la vertu de son auguste race. Père des pauvres, appui des malheureux, il périt avant l'age, sous le poignard des factieux. La mort fut héroique. Mit Ergebung erwartete sie den Zeitpunkt ihrer Niederkunft. Am 29. September 1820 wurde sie in der Nacht von einem Prinzen entbunden. Doch weder die Schmerzen der Geburt, noch die Freude, einem Sohne das Dasein gegeben zu haben, ließ sie die politischen Rücksichten vergessen, welche sie ihm als einstigem Thronerben Frankreichs schuldig zu sein glaubte. Sie bestand auf das Herbeirufen unbefangener und glaubwürdiger Zeugen, um die Echtheit dieses Kindes zu beweisen, und erst, nachdem dieß geschehen, und die Rechtmäßigkeit der Ansprüche ihres Sohnes gegen jeden Zweifel geschützt war, überließ sie sich dem wehmuthvollen Glücke, mit dem der Besitz eines Kindes sie erfüllte, dessen Vater bereits in höheren Regionen seine Heimath gefunden hatte. — Einen neuen Beweis ihrer heroischen Denkungsart gab sie noch wenige Tage vor ihrer Niederkunft, wo sie Herrn Deneux, ihren Geburtshelfer, zu sich kommen ließ. Ruhig trat sie ihm entgegen, und sagte: „Ich weiß, daß „es bei schweren Entbindungen der Gebrauch ist, der Mutter auf „Kosten des Kindes das Leben zu retten. Ob meine Stunde „schwer sein wird — — wer kann das wissen? — Aber wie dem „auch sei, so vergessen Sie nie, daß das Kind, welches ich zur Welt „bringen soll, das Eigenthum Frankreichs ist, und zögern Sie keinen „Augenblick, ich beschwöre Sie und mache Sie dafür verantwortlich, „es selbst auf Kosten meines Lebens zu erhalten." Alle diese Zeugnisse ihres Muthes, ihrer Selbstverläugnung, ihrer Güte und ihrer großartigen Gesinnung erwarben ihr das öffentliche Vertrauen und die Liebe des Volkes, und hätte man ihr erlaubt, sich, wie sie wollte, nach dem Blutbad jener schrecklichen Julitage nach Paris zu begeben, um ihren Sohn dem Volke zu zeigen, das seine Geburt so jubelnd aufgenommen, und ihr so ergeben war, vielleicht hätten die damaligen Ereignisse eine mildere Wendung genommen.

Karl der Zehnte aber untersagte ihr die Ausführung dieser kühnen Idee, und nun sah sie sich genöthigt, der königlichen Familie in's Ausland zu folgen. Sie schifften sich nach England ein, wo ihnen von der Regierung das Schloß Holy-Rood bei Edinburg zum Aufenthalt angewiesen wurde. Hier in dieser Einsamkeit, die nur allzu lebhaft die Bilder ihres verlorenen Glücks an ihrer Seele vorüber führte, suchte ihre Phantasie durch Träume einer Möglichkeit, daß eine Masse Treugesinnter aufstehen könne, die Rechte ihres Sohnes zu vertheidigen, das zagende Mutterherz zu beschwichtigen. Es fehlte nicht an Briefen bewährter Freunde, die ihre Hoffnungen belebten, nicht an Winken, und endlich sogar an dringenden Aufforderungen zu kommen. Man betheuerte, Gut und Blut für ihren Sohn zu wagen, wenn sie nur selbst sich mit ihrem Sohne an ihre Spitze stellen wolle, eine noch allgemeinere Begeisterung durch ihren Anblick zu wecken. Ihr an sich ritterlicher Sinn, der sich stets in einer zweckmäßigen Thätigkeit gefiel, und von der monotonen Gegenwart voll Müßiggang und Langeweile schmerzlich gepeinigt wurde, fühlte sich durch die Wünsche ihrer Getreuen und durch die vielen Beweise ihrer Ergebenheit wieder lebendig aufgeregt, und Liebe und Pflicht stellten ihr das gefahrvolle Unternehmen, plötzlich in Frankreich zu erscheinen und die königliche Fahne siegreich aufzupflanzen, in der höchsten Verklärung irdischer Seligkeit dar. Aber ach, es war nur die Fahne des Aufruhrs, die sie in das Land brachte, das sie und die Ihrigen feindlich von sich gestoßen — nur die Wunden, die eine gewaltsam unterdrückte Insurrection schlägt, blieben als Spuren eines Daseins zurück, das für die edelsten Absichten sich zu opfern bereit war. So groß indessen die Zahl ihrer Anhänger auch war, so war doch die der Gegner noch größer, und die ausübende Gewalt in den Händen der Letztern. Viel Blut ist geflossen — heldenmüthige Aufopferungen wurden freudig dargebracht — aber weder dies, noch die persönliche heroische Entschlossenheit und Hingebung der Herzogin

vermochte die Sache zu fördern, die zu vertheidigen sie ihr Leben nicht schonte. Alle ihre kühnen Pläne scheiterten, und sie mußte nur dem Himmel danken, daß sie sich, obgleich mit Schmerz, in Karl's des Zehnten Willen gefügt, und den Herzog von Bordeaux zurück gelassen hatte. Gedrängt von allen Seiten, und in den sonderbarsten Verkleidungen bald der Gefahr entgegen gehend, bald ihr ausweichend, führte sie jetzt ein Leben, das an's Abenteuerliche gränzte. Oft entging sie auf eine fast unbegreifliche Weise den Verfolgungen ihrer Feinde, und erschien theils zu Roß, theils zu Fuß, theils zu Wagen wohlbehalten mitten unter ihren Getreuen, welche bereits zitterten, sie verloren zu haben. Doch einen gefährlicheren Feind erweckte sie sich selbst; es war ihr Ruf, der nach und nach von seiner Lauterkeit einbüßte, je mehr ihr Betragen sich durch dieses unstäte Umherschwärmen gewissermaßen vermännlichte, und die zarte Grenzlinie weiblicher Zucht und Sitte überschritt. Man wußte, daß ein Edelmann, der bei ihr in Gunst stand, ihr in der Verkleidung eines Kammerdieners folgte, unter dem Vorwande, ihr unter dieser Maske desto sicherer zum Schutz gereichen zu können. Man kannte, oder ahnte wenigstens, auch andere Verhältnisse, und Viele von denen, die sich ehemals glücklich gepriesen haben würden, den Staub ihrer Sohlen zu küssen, gestatteten sich, um der Gegenpartei zu huldigen, das feige Vergnügen, sie auch noch zu verleumden, oder doch ihre Schwächen an das Licht zu ziehen. So trieb sie sich unter immer vergeblichen Versuchen, einen allgemeinen Aufstand zu organisiren, von Ort zu Ort, bis endlich der Verrath eines Undankbaren (eines getauften Juden, Deuz genannt, den sie zuweilen zu Aufträgen gebraucht, und mit Wohlthaten überhäuft hatte) diesem chevalereskeu Treiben ein Ende machte. Sie hatte sich in Nantes mit einigen Vertrauten in den Hintergrund eines Kamins geflüchtet, wo sie unter den größten Martern, vom Rauche fast erstickt, von der Flamme schon mehrmals versengt, unter Hunger und Durst, und ohne Schlaf, in

der unbequemsten Stellung von einem Morgen bis zum Mittag des andern Tages geduldig ausgeharrt hatte. Umsonst war das Streben, sie zu entdecken, gewesen. Doch mußten die in einem so unerträglichen Zustande sich Befindenden endlich selbst die Thür öffnen, die ihren Schlupfwinkel von dem Raume trennte, wo ihre Verfolger verweilten. Die Herzogin trat mit einer Würde und Unbefangenheit aus ihrem Versteck, welche den Soldaten, die sie als Gefangene empfingen, Ehrfurcht und die wärmste Theilnahme einflößte. „Ich bin die Herzogin von Berry," sprach sie ruhig, „und Ihr seid Franzosen und Soldaten. Ich vertraue mich Eurer Ehre an." Von hier an scheint sich ihre politische Laufbahn zu schließen. Man gönnte ihr drei Tage zur Erholung, und schiffte sie nach Ablauf derselben, am 9. November 1831 in der Brigg la Capricieuse ein, um sie in dem festen Chateau de Blaye in sichere Verwahrung zu bringen. Dort sah sie sich nach einiger Zeit genöthigt, die geheime Verbindung zu bekennen, die sie mit dem Grafen Lucchesi Palli geschlossen hatte, da die Folgen derselben sich nicht länger verbergen ließen. Im Mai 1832 wurde sie von einer Tochter entbunden, und bald nach ihrer Wiederherstellung sandte man sie, ihr nun die Freiheit gebend, sammt ihrem Kinde, (welches aber schon im ersten Jahre seines Lebens starb) nach ihrem Vaterlande, wo sie sich mit ihrem neuen Gatten wieder vereinigte. — Hoffentlich wird sie nun in stiller Zurückgezogenheit das Glück finden, das sie im Gewühl der Abenteuer und der Kämpfe vergebens suchte. Doch scheint ihre kraftvolle Seele noch immer nicht von dem milden Einflusse einer ruhigen Resignation durchdrungen zu sein, denn selbst nach ihrer Befreiung noch schrieb sie an einen ihrer Anhänger: „Alles ist verloren, nur die Ehre nicht! sagte einer „meiner Vorfahren. Ich aber sage: Nichts ist verloren, so lange „man noch Muth und treue Freunde hat." Im Sommer 1834 besuchte sie ihre Familie in Prag. A.

Bertha, die Heilige, aus der Gegend von Rheims, in

Frankreich, abstammend, war aus einem vornehmen Geschlechte, und mit Gumberto, einem Edelmanne, vermählt, der seiner Tugenden und seines reinen Wandels wegen, gleich ihr, in der ganzen Umgegend verehrt wurde. Beide lebten sehr glücklich mit einander, aber Bertha, mehr dem Himmel als der Erde angehörend, fühlte nach und nach ein immer dringenderes Verlangen, ihre Tage Gott und einer einsamen Selbstbeschauung zu weihen. Sie trennte sich daher, mit Bewilligung ihres Gatten, von ihm, und baute zu Avenay ein Kloster, in welchem sie vielen unschuldigen Jungfrauen einen Zufluchtsort gegen äußere Noth und gegen die Verführungen des Weltlebens gewährte. Ihr Gemahl starb, und ihre Stiefkinder, entrüstet, daß ihr frommer Bau die Erbschaft, auf die sie hofften, geschmälert hatte, überfielen sie plötzlich, um Rache an ihr auszuüben, und ermordeten sie auf eine grausame Weise. Schon im Sterben begriffen, befahl sie noch, ihre Leiche neben der ihres geliebten Gatten zu begraben. Ihr Gedächtniß wird den ersten Mai gefeiert. A.

Bertha, eine Tochter des Herzogs Burkard von Alemannien, wird gemeiniglich für die Mutter Karl's des Großen gehalten, und im Munde des Volkes im ehemaligen Königreiche Burgund, lebt mit Bezug auf sie ein altes Sprichwort von der guten alten Zeit, wo die Königin Bertha spann. — Nach den meisten Geschichtschreibern war aber diese Bertha nichts weniger, als die Mutter Karl's des Großen, sondern wahrscheinlich die Mutter Konrad's von Kleinburgund, der Rudolf dem II. folgte. Dieser starb 937. Bertha war eine Mutter ihres Volkes und stiftete viele geistliche und Wohlthätigkeitsanstalten, namentlich zu Solothurn, Amsoldingen, Münster und Neufchatel. Im Jahre 1818 glaubte man ihr Gebein in Peterlingen gefunden zu haben, und setzte dieselben unter vielen Feierlichkeiten wieder bei. X.

Bertha, Kaiser Heinrich's des Vierten Gemahlin, war eine wohlthätige Fürstin, die Mutter der Bedrängten, der rathende

Beistand aller Hilflosen, ein Muster weiblicher Tugenden. Als sie sich einst mit ihrem Gemahl in Padua befand, nahte sich ihr eine arme Bauersfrau, welche, gleich ihr, Bertha hieß, und aus Montagnano war, wo sie sich vom Spinnen nährte. Der Kaiserin gefiel die einfache Treuherzigkeit derselben, und sie erfreute sie durch ein Almosen. Den andern Tag war sie verwundert, diese Frau, von deren Fleiß und Unbescholtenheit sie Gelegenheit gehabt hatte, manches Rühmliche zu vernehmen, schon wieder zu sehen. Doch erschien sie nicht als eine Bittende, sondern — stolz auf ihr feines Gespinnst — kam sie nur in der bescheidenen Absicht, der Kaiserin ihre Dankbarkeit zu beweisen, und ihr ebenfalls eine Freude zu machen, indem sie ihr ein Knäuel ihres besten Garnes als Probe ihrer Kunst verehrte. Als sie dasselbe überreicht hatte, verlor sie sich schnell wieder unter der Menge, doch die Kaiserin, gerührt von dieser Gutmüthigkeit, sendete ihr, mit ihres Gemahls Erlaubniß, einen ihrer Diener nach Montagnano nach, der ihr verkündete, sie solle als kaiserliches Gnadengeschenk so viel Land als Eigenthum für sich und die Ihrigen empfangen, als der Faden ihres Knäuels umfassen werde. Von dieser Bauersfrau soll nachmals das adelige Geschlecht von Montagnano entsprossen sein. Später beeiferten sich viele Frauen, der Kaiserin Garn und andere Geschenke zu bringen, aber diese, unvermögend, sie alle so wie jene Bäuerin zu belohnen, reichte ihnen nur geringe Gaben zur Vergeltung dar, und pflegte als Entschuldigung zu sagen: „Die Zeit ist vorüber, wo Bertha spann.“ Diese Worte verewigten sich in Padua als Sprichwort, das jetzt noch oft gehört wird. A.

Bertrand, Aline, die größte Harfenspielerin der neuern Zeit, vielleicht auch die letzte, da das Instrument nach und nach außer Gebrauch gekommen. Im Jahre 1828 machte sie auf ihrer Kunstreise durch Deutschland großes Aufsehn, und lebt gegenwärtig in Paris, wo auch ihre Schwester als Sängerin mit Glück debütirt hat. R. S.

Beruf ist, im wahrem Sinne des Wortes, das zur Erkenntniß seiner selbst gewordene Gefühl, für diesen oder jenen Lebenszustand besondere Neigung oder Anlagen zu haben. Im weiteren Begriffe ist Beruf sonach die Gesammtheit der Pflichten, die uns ein Stand auferlegt, oder die sich sogar aus unseren allgemeinen Verhältnissen zur Welt ergeben. Weiblicher Beruf ist also die Pflichterfüllung in Bezug auf den Mann, und die getreue Lösung der von der Natur dem Weibe gestellten Aufgabe. S. Bildung.

B—l.

Berufskrankheiten nennt man Uebel, welche dem Menschen aus den Schädlichkeiten erwachsen, die seine Beschäftigung mit sich bringt. Sie sind sehr mannichfaltig, wie die Maler- oder Bleikolik, die Schwindsucht der Steinmetzen, die Geisteskrankheiten oder körperlichen Beschwerden der Gelehrten, die Krankheiten der Stubenmenschen, der Handwerker, der Seeleute u. s. w. Auch das weibliche Geschlecht hat seine Berufskrankheiten, wenn es der arbeitenden Klasse angehört, in den vornehmern Ständen aber sind diese Uebel seltener, oder hängen von sitzender Lebensart, Stubenluft und einigen Arbeiten ab, welche dem Körper nicht zuträglich sind, wie z. B. das Sticken, welches eine Hauptursache der Schiefheit ist, oder sie sind Folgen von natürlichen Pflichten, zu welchen der verzärtelte Körper nicht genügende Kraft besitzt, wie das Wochenbett und das Stillen, obgleich diese Uebel streng genommen nicht Berufskrankheiten genannt werden können. D.

Bescheidenheit, die schweigende Verzichtleistung auf Lohn und Anerkennung, oder auch die gemäßigte Schätzung des eigenen Verdienstes. Sie ist eine Tochter der Vernunft. Der Verständige ist nicht immer bescheiden, der Vernünftige jederzeit. Bescheidenheit ist vorzugsweise eine Tugend des zarteren Geschlechtes, obschon sie auch dem stärkeren wohl ansteht; sie blüht zwischen Anmaßung und Kriecherei. B—l.

Beschreibung nennt man die Aufzählung der Merkmale

eines Gegenstandes, um selbigen von anderen unterscheiden zu können. Die Beschreibung kann entweder den Zweck haben, dem Verstande einen deutlichen Begriff von Etwas zu geben, oder aber der Phantasie ein schönes Bild vorzuführen. Im erstern Falle sind Wahrheit, Vollständigkeit, Genauigkeit Bedingung, weil sonst kein deutlicher Begriff entstehen kann; im letztern kommt es darauf an, den todten Buchstaben Leben und Frische einzuhauchen; sie ist die nahe Verwandte der Poesie und leiht sich von ihr die Farben, mit welchen sie ihre Kinder schmückt. 52.

Besessene, nannten die Juden bereits zu Jesu Zeiten alle diejenigen, welche an schweren Krankheiten, wie Melancholie, Wahnsinn, Aussatz u. dergl., litten, indem nach ihrer Meinung der Teufel seine Dämonen in solche Menschen geschickt haben sollte. Dieser Glaube hat sich unter veränderten Gestalten lange fort erhalten, ist aber in der neuern Zeit, wo wir mit den Kräften der Natur und ihren Wirkungen vertrauter geworden sind, fast ganz verschwunden. Mysticismus, Magnetismus und Galvanismus, und letztere namentlich durch ihre noch nicht genug bekannten Einwirkungen auf den Menschen, haben in neuester Zeit Leichtgläubigen oder Betrügern zuweilen die Hand geboten, den alten Aberglauben wieder aufzufrischen.

Bessarabien, eine Provinz im südlichen Rußland, von 800 □ Meilen, zwischen dem schwarzen Meere, Podolien, der Moldau und Siebenbürgen gelegen, ein wenig bevölkertes aber fruchtbares Land (man zählt auf dem großen Flächenraume nur 660,000 Menschen). Der Norden ist waldig, von Bergen und Hügeln durchzogen, der Süden eine große Ebene, eine Steppe, von Flüssen und Sümpfen durchschnitten, doch im Ganzen ein ergiebiger Boden. Die Wälder liefern Wildpret, die Ebenen Getreide und Gemüse, Obstfrüchte aller Art und namentlich vielen guten Wein, dessen Kultur immer im Steigen ist. 1826 wurden schon 50,000 Eimer gekeltert. Viel rother Wein wird auf Wermuth gegossen,

wodurch ein ungemein kräftiges und gesundes Getränk entsteht. Die Viehzucht ist beträchtlich. Große Herden von Rindern, Pferden und Schafen weiden in den großen Ebenen. Die Fischerei ist sehr ergiebig, das Meer, die Seen und Ströme liefern Schildkröten, Krebse und Fische aller Art in Menge. Zahlloses Wassergeflügel belebt die stehenden Gewässer. Von Mineralien ist vorzüglich Salz reichhaltig vorhanden; doch bergen die fast gar nicht durchforschten Gebirge gewiß noch Schätze anderer Art. Die Bewohner waren früher Nomaden und haben sich erst unter russischer Hoheit an feste Wohnsitze gewöhnt. Jetzt gibt es 8 Städte, 16 Flecken und 1050 Dörfer. Die Bewohner sind Russen, Moldauer, Griechen, Juden, Armenier, Zigeuner. Unter diesen verschiedenen Einwohnern sind vorzüglich die Moldauer merkwürdig. — Das weibliche Geschlecht ist durch seine Schönheit ausgezeichnet und in der Regel fleißiger als das männliche. Die Frauen verfertigen ihre und ihrer Männer Kleidungsstücke selbst. Reinlichkeit in der Wohnung wie in der Kleidung zeichnet sie bis zum ärmsten Bauerweibe hinab aus. Ihre Kleidung ist malerisch und reizend. Im Sommer tragen sie ein blendend weißes, enges, mit farbigen Streifen und Stickereien verziertes Hemd, das bis an die Knöchel reicht und über den Hüften von einem leichten Gürtel gehalten wird. Den Kopf bedeckt ein weißes Tuch und den Unterrock vertritt eine schwarze wollene gestreifte Schürze, welche oft von einem hellrothen Gürtel umschlungen wird. Die Kopfbedekkung ist geschmackvoll gestickt und gewöhnlich das Meisterwerk ihrer eigenen Kunstfertigkeit. Sie wissen es sehr geschmackvoll über dem Scheitel zu falten. Die Wohlhabendern ziehen über das Hemde noch einen kurzen Talar von heller Seide, mit weiten Aermeln und Pelzwerk verbrämt. Bei kalter Witterung tragen sie eine Art Weste von hellem Seidenstoff ohne Aermel um die Brust, im Winter aber einen häßlichen Schafpelz, der sie entstellt. Die Frauen der höhern Stände (der Bojaren) kleiden sich franzö-

sisch, die Männer aber behalten ihre orientalische, prachtvolle Nationaltracht. — Die Hauptstadt ist Kischenew, liegt am Byk, ist schön gebaut, hat ein Gymnasium, einen Krongarten, drei prächtige marmorne Springbrunnen und gegen 20,000 Einwohner.

—n.

Beständigkeit ist eine Tugend, welche uns veranlaßt, angenommene Vorstellungen, Neigungen und Entschließungen, so wie einmal geknüpfte Verhältnisse, nicht dem Zufalle, nicht den Launen des Augenblickes zu opfern. Sie ist ein Abkömmling der Treue, sie ist eine Beschützerin der Liebe und Freundschaft und eine schöne Blume im Kranze echter Weiblichkeit.

Bestimmung, menschliche Bestimmung, Zweck des Daseins. Die Doppelnatur des Menschen weist schon auf die einfachste Lösung dieser großen Lebensfrage hin. Wir bestehen aus Seele und Leib. Diese müssen in bestimmten Verhältnissen zu einander stehen. Der Leib ist der Seele untergeordnet, beide aber streben nach Glückseligkeit, welche die Seele in der Wahrheit, der Leib im Genusse sucht. Da aber die Seele edler, muß das Streben nach Wahrheit jenes nach Genuß lenken und beherrschen. Hieraus ergibt sich, daß weiser Genuß unsere Bestimmung ist. Jede Bestimmung muß erreichbar sein, die unsrige ist es. Durch die Läuterung unseres Begehrungsvermögens machen wir uns allein des Glückes, zu sein, würdig, wie der süßen Hoffnung, in Ewigkeit fortzudauern. Eine andere Bestimmung kann es für moralische, d. i. freithätige Wesen nicht geben. Der Mensch handelt immer frei und ist der Schmied seines Schicksals. (S. Fatum und Weibliche Bestimmung.)

B—l.

Beten. Kaum ist in dem Menschen das Selbstbewußtsein erwacht, so regt sich in ihm auch das Gefühl seiner Abhängigkeit von einem höhern Wesen. Ihm empfiehlt er sein Wohl, ihm eröffnet er seine Wünsche, seine Hoffnungen, ihm dankt er für erwiesene Wohlthat und Gnade; um den Schutz seines Gottes fleht

der Mensch auch für die Zukunft, — er betet. Beten ist also, wie in seiner Abstammung, so auch in seiner Bedeutung nahe verwandt mit bitten, nur daß Beten sich allein auf die Gottheit bezieht, von der man Etwas bittet. Alle heidnische Völker breiten beim Beten die Hände aus, weil sie beten, um zu empfangen. So auch die ersten Christen. Um die Stellung des gekreuzigten Jesus nachzuahmen, streckten sie später die Arme aus. Späterhin betete man mit auf der Brust kreuzweise über einander geschlagenen Armen, um nach morgenländischer Sitte Demuth zu zeigen. Der Vernünftige betet nicht nach künstlichen, auswendig gelernten Formeln, sondern aus dem Herzen, d. h. er unterhält sich mit Gott in der Sprache des Herzens über seine Hoffnungen und Wünsche und über seine Gefühle des Dankes. Anbeten ist in Beziehung auf die Gottheit gleichbedeutend mit verehren. S. Gebet.

—t—

Betfahrt, das Pilgern zu einem Heiligenbilde. Auch werden an manchen Orten jährliche Betfahrten für Erhaltung der Feldfrüchte angestellt, wobei Heiligenbilder mit Kreuzen und fliegenden Fahnen unter Gesang über die Felder getragen werden. Dies geschieht gewöhnlich drei Tage vor dem Himmelfahrtsfeste; weßhalb die Himmelfahrtswoche auch Bet- oder Betfahrtswoche, und jene drei Tage Bettage genannt werden. —t—

Bethesda hieß nach der Kirchengeschichte in Jerusalem ein Teich, dessen Wasser durch seine Heilkraft in großem Ansehen stand. Noch jetzt zeigt man dort den Ort, wo die wunderthätige Quelle entsprang, zu welcher Tausende von Kranken wallten, um zu genesen. —t—

Bethlehem, wo Christus geboren ward, existirt noch jetzt, freilich nur als unbedeutendes Dorf, bewohnt von Griechen und Armeniern. Es liegt 1 Meile südlich von Jerusalem. Der Weg dahin ist kahl und unfruchtbar, erregt aber die Aufmerksamkeit des frommen Pilgers durch den Thurm Simeon's, das Kloster

des Elias und das Grab der Rahel. Auf der Stelle, wo der Erlöser geboren ward, steht jetzt ein Kloster, von römischen, griechischen und armenischen Mönchen bewohnt. Merkwürdig daselbst ist die in Felsen gehauene Kirche, in welche man durch einen langen Gang mit Gräbern gelangt, wovon eins alle Kinder enthalten soll, welche Herodes umbringen ließ. Eine schöne Kapelle mit marmornen Wänden hat an jeder Seite 5 Betstühle. Dieser heilige Ort ist von unregelmäßiger Gestalt, und wird von 32 Lampen erhellt, welche fromme Fürsten hierher schenkten. In einem Bogengange befindet sich ein Altar, wo der Sohn Gottes zum ersten Male in menschlicher Gestalt erschienen sein soll. Eine Stelle auf dem Boden, mit Marmor, Jaspis und Silber ausgelegt, und der Inschrift: „Hier wurde Christus von der Jungfrau Maria geboren" bezeichnet den Ort. Ueber diesem Altare ist die Krippe, in welche das Kind Jesus gelegt wurde; sie ist gleichfalls aus Marmor, und vor derselben der Altar der Weisen aus dem Morgenlande. Verläßt man diese heilige Stätte und besteigt das Dach der Kirche, so bietet sich dem entzückten Auge die reizendste Aussicht nach Takoa und Engaddi.

Bethmann, Friederike Auguste Konradine, früher verehelichte Unzelmann, geb. Flittner, wurde im Jahre 1760 zu Gotha geboren, und erhielt nach dem Tode ihres Vaters den rühmlich bekannten Schauspieldirector Großmann zum Stiefvater. Unter seiner Leitung machte sie die ersten glücklichen Versuche in der Oper, zeichnete sich bald auch im Schauspiel, in muntern und naiven Rollen so sehr aus, daß sie mit ihrem Manne, dem so berühmt gewordenen Komiker Unzelmann, nach Berlin berufen wurde. Ihr eminentes Talent erhob sie unter die bedeutendsten Erscheinungen der deutschen Bühne. Zeichnete sie eine angenehme Stimme und sinnig warmer Vortrag in der Oper vortheilhaft aus, so ragte sie an Lebendigkeit, schalkhaftem Muthwillen, Grazie und feinem Anstand im Lustspiel über alle empor, während ihr Genie selbst in

der Tragödie durch Einfachheit, großartig veredelte Natur und Tiefe der Auffassung, scharfe Individualisirung und schöpferische Phantasie sich die schönsten Lorbern errang. In der Kunst, sich zu kostümiren, stand sie eben so einzig, wie in der fast ganz verlornen Kunst der klaren, fließenden, gesonderten, charakteristischen, würdigen Rede, welche eben so wenig zur Plauderei der Conversation, wie zur kalten, affectirten Declamationsform sich verirrt. — Im Jahre 1803 trennte sie sich von Unzelmann und verheirathete sich mit dem Schauspieler Bethmann. Sie machte neben Iffland ꝛc. Epoche in der Geschichte des deutschen Theaters, und ist heute noch im Ganzen unübertroffen, im Einzelnen von Wenigen erreicht. Sie starb im Jahr 1814. —d—

Bette. Wer kennt nicht diesen allgemeinen Freund des ganzen Menschengeschlechtes, die Zuflucht des Müden und Erschöpften, die wohlthätigste Einrichtung, den unentbehrlichen Schlaf auf die bequemste Art zu genießen, von den Sorgen und Beschwerden des mühevollen Tages auszuruhen? Ueber den Ursprung der Betten läßt sich nichts Bestimmtes sagen, und da die Erfindung doch im Grunde zu den einfachsten gehört, zu denen uns das Naturbedürfniß selbst führt, kann man wohl annehmen, daß sie ziemlich so alt wie die Welt sein muß und nur durch die steigende Kultur Form und Gestalt änderte. Aus dem ersten Buch Mose 47, 31. 48, 2. 39, 33. sehen wir, daß man schon zu Jakob's Zeiten Betten gekannt, und die Römer und Griechen besaßen solche in großer Vollständigkeit. Unsere deutschen Vorfahren lagen zwar sehr lange auf dem Fußboden ihres Hauses, machten sich dann aber hölzerne Bettstellen, die sie mit Baumblättern und Thierfellen ausfüllten. Nach und nach mag sich nun die Einrichtung und Zubereitungsart der Betten bei ihnen vervollkommnet haben, bis sie zu dem jetzigen Glanzpunkt gediehen sind. Je nördlicher das Klima, desto unschätzbarer das Bette; und in Deutschland gehört es schon zu dem höchsten Grad von Armuth, kein solches zu besitzen. Im Süden findet

dieser Mangel häufiger Statt, und in Italien und Spanien existiren ganze Klassen, welche der Wohlthat des Bettes entbehren, und ihr Lager alle Abende an einer Straßenecke, oder vor einer Kirchthür aufschlagen. Wilde Völkerstämme, zu denen kein Strahl der Kultur gedrungen, besonders solche, die ein Nomadenleben führen, wissen ebenfalls nichts von unsern Betten, und schlafen auf Thierhäuten, Moos oder Baumblättern. Zu einem vollständigen Bette gehört erstlich ein hölzernes Gestell, Bettstelle; ferner eine erste Unterlage von Stroh, oder ein Strohsack; hierauf eine Matratze von Pferdehaaren und so viel Federbetten (mit Federn gestopfte Kissen, Polster und Decken) als ein Jeglicher bedarf, oder zu bedürfen sich angewöhnt hat. Zuletzt leinenes Bettzeug, bestehend aus einem großen Tuch zum Ueberbreiten (Betttuch); ferner einem leinenen Ueberzug über das Kopfkissen, und einem größern ditto, die eigentliche Bettdecke, womit der Schlafende sich zudeckt. Es ist viel gegen den Gebrauch der Federbetten gesprochen und geschrieben worden, besonders für Kinder; auch ist erwiesen, daß sie manche Uebel, wie Zahnschmerzen und andere gichtische Schmerzen, befördern. Dessen ungeachtet wird es keinem Eiferer gelingen, diese bequeme Sitte abzuschaffen. — Je wohlhabender der Haushalt, desto schöner, feiner und leichter die Betten. Der Besitz schöner, mit feinen weißen Linnen überzogener Gastbetten ist der Stolz einer deutschen Hausfrau, und so kärglich auch manchmal die Ausstattung der heirathsfähigen Töchter ausfällt, wird doch selbst die ärmste Mutter Sorge tragen, ihrem Kinde ein vollständiges Bette mit zu geben. So heischt es wenigstens die Sitte in Deutschland und in vielen andern europäischen Ländern. (S. Federn).

L. M.

Beurtheilung ist die Schätzung eines Gegenstandes nach seinen Verhältnissen. Sie ist entweder subjectiv oder objectiv. Subjectiv, wenn wir nach dem Eindrucke allein, objectiv, wenn wir den Gegenstand in Beziehung auf die Gesammtwelt würdigen.

(s. Kritik). Die Beurtheilung macht nicht den Menschen, aber sie kann ihn fördern und verderben. B—l.

Bevölkerung der Erde. Sie wird nach Balbi auf 737,000,000 angenommen, die zwischen den verschiedenen Erdtheilen auf folgende Weise vertheilt sind:

	Fläche			Bevölkerung:
Europa	2,793,000	□	Meilen	227,700,000
Asien	12,118,000	=	—	390,300,000
Afrika	8,500,000	=	—	60,000,000
Amerika	11,146,000	=	—	39,000,000
Australien	3,100,000	=	—	20,000,000
	37,657,000			737,000,000

Sie richtet sich je nach politischen und klimatischen Verhältnissen. Die meisten Menschen wohnen in der gemäßigten Zone auf fruchtbaren Ebenen, die reich bewässert sind, an Meeresufern, schiffbaren Flüssen 2c. Das mittlere und südliche Europa hat natürlich mehr Menschen auf der □Meile, als die Polargegenden, wo dem Boden nur selten oder gar nicht ein Nahrungselement abzugewinnen ist, oder das Centralafrika, wo die Sonne jede Vegetation versengt und Steine und Erde zu heißem Sande ausdorrt. Dem Bestande gemäß reproducirt sich auch jede Bevölkerung durch den Zuwachs, doch steigt sie in gesunden fruchtbaren Ländern auffallend, wo der Raum genug groß ist, viel mehr Menschen zu ernähren, als sich gerade vorfinden. Es werden in der Regel gleichviel Knaben und Mädchen geboren, doch in der heißen Zone übersteigt die Anzahl der letztern jene um ein Bedeutendes. Dieß, so wie der Umstand, daß das weibliche Geschlecht dort frühzeitig altert, ist die natürliche Veranlassung der Vielweiberei geworden. — Am wenigsten bevölkert ist in Europa Island, 33 Mann auf 1 □Meile, wogegen in Malta 13,300 auf denselben Raum kommen. Im europäischen Rußland wohnen 475, in Schottland 1290, in der Schweiz 1880, in Oestreich 2350, in Sachsen 3930, in der Lombardei 4920, in

Lucca 6200, im Regierungsbezirk Düsseldorf 8290 Mann auf der □Meile. In Nordamerika ist Missuri mit 13 Mann auf der □Meile der wenigst- und Massachusets mit 1340 der meist bevölkerte Staat. — Der Religion nach theilt Balbi die Bewohner der Erde folgendermaßen ein:

Christenthum:	latein. oder abendl. Kirche	139	Millionen
	Griechische od. morgenl. K.	72	—
	Protestantische Kirche	59	—
		270	
Judenthum		4	—
Muhamedanismus mit allen seinen Zweigen		86	—
Bramahismus		60	—
Buddhaismus		170	—
Religion des Confucius, Fetischismus, Magismus ꝛc.		147	—
		737	Millionen.

— n.

Bewegung nennt man im weitern Sinne die selbstständige oder von Außen bedingte Ortsveränderung eines Körpers, oder alle Umgestaltung der Verhältnisse desselben, die sich auf den Raum beziehen. Die Myriaden von Sonnen und Erden, der Lichtstrahl des goldenen Sternes, der Hauch des blüthenzerstreuenden, säuselnden Zephyrs, das Wüthen der meererschütternden Stürme, der Kampf der Segler mit den erzürnten Wellen, das majestätische Rudern von Leda's geliebtem Vogel, der gedankengleiche Flug des Geschosses, das Kriechen des ärmlichsten Wurmes, der zerschmetternde Strahl aus angehäuften Gluthen, der Vulkane landerschütterndes Beben, das Entfalten der knospenden Rose, alle Aeußerungen des Lebens und der Thätigkeit sind an Bewegung gebunden. Ruhe besteht nicht in der lebenden Schöpfung, sie ist das Ende des Lebens. Im Chaos war Ruhe, aber der Odem des Allmächtigen belebte das Weltall, und es lebt der Stein und die Gruft. — Die

Bewegung befolgt Gesetze, deren Betrachtung hier zu weit führen würde. — Die Bewegung des Menschen hängt von den Muskeln ab, welche nach dem Willen der Seele die Glieder in veränderte Lagen bringen. Das Aufheben des Armes, das Neigen des Kopfes sind Bewegungen. Die Bewegung des Körpers ist als eine Lebensäußerung für die Gesundheit des Körpers von der höchsten Wichtigkeit und muß mit einer gewissen Kraftanwendung verbunden sein, wenn sie für den Körper heilsam sein soll. Der schleppende Gang in den Räumen des Hauses, der weiblichen Beschäftigungen an und für sich, das maschinenmäßige Wandern auf staubbedeckten Promenaden, das Gehen aus Zwang und ohne freudiges Ziel, so wie alle Bewegungen wider Willen sind unzulängliche. Eine gesunde Bewegung muß in den günstigsten Stunden des Tages, im Winter des Mittags, im Sommer früh und Abends, in angenehmer Gesellschaft, auf freundlichen Wegen, im Sommer besonders auf Wiesen und in schattigen Wäldern Statt finden. Man habe ein Ziel vor sich, ein freundliches Plätzchen zum Ruhen, eine einladende Erfrischung, damit das Gemüth unterwegs angenehm erwartend beschäftigt sei. Einsame Spaziergänge sind bei trüber Gemüthsstimmung ohne aufheiternde Begleitung nicht zu empfehlen. Sich selbst überlassen, versäumt man es, die wohlthätigen Eindrücke von Außen in sich aufzunehmen und der wahre Zweck des Gehens wird verfehlt. Das Gehen befördert den Umtrieb des Blutes und der Säfte, verhindert die oft so verderbliche Anhäufung in einzelnen Organen, trägt demnach zur gleichmäßigen Ernährung und Erkräftigung des ganzen Körpers bei und ist ein souveraines Mittel zur Erhaltung der Gesundheit. Je weniger, namentlich den Frauen höherer Stände, sich die Gelegenheit bietet, dem Körper Bewegung zu machen, um so mehr müssen sie bedacht sein, das Fehlende durch Gehen in der freien Natur zu ersetzen.

D.

Bewegung der Erde. Nach den Forschungen der Astro-

nomen hat die Erde eine zweifache Bewegung, nämlich erstens um die Sonne, zweitens um ihre Axe, d. h. um diejenige gerade Linie, welche den Nordpol mit dem Südpol der Erde verbindet. Die Bahn um die Sonne beträgt 126½ Millionen Meilen, und diese gewaltige Reise legt die Erde in 365 Tagen 5 Stunden 48 Minuten und 50 Secunden zurück, so daß sie in Einer Secunde 4 Meilen hinter sich läßt. Um einen Maßstab dieser erstaunlichen Geschwindigkeit zu haben, bedenke man, daß ein Vogel nur 20 Meilen in 1 Stunde fliegt, und daß eine Kanonenkugel 157 Jahre mit gleichmäßiger Geschwindigkeit fliegen müßte, um die Erdbahn zurückzulegen. Die Bahn der Erde ist nicht durchaus kreisförmig, sondern elliptisch (eiförmig), woher es kommt, daß wir der Sonne im Verlaufe des Jahres bald näher, bald ferner stehen. Auf dieser Bahn rollt die Erde fort, indem sie sich zugleich um ihre Axe dreht, und dadurch abwechselnd ihre eine Hälfte der Sonne zukehrt, dann wieder abwendet, welches die Erscheinung von Tag und Nacht, des Auf- und Untergangs der Sonne, des Mondes und der Sterne zur Folge hat. — Um sich zu erklären, wie es möglich ist, daß wir von der Bewegung der Erde nichts bemerken, bedenke man, daß sich die Atmosphäre derselben mit ihr bewegt, und daß wir in keiner Beziehung einer größeren Täuschung durch unsere Sinne ausgesetzt sind, als gerade bei der Bewegung; selbst wenn wir auf dem Wagen oder Schiffe fahren, kommen uns die Gegenstände, bei denen wir vorbei fahren, beweglich vor, während wir selbst in Ruhe zu sein scheinen, und dieser Schein tritt um so mehr ein, je gleichförmiger und je schneller die Bewegung ist. Fragt man aber, warum fallen wir nicht von der Erde ab, wenn wir bald oben, bald unten sind — im Weltraum gibt es kein Oben und kein Unten, wir sind an die Erde durch eine Kraft gebunden, welche alles Irdische nach dem Mittelpunkte der Erde zudrängt. D. M.

Bewegung in der Musik ist im eigentlichen Sinne das Fortschreiten einer Stimme von einem Tone zum andern, oder die

Art und Weise, wie sie sich auf- und abwärtsspringend oder gehend, schnell oder langsam fortbewegt. — Sie ist der Hebel der Musik, wie der Takt das Gefäß, welches sie einschließt. — Man unterscheidet eine gerade, wo verschiedene Stimmen zugleich fallen oder steigen, eine entgegengesetzte, wo die eine sinkt, während die andere sich hebt, und eine Seitenbewegung, wo die eine ruht, während die andere sich auf- oder abbewegt. (s. Tempo oder Zeitmaß.) R. S.

Bewulstlein, helle Erkenntniß seiner selbst, volle Herrschaft über seine Kräfte, Anschauung der Seele. Das Bewußtsein ist nach seiner Aeußerung dreifach und heißt, in sofern es Dinge beherrscht, die wir durch den Verstand erfahren haben, Gedächtniß; wenn es Thatsachen vorführt, die wir im Gemüthe durchlebten, Erinnerung; und sobald es über die Vergangenheit richtet, Gewissen. B—l.

Bhavani, auch Parmadi und Bhadrakali, eine vielnamige Göttin der indischen Mythe, die Gemahlin des Schiwa, des feurigen flammenden Gottes, also, wenn Schiwa als Sonne gedacht wird, der Mond, begriffverwandt mit Diana und Isis, schöpferische Naturgottheit, in heiterer und in trauriger Gestalt, ein Doppelwesen, schön und schrecklich, freude- und grauenerregend, schaffend und vernichtend, wie ihr mächtiger Gatte, Cynthia und Hekate zugleich. Sie ist Rächerin und Todtenrichterin, und wird mehr in schrecklicher, als in lieblicher Gestalt abgebildet. Elephanten sind ihre Ohrringe, ihr Angesicht ist schwarz, und ihr Haar sträubt sich, schlangendurchwunden, empor. Sie hat vier bis acht Arme, in denen sie Schwert, Dreizack, Blutgefäße, Speer, Messer, Keule u. dgl. hält. Man findet sie abgebildet auf einem Stiere sitzend; ihr Symbol ist der Triangel, Joni, ein mystisches Zeichen des wesenhervorbringenden Schooßes. Sie selbst ist hervorgegangen aus dem feurigen Auge des Schiwen, und empfing in frühern Zeiten Menschenopfer. Sie wird als die

Gottheit betrachtet, welche die Menschheit durch die Blatterkrankheit züchtigt, und die Feste, die ihr an vielen Orten Indiens gefeiert werden, gehen darauf hinaus, die Nachtseite ihres Wesens darzustellen. Unzählige Sagen gehen von ihr im Munde des Volkes, aber sie sind verwirrt und verwickelt, mysteriös und meist solcher Art, daß sie zu ihrem richtigen Verständniß tiefeindringende Forschung in die götterreiche Mythenwelt Indiens erfordern und bedingen. —ch—

Bianca Capello, Großherzogin von Toskana, eine durch ihre Schönheit, so wie durch ihre Schicksale merkwürdige Venetianerin, welche die Launen des Schicksals in allen Nuancirungen erfuhr. — Reich und vornehm geboren, sank sie in die tiefste Armuth, erstieg die höchste Höhe irdischer Glückseligkeit, einen Thron, und verließ diesen, um — nicht ohne den sehr wahrscheinlichen Verdacht einer Vergiftung — schmerzvoll in ein verachtetes Grab zu sinken. Ihre heftigen Leidenschaften, durch eine oberflächliche, nur die äußere Erscheinung berücksichtigende Erziehung keineswegs gemildert, sondern weit mehr genährt, riß sie schon in der ersten Blüthe ihres Lebens zu unbesonnenen Schritten hin. Im Jahre 1563 knüpfte sie mit einem jungen Handlungsdiener eine geheime Verbindung, welche entdeckt, sie zur Flucht aus Venedig veranlaßte. Ihre stolze Familie, welche in wüthender Entrüstung behauptete, daß ihr Vergehen für den ganzen venetianischen Adel eine Schande sei, traf alle nur erdenkliche Anstalten, der Leichtsinnigen wieder habhaft zu werden, um sich an ihr zu rächen. Sie wirkte bei dem Senat den Befehl aus, Pietro, ihren Verführer, zu verfolgen, und setzte einen Preis von 2000 Ducaten für denjenigen aus, der ihn todt oder lebendig einliefern werde. Wenn auch gleich die Flüchtlinge glücklich entrannen, so war die Strafe doch der verwöhnten, in Glanz und Huldigungen aufgewachsenen Bianca auf dem Fuße gefolgt. Denn nicht nur, daß eine nie geahnete Dürftigkeit sie mit allen den Dornen bekannt machte, welche bittere Noth mit sich zu führen pflegt — auch über den Geliebten hatte sie sich ge-

täuscht. Sein größter Vorzug bestand in einer edlen Gestalt, seine Seele aber erhob sich nicht über das Gemeine, und eine gewisse Rohheit, welche die in ihren Sitten fein abgeschliffene Bianca oft gröblich verletzte, machte ihr bald seine Nähe unangenehm, und späterhin unerträglich. Dieser kümmerlichen Lage ungeachtet blühten Bianca's Reize in aller Frische, und ein Zufall sollte sie lehren, welche Macht ihr durch dieselben verliehen war. Aermlich gekleidet, aber im Schmucke der Jugend, stand sie einst an dem Wege, den eben des Herzogs Sohn Franzesko von Toskana mit seinem Gefolge passirte. Sie wurde bemerkt, und dieser Augenblick entschied über ihr künftiges Leben. Ungeachtet der Herzog bereits mit Johanna, Erzherzogin von Oestreich, verlobt war, knüpfte er mit der verführerischen Bianca ein zärtliches Verhältniß an, welches von dieser zu den ehrgeizigsten Plänen benutzt wurde. Diese zu erreichen, mußte ihr Gemahl entfernt werden. Er fiel durch Meuchelmord. Franzesko hatte sich indessen vermählt, doch Johanna's schüchternes, durch sein abstoßendes Betragen, kalt und stumm in sich zurückgezogenes Wesen war nicht geeignet, die üppige Buhlerin zu verdrängen, die an Schönheit ihr so sehr überlegen war, und durch ihre Sinnengluth ihn entzückte Während er Feste ersann, Biancen zu huldigen und mit der Sittenlosigkeit dieses Verhältnisses zu prunken, weilte die rechtmäßige Gattin vergessen und einsam in ihren Gemächern. Sie hatte ihrem Gemahl einige Töchter geboren, aber er sehnte sich, einen Erben seines Namens zu besitzen, und daher blieb sie ihm eben so gleichgiltig als Mutter, wie sie es ihm als Gattin gewesen. Auf das Verlangen, einen Sohn zu haben, gründete Bianca die Zuversicht, ihn noch fester, und für immer dauernd an sich zu ketten. Sie bot alle ihre List auf, ihn zu täuschen, indem sie seine Abwesenheit benutzte, um einen Knaben unterzuschieben, den sie als ihr gemeinschaftliches Kind seiner Vaterliebe empfahl. Franceskо glaubte ihr unbedingt, und war glücklich, indem er wähnte, seinen höchsten Wunsch

erfüllt zu sehen. Die Mitwisser um diesen Betrug verschwanden aus dem Kreise der Lebenden. Endlich gebar Johanna einen Prinzen, aber nur kurze Zeit erfreute sie sich seines Besitzes, der wie ein Sonnenstrahl die düstere Nacht ihres Schicksals verklärte. Denn schon im folgenden Jahr (1578) rief der Tod sie ab von einem Standpunkt, der ihr der Leiden viele, der Freuden aber nur wenige gegeben hatte. Die fromme Ergebung, mit der sie starb, und die edle Gesinnung, die sich in ihren letzten Stunden so rührend und freimüthig aussprach, erschütterte Francesko's Gemüth auf eine ungewöhnliche Art. Er konnte es sich nicht verschweigen, daß er hart und ungerecht gegen sie gehandelt hatte, und seine Brüder, welche Bianca haßten, benutzten diesen Zustand der Reue und der Bekümmerniß, ihn durch Vorstellungen und Zureden von ihr zu entfernen. Es gelang ihnen, den Großherzog aus ihrer berauschenden Nähe zu entfernen. Er verließ Florenz für einige Zeit und fand eine, die Aufregung seines Gewissens beschwichtigende Linderung in dem Gedanken, sein Unrecht gegen Johanna auf diese Weise zu büßen. Doch Bianca gab nicht so leicht die Ansprüche auf, die sie auf seinen Besitz zu haben glaubte; sie trieb sie höher als jemals, indem sie nicht nur sein Herz, sondern jetzt, wo er frei war, auch seine Hand verlangte. Ihre Schlauheit, welche keine Art von Bestechung scheute, gab ihr ein, Franzesko's Beichtvater für sich zu gewinnen. Durch ihn glückte es ihr, ihre Pläne realisirt zu sehen. Denn kaum waren zwei Monate seit Johanna's Hinscheiden verstrichen, als eine geheime Heirath sie zu des Großherzogs rechtmäßiger Gemahlin erhob. Nur eine kurze Zeit aber genügte es ihr, ihm, nach wie vor, in der Stille anzugehören. Ihr Stolz sehnte sich nach Befriedigung — ihr Ehrgeiz nach Gewalt. Oeffentlich wollte sie als Fürstin auftreten, und herrschen — nicht, wie bisher, durch den Zauber der Schönheit allein, der ihr noch immer eigenthümlich war. Das frühe Hinwelken des zarten Prinzen, den Johanna hinterlassen, kam ihren

Wünschen zu Statten. Das Kind des Betrugs, das er für das seine hielt, war außer der Ehe geboren. Er hoffte, Bianca werde ihm noch einen Sohn schenken. Damit dieser aber legitim sei, mußte ihre allgemeine Anerkennung vorausgehen. In den Kämpfen, die sein Inneres hierüber bestand, wendete er sich an König Philipp II. von Spanien, ihn um Rath zu fragen. Die Antwort lautete: da seine Verbindung mit Bianca Capello nun einmal unumstößlich geschlossen und durch den Segen der Kirche geheiligt sei, so dünke es dem König unter den obwaltenden Umständen am gerathensten, sie öffentlich kund zu geben. — Dazu gehörte, daß vor Allem der Makel, welcher an ihrem Namen in Venedig haftete, vertilgt wurde. Er schickte einen Abgesandten an die Republik, und ließ ihr wissen, daß er die Absicht habe, sich mit einer Tochter von St. Marcus zu verbinden, und daß er deßhalb bitte, Bianca Capello als eine solche zu betrachten, und einzuwilligen, daß sie als seine Gattin den Thron mit ihm theile. — Der Senat, durch diese Schmeichelei bestochen, bot dazu freudig die Hände. Zwei venetianische Abgeordnete mit einem glänzenden Gefolge erschienen in Florenz, um dort die Adoption feierlich zu vollziehen und der Vermählung beizuwohnen. Eine feierliche Erklärung vom 16. Juli 1579 adoptirte sie zu einer wahren und eigentlichen Tochter der Republik. Beide Ceremonien gingen im October 1579 vor sich. Jetzt stand Bianca ihrer Meinung nach fest, aber ihre Intriguen, ihr Stolz und ihre Anmaßungen, denen Franzesko in seiner Verblendung für sie stets nachgab, machten sie, so wie ihn, dem Volke auf das Aeußerste verhaßt. Hatte sie vorher gesorgt, ihre Gegenwart zu sichern, und sie mit Allem zu krönen, was irdische Macht und die Fülle des Ueberflusses nur immer gewähren können, so fehlte ihr doch Gemüthsruhe, dieser köstlichste Edelstein in jeder Krone, denn sie mußte jetzt für ihre Zukunft zittern, weil für den Fall, daß sie ihren Gemahl überleben sollte, ihr Loos keineswegs geborgen war, weil der nächste Thronerbe, Fernando, Bruder des Großherzogs, sie eben so sehr haßte,

als er sie verachtete. — Es dünkte ihr daher das Vortheilhafteste, ihr zeither abstoßendes Betragen gegen ihren Schwager zu ändern, um ihn wo möglich für sich zu gewinnen. Sie that Schritte, die auf eine Aenderung ihrer Sinnesart deuteten, und Fernando, in der Verstellung noch geübter als sie, gab sich das Ansehen, als glaube er unbedingt ihrer erheuchelten Zuvorkommenheit und Güte. Um ihn noch mehr für sich einzunehmen, vermochte Bianca ihren Gemahl, dem bisher vernachlässigten Bruder jetzt mit Auszeichnung zu begegnen, und eine heitere Annäherung schien die schon so lange bestandene Spannung der gegenseitigen Gemüther nun endlich in Eintracht und Vertrauen aufzulösen. Schon mochte Bianca hoffen, daß sie ihren Zweck erreicht habe, als eine freundschaftliche Zusammenkunft zwischen dem Großherzog und ihr, und dem Cardinal Fernando von Medicis auf dem Poggio von Cajana ihre Bemühungen endigte, und sie aller fernern Sorgen überhob. Denn bald nach der dort genossenen Mahlzeit, um deren Anordnung sich der Cardinal ganz besonders bekümmert haben soll, erkrankte das fürstliche Ehepaar unter heftigen Schmerzen, wie sie eine Vergiftung zu begleiten pflegen. Fernando war nicht sehr bemüht, ihnen ärztliche Hilfe zu verschaffen, und lud durch dieses Zögern den Argwohn, daß er jenen Zustand veranlaßt habe, nur noch mehr auf sich. Der 19. October 1587 war der Todestag beider Gatten. Fernando stellte sich sehr traurig über diesen zwiefachen Verlust, und suchte sich, obwohl vergebens, von dem auf ihm lastenden Verdacht zu reinigen. Seine geistliche Würde niederlegend, bestieg er den nun erledigten Thron, aber man scheute ihn als Brudermörder, wenn man auch nicht wagen durfte, ihn der That zu überführen, und die Geschichte trug nicht nur seinen Namen, sondern auch den Flecken, der auf ihm haftete, für alle Zeiten in ihre Tafeln ein. A.

Bibel, ein ursprünglich griechisches Wort, bedeutet eigentlich die innere, biegsame Rinde der Bäume. Da man nun in den

frühesten Zeiten sich dieser Rinde statt des Papiers bediente, so brauchte man das Wort auch für Buch überhaupt. Als sich das Christenthum weiter verbreitete und einige Lehrer desselben einzelne, theils geschichtliche, theils belehrende Schriften für die Bekenner der Christuslehre niedergeschrieben hatten, welche später gesammelt wurden, nannte man diese Sammlung Biblia, die Bücher, oder das Buch der Bücher, und weil sie die Christen als die Quelle ihrer Religion verehren, die heilige Schrift. Ein großer Theil der Bücher, welche die Bibel enthält, diente den Juden schon vor Christi Geburt als Erkenntnißquelle ihres Gesetzes und ihrer Religion (das Gesetz und die Propheten), und man nennt sie daher das alte Testament, die Bücher des alten Bundes. Man dachte sich nämlich, es habe Gott einen Bund mit den Menschen geschlossen und die Urkunde dieses Bundes — das Testament — sei in diesen Schriften niedergelegt worden. Da nun dieser Bund als durch das Christenthum gleichsam erneuert zu denken ist, so nannte man die Schriften, welche die Christen als die Urquellen ihrer Religion verehren, das neue Testament, die Schriften des neuen, durch Christum erneuten Bundes. Und so ist die Bibel das Buch der Welt; sie ist in tausend Sprachen übersetzt, in Millionen Exemplaren vertheilt, selbst eine Weltsprache geworden, die zu den Gläubigen aller Zonen, aller Farben, aller Zeiten spricht. Ihre erhabene, gottentflammte Weisheit redet zu dem Hindu am Ganges, wie zu dem Indianer in Kanada, zu dem Samojeden, wie zu dem Neger am Senegal, zu dem Chinesen, wie zu dem Feuerländer in gleich verständlicher, gleich erhebender, Licht und Menschlichkeit, Weisheit und Unsterblichkeit verbreitender Weise. Sie ist die erhabene Memnonsäule, aufgestellt in Mitten der Welt, und von ihr aus erklingen heilige Glockentöne über den Erdkreis, die in den Herzen der Gläubigen wiederklingen und sie zum Gebet, zur Demuth vor dem Einzigen, Allmächtigen, Unendlichen mahnen, und sie Alle in der reinsten Liebe durchdringen. Allen — Allen

verkündet sie mit Feuerzungen die erhabenen Offenbarungen der Gottheit, des göttlichen Erlösers und seiner Apostel heilige Lehren, den Triumph des Himmels über die Hölle, die reinste, heiligste Liebe. Sie ist das ewige Palladium der Christenheit, die Driflamme der Menschheit, um die sich einst Alle versammeln werden in brünstiger Andacht und Liebe, wo es nur „Einen Hirten und Eine Herde" geben wird. — t —

Bibelgesellschaft nennt man eine Vereinigung von Personen, welche sich zu dem Zwecke verbunden haben, mittelst gesammelter Beiträge, Bibeln drucken zu lassen, um sie unentgeldlich an solche zu vertheilen, welche keine Mittel zur Anschaffung derselben besitzen oder in deren Sprache sie zeither noch nicht vorhanden waren. Der Begründer der ersten Bibelgesellschaft war 1804 ein wallisischer Geistlicher. Dieß Beispiel fand bald Nachahmung, und nach Verlauf eines Jahres hatten sich in Großbritannien bereits 484 solche Gesellschaften gebildet, welche sich an die londoner Muttergesellschaft anschlossen. Auch auf dem Festlande vereinigte man sich zu gleichem Zwecke. Zu Hannover, Berlin, Dresden, Leipzig, Frankfurt a. M., Stuttgart, Hamburg, Bremen, Lübeck, Schleswig, Schwerin, Ratzeburg, Eutin, Braunschweig ꝛc. bildeten sich ähnliche Vereine. Zu Marburg vertheilte van Eß 60,000 Exemplare. Selbst im südlichen Afrika und in Ostindien regt sich thätiger Eifer für die Verbreitung der Bibel. Die englischen Bibelgesellschaften haben bis zum Jahre 1820 5,600,000 Thaler für diesen Endzweck ausgegeben. — t —

Biber, eins der merkwürdigsten Thiere, ausgezeichnet durch List, Gewandtheit und große Geschicklichkeit. Dieses Thier, dessen Fell, dessen Knochen und Zähne gebraucht werden, lebt im ganzen nördlichen Europa, von der Mitte Deutschlands an, einzeln, gepaart, weiter hinauf immer mehr gesellschaftlich, endlich im höhern Norden, Finnland, Rußland, Lappland, in großen Kolonien, zahlreicher in Asien, wo weniger Menschen ihnen den Boden und die

Flüsse streitig machen; sein Hauptsitz ist jedoch ganz Nordamerika, von wo jährlich über sechzigtausend Felle zu uns kommen. Der Biber sieht bräunlich aus, seine Füße sind kurz, scharf bewehrt, und sehr stark, zum Graben und Schwimmen gleich geschickt; sein Schweif über einen Fuß lang, ist besonders merkwürdig, weil er nicht Haare, sondern sechseckige Schuppen von hornartiger Festigkeit hat, welche ihn panzerähnlich ganz bedecken. Der Biber hat sehr scharfe, außerordentlich harte Nagezähne, mit denen er junge Eichen und Birken fällt, sie in Flüsse oder Seen schleppt, einen Damm bildend, hinter welchem er seine Wohnungen, halb unter, halb über dem Wasser baut. Sie haben immer Raum, die ganze Familie zu fassen, zwei Ausgänge, den einen über, den andern unter dem Wasser. Vorräthe sammeln sich zwar die Biber, doch nicht in so großer Menge, als man sonst glaubte, indem sie ihre Nahrung (Rinden und Zweige von Bäumen oder Sträuchern,) im Winter wie im Sommer finden, dagegen suchen sie sich grünende Zweige und Blumen; diese stecken sie innerhalb ihrer Wohnungen mit dem abgebissenen Ende in die Erde, so daß sie immer im Grünen sind. V.

Bibliographie oder Bücherbeschreibung, Bücherkenntniß, beschäftigt sich mit dem Aeußern und Innern der Bücher. Im ersteren Falle spricht sie von der Entstehung derselben, ihren Schicksalen, der Art des Druckes, dem Format, dem Alter u. s. w.; im letztern Falle von dem Inhalte und dessen Werthe. Da der Umfang dieses Feldes zu groß ist, um in Einem bibliographischen Werke über alle, wenn auch nur deutsche Bücher zu reden, so gibt es Bibliographien einzelner Wissenschaften, z. B. der medicinischen, der schönwissenschaftlichen, der für das weibliche Geschlecht bestimmten Bücher 2c. 52.

Bibliomanie oder Bücherwuth ist die Sucht, Bücher zu kaufen. Gewöhnlich ist diese Sucht nicht auf Bücher ohne Unterschied gerichtet, sondern mit einer Liebhaberei verbunden. Während

der eine Biblioman solche Bücher kauft, welche in den Händen berühmter Männer gewesen sind, kauft ein anderer nur solche, die durch ihre Schicksale merkwürdig geworden; ein dritter sammelt alle Bibelausgaben, ein vierter die ältesten Drucke u. s. w. Wenn in Deutschland diese Bibliomanie seltener gefunden wird, so ist sie desto häufiger in England, wo zuweilen Bücher, die durch einen zufälligen Umstand merkwürdig geworden sind, als dadurch, daß ein berühmter Mann seinen Namen hinein geschrieben hat, zu ungeheuern Preisen verkauft werden. 52.

Bibliothek oder Büchersammlung. Schon im Alterthume legte man dergleichen Sammlungen an. Die ersten, die erwähnt werden, waren eine des alten ägyptischen Königs Osymandias, welche die Ueberschrift hatte: „Arznei für die Seele," und eine im Belustempel in Babylon. Nächstdem legten auch einzelne gelehrte und reiche Athener Büchersammlungen an, die aber freilich nicht so ansehnlich sein konnten, wie die der neuern Zeit, weil theils damals weniger Bücher verfertigt wurden, theils alle abgeschrieben werden mußten. Auch die Römer besaßen Bibliotheken. Die ersten, welche sie hatten, wurden den Feinden abgenommen, und kamen als Beute nach Rom. Doch die berühmteste und vielleicht reichste des Alterthums war die in Alexandria in Aegypten, wo überhaupt die Wissenschaften vorzugsweise betrieben wurden. Leider ist nichts davon erhalten worden; denn sie verbrannte; der Sage nach ließ der Khalif Omar (im 7. Jahrhundert) mit den Büchern die Badestuben heizen. Auch die römischen Bibliotheken gingen zur Zeit der Völkerwanderung unter, und so hinterließ uns also das Alterthum keine Büchervermächtnisse, das abgerechnet, was sich in den Bibliotheken der griechischen Kaiser in Konstantinopel erhielt. — Im Mittelalter wurden aber bald neue Sammlungen angelegt; besonders war Karl der Große, so wie er alles Wissenschaftliche beförderte, auch dafür thätig. Doch waren es weniger die Fürsten, welche dergleichen Sammlungen gründeten,

sondern die Klöster, besonders die der Benedictiner, sind als die eigentlichen Bewahrer der Gelehrsamkeit und als die Gründer der Bibliotheken zu betrachten, theils weil die Mönche, bei ihrer abgezogenen Lebensweise, sich zu den Wissenschaften vorzugsweise hingezogen fühlten, theils weil sie die meisten Kenntnisse besaßen. Dadurch wurden aber die Bücher sehr theuer, und selbst Kaiser und Könige konnten sich nur einen geringen Büchervorrath anschaffen. Es ist bekannt, daß Kaiser Karl's IV. Bibliothek nur aus 114 Büchern bestand. Erst nach Erfindung der Buchdruckerkunst wurden die Bibliotheken zahl- und umfangreicher, und nun konnten auch Privatpersonen dergleichen anlegen. Unter der großen Zahl starker Bibliotheken führen wir nur die berühmtesten an, deren einige sich mehr durch die Zahl gedruckter Werke, andere mehr durch die Menge von Handschriften auszeichnen. Wir nennen in Deutschland die in Wien, welche sich in einem einzigen großen, hohen Saal befindet, und doch über 300,000 Bücher enthält, unter denen große Seltenheiten sind; in Berlin, in Dresden, in München, in Prag und in Göttingen. Außer Deutschland sind die ansehnlichsten: die königl. Bibl. in Paris, die kaiserliche in Petersburg, die vaticanische in Rom, die des britischen Museums in London, die der Universität Oxford, und die ambrosianische in Mailand. 52.

Biehl, Charlotte Dorothea, die Uebersetzerin des Don Quijote in's Dänische, und Verfasserin mehrerer geschätzten dramatischen Arbeiten, ist in Kopenhagen 1731 geboren, und starb 1788. Ihre Lustspiele erschienen in 3 Bänden 1767 — 1769. X.

Bielefeld, Stadt in der Provinz Westphalen mit 7000 Einwohnern, hat Leinwand- und Damastfabriken und berühmte Bleichen, wo die Leinwand eine außerordentliche Schönheit erlangt. Bielefelder Leinwand und bielefelder Garne sind im Handel ungemein geschätzt und werden nach Holland, England, Spanien und Amerika verführt.

Bienen. Das einzige Insekt, welches der Mensch sorgsam hegt und pflegt, ist die Biene. Die Bienen leben nie vereinzelt, sondern stets in großen Haufen, Schwärmen, zusammen in gemeinschaftlichen Wohnungen, entweder unter der Pflege des Menschen in Körben oder Stöcken, oder wild in hohlen Baumstämmen. Die Einrichtung eines solchen Schwarmes, so wie seiner Wohnung, ist die wunderbarste. Man kann nämlich in jedem Schwarme drei verschiedene Arten von Bienen unterscheiden: Arbeitsbienen, Drohnen und eine Königin oder Weisel. Die Mehrzahl (etwa 20,000) machen die Arbeitsbienen aus; sie holen von den Blumen die Stoffe, aus denen sie Wachs und Honig bereiten, und bauen aus dem Wachs mit bewundernswürdiger Regelmäßigkeit sechseckige Zellen, die dazu dienen, den Honig und die Brut aufzunehmen. Sie sind mit einem Stachel versehen, der an seinem Ende einen Widerhaken hat; mit demselben können sie ziemlich schmerzhafte Wunden beibringen, ziehen sich aber zugleich selbst durch das Stechen den Tod zu. Einzeln größer, der Anzahl nach geringer als die Arbeitsbienen, sind die Drohnen. Man hält dieselben gewöhnlich für die männlichen Bienen, während die Arbeitsbienen geschlechtslos, die Königin aber im ganzen Schwarme allein weiblichen Geschlechtes sein soll. Die Drohnen spielen aber im ganzen Schwarm eine sehr passive Rolle; sie bleiben im Stocke, während die fleißigen Arbeitsbienen aus- und einfliegen, haben keinen Stachel, dienen, wie es scheint, nur zur Warmhaltung des Stockes, und werden endlich, nachdem sie unnütz geworden und nur noch lästige Zehrer sind, von den Arbeitsbienen getödtet. Die Königin ist die Erhalterin des Schwarmes, welche von den übrigen Bienen sorgsam gepflegt wird, und sich durch Größe und einen besonders langen Hinterleib auszeichnet; wenn sie umkommt, so geht der ganze Schwarm zu Grunde; sind aber zwei oder mehrere Königinnen in einem Stocke, so entsteht ein Kampf um die Herrschaft, der damit endet, daß entweder die Königinnen bis auf eine getödtet werden, oder daß die besiegte Kö-

nigin mit ihrem Anhange auswandern und eine neue Wohnung suchen muß. Gewöhnlich trennt sich jährlich ein Schwarm von dem alten ab, der dann eingefangen und in eine ihm vorbereitete Wohnung gebracht werden muß; zuweilen schwärmt ein Stock auch zwei und drei Mal in einem Jahre. Die Königin ist es, welche für die Erhaltung des Stockes sorgt, indem sie gegen 18,000 Eier in die Zellen legt, und diese Zellen sind an Größe verschieden, je nachdem Arbeitsbienen, Drohnen oder Weisel daraus hervorgehen sollen. Besonders merkwürdig ist es, daß die Bienen, (wie Einige behaupten, wenn man ihnen Branntwein in Honig gemischt vorsetzt,) zuweilen verwildern und dann auf Raub gegen die Stöcke anderer Schwärme ausziehen, diese zu erobern und sich in Besitz des dort angesammelten Honigs zu setzen suchen; man nennt solche entartete Bienen Raubbienen. — Der Mensch pflegt die Bienen, um sich des von ihnen bereiteten Honigs zu bemächtigen, aber die Pflege derselben erfordert eine genaue Kenntniß der Eigenthümlichkeiten der Bienen. Lehnke, Anhoch u. A. haben eigene Werke über Bienenzucht geschrieben. D. M.

Bier und Bierbrauerei. Das Bier ist ein Getränk, welches aus Gerste oder andern Getreidesorten bereitet wird, und die Bierbrauerei die Kunst, dasselbe herzustellen. Die meisten Biere werden aus der Gerste, andere aus Weizen, aus Spelt (Dinkel), oder aus Hafer gewonnen. Das Verfahren bei Bereitung des Gerstenbieres ist im Allgemeinen folgendes: Zuerst wird die Gerste gemalzt, welche Operation in das Einweichen, Keimen, Trocknen und Darren zerfällt. In ein zum Theil mit reinem Wasser gefülltes Gefäß wird mehr und mehr Gerste geschüttet, und mittelst einer Krücke umgerührt, wodurch sich die Hülsen und Unreinigkeiten absondern und obenauf zu schwimmen kommen. Mittelst eines Siebes werden dieselben abgenommen; darauf wird die Gerste gleichmäßig ausgebreitet und 40 bis 48 Stunden lang stehen gelassen. Bei diesem Einweichen saugt die Gerste Wasser ein und schwillt

auf. Das Wasser wird nach Verlauf der angegebenen Zeit abgelassen und die Gerste auf die Malztenne gebracht, wo sie in niedrigen Haufen aufgeschüttet wird. In diesen Haufen erzeugt sich nun eine gelinde Wärme, bei welcher sich die Keime der Gerste zu entwickeln beginnen, die Wurzelfasern treten aus den Körnern, und man läßt dieselben $1\frac{1}{4}$ der Länge des Kornes erreichen, dann aber wird durch wiederholtes Umschaufeln der Gerste und Ausbreiten derselben in niedrigere Haufen verhindert, daß nicht auch die Blattkeime zum Vorschein kommen, denn durch die Bildung von Blättern würde ein Theil der Mehlsubstanz verloren gehen. Die auf der Malztenne äußerlich getrocknete Gerste wird nun auf der Malzdarre stärker getrocknet oder gedarrt, bis sie eine braungelbe Farbe angenommen hat. Auf das Malzen folgt das Maischen, wozu vorläufig das Malz geschroten oder grob gemahlen, und das Schrot dann einige Tage an einen kühlen Ort gestellt wird, um aus der Luft Feuchtigkeit aufzunehmen. Das Maischen besteht nun darin, daß das Malzschrot in einen großen Bottich mit doppeltem, einem durchlöcherten und einem undurchlöcherten Boden gethan und darin mit heißem, aber noch nicht siedendem Wasser übergossen wird. Dieses wird mit dem Malzschrote wohl gemengt und dann einige Zeit über demselben stehen gelassen, darauf der Aufguß, die Würze, mittelst eines Hahnes, der sich zwischen den beiden Böden des Maischbottichs befindet, in ein tiefer stehendes Gefäß, den Unterstock abgelassen. Hierauf bringt man die Würze in den Braukessel, kocht sie daselbst mit dem Hopfen mehrere Stunden lang, und läßt sie sodann durch eine Rinne in das Kühlschiff ab, wobei der Hopfen durch einen Seiher zurückgelassen wird. Das Kühlschiff ist ein großes, flaches Gefäß, in dem man die Würze bis zu einer Temperatur von 10 bis 14 Grad des Reaumurischen Thermometers abkühlen läßt. Von hier kommt die Würze in den Gährungsbottich, wo sie mit Hefe (Oberhefe) vermischt wird, um durch diese in den Zustand der Gährung versetzt zu werden. Bei der Gährung

erhebt sich über der Oberfläche der Würze ein weißlicher, später bräunlicher Berg schaumartiger Hefe (Oberhefe), während sich auch auf dem Boden des Gefäßes Hefe (Unterhefe) absetzt. So wie der Schaum auf der Würze einzusinken beginnt, ist die Gährung vollendet, die Oberhefe wird mit einem Siebe abgeschöpft, und das nun fertige Bier von der Unterhefe in Fässer abgezogen. In den Fässern setzt das Bier noch eine Zeit lang die Gährung (Nachgährung) fort, und man läßt deßwegen noch eine Zeit lang den Spund des Fasses offen, erhält auch das Faß durch Nachgießen von Bier oder Wasser stets voll; dann wird die sich bildende Hefe durch den Spund ausgestoßen. Wenn endlich die Nachgährung aufzuhören beginnt, spundet man die Fässer zu. Uebrigens bleibt das Bier in einer fortwährenden Gährung, und wird endlich sauer und schal. Damit diese Gährung so langsam als möglich fortgehe, muß man das Bier in möglichst kühlen Kellern aufbewahren. Es gibt sehr verschiedenartige Biere. Nach der größeren oder geringeren Dünne unterscheidet man leichte, mittelstarke und doppelte Biere. Die stärksten Biere sind der Porter und das Ale. Nach der verschiedenen Farbe, welche von der Farbe des Malzes abhängt, unterscheidet man weiße, gelbe und braune Biere. Man pflegt die verschiedenen Getreidesorten, aus denen Bier gebraut werden kann, auf mannichfache Weise zu mischen. Auch die Gährung kann verschieden sein, und man unterscheidet auch hiernach die Biere; das nach der obigen Beschreibung bereitete Bier ist das Lagerbier, so genannt, weil es sich am längsten auf dem Lager erhält, und durch ein längeres Liegen, wobei die Gährung langsam fortgeht, seine Güte erlangt. Die Güte des Bieres hängt endlich noch von Lokaleinflüssen ab, so daß an manchen Orten ein treffliches Bier gebraut wird, während derselbe Brauer an einem andern minder günstigen Orte nicht ein gleiches Bier zu bereiten im Stande ist. Gutes und nicht zu starkes Bier ist das vorzüglichste Getränk, welches wir besitzen, indem es zugleich kühlt, den Durst löscht und nährt, auch in mancherlei krankhaften

Zuständen eine heilsame Wirkung äußert. Das beste Bier wird in England und Baiern gebraut. D. M.

Bigamie, Doppelehe, nennt man die eheliche Verbindung, welche Jemand mit zwei Personen in'sgeheim eingeht. Eine solche Ehe ist gesetzlich verboten, und wurde sonst mit dem Tode, wird jetzt aber minder streng bestraft. —t—

Bigott, nennt man denjenigen, welcher das Wesentliche der Religion in den äußerlichen Gebräuchen sucht, sich der Andächtelei und Frömmelei hingibt und dabei unduldsam gegen Alle die ist, welche seine Meinung nicht theilen. —t—

Bijouterien, nennt man alle diejenigen, meist aus edeln Metallen und Perlen gefertigten Schmucksachen, welche sich durch geschmackvolle Form, Zierlichkeit und Eleganz auszeichnen. Alle Arten von Ringen, Ketten, Armbändern, Tuchnadeln, Schnallen u. dgl. gehören dahin. Sie sind Kinder der Mode, glänzend, leicht, bunt und vergänglich wie ihre Mutter, die sie in's Leben rief, gleichen sie den Schmetterlingen auf den Toiletten der Frauen. Paris, Wien, Berlin und Augsburg liefern die meisten und geschmackvollsten Bijouteriewaaren.

Bil oder Beyla (nord. Myth.) eine Asin, Begleiterin des Ulani. Sie schöpfte an dem Brunnen Byrgir mit dem Eimer Sägur Wasser, als sie nebst der Hviki von Ulani der Erde entnommen und unter die Himmlischen versetzt wurde.

Bilanz, heißt in der kaufmännischen Kunstsprache so viel als Schlußrechnung, welche zur Vergleichung der Einnahmen und Ausgaben, Forderungen und Schulden angestellt wird. D. M.

Bild, ist die Darstellung eines Gegenstandes. Im philosophischen Sinne ist Bild überhaupt die Reproduction (Wiedererzeugung) des Geschauten oder nur Gedachten; im ästhetischen die Darstellung eines Gegenstandes mit allen charakteristischen Abzeichen; artistisch genommen, ist Bild jede Gestaltung, in was immer für einer Form: Kupferstich, Zeichnung, Statue, Gemälde ꝛc. Ein poetisches Bild ist die Natur im Gewande der Fantasie. B—l.

Bildende Kunst. Unter dieser weitgreifenden Bezeichnung fassen sich alle formellen Darstellungen von lebenden oder leblosen Gegenständen für das Auge. Diese Darstellungen theilen sich ein nach den Gegenständen selbst und nach der Art der Form Die Gegenstände der bildenden Kunst können Menschen und Thiere in historischer Auffassung, in ganzen Figuren, oder auch nur als Portraits wieder geben; können Darstellungen der freien Natur sein, als Landschaften, Pflanzen, Frucht- und Blumenstücke, können endlich selbst Abbildungen durch Menschenhände hervorgebrachter Dinge sein. — Der Form nach theilen sich die bildenden Künste in plastische und zeichnende. Zu den plastischen gehören: Plastik im engern Sinne, die Bildnerei, Darstellung, nämlich in weichen Massen: Thon, Gyps und Wachs (Stuckatur- und Poussirarbeiten), Bildgießerei (in Metall u. dgl.) Bildhauerei (s. d. A.), Formschneidekunst (Schnitzerei, Drechslerei ꝛc.), Steinschneidekunst. — Die zeichnenden Künste sind: Das Zeichnen an und für sich, das Kupferstechen, Lithographiren (s. d.), Holzschneiden (Xylographie) s. d., die Malerei, Mosaik, Stickerei, Wirkerei ꝛc. — Das Grundwesen aller bildenden Kunst ist naturgetreue Darstellung. Nur was in reiner Auffassung naturwahr ist, kann schön genannt werden. Die bildende Kunst ist so alt, als die Welt; mit den ersten Menschheit beginnen auch Ueberlieferungen von Bildnerei. Wir lesen von Götzenbildern der ersten Menschen. Die Hebräer sind indessen das erste, von der Geschichte bezeichnete Volk, das sich in Ausbildung der rohen Versuche hervorthat. Die Aegypter trieben diese Kunst am frühesten als solche. Ihre häßliche Körperbildung hinderte sie an großen Fortschritten. Die Phönizier kamen weiter hinein, als die Perser, aber nicht so weit, wie die Hetrurier. Alle aber wurden von den Griechen übertroffen. Nach der ersten Epoche ihrer Kunst (dem ersten Style) schuf Phidias den zweiten oder hohen Styl. In die-

sem, den großer Seelenadel charakterisirt, herrschte noch eine gewisse Härte; das bedeutendste Werk aus jener Zeit besitzen wir in der Gruppe der Niobe zu Florenz. Der dritte oder schöne Styl begann mit Praxiteles, vollendete sich mit Apelles. Sein Charakter ist Grazie. Laokoon (s. d.) in Rom stammt aus dieser Periode. Nachdem die Kunst in jener Periode den höchsten Grad denkbarer Vollkommenheit erstiegen hatte, fand Stillstand Statt. Es kam die Periode der Nachahmung, die in diesem Sinne noch besteht. B—l.

Bilderdyk, Katharina, eine holländische Dichterin, Gattin des in Holland berühmten Dichters Willem Bilderdyk, hat mehrere Trauerspiele verfaßt; darunter Iphigenia, Elfride ꝛc. Von ihren Gedichten sind die Schlacht von Waterloo und die Ueberschwemmung ausgezeichnet. Das Erstere erhielt von der Akademie zu Gent den Preis.

Bildergallerien, große Gemäldesammlungen. Die berühmtesten sind: in Italien — zu Rom, die von Cosmus angelegte zu Florenz, die Brera zu Mailand, mehrere in Venedig; in Deutschland: das Belvedere in Wien, die Gallerien von Dresden, München, Düsseldorf und das Museum in Berlin. B—l.

Bilderschrift. Der Anfang der Schreibekunst bei uncultivirten Völkern, um dasjenige für das Auge fest zu halten und Anderen zu vergegenwärtigen, was man gesehen hat. So wurden Menschen und Naturgegenstände in Umrissen dargestellt, wenn sie zu einander in irgend einer auffallenden Beziehung standen; diese Beziehung oder Handlung sollte auch Demjenigen, der nicht Zuschauer derselben war, sie versinnlichen helfen. Eine Art Bilderschrift sind auch die Hieroglyphen und Runen (s. d.), wo aber nicht nur Figuren und Handlungen, sondern abstrakte Begriffe auf symbolische Weise ausgesprochen wurden.

Bilderstürmer. In den ersten Jahrhunderten der Ausbreitung des Christenthums hatten die Bekenner desselben manche

harte Verfolgung zu bestehen, und Viele beharrten selbst unter den qualvollsten Martern bei dem neuen Glauben, ja, sie besiegelten die Wahrheit desselben durch ihren Tod. Dadurch wurden sie der Gegenstand inniger Hochachtung und Verehrung der gläubigen Christen, und man suchte ihr Andenken durch ihre Bildnisse zu erhalten. Auch verdienstvolle Bischöfe und dem Christenthume günstige Regenten ehrte man auf diese Weise, indem man ihre Bildnisse in den Kirchen aufstellte. Da befahl im Jahre 726 der Kaiser Leo III. alle Bilder, das Christusbild ausgenommen, aus den Kirchen zu entfernen und sich der Verehrung derselben zu enthalten; aber die Päpste Gregor II. und III. begünstigten die Bilder. Dadurch entstanden zwei Parteien: die Bilderverehrer, und die Bilderstürmer, welche sich gegenseitig verfolgten, oft stürmend und mit Waffengewalt die Bilder aus den Kirchen entfernten. Von einer 754 in Konstantinopel gehaltenen Kirchenversammlung wurden die Bilder verworfen, aber ein anderes 786 zu Nicäa gehaltenes Concil belegte diejenigen mit Strafen, welche behaupteten, daß man außer Gott Nichts verehren und anbeten dürfe. Karl der Große, und mit ihm die Franzosen, Engländer und Deutschen verwarfen 794 auf einer Kirchenversammlung zu Frankfurt am Main den Bilderdienst. Nach und nach aber wurden die Bilder auch in der abendländischen Kirche wieder allgemein üblich, und ihre Verehrung wurde, obgleich mehrere Male verboten, doch durch das Ansehen der Päpste allgemeine Sitte. —t—

Bildhauerkunst ist die bildende, welche Darstellungen von körperlichen Gegenständen in harte Massen meißelt. Das Material ist Holz oder Stein, Marmor das beste. Ehe der Bildhauer an's Werk geht, formt er sich ein kleines Vorbild, das Modell oder auch nur eine Skizze, gewöhnlich aus Thon oder Wachs, und zwar aus freier Hand mittels der Poussirhölzer, des nassen Schwammes und des nassen Pinsels. Der Block, der zu dem Werke bestimmt ist, steht senkrecht auf dem Poussirstuhle. Der Bild-

hauer meißelt sodann nach dem Modelle, das er nach Quadraten auf den Block überträgt, oder nach der Mensur. B—l.

Bildung, im Allgemeinen, ist die Harmonie zwischen Geist und Gefühl im Worte, wie in der That. Gewöhnlich nimmt man Lebensart schon für Bildung, die doch nur ein Theil von dieser ist, die Beachtung nämlich des jederzeit Schicklichen und Nothwendigen. Auch Ausbildung ist nur ein Bestandtheil derselben; die Vervollkommnung seiner Kräfte in Bezug auf den gewählten Stand. Eine allgemeingiltige Bildung ist denkbar. Es ist gewöhnlich nichtssagend, wenn man Diesen oder Jenen einen gebildeten Menschen nennt. Mit der allgemeinen Bildung reichen wir im Leben nicht aus, wenn wir mit dem, was uns als moralischen Wesen überhaupt zukommt, nicht zugleich jene verbinden, die ich Ausbildung für den Beruf nannte. Auch das Weib hat sich für seinen Beruf zu bilden, womit schon gesagt ist, daß hier zwar allgemeine Grundsätze einer guten Erziehung, aber keine zum häuslichen Glücke hinreichende Bildung Statt finden könne. Denn, bildet sich das Mädchen für seinen Beruf, so ist das für die Ehe, oder, noch eigentlicher, für den bestimmten Gatten. Hieraus aber geht hervor, daß, bei der so großen Verschiedenheit männlicher Charaktere, auch die Ausbildung der Frauen verschieden sein müsse und daß von einer allgemeingiltigen schwerlich die Rede sein könne. Denn macht nicht der Gelehrte andere Forderungen an seine Gattin als der Gewerbsmann, andere der Soldat als der Landwirth? Kann es hierin also eine allgemeine Bildung geben? In diesem Sinne nicht, aber in einem andern. Es gehörte in das Gebiet der Unmöglichkeiten, alle denkbaren Charaktere des männlichen Geschlechtes und die aus ihnen hervorgehenden Wünsche und Forderungen aufzustellen, um denselben immer die einzeln entsprechende Ausbildung der Gattin gegenüber zu halten. Es genügt hierin Folgendes: Es kommt nicht darauf an, daß die Bildung der Gattin eine ausgedehnte sei, sondern vielmehr darauf, wie sie ihre

Ausbildung der ihres Gatten anzupassen verstehe, damit sich jede Schärfe seines Geistes glätte am Polirsteine ihres Gemüthes; sonst ist ihre Erziehung nur eine Nebenstimme. Kenntniß des Mannes ist das wichtigste Gesetz der Ehe für Frauen. Ihr Gefühl mag sie hierin leiten. Im Gefühle liegt der Gesammtwerth des Weibes; gäbe es eine allgemeine Bildung der Gattinnen, so wäre es die des Gefühls. Sich also daraus eine wissenschaftliche Beschäftigung und Pflicht zu machen, sein Gefühl zu erziehen, d. h. zu läutern und zu veredeln, dasselbe von allen Schlacken der Kindheiteindrücke, dem Eigendünkel und besonders der Empfindelei, zu reinigen, mit Ansichten vom Leben, wie es ist, zu stärken, ist der Brennpunkt weiblicher Bildung; dahin müssen sich alle Strahlen der Naturgaben richten, wenn die Gattin die Flamme der Liebe als ein heiliges Feuer im Tempel ihrer häuslichen Seligkeit für immer erhalten will. B—l.

Bilin, eine Stadt mit 370 Häusern und 1400 Einwohnern, liegt am nördlichen Fuß des böhmischen Mittelgebirges, einige Meilen von Teplitz in romantischer Gegend, ist nicht besonders gebaut und außer einigen Fabriken, einem alten und neuen Schlosse, nur durch das Wasser seiner Heilquellen wichtig, welches wenig am Brunnen getrunken, aber in großen Quantitäten besonders nach östlich gelegnen, fernen Gegenden in Flaschen versendet wird. Die Hauptquelle gibt ein alkalisch salinisches Mineralwasser, welches mit Nutzen bei Nervenkrankheiten, Lähmungen, Gicht und Brustkrankheiten zu empfehlen ist. Es ist zwar für Unterkommen der Badegäste, aber sonst wenig für das Vergnügen derselben gesorgt, auch sind wenig Anlagen vorhanden. D.

Billington, Mistreß, eine der ersten Sängerinnen der neuen Zeit, ist die Tochter eines deutschen Musikers, Namens Weissel, der sie früh in seiner Kunst unterrichtete und mit nach England nahm. Dort verheirathete sie sich gleichfalls an einen Musiker Billington, der ihre Ausbildung vollendete. Ihre ersten

öffentlichen Versuche jedoch wollten nicht ansprechen, und erst, als sie nach mehrjährigem Aufenthalte in Paris, wo sie ihre Studien fortgesetzt hatte, zurückkehrte, gelang es ihr, Beifall zu erringen. 1794 reisete sie nach Italien und erhielt dort während einer Zeit von sechs Jahren die äußerste Vollendung ihrer Ausbildung; als sie 1801 nach England zurückkam, erhielt sie die glänzendsten Beweise von Anerkennung. Später kehrte sie nach Italien zurück, wo sie sich zum zweiten Male verheirathet hatte, und starb in Venedig im Jahre 1818. An musikalischen Kenntnissen und Volubilität übertraf sie ihre gefeiertsten Nebenbuhlerinnen, dahingegen war ihre äußere Erscheinung minder glänzend und ihr Lebenswandel nicht makellos. X.

Binder, früher verehlichte von der Klogen, geborne Meyer, eine der anmuthigsten Bühnenerscheinungen neuerer Zeit, wurde 1801 zu Schleßwig geboren, wo ihre Mutter (eine ausgezeichnete Schauspielerin) am Hoftheater engagirt war. Ihren ersten Versuch machte sie 1807 als Jerial in der Teufelsmühle. In demselben Jahre ging sie mit ihrer Mutter nach Dresden und glänzte hier in Kinderrollen. Abwechselnd hier und in Leipzig bildete sie sich an den Mustern einer Bethmann, einer Händel-Schütz und Wolff heran. Später ging sie mit ihrer Mutter nach Petersburg und dann nach Reval unter Kotzebue's Direction. Sie ging in das Fach der Liebhaberinnen über, spielte auch tragische Partien mit vielem Beruf, und zeichnete sich in ihren Darstellungen durch eine liebenswürdige Naivetät und herzliche Natürlichkeit, in tragischen Rollen, z. B. Bibiana, Käthchen von Heilbronn, Bertha in der Ahnfrau durch inniges, herzergreifendes Gefühl aus.— In Lübeck mußte sie das Fach der naiven Rollen und Soubretten wählen und sie that dieß mit dem günstigsten Erfolge. Hier heirathete sie den liefländischen Edelmann von Klogen, der ihr gefolgt war, gab dann in Hamburg das Lehnchen in Van Dyck's Landleben und feierte darin einen glänzenden Triumph. Nach zweijährigem Auf-

enthalt bei dieser Bühne ging sie wieder nach Dresden, gastirte später in Bremen (15 Mal), Breslau, Prag. In letzterer Stadt fand sie die ehrenvollste Auszeichnung, und der damalige Oberst Burggraf Graf von Kolowrat erwirkte ihre Entlassung vom bresdner Hoftheater, um sie für immer an die ständische Bühne zu fesseln. Nicht lange darauf starb ihr Gatte und sie heirathete später den Tenoristen Binder. — Sie ist noch jetzt im Fache heiterer Frauen und jüngerer, zärtlicher Mütter ausgezeichnet.

Biographie oder Lebensbeschreibung soll nicht nur die Lebensschicksale und äußern Verhältnisse eines Menschen enthalten, sondern auch den innern Zusammenhang derselben nachweisen, zeigen, wie die natürlichen Anlagen des Menschen sich durch Erziehung und Verhältnisse ausgebildet haben, kurz den Menschen nach seinem Aeußern und Innern so schildern, daß man ein deutliches Bild von ihm erhält, und einsehen kann, wie er das geworden ist, was er ist oder war. Eine bloße Aufzählung seiner Schicksale und äußern Verhältnisse würde ein Lebenslauf sein. Die Biographie aber soll sich vorzugsweise auf das innere Leben erstrecken. Da man aber nur in seltenen Fällen das Innere eines Menschen, seine Bewegungsgründe zu einzelnen Handlungen kennt, so ist eine Biographie etwas sehr Schwieriges, und in den meisten Fällen kann der Biograph nur aus den Handlungen und Aeußerungen eines Menschen auf seine Motive schließen. 52.

Birch-Pfeiffer, Charlotte, führt diesen Doppelnamen seit ihrer Verheirathung mit dem Dr. Birch, einem Journalisten, der in München eine Zeitschrift „Flora" herausgibt. Charlotte Birch-Pfeiffer ist dem deutschen Publikum als Schauspielerin und Bearbeiterin von Schauspielen bekannt; sie betrat die Bühne in München zuerst und fiel gleich bei ihrem Erscheinen durch eine vortheilhafte äußere Ankündigung und richtiges, verständiges Auffassen ihrer Rollen auf. Von München aus machte

sie sich auf mehrern Kunstreisen auch dem übrigen Deutschland bekannt; eine Zeit hindurch lebte sie in Wien, jetzt aber ist sie nach München zurückgekehrt, ohne jedoch sich bei dem dortigen Theater engagirt zu haben. Vielmehr beschäftigt sie sich ausschließlich mit der Bearbeitung von Schauspielen nach bekannten Romanen und Novellen. Dieselben gehören zwar durchaus nicht in die Kategorie werthvollerer dramatischer Produkte, doch sind sie nicht ohne zum Theil außerordentlichen Erfolg fast über alle deutschen Bühnen geschritten. Die Produktivität der Madame Birch-Pfeiffer ist erstaunenswerth. Das meiste Glück hat ihr Pfefferröschen oder die Frankfurter Messe im J. 1297 nach Georg Döring's Roman Sonnenberg, und dann in neuester Zeit Hinko, der Freiknecht nach Storch's gleichnamigem Romane gemacht. X.

Birke, gemeine weiße Birke, Maie, allgemeiner Name dieser, von Linné in die 21. Klasse, 4. Ordnung gereihte Pflanzengattung, ein bekannter Forstbaum, der in allen Ländern mittler Temperatur gedeiht, in Deutschlands Ebenen und Gebirgen gleich gut fortkommt, und in verschiedene Abarten zerfällt. Die gewöhnliche **Weißbirke** wächst sehr schnell und erreicht in 40 bis 50 Jahren eine Höhe von 50 — 60 Fuß und gegen 2 Fuß Breite. Die junge Rinde ist röthlichbraun und weiß punktirt; später wird die äußere Oberfläche weiß und bekommt Risse, durch welche man die röthliche, holzige Rinde durchsieht. Die Blüthe zeigt sich in Gestalt der sogenannten Kätzchen noch vor dem aufgebrochenen Laube Anfang Mai's, oder Ende April's; der Same reift im Herbst. Das weiß aussehende zähe Holz ist in kalten Gegenden fester als in wärmern. Als Brennholz ist es nicht ganz so gut wie Buchenholz, aber doch weit vorzüglicher als die meisten andern harten Holzarten. Wegen seines gleichmäßigen Brennens benutzt man es häufig zu größern Feuerungen in Brauhäusern, Ziegelhütten u. s. w. Wagner, Böttcher und Tischler verarbeiten es zu mancherlei Gegenständen. Außer der gemeinen Weißbirke findet man noch am

häufigsten die wohlriechende Birke (betula odorata) bald von strauchigem, bald von baumartigem Wuchs, mit herzförmigen, einfach gezähnten Blättern. Sie zeichnet sich durch den starken und angenehmen Geruch ihrer jungen, klebrigen Blätter aus, weßhalb sie unter dem Namen Maie, theils als junger Stamm, theils als größerer Zweig zum Pfingstfest in den Häusern aufgestellt wird. Sie wächst in Wäldern und auf Bergen, und blüht im April und Mai. Als Brennholz nicht ganz so gut wie die Weißbirke, als Arbeitsmaterial vom Wagner und Tischler sehr gesucht. Die Zwergbirke (betula nana) erhebt sich strauchartig, höchstens 3 bis 4 Fuß hoch über die Erde, hat eine glatte, braunrothe Rinde, kleine runde Blätter und wächst in Lappland, Schweden und Rußland, auch in den Gegenden bei Salzburg. Die schwarze, nordamerikanische Judasbirke, (betula nigra) ist ein Baum zweiter Größe, mit geradem Stamm und glatter, weißgefleckter Rinde. Die Blätter sind oval und zugespitzt, die Blüthen erscheinen im Mai. In Virginien und Canada gedeiht die Zuckerbirke am besten, kommt aber auch in andern warmen Gegenden fort, dient zur Feuerung, zu Wagner- und Tischlerarbeit, und aus dem gewonnenen Saft läßt sich Zucker bereiten. Zu diesem Endzwecke bohrt man ein schräges Loch an die Mittagsseite eines mittlern Stammes und leitet durch eine darin befestigte Röhre den Saft in ein untergesetztes Gefäß, welches binnen 10—12 Tagen den Inhalt des Baumes enthält. In manchen Gegenden wird der Birkensaft als Bier getrunken, in anderen braut man davon Meth und sogar Wein, wohl auch Essig. Außerdem wird der Birkensaft als Arzneimittel verwendet. — Die Rinde dient wegen ihrer leichten Entzündlichkeit zu Kien, so wie zum Gerben. Die Lappländer verfertigen aus derselben eine Menge Geräthschaften, als Schuhe, Körbe, Säcke u. dgl., in getreidearmen Gegenden bäckt man Brot aus derselben. Das Laub dient bei uns oft als Schaffutter, wird zum Färben von Baumwollen- und Leinenzeug be-

nutzt, da es eine grüngelbe Farbe gibt, und enthält außerdem mehrfache Heilkräfte. L. M.

Birmanen, die Bewohner des mächtigen, hinterindischen Reiches **Birma**, das zwischen dem britischen Indien, dem Meerbusen von Bengalen, Siam, Anam und China liegt, 12,000 □M. im Umfang hat und von 10 Millionen Menschen bewohnt wird. Das Innere des Landes ist noch ziemlich unbekannt. Es wird vom Norden nach dem Süden von großen Gebirgsketten, die weiter südlich sich aber immer mehr abflachen, durchzogen. Merkwürdig ist der große Strom **Irawaddy**, der in derselben Richtung fließt, 500 Meilen in seinem Laufe zurücklegt, im Juni weite Landstrecken überschwemmt und die merkwürdige Eigenschaft hat, Holz in ganz kurzer Zeit zu versteinern. Das Klima ist gesund, der Boden fruchtbar; er liefert dieselben Naturerzeugnisse, wie Vorderindien. Nur der Schakal und das Schaf kommen hier nicht vor. Von ausgezeichneter Schönheit und Größe sind die Elephanten. In den Sumpfgebüschen gibt es Tiger und die schrecklichste der Plagen: blutgierige Muskitos. Der Schlamm des Irawaddy ist sehr reich an Waschgold und Platinakörnern. Steinöl ist in Menge vorhanden und quillt aus vielen hundert Brunnen. Das Land hat über 8000 Städte und Dörfer, darunter **Umeraparra** mit 20,000 Häusern aus Bambus, und 100,000 Einwohnern, prächtigen Tempeln uud Palästen. — Die **Birmanen** sind mongolischer Abstammung und Verehrer des Buddha (s. d.). Sie sind ein wohlgebauter Menschenschlag, mit einer einnehmenden Gesichtsbildung, nur durch eine platte Nase entstellt, von gelblich brauner Hautfarbe, die jedoch bei den Weibern heller ist. Die Haupthaare sind schwarz, lang und dicht. Von Charakter sind sie gutmüthig, fröhlich, neugierig, unverstellt, aber auch tapfer und grausam gegen ihre Feinde. — Die birmanischen **Frauen** sind klein und stark, viel hübscher als die Hindus, haben sprechende Augen, und genießen, was im Morgenlande ungewöhnlich ist, große Freiheit. Sie weben

eine Art gewürfelte Stoffe, ähnlich dem schottischen Zeuge, welche beiden Geschlechtern zur Kleidung dienen. Sie scheiteln das Haar, binden es hinten in einen Knoten und durchflechten diese mit Blumen. Ihre Tracht besteht in einem engen Gewande, welches an der Brust befestigt und an den Seiten aufgeschürzt wird; über diesem tragen sie eine Art weißer Aermelweste, die bis über die Hüften herabreicht. Die Fußbekleidung besteht in ledernen Sandalen. Gesicht, Hände und Busen reiben sie mit einem Pulver aus Sandelholz, färben die Nägel roth und beizen die Zähne schwarz, was nach ihren Begriffen schön erscheint. Sie kauen Betel und rauchen Cigarren, die sie oft in den Ohrläppchen tragen, welche sie zwei Zoll tief herabziehen. Auch die Männer, ja sogar kleine Kinder, lieben das Rauchen leidenschaftlich. Noch gilt es für besondere Schönheit, die Arme der jungen Mädchen so zu biegen, daß der Ellenbogen einwärts zu stehen kommt. Sie sind insofern Eigenthum der Männer, als diese sie kauften, doch dürfen sie nicht in Harems eingesperrt werden und gehen mit dem männlichen Geschlechte eben so zwanglos um, wie in Europa. Uebrigens werden viele Ehen aus Zuneigung geschlossen. Wenn zwei junge Personen darüber einig sind, so wendet sich der Bräutigam an die Eltern der Braut, die, wenn sie einwilligen, gleich für die Anordnung der Hochzeit sorgen. Das „Heirathskörbchen" (dort in anderer Bedeutung als bei uns gebraucht) wird von dem Bräutigam gefüllt und der Braut am Hochzeitsmorgen geschickt. Die Vermählung geschieht ohne religiöse Ceremonie, es erfolgt ein festliches Mahl, Tanz, Musik, und die Feier ist beendigt, wenn der Bräutigam mit der Braut von Einem Teller ißt und ihr ein Blatt Laapeck überreicht. Jeder Birmane darf nur Eine rechtmäßige Frau haben, doch sind ihm so viele Nebenfrauen erlaubt, als ihm gefällt. Diese aber sind der rechtmäßigen Frau untergeordnet und müssen ihr als Mägde dienen, sie begleiten, putzen ꝛc., und fallen ihr nach des Mannes Tode als Erbtheil zu. Da sie von Charak-

ter sehr friedfertig sind, so regt sich selten die Furie der Eifersucht, und der häusliche Friede wird nicht gestört. — Ihre Häuser, meist aus Bambusrohr gebaut, ruhen auf hohen Pfosten, wegen der Ueberschwemmungen, und man muß deshalb auf Leitern hinansteigen. Ihre Tempel sind prächtig und verschwenderisch erbaut. Die Leichen der Vornehmern werden verbrannt, die der Geringern begraben oder in einen Fluß geworfen; die der Priester aber werden balsamirt, auf einen hohlen Baum, der mit Pulver gefüllt ist, gelegt, und nachdem Letzterer angezündet, in die Luft gesprengt und in tausend Stücke zerrissen. Der Kaiser heißt Boa, wählt unter seinen Söhnen den Thronerben selbst, herrscht unumschränkt, hat zwei rechtmäßige Gemahlinnen, einen glänzenden Hofstaat und Alles an ihm ist golden. Sein vornehmster Titel ist: „der Herrscher mit den goldenen Füßen." —n.

Birmingham, die größte und wichtigste Fabrikstadt Englands mit 142,000 Einwohnern, die bloß von der Industrie leben. Die einzige Fabrik Soho gleicht einem Dorfe und hat 1000 Arbeiter. Diese Manufakturen liefern lackirte und plattirte Waaren, Knöpfe, Stecknadeln, Nägel, Gußeisen und besonders Dampfmaschinen, aber auch englische und fremde Kupfermünze. Die große Münzmaschine liefert in jeder Stunde 30,000 Stück Geld, also in 16 Arbeitsstunden beinahe eine halbe Million. — Es befindet sich hier auch eine Taubstummenanstalt und eine gute Bibliothek.

Birne, die Frucht, unterscheidet sich vom Apfel durch ihre länglichere Form und größere Süßigkeit, und gehört in das Geschlecht des Kernobstes. Eine für die Haushaltung sehr nützliche Obstgattung, welche den meisten Zuckerstoff enthält. Man genießt sie frisch, gekocht, getrocknet, gebacken, eingemacht, als Birnsaft, Birnsyrup, Birnmost und Birnwein. Außer der gewöhnlichen Abtheilung in wilde Birnen (sogenannte Holzbirnen, nur zur Viehmast anwendbar) und cultivirte Birnen, zerfällt letztere Gattung

in drei Hauptarten, welche jede wieder eine Menge Unterabtheilungen haben. Man nennt sie nämlich nach der Zeit ihrer Reife Sommerbirnen, Herbstbirnen und Winterbirnen. Erstere Sorte, zu welcher die Muscatellerbirn, Prinzenbirn, Margarethenbirn, u. m. a. gehören, reifen vom Juli bis Anfang Septembers, haben ein zartes, weißes Fleisch, viel Saft, eine dünne, theils grüne, theils gelbe und rothe Schale und einen angenehmen Geschmack. Die Herbstbirnen kommen etwas später und dauern bis zum October. In diese Klasse gehören die Ambrette, poire blanc und poire gris, die Herbstbergamotte u. s. w, eigentlich die vorzüglichsten Sorten, die am meisten Süßigkeit, Aroma und Saft haben. Endlich die Winterbirnen, bestehend aus Winterbergamotten, St. Germain, bon chrétien u. m. a. Hierher gehört auch die beste Kochbirne, Krebsbirn, wegen ihrer beim Kochen dunkelroth werdenden Farbe so genannt. Der wilde Birnbaum, von welchem alle andern Arten, über 1300 an der Zahl, abstammen, erreicht eine Höhe von 100, eine Dicke von 3 Fuß und ein Alter von 100 Jahren. Durch Oculiren und Vermischen des Samenstaubs werden die verschiedenen Arten hervorgebracht, auch aus Kernen junge Bäume gezogen, die man nach zwei Jahren versetzen muß. Die Blüthe des Birnbaums ist weiß in Büscheln und Bouquets, und kommt Ende Aprils. Als das eigentliche ursprüngliche Vaterland des Birnbaums nennt man Aegypten, Syrien, überhaupt Kleinasien, von wo er durch die Griechen und Römer nach Europa gebracht worden sein soll. Da man jedoch in diesen Gegenden fast gar keinen wilden Birnbaum findet, ist es wahrscheinlich, daß er vom Anfang an einheimisch in Europa gewesen. Das Birnbaumholz gehört zu den nutzbarsten Holzarten. Es dient als Brennholz, als Bauholz, und die veredelten Sorten zu Tischlerabeit. L. M.

Bisam oder Moschus, eine starkriechende, mäßig feste, körnige, dunkelbraune oder röthliche Substanz, die sich in einem

Beutel des Bisamthiers befindet. Ursprünglich weich, wird sie getrocknet dennoch zerreibbar; der Geschmack ist harzig und bitterlich. Den besten Bisam erhalten wir aus China, Tibet, Ostindien und Persien; eine geringere Sorte aus den asiatischen Provinzen Rußlands. Da er ein sehr kostbarer Artikel ist, wird er häufig verfälscht. Man unterscheidet im Handel den Beutelmoschus von dem Moschus in Körnern. Er ist einer der nervenstärkendsten, belebendsten Arzneimittel, in manchen Fällen geeignet vom Tode zu retten. So penetrant und mittheilbar der Geruch auch ist (man kann ihn durch einen, in solcher Atmosphäre geschriebenen Brief wohl über 50 Meilen wegführen) wird dennoch behauptet, daß der Kranke ihn selbst nicht wahrnimmt.

Die Blume gehört nach dem Linné'schen System in die 19. Klasse, dritte Ordnung. Sie hat einen krautartigen, aufrechten Stängel mit leierförmig gezähnten Blättern und Strahlkrönchen von purpurrother oder weißer Farbe. Die Blumen erscheinen im Juli und dauern bis zum September, während welcher Zeit sie auch reifen Samen liefern. Ihr Geruch ist moschusartig.

L. M.

Bisamdistel, hat einen aufrechten, ästigen Stängel, halb herunterlaufende, stachlige Blätter, einen überhängenden Blumenkopf und einzelne, abstehende Kelchblätter. Ihre schöne rothe Blüthe erscheint im Juli und August. Man findet sie in ganz Deutschland in Dörfern, an Wegen und Gräben. L. M.

Bisamthier, Bisamhirsch, Moschusthier, aus der Gattung der Hirsche, heimisch in den Gebirgsgegenden Sibiriens, Tibet's und China's, hat keine Hörner, ist rauchhaarig, braun, mit weißer Kehle; merkwürdig wegen des Beutels am Bauche des Männchens, worin sich eine bis zwei Drachmen Bisam befindet. Auf jeder Seite des Oberkiefers hat das Männchen einen Hauzahn. Dieses Thier ist sehr schüchtern, klettert und schwimmt gut; ist

deßhalb schwer zu jagen. Das kleine Bisamthier, welches in Ostindien lebt, hat keinen Bisambeutel und wird leicht gezähmt.

Bischof heißt der geistliche Vorsteher einer christlichen Gemeinde. Ursprünglich Gehilfen und Nachfolger der Apostel, führten sie die Aufsicht über die gesammten Glieder einer Gemeinde, und wachten über die Reinheit der christlichen Lehre. Nach und nach erweiterten sie ihre Gewalt, indem sie unumschränkt über den Klerus ihres Sprengels herrschten und durch ihre Bildung und Gelehrsamkeit sich einflußreich und unentbehrlich bei der Verwaltung des Staates machten. Dadurch wurden sie aber zu sehr mit Geschäften überhäuft, als daß sie noch Zeit für ihr Lehramt und für die Seelsorge übrig behalten konnten. Sie übergaben daher diese Geschäfte dem Klerus und behielten für sich nur die Ordination der Priester, die Confirmation der Kinder, die Verfertigung des heiligen Chrisma. Später bestellten sie eigene Vicarien, welche fast alle Amtsverrichtungen der Bischöfe zu besorgen hatten, und Weihbischöfe oder Coadjutoren genannt wurden. In einigen Ländern haben auch die Protestanten, jedoch nur Titularbischöfe. Unter bischöflicher Kirche wird die englische verstanden.

—t—

Bischof, ein wohlschmeckendes, magenstärkendes Getränk, wird bereitet, indem man rothen Wein, am besten Burgunder, auf zerschnittene, bittere Pomeranzenschalen, die jedoch frisch sein müssen, gießt, und Zucker dazu thut. Man bereitet ihn auch durch Bischofessenz. Letztere gewinnt man, indem man bittere Pomeranzen mit einem gewissen Maß Wein in einem verdeckten Gefäße einkocht. Auf eine Bouteille rothen Wein kommt eine Viertel Essenz, wodurch ersterer zum Bischof wird.

Bisquit, ein aus Kraftmehl, Zucker und zu Schnee geschlagenen Eiern bereitetes Backwerk, welches, je nachdem es mit Citronen, Vanille, Kaffee, Chocolade oder dgl. versetzt wird, verschiedene Namen führt. Es ist leicht verdaulich und kann deßhalb

von Kindern und Reconvalescenten genossen werden. In Frankreich wird dergleichen gefertigt, das sich ein Jahr lang hält, eben so in Savoyen, welches einen Zusatz von gebranntem Mehl hat. Das Kapselbisquit hat eine glasirte Oberfläche und befindet sich in länglichen Papierkapseln. — Außerdem nennt man unglasirtes Porzellan auch Bisquit. — Das Bisquitgut oder gelbe Steingut wird hauptsächlich in England zu Derby, Worcester und Newcastle gefertigt.

Bitte. Als die Jünger Jesu ihren Herrn und Meister baten, sie eine Formel zu lehren, nach welcher sie beten könnten, gab ihnen Jesus jenes Gebet, welches nach seinen Anfangsworten das Vater unser genannt wird. In diesem Gebete sind die sieben Hauptwünsche oder Bitten, welche eine fromme Seele, die um ihr ewiges wie um ihr irdisches Wohl gleich besorgt ist, von Gott zu erflehen hat, ausgesprochen. —t—

Bizarr, affectirt eigenthümlich, gesucht unregelmäßig, fratzenhaft entstellt, widerstrebend, widersinnig. Bizarrerie ist die willkürliche Vernachlässigung und Entstellung der Kunst- und Naturgesetze im Leben oder im Bilden, im Reden wie im Handeln. Sie ist geheuchelte Eigenthümlichkeit, und sagt sich von allem Herkömmlichen, von aller Sitte, von aller Norm los. Sie ist eine Art freiwilligen Wahnsinnes, und wohl zu unterscheiden vom Humore (s. d. A.), der immer mit künstlerischer Besonnenheit seine sonderbaren Contraste beherrscht. Der Bizarre wird zum Sonderling, wenn er endlich an seine Fratzenhaftigkeit selbst glaubt, wie ein Lügner nach langer Zeit seine oft wiederholten Lügen für Wahrheit nicht nur gibt, sondern auch selbst nimmt. Das Bizarre in der Kunst ist sonach nichts als unpassend angebrachte Eigenthümlichkeit in grellen Ideen und lächerlichen Formen. Es ist das jedenfalls Unzweckmäßige und Ueberflüssige.

B—l.

Blackwel, Elisabeth, bekannt der Nachwelt als botanische Schriftstellerin, geehrt von ihren Zeitgenossen wegen der treuen Anhänglichkeit und zärtlichen Liebe für ihren Gatten. Dieser, ein geborner Schottländer, hatte sich in London als Arzt etablirt, ward später Buchdrucker und machte als solcher banquerott. In dieser Zeit beschäftigte sich Elisabeth mit rastlosem Eifer mit dem Zeichnen medicinischer Pflanzen und Kräuter, und verwandte das dadurch gewonnene Geld, um ihren Mann aus dem Schuldengefängniß zu befreien. Blackwel widmete sich hierauf der Landwirthschaft, schrieb über diesen Gegenstand Mehreres, wodurch er bekannt wurde, und erhielt einen Ruf als königlicher Leibarzt nach Stockholm. Elisabeth folgte ihrem Gatten dorthin, aber nur, um noch größere Leiden zu erdulden als in ihrem Vaterlande. Blackwel, der sich in politische Verbindungen eingelassen hatte, kam in Untersuchung, ward verurtheilt, und 1747 enthauptet. Von den spätern Schicksalen der Madame Blackwel gibt es keine Nachrichten, wohl aber hat sie ein Werk: „Herbarium Blackwellianum," (lateinisch und deutsch von Eisenberger in Nürnberg erschienen,) hinterlassen, welches ihren Namen auf die Nachwelt verpflanzt hat.

Blahetka, Leopoldine. Eine ausgezeichnete liebenswürdige Pianofortevirtuosin, aus Ungarn stammend, um's Jahr 1811 geboren. Ihr Ruf verbreitete sich von Wien aus, der sich namentlich auf die gute Schule von Hummel und Moscheles gründete. Schon in der frühesten Jugend machte sie Kunstreisen durch Deutschland, England und Frankreich, welche glückliche Resultate gaben. In diesem Augenblick hält sie sich in Wien auf. Ihr Spiel ist ein echt weibliches, nicht hoch genial, aber zart, besonnen und ausgearbeitet. In der Composition zeigt sie sich talentvoller als die Belleville (s. d.), während die letzte als Virtuosin bei Weitem höher zu stellen ist. R. S.

Blanca oder **Blandine**, die Heilige, eine heldenmüthige Märtyrerin des Christenthums, war Sclavin bei einer vornehmen

Dame zu Lyon zur Zeit der schrecklichen Christenverfolgungen unter Marc Aurel. Kaum hatte ihre Gebieterin den Glaubenswechsel Blanca's entdeckt, als sie dieselbe dem Tribunal übergab, wo sie einen ganzen Tag von den Henkern gemartert wurde, ohne in ihrem Glauben wankend zu werden, trotz dem, daß sie von zarter Leibesbeschaffenheit und in noch jugendlichem Alter war. Während der langwierigsten und grausamsten Martern blieb sie standhaft und ruhig und sagte: Ich bin eine Christin und bei uns kennt man keine Rache. — Man warf sie in ein schreckliches Gefängniß und führte sie nach einigen Tagen auf den Richtplatz, band sie an einen Pfahl und gab sie den wilden Thieren Preis. Wunderbarer Weise verschonten sie diese und sie sprach noch andern Märtyrern, die mit ihr zugleich gepeinigt wurden, Muth ein. Nachdem vor ihren Augen alle Christen hingerichtet worden waren, geißelte man sie am letzten Tage der öffentlichen Schauspiele im Amphitheater blutig, setzte sie auf einen glühenden Stuhl von Eisen und warf sie endlich einem wilden Stier vor, der sie mehrmals in die Luft schleuderte und mit den Hörnern wieder auffing. Da sie jedoch auch nicht auf diese Art getödtet wurde, sondern alle diese Martern mit der größten Standhaftigkeit aushielt und sich nicht bewegen ließ, ihren Glauben zu verläugnen, wurde sie erwürgt. Ihre heldenmüthige Todesverachtung flößte selbst den Heiden Bewunderung ein, und nur der damalige Fanatismus macht es erklärlich, daß sich das Volk nicht zu ihrer Errettung erhob. — Ihr Festtag ist der 19. Januar. —n.

Blanca von Bourbon, Königin von Castilien, war die Tochter Peter's I., Herzogs von Bourbon. Sie wurde im zartesten Alter mit Peter dem Grausamen, König von Castilien, verlobt. Mit Reiz und Anmuth geschmückt, im Hintergrunde das Glück einer blumenreichen Ehe, träumend von tausend halbgeahneten Seligkeiten, die ihr als Gattin, als Herrscherin erblühen sollten, reichte sie ihm den 9. Juli 1352 in der Abtei Preuilly die

Hand. Sie war damals erst 14 Jahr alt. — Aber schmerzlich wurde sie enttäuscht; Peter, der nicht aus Neigung, sondern aus politischen Rücksichten sich mit der holden, kindlichen Schönheit vermählt hatte, war ein rauher, herzloser, jeder zartern Regung unfähiger Mann. Schon in den ersten Tagen der Ehe begegnete er ihr hart, rücksichtslos, behandelte sie mehr wie ein Kind, das man durch Strenge und Drohungen erst erziehen müsse, statt in ihr seine liebende Gattin, welche Tugend, Geist und Schönheit schmückte, zu ehren. Zudem besaß bereits Marie von Padilla', ein ränkevolles Weib, das seine Sinne gefesselt hielt, sein Herz und sein Vertrauen. Er lebte mit ihr im sträflichen Verhältnisse. Als Blanca es einmal wagte, dies Verhältniß zu rügen in gerechter Entrüstung über die Verletzung von Eid und Sitte, wurde sie noch grausamer behandelt und endlich — auf die leere, nichtswürdige Anschuldigung eines Fehltrittes — eingekerkert. Acht Jahre brachte sie im Gefängniß von Medina Sidonia zu. Die Großen des Reichs, entrüstet über Peter's Grausamkeiten und die harte Behandlung seiner edlen Gemahlin, bildeten eine Verschwörung, welche zum Zwecke hatte, den König zu entthronen, ihn sammt seiner verhaßten Geliebten gefangen zu setzen und Blanca zur Regentin zu erheben. Verrätherei vereitelte diesen Anschlag. Die schuldlose Blanca wurde, unter dem Vorwande, Mitwisserin des Complots gewesen zu sein, 1361 auf Peter's Befehl vergiftet. Sie war erst 23 Jahr alt. Später rächten die Franzosen diesen Mord. — Die Schicksale und Leiden dieser unglücklichen Frau würden einem Dichter Stoff zu einem interessanten, historischen Romane geben können. —n.

Blanca, Königin von Frankreich, Tochter des Königs Alphons von Castilien, gab im Jahr 1200 Ludwig dem Achten, Philipp August's, Königs von Frankreich, ältestem Sohn und Thronerben, ihre Hand. Im Jahr 1223 bestieg ihr Gemahl den Thron, und am 6. August desselben Jahres wurde sie an seiner Seite als

Königin gekrönt. Sie gebar 9 Söhne und 2 Töchter in ihrer Ehe, und war eine so treue, sorgsame Mutter, daß sie die Pflege ihrer Kinder fast ganz allein übernahm, und selbst die niedrigsten Dienste nicht scheute, ihnen eigenhändig zu leisten. Ludwig IX., (auch der Heilige genannt) war unter ihren Söhnen der älteste. Als ihr Gemahl im Jahr 1226 starb, führte sie die Obervormundschaft über ihren noch minderjährigen Sohn, so wie die Regierung des Reichs mit Kraft und Würde, und übernahm die letzte nochmals, als Ludwig IX. seinen Kreuzzug antrat. Ihre Klugheit löste die verworrensten Angelegenheiten des Staates, und mit männlicher Umsicht und Festigkeit wußte sie die Ruhe und das Ansehen desselben zu erhalten. Ihre wahrhaft großen Eigenschaften wurden nur momentan durch den ungemessenen Stolz, den man ihr Schuld gab, und durch eine despotische Strenge gegen ihre Schwiegertochter, Gemahlin König Ludwig's IX. verdunkelt. Doch wird dadurch der Ruhm, daß sie eine der vorzüglichsten und größten Königinnen Frankreichs gewesen, nicht geschmälert, und die Mit- und Nachwelt ließ ihren ausgezeichneten Gaben Gerechtigkeit widerfahren. Der persönliche Muth, mit welchem sie Belagerungen anordnete und beiwohnte, ohne die drohendsten Gefahren zu scheuen, hatte ihr neben der Liebe ihres Volkes auch die Achtung der Armee gewonnen, und wo die Tapferkeit nicht ausreichte, half ihr die feinste Politik die Zwecke erreichen, die sie zu Frankreichs Glück und Ehre stets vor Augen hatte. Sie erreichte ein Alter von 65 Jahren, und verschied zu Melun den 1. December 1252.

A.

Blanca de Rossi, die Gemahlin des Bürgers Battista de la Porta zu Padua, ein edles, tapferes, treues Weib. Ihr Gatte wurde zur Zeit des Kampfes der Ghibellinen und Welfen als Commandant nach Bassano geschickt, um diese Stadt gegen den Tyrannen Ezzelino, der sie belagerte, zu vertheidigen. Lange leistete er mit einer Anzahl Tapferer Widerstand und ermüdete den

Feind, der bei den häufigen Stürmen viele Leute verlor. Blanca, das treue, liebende Weib war dem Gemahl auch in das Kampfgewühl gefolgt, sie focht oft an seiner Seite auf den Wällen der Stadt und richtete manches tödtende Geschoß gegen die Stürmenden. — Verrätherei ließ endlich (1237) die Feinde durch einen geheimen Eingang in die Stadt dringen. Battista fiel heldenmüthig an der Spitze seiner Getreuen. Blanca wurde gebunden vor den Sieger gebracht. Ihre Schönheit, erhöht noch durch den Schmerz, ergriff den Tyrannen mächtig, stimmte ihn aber nicht zum Mitleid, sondern zur Liebe. Er verlangte drohend ihre Gunst — Blanca lieber den Tod wählend als ein Leben ohne Ehre, stürzte sich aus dem Fenster. — Unbeschädigt hob man sie wieder auf und brachte sie vor Ezzelino. Er erneuerte seine Anträge und Drohungen. Blanca sah, daß sie nur durch List zu retten sei; sie versprach daher Gewährung, jedoch nur unter der einzigen Bedingung, zuvor noch das Grab ihres Gatten besuchen zu dürfen. Man gewährte ihr diese Bitte. Der schwere Grabstein wird vom Sarge gehoben, Blanca stürzt sich lautweinend, mit dem Ausrufe: Nur mit dir vereint will ich sein! auf denselben, reißt die Stütze des Steines hinweg, so daß er niederfallend ihr den Kopf zerschmettert und sie tödtet. So bewahrheitete sie herrlich durch ihren treuen, heldenmüthigen Tod den Spruch des Dichters:

„In das stille Todtenreich
Folgt die Gattin ihrem Gatten,
Das ist Pflicht und Ruhm zugleich.

— n.

Blanchard, Madame, die Gattin des berühmten Luftschiffers, eine Frau voll Muth und Entschlossenheit stieg in mehrern Städten Deutschlands, Frankreichs, Englands ꝛc. im Luftballon auf, verunglückte aber bei ihrer 67. Fahrt, welche sie im pariser Tivoli anstellte, dadurch, daß sie in der Luft ein Feuerwerk anbrannte, welches den Ballon entzündete. Sie stürzte sammt der

Gondel aus einer Höhe von mehrern hundert Fuß auf ein Dach und gab, fürchterlich zerschmettert, sogleich ihren Geist auf.

Blanchiren, (Kochkst.) heißt Fleisch auf Kohlen in siedendem Wasser aufwallen lassen, um es hernach zu spicken. Die Franzosen nennen blanchirte Gerichte solche, in welchen die thierische Gallerte die Hauptsache ist, und verstehen unter Blanc-manger eine Zubereitung von gallertartiger Consistenz, versetzt mit Zucker und süßen Mandeln, oder auch eine durch Kochen aus Geflügel und Kalbsfüßen erlangte Gallerte, die mit Mandeln, Zucker und Gewürz vermischt wird.

Blankscheit, ist ein gegen zwei Finger breiter Stab von Holz, Fischbein, Eisen oder Stahl, der vorn in der Schnürbrust befestigt wird und sich nach der Länge dieser richtet. Großen und starken Figuren namentlich ist es zu einer bequemern und sicherern Haltung von Nutzen, nur muß dessen Gebrauch mit Vorsicht angewendet werden, um jedes Drücken in der Gegend der Magengrube zu verhüten, wodurch außerdem leicht der Grund zu dauernden Krankheiten gelegt wird. Griechen und Römer gaben uns das Blankscheit nicht als Mittel, die Figur zu heben; wohl aber Frankreich, das in den feinen langen Wespentaillen die Schönheit und Grazie der mediceischen Venus zu übertreffen glaubte. (s. Schnürbrust). L. M.

Blasinstrumente, sind die, welche vermittelst des Athems zur Tonansprache gebracht werden; daher Orgel, Physharmonika und andre, welche durch Hilfe der Hand anklingen, eher zu den Tasteninstrumenten zu rechnen sind. Die bekanntesten sind die Flöte, Hoboe, Clarinette, Fagott, Trompete, Posaune, Horn. Ueber Erfindung und Ausbildung dieser Instrumente siehe die betreffenden Artikel. R. S.

Blasphemator (griechisch), ein Gotteslästerer, lästernder, vermessener Mensch; daher Blasphemie, Gottes- oder Majestätslästerung, blasphemiren, beschimpfen. —t—

Blätter, dienen den Pflanzen nicht allein zum äußern Schmuck, sondern sind auch zu deren Erhaltung unumgänglich nöthig, da jedes Gewächs hauptsächlich in seinen Blättern lebt. Wurzel, Stamm und Zweige sind nur als Träger der Pflanzenlebenstheile zu betrachten, während Blüthe und Frucht Uebergänge zur neuen Belebung bilden. In welch enger Beziehung das Leben der Blätter mit der ganzen Pflanze steht, geht aus dem Umstand hervor, daß keine Pflanze, der man die Blätter gewaltsam genommen hat, fortkommt, Blüthen und Früchte treibt. Bei dem größten Theil der Pflanzen höherer Ordnung dauert das Leben fort, wenn sie auch ihre Blätter im Herbst verlieren. Sie kehren dann periodisch, oder vielmehr aus eignen Anschwellungen der mit seinem Stamm vereint gebliebenen Zweige im Frühjahr wieder, erst als Blätterknospe, dann als Blätter. Das Abfallen geschieht im Herbst, in Folge der aufgehobenen Vereinigung zwischen ihnen und den Zweigen, welche durch die Gefäße und Fasern bewirkt worden ist. Wenn die Wurzeln den stark ausdünstenden Blättern im Herbst nicht mehr Säfte genug liefern, vertrocknen sie, hören auf zu wachsen und fallen endlich ab. Die Farbe der Pflanzenblätter ist mit wenigen Ausnahmen grün in verschiedenen Abstufungen. Kurz vor dem Abfallen, unter dem Welken verlieren sie ihre ursprüngliche Farbe, werden erst gelb, dann roth und braun. Pflanzen niederer Art, wie Moose, behalten ihr Blätterleben auch im Winter beim stärksten Frost, ebenso mehrere Nadelhölzer, deren Laub lederartig ist, und viel harzige Säfte enthält. Sonst hört alle Blättervegetation während des Winters in unserm nördlichen Klima auf, und nur die Südländer erfreuen sich auch im Winter des Anblicks grün belaubter Bäume und Büsche. Kein Pflanzentheil bietet eine so große Mannichfaltigkeit hinsichtlich der Form als die Blätter. Im Allgemeinen unterscheidet man einfache und zusammengesetzte, häutige, fleischige, flache und zusammengezogene; ferner Wurzel-, Stengel- und Samenblätter. Diese zerfallen jedoch wieder

in unzählige Abarten. Außer dem Schutze, den die Blätter Menschen, Thieren und Pflanzen gegen brennende Sonnenstrahlen, Regen und Wind gewähren, dienen sie auch manchen Thieren zur Nahrung, allem Vieh zur Streu, selbst manchmal zur Feuerung. Auch wurden Baumblätter vor Erfindung anderen Schreibmaterials vielfach benutzt, und noch jetzt bedienen sich mehrere indische Völker derselben zum Schreiben. L. M.

Blättergebackenes oder **Blätterteig**, dient sowohl zur Unterlage von nährenden Speisen, als auch um gekochtes Obst und andere süße Mengungen einzufassen; zuweilen als Unterlage von eingemachten Früchten zum Beschlusse von Mahlzeiten. Ein sparsamer Gebrauch aus erwählter Butter, Feinheit und Güte des Mehles, Sorgfalt und Ausdauer in der Verarbeitung an einem möglich kühlen Orte, sind unerläßliche Erfordernisse eines guten Blätterteiges.

Blattern oder Pocken nennt man jene fürchterliche, fieberhafte Ausschlagskrankheit, welche in den Ländern, wo das Eden einst war, entstand, und wie der zürnende Engel des Paradieses das Menschengeschlecht mit würgendem Schwerte nach und nach bis in die fernsten Winkel der Erde verfolgte, Völker und Generationen vernichtete, den Säugling und den Greis, die blühende Jungfrau und die theure Mutter erfaßte, und Jahrhunderte lang alle Familien in Trauer versetzte, und wo sie nicht tödtete, doch das schöne Menschenantlitz auf eine oft gräßliche Weise veränderte. Besonders verderblich ist sie im letztern Sinne dem zarteren Geschlecht, dessen weichere Formen mehr als das kräftig härtere Wesen der Männer denselben unterliegt. Tiefes Dunkel umgibt die Wiege dieser Ausgeburt dämonischer Geister, die in Arabien im Jahre 558, dem Geburtsjahre des Propheten, zuerst sich zeigte. Durch die Kreuzzüge kamen sie nach Europa, in England waren sie 1270 allgemein bekannt, kamen durch heimkehrende Soldaten von Maximilian's Heere aus den Niederlanden 1495 nach Deutsch-

land, durch spanische Flotten 1492 nach Amerika, durch die Holländer 1718 nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, durch die Dänen 1733 nach Grönland und 1768 nach Kamtschatka. Im Norden verbreiteten sie sich langsamer, denn in Schweden sind die ersten Blattern erst 1578 ausgebrochen. In den Ländern, wo sie einmal einheimisch geworden waren, hörten sie nie ganz auf, erhoben sich aber nach ungleichen Perioden von 5 — 30 Jahren zu mehr oder weniger mörderischen Epidemien, was sich nach den örtlichen Verhältnissen richtete. — Die Krankheit entsteht durch einen in den Eiterpusteln der erkrankten Personen entwickelten Ansteckungsstoff, welcher zu den fixen, durch Berührung ansteckenden Contagien gehört, und das Uebel nur in solchen Individuen hervorruft, welche noch nicht davon befallen waren. Die Zeit von erfolgter Ansteckung bis zum ersten Ausbruch rother Flecken ist der erste Zeitraum der Krankheit, dauert 5—7, selten 14—21 Tage und zeichnet sich durch allgemeine Beschwerden aus, welche auf eine krankhafte Erregung des Körpers schließen lassen. Der zweite, oder Zeitraum des Angriffs aber hat wirklich fieberhafte Bewegungen, welche sich bis zum dritten Tage, wo rothe Flecken ausbrechen, oft zu einem hohen Grade steigern, wie die Schwüle bei einem nahen Gewitter. Mit dem Ausbruche, dem dritten Zeitraum, mildern sich die fieberhaften Zeichen etwas, und gewöhnlich ist in drei Tagen der ganze Körper überzogen. Der vierte Zeitraum oder die Eiterungsperiode fällt eigentlich mit dem Ende des dritten zusammen, weil an dem obern Theile des Körpers die rothen Flecken zeitiger in Pusteln, die mit heller Lymphe gefüllt sind und in Eiterung übergehen, während sie an den untern Theilen noch in der ersten Bildung begriffen sind. Dieser Zeitraum dauert wieder 3 — 4 Tage und das Fieber wird wieder sehr heftig, was von der Menge der Pocken und ihrer Verbreitung nach den innern Körpertheilen abhängt. Gewöhnlich am 7. Tage des Ausbruches fängt der fünfte Zeitraum, die Abtrocknung und Abschuppung in der Reihenfolge des Ausbruches, an, so daß die

zuerst entstandenen abheilen, während die letzten noch eitern. Während der Eiterung schwellen die Hautgebilde an, der Kopf und das Gesicht besonders werden unförmlich, die Kranken leiden viel und das zu heftige Fieber reibt die Kräfte derselben auf. Aber auch die frühern Perioden werden durch verhinderten Ausbruch oder Zurücktreten des Ausschlages tödtlich, und die letzte wegen der Krankheiten, welche entstehen können und für den geschwächten Körper zu große Einwirkungen sind. In früheren Zeiten war die reizende Behandlung und das zu warme Verhalten, wodurch man das reichliche Hervorkommen der Pocken beabsichtigte, eine Ursache der häufigen Tödtlichkeit des Uebels, das man jetzt glücklicher durch milde beruhigende und kühlende Mittel und ein kühleres Verhalten behandelt. Die Aerzte unterscheiden noch einige Abarten von Pocken, die nichts Anderes als mildere Formen der natürlichen sind, die aber nicht vor diesen schützen. Weil man Pocken nur einmal bekommen kann, suchte man sonst durch Einimpfung der natürlichen Blattern bei günstigen Epidemien die Menschen vor bösartigen zu schützen, und in der Türkei war dies lange schon bekannt, um die Schönheit der Mädchen zu sichern. Lady Montague brachte die Inoculation nach Europa, wo dieselbe nach vielen Kämpfen sehr verbreitet wurde, bis Jenner's große Erfindung uns ein gefahrloseres Vorbauungsmittel an die Hand gab. (Siehe Kuhpocken.) D.

Blatterrose ist die Art der Rose, wo durch Entzündung der Hautgebilde das Oberhäutchen Blasen bildet, die mit durchsichtiger wässeriger Feuchtigkeit erfüllt sind. Das heilige Antonsfeuer ist eine Art der Blatterrose. D.

Blausäure, ist das heftigste, die Thätigkeit des ganzen Nervensystemes augenblicklich lähmende, und daher schnell tödtende Gift. Sie besteht aus einem eigenthümlichen Stoff, dem Blaustoff oder Cyan, und Wasserstoff, und wird aus dem Blute der Thiere gewonnen. Die bittern Mandeln, der Kirschlorber, der Vogelkirsch- und Faulbaum, die Pfirsichblüthe und deren Kerne und

andere Pflanzen und Pflanzentheile enthalten mehr oder weniger Blausäure. Wegen ihrer Wirkung auf das Nervensystem wird sie in gewissen Verdünnungen bei mancherlei Krankheiten angewendet. Im reinen Zustande tödtet sie kleine Thiere, die daran riechen, größere in ganz kleiner Gabe augenblicklich. D.

Blech heißt im Allgemeinen jedes im Verhältniß zur Länge und Breite sehr dünne Stück Metall. Die Verfertigung geschieht entweder mittelst Hämmer oder Walzen; daher geschlagenes und gewalztes Blech. Es gibt Eisen-, Stahl- Kupferblech ꝛc. Das zu Geschirren gebräuchliche, ist in der Regel Eisenblech, welches zu diesem Zwecke verzinnt und Weißblech genannt wird. Das unverzinnte Eisenblech heißt dagegen Schwarzblech. Blecherne Gefäße haben vor gegossenen den Vorzug, daß die in dieselben gebrachte Flüssigkeit schneller kocht, dagegen sind sie weniger dauerhaft, haben wie diese den Nachtheil, daß sie, wenn sie nicht sehr reinlich gehalten werden, den Speisen leicht Farbe und Geschmack mittheilen, so wie man endlich darauf sehen muß, daß sie nicht mit Blei, sondern mit Zinn gelöthet sind. Die schönsten Blecharbeiten liefert Deutschland, namentlich Braunschweig. (S. Eiserne Gefäße.) D. M.

Blei, ein schon in den frühesten Zeiten bekanntes Metall, das selten gediegen, am häufigsten mit Schwefel verbunden, als Bleiglanz gefunden wird. Unter den vielen Arten von Bleierzen enthält der Bleiglanz das meiste Blei. Zu der Glasur des gemeinen Töpferzeuges nimmt man Bleiglanz. Man findet denselben in großen Massen zu Klausthal im Harz, zu Derbyshire in England, zu Sala in Schweden, zu Tarnowitz in Schlesien. Um es von seinen Erzen zu scheiden, bedient man sich der Schacht- oder Flammöfen. Das reine Blei ist klanglos, weich, daß man es mit einem Messer schneiden kann, und besitzt wenig Elasticität. Seine Anwendung für das praktische Leben ist mannichfach. Man verwendet es zu Abdrücken von Schriften, Musikalien und Zeichnungen,

man gießt aus ihm Kugeln und Schrot, man belegt damit Spiegel und nimmt es zur Zinnoberfabrikation, als Bleiglätte zum Glasfärben und Malen, zum Thongeschirrfärben, zum Kitten, zum Grund der Vergoldung, zum Schwarzfärben der Haare, gießt Röhren zu Wasserleitungen, belegt damit feuchte Zimmerwände, braucht es zum Staniol der Theebüchsen, zur Glasur der Töpfe, in vielartiger Versetzung als Medicin, hauptsächlich aber zur Fabrikation von Bleiasche, Bleigelb, Mennige und Bleiweiß.

Bleichen heißt einen Körper des Thier- oder Pflanzenreiches seiner natürlichen Farbe berauben und ihn mehr oder minder weiß darstellen. Man bleicht vorzugsweise Leinwand, Wolle, Baumwolle, Seide und Papierstoffe. Das Bleichen, namentlich von Weißzeugen, kannten bereits die Aegypter, welche gewisse Thonarten dazu benutzten, eben so die Indier, welche Alkalien und Seifen dazu nahmen. Bei uns war Berthollet der Erste, welcher das Bleichen bei flächsenen und baumwollenen Garnen und Geweben anwendete und in französischen Manufakturen einführte. Die Art und Weise des Bleichens, wie sie jetzt am gebräuchlichsten ist, theilt man ein 1) in die Luft- und Sonnenbleiche (Rasenbleiche). Diese Art ist die vortheilhafteste, erfordert aber viel Zeit und Mühe, und ist nur in Haushaltungen anwendbar. Es geschieht trocken, indem man die Leinwand der Einwirkung der Witterung, des Thaues und Regens überläßt, naß, indem man das Gewebe nach jedesmaligem Trockenwerden wieder anfeuchtet, welches besser ist. Man unterscheidet ferner Sommer- und Winterbleiche; bei letzterer muß die Leinwand immer auf dem Schnee liegen. Je milder das Wasser ist, desto weißer wird das Zeug; in Holland weicht man die Leinwand nach dem Beuchen in saure Milch. 2) Die Bleiche mit Aetzlaugedämpfen, welche von Chaptal erfunden ward, besteht in der Beschleunigung des Beuchens durch die Wirkung des Wasserdampfes. Zu diesem Behufe wird die mit Lauge getränkte Leinwand in einem verschlossenen

Raume auf einen hölzernen Rost gelegt, unter welchem sich ein Kessel befindet. Dieser wird zum Theil mit Wasser gefüllt und 20—30 Minuten geheizt. Der Wasserdampf durchdringt die Leinwand und bewirkt gemeinschaftlich mit der Lauge die Auflösung des Farbestoffes. Ist Alles erkaltet, so nimmt man den Stoff heraus und legt ihn 2—3 Tage in's Freie, worauf er schön weiß wird. Auf diese Weise kann man auch seidene und wollene Zeuge bleichen.

3) Die Schnellbleiche geschieht mittelst übersäuerter Kochsalzsäure, von welcher man gewöhnlich den 12 — 20. Theil der Leinwand nimmt, diese, nachdem sie vorher gekocht oder gebeucht worden, in jener Auflösung hin und her zieht und dann an der Sonne trocknen läßt. Ist dieß mehrere Male geschehen, wäscht man sie rein aus, so gewinnt man dadurch allerdings viel an Zeit, muß aber freilich vorsichtig zu Werke gehen, daß die Säure nicht dem Stoffe schädlich werde. Zu Nürnberg auf der Schütt bestand bereits 1444 eine Bleichanstalt, berühmt wurden später die schlesischen und böhmischen Bleichen, namentlich aber die holländischen, und da die Localität der Luft und des Wassers wesentlich zu einer guten Bleiche beitragen, so sendet man aus den entferntesten Gegenden die Leinwand zur Bleiche dorthin. O. M.

Bleichsucht, auch blasses Fieber genannt, ist eine vorzugsweise dem weiblichen Geschlechte eigenthümliche Krankheit, welche gewöhnlich dann entsteht, wenn Schwäche oder andere Ursachen die physische Entwickelung desselben hindern, oder diese durch körperliches Befinden und geistige Einwirkung beschränkt oder völlig gehindert wird. Solche Kranke haben eine eigenthümliche blasse, gelbliche Gesichtsfarbe, die am besten mit dem Aussehen verbleichter Wachsfiguren zu vergleichen ist. Die Augen sind glanzlos, matt, hohl, ränderig; Lippen und Zunge blaß; das Gesicht gedunsen, ohne dick zu sein. Geistige und körperliche Abgespanntheit, Unlust zum Essen, Trinken und zur Bewegung, Trägheit aller Functionen, Schlafluft, Frost, mannichfaltige Schmerzen

und Beschwerden, Lust nach Genuß unpassender Nahrung, hohe Reizbarkeit bezeichnen dieses manchmal kurz dauernde, manchmal Jahre lang währende und in Wassersucht oder andere, selbst tödtliche Krankheiten übergehende Leiden. Bei wenig Krankheiten kann so viel versehen und vernachlässigt, aber bei wenigen auch so sehr viel durch richtige Leitung der Natur erlangt werden. Sie ist im Grunde nur eine eigenthümliche Krankheit des Blutes, dessen gesetzmäßiges Mischungsverhältniß aufgehoben ist, indem es der festen und färbenden Theile ermangelt und zu viel Wasser enthält. Daher die Wirksamkeit der Eisenmittel, welche von solchen Kranken in sehr großen Dosen und mit einer gewissen Lust genommen werden, die so weit geht, daß sie den unangenehmen Geschmack lieblich finden. Mehr als ärztliche Mittel hilft oft eine geregelte Lebensweise, Gemüthsruhe, Erheiterung und der Genuß anderer Luft, namentlich durch Reisen. D.

Bleistifte, länglich in Holz gefaßte Stücke Reißblei oder Graphit, der außer England, am besten in Böhmen und zwar auf der Herrschaft Krumau, dann auch in Baiern gefunden wird. Die englischen Bleistifte sind bis jetzt noch immer die vorzüglichsten, durch leichtes Abfärben, glänzende und leicht wieder zu verwischende Striche, und überhaupt einen außerordentlichen Grad von Weichheit und Zähigkeit. Neuerdings haben sich auch die Wiener Bleistifte durch Güte, und namentlich durch ihre Wohlfeilheit, beliebt gemacht. Unsere jetzigen Bleistifte sind im 16. Jahrhunderte zuerst in Italien oder England gefertigt worden.

Bleiweiss, entsteht aus dem Blei, wie der Rost aus dem Eisen erzeugt wird, und ist eine weiße, zusammenhängende, leicht zerreibliche Masse. Zerrieben gibt dieselbe ein zartes, schweres Pulver, welches noch feucht, als venetianisches, englisches, holländisches u. s. w. Bleiweiß, oder mit wenig Gummiwasser angerührt, in platten, viereckigen Tafeln als Kremserweiß im Handel vorkommt. Das reinste ist das Schieferweiß, dem zuweilen

das sogenannte venetianische gleich ist. Das holländische ist fast immer vermischt. Bei der Oelmalerei wird das Bleiweiß am meisten in Anwendung gebracht; außerdem braucht man es in der Pharmazie äußerlich in Form von Pulvern, und als Zusatz zu mehreren Arzneimitteln. D. M.

Bleizucker ist in Säure aufgelöstes und abgedünstetes Blei, hat einen süßen Geschmack, ist giftig, wird zum Färben, als Arznei, und leider oft zu Weinverfälschungen gebraucht.

D. M.

Blick, siehe Auge.

Blinde Kuh, (Blinde Maus, Blinzelmaus,) ein bekanntes und beliebtes Kinderspiel. Erwachsene haben dieses Spiel auch für sich passend zu machen gesucht, indem sie es mit Musik begleiten, um den Verbundenen herumtanzen, und diesen eine Person aus dem Kreise wählen lassen, aus deren Art zu tanzen sie errathen werden muß; man nennt diese Abart des gewöhnlichen Spiels tanzende blinde Kuh. L. M.

Blindheit nennt man den Zustand des Auges, in welchem Mangel oder Verlust des Sehvermögens vorhanden ist. Sie ist keine besondere Krankheit, sondern nur ein Symptom andrer Augenaffektionen, welche entweder das Eindringen der Lichtstrahlen in die Augen hindern, oder die Nervenhaut des Auges ihrer Sensibilität oder des Vermögens berauben, den Lichteindruck zu empfangen. Blindheit ist angeboren oder später entstanden, vollkommen oder nur theilweise, im höhern oder niedern Grade, bei Tage oder nur bei Nacht vorhanden; man findet sie, außer bei denen, die besonders auf die Augen schädlich einwirkende Künste und Gewerbe treiben, wie z. B. bei Schmieden, Glas- und Hüttenarbeitern, Uhrmachern u. A., am meisten in den nördlichsten und südlichsten Gegenden. — Namentlich im Verlaufe des letzten Jahrhunderts sind in den bedeutendsten Städten Europa's Blindenanstalten entstanden. Die älteste und größte befindet sich in Paris; sie ist für 300 Kranke ein-

gerichtet, und ward von Ludwig dem Heiligen nach seiner Rückkehr aus dem Kreuzzuge gegründet. Andere dergleichen Institute finden sich in London, Edinburg, Liverpool, Petersburg, Wien, Berlin, Prag, Dresden, Amsterdam, Kopenhagen und Zürich. Schon 1669 erfand der Arzt Bernoulli in Genf eine Vorrichtung, Blinde schreiben zu lehren, ebenso Fräulein Paradis in Wien tastbare Hilfsmittel zum Notensetzen, -lesen und -schreiben. Der berühmte Blinde Saunderson verfertigte bereits vor 200 Jahren ein Rechenbret, worauf er durch Nadeln die Zahlen bezeichnete, und dieselben vermittelst gezogener Schnüre bewegte und versetzte. Bei Blindgebornen finden sich die übrigen Sinne bedeutend verstärkt, und namentlich sind Gehör und Gefühl schärfer ausgebildet. Saunderson unterschied durch das Gefühl richtige Geldstücke von falschen, wenn auch die letztern selbst ein geübtes Auge betrügen konnten. In der neuesten Zeit hat ein blinder Reisender, James Holmann, engl. Marinelieutenant, der ganz Europa durchreist hat, und vor zwei Jahren von einer Reise um die Welt nach England zurückgekehrt ist, allgemeine Aufmerksamkeit erregt. Derselbe beschäftigt sich gegenwärtig mit der Herausgabe seiner Reisebeschreibung, von der bereits der erste Band erschienen ist. D—R.

Blitz, Wetterstrahl. Wenn man den geladenen Conductor einer Elektrisirmaschine (s. d. Art.) mit der Hand berührt, so springt aus jenem in diese ein Funken über; dieselbe Erscheinung ist auch der Blitz, nur bei Weitem großartiger, indem hier an die Stelle des geladenen Conductors eine Gewitterwolke, an die Stelle der genäherten Hand die Erde tritt. Der Blitz ist also nichts anderes als ein großer elektrischer Funken, welcher zwischen einer elektrischen Wolke und der Erde überspringt, und er zeigt deßhalb auch alle Eigenschaften, welche dem elektrischen Funken eigenthümlich sind. Wie dieser, geht er auf seinem Wege nach der Oberfläche der Erde, besonders den metallischen Körpern nach, so wie er die feuchten den trockenen vorzieht. In der Nähe erscheint er als ein Feuerballen;

bei seinem Herabfahren aus der Wolke nach der Erde aber als ein zickzackiger Strahl. Diese letztere Erscheinung hat darin ihren Grund, daß man den Weg, welchen ein leuchtender Körper zurücklegt, als eine fuerglänzende Linie erblickt. Die zickzackige Bewegung des Blitzes aber mag daher kommen, weil er bei der Geschwindigkeit, mit der er durch die Luft fährt, diese vor sich herstößt, bis sie so verdichtet ist, daß er ihren Widerstand nicht mehr überwinden kann, also, nachdem er sich ein Stück gewaltig fortbewegt hat, abspringt. Welche ungeheure Kraft übrigens der Blitz habe, ist bekannt, indem er die mächtigsten Bäume in einem Augenblicke zu zerschmettern vermag, Menschen und Thiere, die er trifft, lähmt oder tödtet, und außerdem leicht brennbare Gegenstände entzündet. Das Ziel des Blitzes ist die Oberfläche der Erde, wie man daraus sieht, daß er sich auf derselben, ohne in sie einzudringen, verliert. Nur dann, wenn er, durch eine Sandschicht nach einer Ansammlung von Wasser unter dieselbe gelangen kann, durchbricht er sie und schmelzt dabei und verglas't halb die von ihm unmittelbar getroffenen Gegenstände, so daß man zuweilen in solchem sandigen Boden, in welchen der Blitz eingeschlagen, Röhren findet, Blitzröhren genannt, von denen man lange nicht gewußt hat, was sie wären, und die vielleicht in den früheren Zeiten Veranlassung zu der Fabel von den Donnerkeilen gegeben haben mögen. Der erste, welcher die Natur des Blitzes als eines elektrischen Funkens erkannte, war der berühmte Franklin, der auch der Erfinder der Blitzableiter, des kräftigen Schutzmittels gegen denselben war. D. M.

Blitzableiter, Wetterstangen, sind Strecken von Metall, die man an Gegenständen, welche sich über die Oberfläche der Erde erheben, und die also am meisten den Anfällen des Blitzes ausgesetzt sind, anbringt, um den Blitz auf eine unschädliche Weise der Oberfläche der Erde zuzuführen. Da nämlich der Blitz, wie jeder elektrische Funke, eine Meteallstrecke nicht leicht verläßt, auch dieselbe aufsucht, so gewährt eine solche, welche von den hervorstehende

Theilen eines Gebäudes bis nach dem Erdboden geht, dem Gebäude selbst vollkommene Sicherheit, sobald sie nicht zu gering im Verhältniß zur Stärke des Blitzes ist, und im Gebäude selbst nicht große Massen von Metall vorhanden sind. D. M.

Blond in seinen verschiedenen Graden hellblond, rothblond, graublond, und die liebenswürdige Farbe des cendré, die den Uebergang zur lichtbraunen bildet. Blondes Haar ist eine Eigenthümlichkeit des Nordländers. Unsre Vorfahren sollen, wenn wir Tacitus glauben wollen, alle blond gewesen sein; in der Regel ist damit ein zarter, weißer Teint verbunden, und gewöhnlich treffen blaue Augen mit der blonden Farbe des Haares zusammen. Man hat noch nicht gründlich bestimmen können, woher es kommt, daß sich diese Farbe mit dem Wachsen der Haare verliert, und daß man überhaupt jetzt dieselbe weniger vorherrschend und unvermischt findet. Man hat von der Farbe der Haare auch gewisse Eigenschaften des Gemüths und Geistes abhängig machen wollen, und den Blonden vorherrschende Züge von Sanftmuth, Weichheit und Gutmüthigkeit zugeschrieben. Weniger aus der Luft gegriffen oder doch durch die Beobachtung mehr bestätigt ist die Behauptung, daß mit dem blonden Haar ein erhöhter Grad von Offenheit und Naivetät verbunden sei, als mit jedem andern. Wenn nun aber wohl nicht in Abrede zu stellen ist, daß sich zu blondem Haar, wenn nicht immer, doch sehr häufig ein milderer Ausdruck der Augen wie aller übrigen Gesichtszüge gesellt, so folgt daraus, daß die blonde Farbe im Allgemeinen dem Charakter des weiblichen Geschlechts eigenthümlicher und entsprechender ist, als dem männlichen. Fast unbestritten ist die Ansicht, daß man unter den Blondinen mehr ansprechende Gesichter finde, als unter den Brünetten: schwarze Augen bei blondem Haar werden zu den seltenen Schönheiten gezählt. Den Blondinen geht zwar häufig das pikante Gepräge ab, welches dunkeln Augen und Haaren, selbst bei mittelmäßigem Teint, eigen ist; um so mehr gehört diejenige, die Beides verbindet, deren Auge

nicht nur schmachten, sondern auch blitzen kann, zu den außerordentlichen Erscheinungen. L. M.

Blondel, der treue Sänger des Königs Richard Löwenherz, ist vielfach ein Gegenstand der romantischen Poesie und von Gretry in dessen Oper: Richard Löwenherz verherrlicht worden. Als sein König auf der Rückkehr von Palästina in die Gefangenschaft des Herzogs Leopold von Oestreich, welchen er während des Kreuzzuges beleidigt hatte, gerieth, und keine Nachricht von dem Könige, den man verloren hielt, nach England kam, machte sich der treue Blondel auf den Weg, um den Kerker seines Herrn zu erforschen. Er durchwanderte, die Zither in der Hand, Palästina und Deutschland, überall forschend und fragend, jede Mühseligkeit erduldend. — In der Nähe des Schlosses Löwenstein endlich erfuhr er, daß hier ein vornehmer Ritter in strenger Haft gehalten werde. Er eilte dahin, setzte sich an dem Thurme unter ein stark vergittertes Fenster; mächtig schlug sein Herz, die Ahnung sagte es ihm, daß er hier seinen König finden würde. Die Bewohner der Burg hegten keinen Argwohn gegen den fremden Spielmann, sie horchten seinen schönen Liedern, und ließen ihn endlich allein. Jetzt begann er mit schmelzender Stimme eins der französischen Lieder, welche er in Gemeinschaft mit dem König gedichtet; es war das Lieblingslied Richard's. Kaum hatte er die erste Strophe gesungen, so ertönte aus der Tiefe des Thurms eine Stimme, welche die zweite sang. Es war des Königs Stimme, der seinen Sänger erkannte. — Blondel hatte sich nicht getäuscht. Noch sang er dem edlen Gefangenen einige Trostesworte zu, und eilte nach England. Hier gab er der Nation Kunde von dem Leben und der Gefangenschaft des heldenmüthigen Königs; man schickte eine Gesandtschaft an den Kaiser, welche Richard's Freilassung verlangte, und dieser wurde nun gegen ein Lösegeld von 200,000 Mark Silber seiner Haft entlassen. — Bis an seinen Tod ehrte er seinen Befreier Blondel von Artois als einen Freund, und gab ihm den Namen: Der Getreue. A.

Blonden sind Spitzen aus roher Seide, s. Spitzen.

Blouse, eigentlich das weite, meistens blaue Hemd, welches in Frankreich auch zuweilen die Bauern auf dem Lande, Gutsbesitzer und Reisende über der Weste und dem Rocke tragen. Als weibliche Tracht ist Blouse ein einfaches Kleid, das um die Brust und die Taille in viele kleine Falten gelegt ist und besonders lange schlanke Gestalten gut kleidet. Sie ist jetzt beinahe aus der Mode gekommen und kommt nur noch als Hauskleid, im Negligée 2c. vor.

Blumen und Blüthen sind verwandte Gegenstände, die im gewöhnlichen Sprachgebrauch auch häufig verwechselt werden, obgleich sie ihrer Natur und Beschaffenheit nach völlig verschieden sind. (Siehe Blüthen.) Blumen nennt man nur diejenigen Gewächse, welche bloß wegen ihrer Blüthe gezogen werden, bei denen eben diese Blüthe einziger Zweck ist, während man die Blüthe der Fruchtgewächse, Obst- und andern Bäume nur als Vorläufer, Verkündiger der künftigen Frucht, nicht als Culminationspunkt ihres Lebens betrachten kann. Die reiche Schöpfung der Blumen macht einen Hauptzweig der Botanik aus, den poetischsten, erfreulichsten Theil derselben, dem sich jeder Naturfreund, jedes für Schönheit empfängliche Gemüth mehr oder weniger widmet. Die Blumen schmeicheln den Sinnen durch die Pracht ihrer Farben, durch ihre liebliche Form und Gestalt, durch Wohlgerüche aller Art; und selbst das einfachste, bescheidenste Feld- und Wiesenblümchen entfaltet bei genauerer Betrachtung verborgene Reize. Wer kalt und unempfindlich an einem blühenden, duftenden Blumenbeet vorübergehen kann, dessen Herz ist keines innigen Gefühls fähig, dessen Leben ist ohne Poesie, dessen Fantasie erstorben oder nur mit prosaischen Gegenständen beschäftigt. Die Welt der Blumen spricht auch ohne Blumensprache, schon als laute Stimme der Natur zum Menschen, und man findet oft, besonders bei zarten weiblichen Gemüthern eine Liebe zu denselben, wie zu lebenden Wesen. Und die Blume lebt

ja auch, wenn gleich meistens nur ein kurzes, flüchtiges Leben. Sorgfältige Pflege kann dieses möglichst lange erhalten, so wie Vernachlässigung zu früh zerstören. Frische Blumen dienen zum schönsten Schmuck der blühenden Jugend, ein Bild des heitern Lebens; aber sie begleiten auch jedes Zeitalter — Kindheit, Jugend und Alter aus dem Leben. Die liebende Hand bestreut den Sarg mit Blumen, schmückt das Haupt des Todten mit Blumen, bekränzt sein Grab mit Blumen. Jedes Fest, jede Feier wird durch Blumen verherrlicht, und der Aermste wie der Reichste bringt seine Huldigung durch diese Naturgabe dar. Die Blumen sind das Sinnbild des Frühlings — ein Kind mit einem Körbchen voll Blumen in der Hand; — die Hoffnung wird mit einer Blume in der Hand abgebildet, selbst die Liebesgöttin schmückten unsere Vorfahren mit Blumen. Der Ueberbringer einer glücklichen Nachricht war mit Blumen bekränzt; Liebhaber schmückten die Häuser ihrer Geliebten mit Blumengewinden und Kränzen; bei fröhlichen Gastmählern trug man Blumen auf dem Haupte und am Halse. Bei den ersten Christen wurden die Blumen als das Sinnbild der Geschenke des heiligen Geistes betrachtet; daher warf man am Pfingstfeste von der Decke der Kirche Blumen auf die Versammlung der Gläubigen herab. — Wenn der rauhe Winter unseres Klima's das Blumenleben im Freien zerstört, wenden wir den zartern Stubengewächsen unsere Sorgfalt zu und üben im Kleinen aus, wovon uns der Kunstgärtner in seinen Gewächshäusern im Großen ein Beispiel gibt. Doch erfordern diese Treibhaus- oder Stubenpflanzen nicht allein Kenntniß ihrer Behandluug, günstiges Tages- und Sonnenlicht, Vermeidung des Staubes und Rauchs, die sorgsamste Pflege und wahre Liebe, sondern auch eine glückliche Hand, ohne welche sie nicht gedeihen. — Eine genaue Beschreibung der Blumen, ihrer Eintheilung, Dauer u. s. w. gehört nicht hierher, deßhalb nur einige allgemeine Kennzeichen. Die Blume enthält die Befruchtung des Gewächses, und wo sie erscheint, hört der Wuchs

derselben auf. Sie besteht aus Blumendecke oder Kelch, Blumenkrone, Staubgefäßen und Staubträgern und Fruchtknoten. Einige Blumen blühen nur wenige Stunden, andre mehrere Wochen. Wenn die Krone nur aus einem Blatt besteht, nennt man sie einblättrig, aus zweien zweiblättrig, und so fort, bis die Zahl über sechs ist: dann heißt sie vielblättrig. Die Blumenkrone ist das Bewunderungswürdigste an der ganzen Pflanze, sowohl wegen ihrer Zeichnung und Farbenpracht, als auch wegen der Künstlichkeit ihres Baues. Die meisten Blumen schrumpfen gleich nach dem Abschneiden (wenn sie nicht in Wasser gestellt werden) zusammen; nur die sogenannten unsterblichen, Immortellen erhalten abgepflückt noch Jahre lang ihre Frische und Farbe. Manche Blumen stehen zu mehreren, oft bündelweise gehäuft, auf einem Stiel, andre einzeln. Die Farben sind so verschieden wie die Blumen selbst, und noch mehr, da gewöhnlich jede Blume in mehrern Farben zu finden ist, wie die Rose, Tulpe, Nelke, Aurikel u. s. w. Die Befruchtung der Blumen geschieht bei den sogenannten Zwitterblumen (wo beide Geschlechter in einer Blume vereinigt sind) durch keimenden Samen und durch das Hinzutreten eigner Blüthentheile in den Fruchtknoten, durch die Narbe in der Blüthe. Wenn die weibliche und männliche Blüthe sich auf demselben Stamm befinden, oder auch wenn sie auf verschiedenen Stämmen getrennt, doch in erreichbarer Nähe stehen, wird der Samenstaub durch Wind oder Insekten von der männlichen zu der weiblichen Blüthe getragen. Alle Blumen dienen den Bienen zur Nahrung. L. M.

Blumen, künstliche, sind Nachahmungen der natürlichen, vorzüglich geeignet zum Putz der Damen auf Bällen. Die Kunst, natürliche Blumen täuschend nachzumachen, stammt aus China, aber der unbekannte Stoff, aus dem sie dort verfertigt werden, ist zerbrechlich, und fast so vergänglich, wie die Blumen der Natur selbst. Die geschmackvollsten liefert jetzt Paris; doch hat man auch in Dresden, Wien, Berlin und andern großen Orten angefangen,

sie in großer Vollkommenheit zu verfertigen. Man bedient sich hierzu verschiedener Stoffe, als Battist, Tafft, Muslin, Flor, Sammt, Chenille, Stroh, auch wohl gestreiftes Papier zu einer geringern Sorte. Die früher sehr beliebten, aus den Gehäusen der Seidenwürmer in Italien verfertigten Blumen finden jetzt nicht mehr denselben Beifall, und sind durch die pariser Arbeit ziemlich verdrängt worden. Die chinesischen Blumen hat Herr Seguin in Paris zuerst mit Mark vom Hollunderbaum nachgemacht. Auch erfand er die Blumen von gefärbten Silberplättchen. Es gibt auch künstliche Blumen von Gold, Edelsteinen, Porzellan, Baumwolle 2c. L. M.

Blumenkohl, Carfiol, die feinste Kohlart, die wir in unsern Gärten ziehen. Früher wurde er nur als Seltenheit bei uns cultivirt, jetzt hingegen gehört er zu den allgemein verbreiteten Gemüsearten, und wird als eine leichtverdauliche Speise sehr geliebt. Die Größe und Festigkeit der Blumenköpfe bestimmt die Schönheit und Nützlichkeit derselben. Der Hauptunterschied zwischen ihm und andern Kohlarten besteht darin, daß der Blumenkohl nicht wie jene nur einen Hauptstengel treibt, sondern mehrere, seitwärts verbreitete Büschel dicht zusammengewachsener, weißer Blüthenknospen. Ehe jedoch das Gewächs in eigentliche Blüthe übergeht und aus einander tritt, schneidet man den Klumpen aus den ihn umhüllenden Blättern heraus, oder unten am Strunk ab. Die weiße Farbe zu erhalten und das zu frühe Auseinandertreiben zu verhüten, bindet man die Blätter lose über den Blumen zusammen. In unsrer Gegend zeichnet sich der erfurter Blumenkohl durch seine Größe und Dichtigkeit aus. Er läßt sich im Winter lange im Keller, oder sonstigem frischen Ort erhalten, wenn man ihn am Strunk gelassen. Als nützliches, wohlschmeckendes Gemüse wird er einem Jeglichen bekannt sein. L. M.

Blumenspiele (jeux floréaux), ein in Toulouse alljährlich gefeiertes Fest, bei welchem Preise von Blumen aus Gold und

Silber gearbeitet, für Gedichte und prosaische Aufsätze vertheilt werden. Im Jahr 1323 ward dieses Fest schon gestiftet, und ein Jahrhundert später noch glänzender durch die reiche Stiftung der Clemence Isaure (s. d.) gemacht. Die über den Werth der Gedichte entscheidende Versammlung erhielt im Jahr 1694 die Würde eines Collegiums. Durch die Revolution unterbrochen, fiel die Feier dieses Festes von 1790 bis 1806 aus, begann jedoch in den letztern Jahren wieder, und wird nun fortgesetzt. L. M.

Blumensprache, eine der ältesten Sprachen der Welt, welche mit jedem neuerwachten Frühling durch Blumen und Blüthen zum Herzen der Menschen spricht; aber auch als allegorische Sprache besonders im Orient sehr gebräuchlich, und vermuthlich eine Erfindung der armen, streng eingeschlossenen morgenländischen Schönen, um ihren geheimsten Empfindungen freien Lauf, und den Zustand ihres Herzens an den Tag, d. h. an die rechte Behörde, gelangen zu lassen. Zu Liebeserklärungen und Erwiederungen hierauf eignet sie sich in ihrer Beschränktheit am besten, und es möchte sich der Gebrauch derselben nicht wohl auf ernstere Gegenstände ausdehnen lassen. Nicht allein die Blumen selbst, sondern auch ihre Anordnung, ihr Stand, rechts oder links gebogen, mit oder ohne Dornen, ganz aufgeblüht, halb oder noch völlige Knospe, dient zum richtigen Verständniß dieser Sprache, für welche sich ordentliche Lexika vorfinden, unter andern: Selam, Sprache der Blumen. Neueste Blumensprache. Büchler's Blumensprache und Symbolik des Pflanzenreichs, u. m. a. Da jedes Land jedoch seine eigenthümlichen Blumen und Kräuter besitzt, auch die Begriffe von Anstand und Schicklichkeit nicht unter allen Zonen dieselben sind, lassen sich eigentlich keine bestimmten Regeln über die Kunst, diese bilderreiche Sprache zu schreiben und zu lesen, geben, und nur einige allgemeine Regeln scheinen fest zu stehen. Unter andern, daß die erste Blume rechter Hand den Hauptgedanken ausdrückt, umgekehrt aber, d. h. den Stiel nach oben, das

Gegentheil bedeutet, z. B. eine Rosenknospe mit ihren Dornen heißt: „ich fürchte, aber hoffe.“ Die Knospe nach unten gekehrt: ich fürchte und hoffe nichts.“ Dieselbe ohne Dornen: „es ist Alles zu hoffen.“ Mit abgestreiften Blättern: „es ist Alles zu fürchten.“ Ueber die Bedeutung mancher Blumen sind die Ausleger verschiedener Meinung; und während wir der Aster das Attribut der Wehmuth zuschreiben, nennt sie der Andre das Symbol der Freundschaft. Und in dieser Art kommen unzählige Verschiedenheiten vor. L. M.

Blumenstrauss (Bouquet), mehrere zusammengebundene Blumen bilden einen Strauß, der je nach dem Zweck, wozu er bestimmt ist, größer und kleiner, auserwählter und gewöhnlicher beschaffen sein muß. Zum Aufsetzen auf eine Tafel, so wie überhaupt in Vasen und Gläsern zur Ausschmückung des Zimmers, bedarf man eines großen Bouquets, und kann sich hierzu aller Arten von Blumen bedienen, nur muß die Anordnung geschmackvoll, dem Auge wohlgefällig sein. Das Bouquet einer Balldame, sowohl in den Haaren als vor der Brust zu tragen, darf nur aus den auserlesensten Blumen bestehen, besonders wenn es ihr als eine Gabe der Galanterie ertheilt worden. Eben so muß der überschickte Blumenstrauß desjenigen, welcher mit einer Dame Gevatter steht, dem reichsten Blumengarten oder Gewächshause entlehnt sein. Blühende Myrthe ziemt jedoch nur der Braut vor dem Altar.

L. M.

Blumenuhr. Zuerst von Linné zu Upsala in einem Garten angelegt. Eine Zusammensetzung von Pflanzen, deren Blumen eine Art Zeitmesser bilden. Man wählt hierzu solche, die sich zu bestimmten Tageszeiten öffnen und schließen, und bedient sich hierzu dreierlei Arten: Derjenigen, die sich nach dem hellen oder dunkeln Wetter, nach der Länge und Kürze des Tages und nach gewissen festgesetzten Stunden richten. L. M.

Blumenzwiebeln, zum Unterschied so genannt von den

gewöhnlichen Zwiebeln des Küchengebrauchs. Man zieht Blumen aus ihnen, sowohl in Töpfen als im Lande, und legt sie im Frühjahr oder Herbst, etwa einen halben Fuß tief in die Erde. Es gibt größere und kleinere Zwiebelgewächse. Zu ersterer Sorte zählen wir die Lilien, Kaiserkronen, Päonien ꝛc., zu der andern vorzüglich Hyacinthen, Narcissen, Tulpen u. m. a. Holland hat den bedeutendsten Handel mit Blumenzwiebeln. L. M.

Blut, ist die in den Gefäßen der Menschen, Säugethiere, Fische, Vögel und Amphibien befindliche Flüssigkeit, welche eine gewisse Temperatur, Consistenz und Farbe hat, nach möglichst vollkommner Untersuchung aus Wasser-, Faser-, Eiweißstoff, fettiger Materie, einem färbenden Princip, Eisen und Salzen besteht und ein Mittelpunkt des thierischen Lebens ist. Die hohe Wichtigkeit desselben für die Oekonomie des Thierkörpers hat Physiologen bestimmt, ihm ein eigenthümliches Leben zuzugestehen, weil ohne diese Annahme die wunderbare und mit einem undurchdringlichen Schleier des Geheimnisses umgebene Thätigkeit dieser Flüssigkeit gar nicht erklärt werden kann. Es ist nicht bloß der Grundstoff aller Ernährung, sondern es müssen Theile darin sein, welche der menschlichen Forschung entgehen und gewissen Gesetzen unterliegen, die mit der Anziehungskraft einzelner Organe im festen Wechselverhältnisse stehen. Das Blut ersetzt sich durch die aus den Speisen gezognen Säfte, welche nach und nach chemisch verändert und in den Lungen mit Lufttheilen versehen und geröthet werden. Das arterielle vollkommne und zur Ernährung geschickte Blut sieht röther aus als das venöse, welches seine ernährenden und abgesonderten Stoffe verlor. Im lebenden Körper ist es in steter Bewegung (s. Adern), die nur mit dem Tode aufhört. Die Schnelligkeit derselben nach allen Richtungen auf und abwärts wird auf 150 Fuß in der Minute, die Wärme auf 94—97° F. beim Menschen, die ganze Blutmasse auf 24—30 Pfund angegeben. Bei den Fischen und Amphibien ist das ebenfalls rothe Blut kalt, bei Insekten

und Würmern aber ist statt desselben eine weißliche Flüssigkeit vorhanden. D.

Blüthe. Diese tritt an den Pflanzen nicht eher hervor, bis sie eine vollkommene Ausbildung ihrer Form erhalten haben; dann aber bildet sie den Höhepunkt derselben, ihre Glanzperiode. Ein blühender Baum ist der schönste Anblick, den uns die Natur gewährt. Man unterscheidet Baumblüthe und Kornblüthe. Erstere zerfällt wieder in gewöhnliche Baum- und in Obstbaumblüthe, und alle diese Arten werden wieder in männliche und weibliche getheilt; auch gibt es Zwitterblüthen, wie bei den Blumen, die beide in sich vereinigen. Die Blüthe entwickelt sich aus der Knospe gewöhnlich erst nach Belaubung der Pflanze oder des Baumes, bei manchen aber schon vorher oder gleichzeitig. Es gibt einzelne und zusammengesetzte Blüthen, und sie bestehen im Wesentlichen aus dem Kelch und der Blumenkrone. Die Farbe der Obstbaumblüthe ist meistens weiß, röthlich oder in's Grünliche spielend. Die Zeit der Blüthe ist verschieden, doch nimmt man im Ganzen die Monate April und Mai für dieselbe an. Die Periode der Blüthe zerfällt in drei Abtheilungen, in die des Erblühens (Aufblühens), der vollen Blüthe und des Verblühens (Welkens). Den Bienen gewährt die Blüthe ein reiches Feld der Nahrung. Außerdem bezeichnet man mit dem Ausdruck Blüthe die schönste Zeit des Lebens, des Glückes der Hoffnung u. s. w. L. M.

Bluthochzeit, s. Bartholomäusnacht.

Blutigel, sind die in stehenden Wässern und Sümpfen zahlreich lebende Gattung von Würmern, welche mit vielen andern Thieren die Eigenschaft gemein haben, an den Wirbelthieren sich anzusaugen und von deren Blute zu leben; sie können aber auch von den Säften der Weichthiere sich nähren. Seit Themison von Laodicea sind sie um dieser blutentziehenden Eigenschaft willen als Heilmittel in verschiedenen Krankheiten, besonders Entzündungen, gebraucht worden, und eins der vortrefflichsten Mittel, welche

die Natur dem Menschen zur Linderung seiner Leiden darbietet. Der gewöhnlich benutzte Blutigel ist der mediciniſche oder officinelle. Er zeichnet sich durch zwei gelbliche Längenstreifen aus, und beißt sich mit einem gezahnten, dreieckigen Munde, mit drei kleinen Kinnladen in die Haut fest, und saugt mittelst des vordern Saugnapfes das Blut derselben. Er pflanzt sich durch Cocons fort und wird in künstlichen Anlagen gehegt. In den pariſer Spitälern sollen jährlich 5—6 Millionen Blutigel verbraucht werden. D.

Boa, eine besonders in Amerika zahlreiche Schlangengattung, mit vielen Schildern am Bauch und Schwanze. Die merkwürdigste darunter ist die Boa constrictor, Riesen- oder Abgottsschlange, auch Anaconda genannt. Sie ist so groß und stark, daß sie durch ihre Umschlingung einen Stier zerdrücken kann, ja selbst im Kampfe mit dem Tiger und Jaguar siegt. Sie ist ungeheuer gefräßig, und im gesättigten Zustande so unbehilflich, daß sie ohne Gefahr getödtet werden kann. Die amerikaniſchen Wilden essen ihr Fleisch.

Boa, (Putz), ist ein zur Wärme und zur Zierde dienendes Kleidungsstück, dessen sich die Damen in unsern Tagen häufig als Pelz bedienen. Ehemals nannte man einen solchen, mehrere Ellen langen, dem Fuchsschwanz ähnlichen, runden Pelz, einen Palatin. Sie werden aus verschiedenem Material verfertigt, meistens aus Pelz, als: Zobel, Stein-, Baum- und isländischem Marder u. s. w., aber auch aus bunten Federn und Seide. Die wohlkleidendsten, die weiße Haut des Halses am besten hervorhebenden Boas sind von dunklem, schwarzem Pelz; sie werden ein oder zwei Mal um den Hals geschlungen, und die etwas spitz zulaufenden Enden hängen bis an die Füße herab. Auch gibt es eine Art, deren Enden jede in drei Spitzen auslaufen. L. M.

Bobbinnet, englischer Tüll. Man bezeichnet mit diesem Namen ein leichtes, durchsichtiges Gewebe, welches zum Damenputz häufig Anwendung findet. Seiner Natur nach gleicht der Bobbinnet vollkommen der einfachsten Art des glatten, geklöppelten Spit-

zengrundes. Das Material zum Bobbinnet ist zweifädiger Baumwollzwirn, und zwar nimmt man zu den gewöhnlichsten Sorten des Zeuges schon Garne von bedeutender Feinheit, da die Schönheit desselben vorzüglich in der Beschaffenheit des Fadens, und in der Rundung, Gleichheit und Festigkeit desselben besteht, um die Schönheit aber eine vollendete zu nennen, muß auch noch die regelmäßige sechseckige Gestalt der Löcher, und die vollkommene Gleichheit derselben in Größe und Form hinzukommen. Der Bobbinnet hat, mit dem ihm in einiger Hinsicht ähnlichen Petinet verglichen, den wesentlichen Vorzug, daß, wegen der festen Verschlingung der Fäden beim Waschen die schöne regelmäßige Gestalt der Löcher nicht verloren geht. Häufig benutzt man den Bobbinnet als Spitzengrund, auf welchem man verschiedene Zeichnungen stickt, oder durch dicke, mit der Nadel eingezogene Fäden darstellt. Der weiße Bobbinnet wird in England gefertigt, obschon in neuerer Zeit auch Sachsen viel liefert, welcher aber den englischen noch nicht an Güte erreicht hat.

D. M.

Bobelina, Laskarina, die aus dem letzten griechischen Unabhängigkeitskriege berühmte Seeheldin. Sie stammt aus einer der angesehensten Familien der Insel Hydra ab. Ihr Gatte, ein tapferer Schiffskapitain, der gegen die algierischen Corsaren kreuzte, wurde ihr plötzlich auf türkischen Befehl entrissen und unschuldig vor ihren Augen hingerichtet. Neun Jahre lang trug sie den tiefen Schmerz über diesen Verlust, aber auch den unversöhnlichsten Haß gegen die Mörder ihres Gatten in der Brust. Der griechische Aufstand war für ihre Seele die Losung zur Rache. Sie rüstete drei Schiffe auf ihre Kosten aus und stieß zum griechischen Geschwader. In mannichfachen Gefechten legte sie hier Beweise von Heldenmuth, Unerschrockenheit und Ausdauer in den Gefahren ab. Mit ihr kämpften ihre Söhne, die sie zu Sieg und Rache begeisterte. Während ihrer kühnen und erfolgreichen Kreuzzüge erhielt sie die Nachricht, daß der Lieutenant des Pascha in Argos einge-

fallen sei und Alles mit Feuer und Schwert verwüste. Sogleich eilte sie ihren Ländsleuten zu Hilfe, sammelte die Flüchtigen, befeuerte ihren Muth, gab ihnen Waffen, griff die Türken mehrmals siegreich an und vertrieb sie endlich aus Argos. Aber dem Mutterherzen der Befreierin wurde hier eine tiefe Wunde geschlagen. In einem dieser Gefechte blieb ihr älterer Sohn. Die Türken hieben ihm den Kopf ab und trugen ihn im Triumphe zu ihrem Anführer. Laskarina erfuhr kaum die Nachricht von seinem schmählichen Ende, als sie ihre Leute sammelt, sich an ihre Spitze stellt, die Feinde ereilt und ihnen eine gänzliche Niederlage beibringt. Drei Türken fielen von ihrer eigenen Hand. Nachdem der Sieg erfochten, trat die Natur wieder in ihre Rechte. Unter einem Haufen von Leichen sucht die trostlose Mutter, blutbedeckt, händeringend, laut weinend, mit aufgelöstem Haar, ein Bild der Niobe, den todten Sohn und bringt ihm den letzten Zoll der Liebe dar. Nachdem sie von dem theuern Leichname Abschied genommen und den Schmerz niederge-kämpft, erwacht die Liebe zum Vaterlande, für das ihr kein Opfer zu hoch dünkt, mit erneuter Kraft in ihrer Brust. Sie schreibt an den Senat in Spezzia folgende lakonischen Worte, die ganz ihre große Seele charakterisiren: „Mein Sohn ist todt, aber Argos ist unser!“ — Ein Reisender, der sie im Juni 1821 zu Spezzia sah, entwirft folgendes Bild von ihr: Sie ist eine Frau von etwa 40 Jahren, von ziemlich hoher Gestalt, die aber durch das große Embonpoint verliert. Ihre Gesichtszüge sind schön und lebendig, aber von dem Ausdrucke großer Leidenschaften durchfurcht, ihr Blick feurig, imposant. Ihre Haltung und ihr Betragen im gewöhnlichen Umgange sind einfach, aber der geringste Gegenstand, der sie anspricht, belebt ihre Züge, und dann entwickelt sie eine bewundernswürdige Beredsamkeit. Nach Beendigung des türkisch-griechischen Krieges verließ sie den politischen Schauplatz und zog sich in die Einsamkeit des Privatlebens nach Spezzia zurück.

Bocassin heißt ein gedrucktes und geglättetes Zeug aus

Baumwolle, das besonders in Persien und Armenien gemacht wird. Man verwendet es zu Kaftans, zu Pelz- und Divanüberzügen. Es kommt selten in den europäischen Handel.

Boccaccio, Giovanni, ein liebenswürdiger Dichter und der beste Prosaist Italiens, wurde als der Sohn eines italienischen Kaufmannes 1313 zu Paris geboren, zeitig nach Florenz gebracht, wo er sich dem Handel widmen sollte, sich aber in Neapel an die Gelehrten anschloß, Petrarka's Freundschaft gewann, und nach seines Vaters Tode ganz den Wissenschaften in die Arme warf. Eine Beschützerin fand er in Maria, der natürlichen Tochter König Robert's von Neapel, die er liebte und deren Gegenliebe er erwarb. Er feierte sie unter dem Namen Fiametta in seinen Dichtungen. Boccaccio starb zu Florenz 1375 als Professor. Sein schönstes Werk, voll Naivetät, Fantasie und Eleganz ist der Decameron, 100 Erzählungen, zum Theil von seiner eigenen Erfindung, zum Theil provençalischen Dichtern nachgebildet. Viele davon eignen sich wegen des darin herrschenden frivolen Tones weniger zur Damenlectüre. Soltau hat sie in's Deutsche übersetzt. Noch schrieb er eine große Anzahl Romane und Gedichte, darunter ist noch bemerkenswerth: l'amorosa Fiametta, von Sophia Brentano in's Deutsche übertragen.

Boccage, Maria Anna Lepage, Frau von Fiquet du, war eine durch Verstand und Kenntnisse ausgezeichnete Frau, die in Rouen den 22. October 1710 geboren wurde. Nur eine kurze Zeit war sie mit ihrem Gatten, der als Steuereinnehmer in Dieppe lebte, verheirathet. Nach seinem Tode suchte sie die Lücke, die sein Verlust in ihrem Dasein hervorgebracht hatte, durch das innige Befreunden mit Künsten und Wissenschaften auszufüllen, und die Freude, die sie an den Beschäftigungen ihres Geistes fand, beschwichtigte allmälig ihren Schmerz, und versöhnte sie mit dem Leben. Schon in ihrer frühesten, fast noch der Kindheit angehörenden Zeit, innerhalb der Mauern eines Klosters zu Paris, wo sie erzogen wurde,

erwachte ihre Neigung zur Dichtkunst, dem Samenkorn gleich, das, unberührt vom Strahl der Sonne, durch eigene Kraft sich aus dem dunklen Schooß der Erde zum Licht empor drängt. Jetzt, als Witwe, wurde jene Neigung ihr Beruf. Sie begann ihre schriftstellerische Laufbahn mit einem poetischen Werke über den gegenseitigen Werth der schönen Künste und Wissenschaften, welches so günstig beurtheilt wurde, daß es bei der Akademie zu Rouen den Preis empfing. Späterhin huldigten auch die Akademien zu Rom, Bologna, Padua und Lyon ihren Talenten, indem sie ihr die Ehre erzeigten, sie als Mitglied unter sich aufzunehmen. Sie gab hierauf eine Nachahmung des „verlorenen Paradieses" in sechs Gesängen heraus, so wie ein andere Gedicht in zehn Gesängen, die Colombiade genannt. Auch besang sie den Tod Abel's, und ließ eine Tragödie, unter dem Titel: die Amazone, erscheinen. Die Briefe, die sie auf ihren Reisen nach England und Holland schrieb, werden für das Interessanteste gehalten, was durch ihre Feder hervorging. Sie fanden den ungemessensten Beifall, und Alles bestrebte sich, ihr denselben, theils durch Gedichte, theils in Prosa, auszusprechen. Ihre liebenswürdige Persönlichkeit und ihr allgemein geachteter edler Charakter erhöhte, noch den Werth ihrer geistigen Gaben in den Augen ihrer Freunde, so wie in denen der Welt, wo sie eines völlig tadellosen Rufes genoß. Ihre vielen Bewunderer, zu denen man auch Voltaire, Fontenelle und Clairaut zählte, sprachen von ihr: **Forma Venus, arte Minerva,** und erkoren diese Worte zu ihrer Devise. Ihre Werke wurden fast in alle neuern Sprachen übersetzt, und sie erreichte ein hohes, ehrenvolles und glückliches Alter, denn sie starb erst am dritten August 1803 in ihrem drei und neunzigsten Jahre. A

Bodensee, auch Costnitzer See oder schwäbisches Meer genannt, wird vom Rhein gebildet, welcher ier ein tiefes, felsiges Thal aushöhlt. Er ist sehr fischreich, und wegen des Waarentransports, welcher durch Dampfschiffe betrieben wird, sehr befahren. An seinen Ufern liegen die Städte Constanz, Bregenz, Lindau, Friedrichshafen;

man genießt von der nördlichen Seite eine der schönsten Aussichten nach den Schweizeralpen. V.

Bodicäa. Unter den Fürstinnen älterer Zeit ragt die Königin der Icenier, eines alten Volkes in England, durch seltenen Muth glorreich hervor, und hat sich in den Annalen der Geschichte einen bleibenden Namen erworben. Sie lebte zur Zeit, als England unter der Gewaltherrschaft des römischen Kaisers Nero seufzte. Unfähig, die Bedrückungen länger mit anzusehen, welche ihr Volk von den römischen Machthabern erdulden mußte, ergriff sie selbst das Schwert, um durch Gewalt der Waffen das verhaßte Joch abzuwerfen. Es kam zum Kampfe; aber die heldenmüthige Königin unterlag, trotz der tapfersten Gegenwehr, der Macht der Feinde. 80,000 der Ihrigen deckten das Schlachtfeld, und sie selbst mochte die Schmach nicht überleben, nahm Gift und starb im 61. Jahre nach Chr. X.

Böhmen, von Bergen umgürtet, wie ein Götterkind von Riesen bewacht, durchrauscht von wunderbaren Sagen, erfüllt mit Heldenerinnerungen einer großen Zeit, reich, gesegnet, kräftig im Marke, ist einer der kostbarsten Juwelen in Oestreichs strahlender Kaiserkrone, und die nördlichst gelegene Provinz desselben Staates. Wer hätte nicht gehört von der fabelhaften Libussa und ihrem Gemahl Krok, vom Wischehrad, von Wlasta, der Amazonenheldin und ihrer Schar, vom heiligen Adalbert, dem Heidenbekehrer, vom tapfern Ritter Brunslik, von den Rittern, die im Berge Blanik schlafen und dereinst wiederkehren werden; wer hätte nicht gelesen von der heidnischen Drahomira und der heiligen Ludmilla, vom frommen König Wenzel, vom Helden Burdislav, von der fürstlichen Magd Bazuna und dem Herzog Udalrich, vom Eroberer Ottokar, der das Land zwischen der Ostsee und dem adriatischen Meere beherrschte, von den welterschütternden Hussitenkriegen, von Ziska und den Prokopen, vom König Georg von Podjebrad, von Wallenstein und den Schlachten des 30jährigen Krieges, von

tausend denkwürdigen Thaten, die noch jetzt das Land und seine Erinnerungen mit einem romantischen Sternenhimmel bedecken, unter welchem Heldenlieder und Zaubergesänge wunderreizend leis' und laut erklingen? Tausend Denkmale, uralte, prangende Städte, zahlreiche Burgruinen, Schlösser, Klöster, Kirchen und Grabmäler sprechen von jener großen Zeit und erfüllen noch jetzt des Böhmen Brust mit gerechtem Stolze auf sein Vaterland und seine Abkunft. — Das Land bietet einen ungeheuern Reichthum an Naturprodukten dar, die Berge liefern Silber, Eisen, Blei, Kupfer, Schwefel, Steinkohlen, seltene Edelsteine, darunter besonders Granaten. Die zahlreichen Wälder beherbergen die edelsten Arten von Wild — der Böhmerwald sogar noch Bären, Wölfe und Luchse. Der Boden bringt Getreide in Menge und Güte hervor; Obst ist im Ueberfluß vorhanden, man baut etwas Wein, und ungeheuer viel Hopfen, welcher der beßte in Europa ist. Die Viehzucht ist stark, die Schafzucht wird immer mehr veredelt. Böhmen ist eines der wichtigsten Fabrikländer in Leinwand, Woll-, Baumwoll- und Seidenzeug. Zahlreich sind seine Hut- Papier-, Metall-, Fayancefabriken. Böhmische Glaswaaren, Spitzen und Zwirn sind durch ganz Europa berühmt. Das Land hat 153 Mineralquellen, darunter haben Karlsbad, Franzensbrunnen, Teplitz, Marienbad (s. d.) einen europäischen Ruf. Die zahlreichen Ströme und Flüsse sind reich an Fischen; die böhmischen Fasanen, in zahlreichen Gärten gehegt, werden geschätzt. Gute Landstraßen durchschneiden es in allen Richtungen (darunter eine Eisenbahn von Budweis nach Linz), und befördern den Handelsverkehr ungemein. Das Land umfaßt 952 □ Meilen und zählt 3,540,000 Einwohner. Für die wissenschaftliche Bildung sorgen 1 Universität, mehrere Lyceen, eine große Anzahl Gymnasien, das böhmische Nationalmuseum, das polytechnische Institut. In Prag (s. d.) ist ein Conservatorium der Musik und eine Malerakademie, worin ausgezeichnete Künstler gebildet wurden. — Der slawische Theil der Bewohner Böhmens, die Czechen (spr. Tschechen), gehören zum großen slawischen Völkerstamme

der den größten Theil des östlichen Europa's bewohnt, und theilt mit diesem im Allgemeinen denselben Nationaltypus. Sie sind kräftig, ausdauernd, tapfer, voll Scharfsinn, voll Talent, namentlich für Musik; ein schöner, kräftiger, muskulöser Menschenschlag. Den gemeinen Mann beschuldigt man des Starrsinns, der Tücke, Trägheit und Kriecherei; doch finden sich diese Eigenschaften ja mehr und minder bei den untern Classen aller Völkerschaften. Die im Lande wohnenden Deutschen, seit alten Zeiten mit den Urbewohnern vermischt, haben diesen, germanischen Sinn, Geschmeidigkeit, Fleiß, Treue eingeimpft. Eine weise Regierung hat die Abkömmlinge zweier verschiedener Nationen zu Einem Brudervolke vereinigt. Der gebildete Böhme spricht und schreibt deutsch und böhmisch mit gleicher Geläufigkeit. In mehreren Kreisen wird jedoch vom Landvolke nur böhmisch gesprochen. Die Literatur fängt an national zu werden; es gibt böhmische Dichter, und das Volk liest seine Lieder, seine wunderbaren Sagen, in einer wohlklingenden, schön ausgebildeten Sprache. Die Böhminnen sind als schön bekannt. Herrliche Gestalten, frische, blühende Gesichter, dunkles seidenes Haar, Fülle und Grazie der Formen, und namentlich ein blühender Mund mit Perlenreihen zeichnet sie aus. Sie sind sinnig, schwärmerisch, kräftig und feurig in der Liebe. Gute Gattinnen und zärtliche Mütter ihrer Kinder, die sie in der Regel selbst säugen. Sie sind hochsinnig und muthig — in mancher blitzt noch der Geist jener heldenmüthigen Amazone Wlasta's. (s. d.) —n.

Böhmische Brüder. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts trennten sich mehrere strenge Hussiten von den Calixtinern und vereinten sich unter dem Namen Brüder oder Brüderunität. Sie nahmen nur eine geistig-mystische Gegenwart Christi beim Abendmahl an, entfernten durch einen dreifachen Bann alle Lasterhaften aus ihrer Gemeinschaft, sonderten sorgfältig die Geschlechter von einander ab, und versagten Kriegsdienste. Später verfolgt, flüchteten sie sich nach Polen und Preußen (Marienwerder), hatten dann ihren

Hauptsitz in Mähren (daher mährische Brüder), ließen sich später in Sachsen (Dresden und Zittau) nieder, wo aus ihnen 1722 die herrnhutische Brüdergemeinde hervorging. —t—

Böhmische Edelsteine heißen die mancherlei Sorten von Edel- und Halbedelsteinen, die man in dem an Mineralien so reichen Böhmen findet, darunter sind vorzüglich die Granaten berühmt; doch findet man auch Diamanten in der Iser, Rubinen im Riesengebirge, Sapphire, Jaspis, Serpentin ꝛc. Die unechten böhmischen Steine sind große helle Bergkrystalle, welche geschliffen werden und den Diamanten an Feuer und Helle, aber nicht an Härte, gleichkommen. Sie heißen unechte Diamanten und werden zum Schmuck verwendet. Auch durch eine Art Glasfluß macht man in Böhmen Edelsteine täuschend nach.

Böhmische Glaswaaren zeichnen sich durch Härte, Weiße, Glanz und Dauer aus. Es wird ein sehr bedeutender Handel damit nach Spanien und Amerika getrieben. Die Form ist meist geschmackvoll, der Fluß rein, Malerei und Vergoldung elegant, der Schnitt sauber und die Politur blendend. Das böhmische Tafelglas wird seiner Weiße und Feinheit wegen sogar höher als das englische geschätzt. Wie sehr dieser Industriezweig im Flor ist, beweist der Umstand, daß es in Böhmen gegen 80 Glas-, und 8 Spiegelhütten gibt.

Bohnen, eine Art Schoten- oder Hülsenfrüchte, und in unserm Vaterlande ein sehr beliebtes Gemüse. Es gibt eine Menge Sorten, von denen wir nur einige erwähnen wollen. Die Schwertbohnen (Stengelbohnen, auch Veits- oder Vicebohnen), die an hohen Stangen gezogen werden, bilden so viel Laub, daß man Lauben und Geländer damit beschatten kann. Die dreizähligen Blätter der Bohnengewächse sind sich bei allen Sorten gleich, die Farbe der Blüthen und Früchte, besonders des Samens, erleidet große Veränderungen. So hat die türkische Bohne schöne scharlachrothe, traubenartige Blumen, und schwarz und violett geflammten Samen;

die gemeine oder welsche Bohne hat eine weiße Blüthe und weißen Samen. Viele geben der weiß blühenden, hinsichtlich des Geschmackes, den Vorzug vor der buntblühenden, wenigstens hat sie eine weit glattere, mildere Schote. Die Schwertbohne gelangt zu einer Höhe von 10—15 Fuß, wird 12 Zoll lang und 1½ Zoll breit. Die sogenannten Zwerg- oder Frühbohnen sind den Schwertbohnen an Geschmack ähnlich, werden aber nur 1½ Fuß hoch, dienen meistens als Einfassung von Rabatten und bedürfen keiner Stangen. Auch diese Art zerfällt wieder in viele Nebenarten, die sich durch die Farbe ihrer Blüthe und Frucht unterscheiden. Die Judenbohne, oder Brechbohne wächst hoch und niedrig, hat eine weit hellere, fast weißlich grüne Schote, eine schmale, durch runden Samen höckerige Hülse und rothen, gelben, so wie weißen Samen. Auch bei dieser Sorte zieht man zum Essen die weißblühende, mit weißem Samen der bunten, schöner aussehenden, vor. Die Puffbohne, eine Abart der unästhetischen, zum Viehfutter auf Aeckern gebauten Saubohne, ist eine gerade stehende, schön aussehende Pflanze, ganz verschieden von allen andern Bohnengewächsen. Die Blüthe ist weiß und schwarz, der Same sparsamer, aber weit größer. Ganz jung geben sie ein angenehmes, obgleich etwas schwer zu verdauendes Gemüse. Zum Aufbewahren als Wintergemüse eignet sich außer dem reifen Samen aller Arten die Schwertbohne am besten. Sie wird sowohl grün getrocknet, als auch mit Salz eingemacht. Die Blumensprache nennt die Bohnenblüthe das Sinnbild der Häuslichkeit.

L. M.

Boieldieu, Adrian, zu Rouen geboren 1774, ging um sein 20. Jahr als Clavierspieler und Lehrer nach Paris, componirte nebenbei Romanzen, die Beifall fanden, kam 1803, nachdem er die Professorstelle am Conservatorium niedergelegt, nach Petersburg, an Sarti's Stelle, von wo er 1811 zurückkehrte. Später lebte er längere Zeit in dürftigen Umständen, hat aber gegenwärtig die frühere Stelle an Pariser Conservatorium mit beträchtlichem Gehalt wieder

erhalten. Durch seine Opern, Khalif von Bagdad, Johann von Paris machte er sich schon früher einen Namen, den er der Natürlichkeit, Lieblichkeit seiner Melodie und der größeren dramatischen Wahrheit halber, die der französischen Schule oft abgeht, würdig verdient. Er ward schon als eine Antike betrachtet, als er vor etwa 8 Jahren mit zwei neuen Opern, der bekannten „weißen Dame," und späterhin mit den „beiden Nächten" seinen Ruf erneuerte. Diese liebenswürdige Musik theilt bei größerer Altersreife die Vorzüge seiner ältern Opern. Seine übrigen Instrumentalsätze, Claviercompositionen u. s. w. haben geringeren Werth. R. S.

Boleros, der eigenthümliche spanische Nationaltanz, mit Gesang, Zither und Castagnettenbegleitung, nach einem besondern Rhythmus. Die glühende Fantasie des Spaniers, verbunden mit jener steifen Grandezza in seinem Aeußeren, weiß in diesem Tanze eine Wechselwirkung von Beweglichkeit und Ruhe hervorzuzaubern, daß er andern Nationen unnachahmlich ist. Es sind die stürmischsten Liebeserklärungen in dem keuschesten Gewande. R. S.

Boleyn, Anna von, Gemahlin und eins der unglücklichen Opfer Heinrich's VIII. Königs von England, war der letzte Sprößling aus der Ehe des Sir Thomas Boleyn mit einer Tochter des Herzogs von Norfolk; nach einigen Schriftstellern erblickte sie 1507 das Licht der Welt, andere setzen ihre Geburt in die Jahre 1499 oder 1500. Die letzte Meinung scheint uns die wahrscheinlichste, da Anna schon 1514 die Prinzessin Marie von England, welche sich mit Ludwig XII. vermählte, als Hofdame in ihr neues Vaterland begleitete; wohl schwerlich würde man ein Kind zu dieser Würde auserseh en haben. Nachdem jene Königin nach drei Jahren Witwe wurde, und nach England zurückkehrte, trat Anna in die Dienste von Claudia von Frankreich, Tochter Ludwig's XII. und Gemahlin Franz's I.; als diese Fürstin 1524 der Tod ereilte, kam sie zur Herzogin von Alençon, Schwester des Königs von Frankreich. Anna war schön, jung, geistreich, lebhaft, und von einer Heiterkeit, der sie

nicht immer Gränzen zu setzen verstand. Bei solchen Anlagen, bei einem solchen Charakter war es natürlich, daß Anna den glänzenden Hof Franz's I. der zurückgezogenen, finstern und religiösen Lebensweise der Königin von England vorzog. Am Hofe wurde ihr ungemessener Beifall gezollt, und, wie man sagt, nicht ohne ihre Ehre und ihren guten Ruf zu gefährden; selbst ihre Vertheidiger verdammen die allzugroße Freiheit ihrer Rede und das Unsittliche ihres Betragens. Ohne Alles das als gewiß anzunehmen oder wiederholen zu wollen, was strenge Richter über die Verderbtheit ihrer Sitten berichten, weisen wir nur auf die Spottnamen hin, die sie sich zuzog, und welche auch den kränkendsten Verdacht, den man gegen sie erheben konnte, zu entschuldigen im Stande wären. Die Ursache, wie die Zeit von Anna's Rückkehr nach England, ist unbekannt und unbestimmt; jedenfalls ist es gewiß, daß ihr Erscheinen am Londoner Hofe den Zweifeln voranging, welche sich plötzlich über die Rechtmäßigkeit von Heinrich's VIII. Ehe erhoben. Noch bleibt die Lösung der Frage übrig, wie Anna von Boleyn gleich nach Zurückkunft in ihr Vaterland zur Hofdame der Königin ernannt wurde, die sie einst verdrängen sollte. Die Familie Boleyn war seit langer Zeit den launenhaften Vergnügungen und unlautern Leidenschaften des Monarchen geweiht gewesen. Schon Anna's Mutter und ältere Schwester waren Gegenstände von Heinrich's Liebe. Unter den Freunden des Hauses befand sich einer, Namens Bryan, der das würdige und unentbehrliche Werkzeug der niedrigen Begierden des Königs war und ihm in seiner Ausschweifung getreulich diente; an diesem lag es nicht, wenn Anna nicht in dieselben Schlingen fiel, deren Opfer ihre Mutter und ihre Schwester geworden waren; doch sollte sie es sein, welche dieses Mal das gefährliche Netz auswarf. Anna, die an Frankreichs Hofe mit so unzarten Ausdrücken bezeichnet worden war, erschien am englischen Hofe wie ein anderes Wesen, als Muster reiner Sittlichkeit und Tugend; sie theilte die Leidenschaft, welche sie ihrem Herrscher einzuflößen wußte, jedoch erklärte sie laut, ihm nie

anders, als durch das Band der Ehe angehören zu wollen. Anna wußte, daß der ehrgeizige Cardinal Wolsey aus niedriger Rachsucht gegen Karl V. Heinrich vorgestellt hatte, sich von Katharinen zu trennen, und eine neue Verbindung mit Isabelle von Frankreich zu schließen. Sie war sogleich entschlossen, diese Uneinigkeiten für sich zu benutzen, doch ohne zu übersehen, welche Schwierigkeiten die Grundsätze der katholischen Religion einer Scheidung entgegen setzen würden. Nach und nach gelang es ihr Isabella in Vergessenheit zu bringen; Wolsey fiel in Ungnade; Katharine wurde verstoßen, und der Katholicismus abgeschworen. Einen gewissen Cranmer, einen katholischen Priester, der von der Universität von Cambridge verjagt worden war, weil er die Schwester eines lutherischen Geistlichen entführt, und im Geheim geheirathet hatte, empfahl Anna dem Könige als ein willenloses, blindes Werkzeug seines Willens. Zur Belohnung wurde jenem das Erzbischofthum Canterbury zugesichert. Heinrich VIII., dessen zügellose Leidenschaft jeden Zwang verbannte, erwartete nicht den Ausspruch seiner neuen Kirche, und vor der Auflösung der ersten Ehe schloß er unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses den 14. November 1532 eine zweite Verbindung mit Anna von Boleyn, die er schon früher zur Marquise von Pembrock erhoben hatte. Nach Verlauf von fünf Monaten war es nicht mehr möglich, das Geheimniß zu verbergen. Cranmer war es, der öffentlich die erste Ehe als nichtig, die zweite giltig erklärte. Ja man ging sogar so weit, der unglücklichen Katharine von Aragonien und ihrer Tochter Marie den Namen einer Königin und Fürstin zu rauben, während Anna mit fast unerhörter Pracht in Westminster gekrönt wurde. Im Jahre 1533 erblickte die berühmte Elisabeth das Licht der Welt. Die bedauernswürdige Katharine starb den 6. Januar 1535, umgeben von Spionen und Henkern, nachdem sie Zeuge der Hinrichtungen und Mißhandlungen ihrer Freunde gewesen war. Noch in den letzten Augenblicken ihres Lebens richtete die eben so tugendhafte als unglückliche Fürstin die lie-

bevollsten, rührendsten Worte an ihren treulosen und grausamen Gatten. Heinrich hörte endlich die mächtige Stimme des Gewissens laut in seinem Innern ertönen, sandte ihr noch einige tröstliche, freundliche Worte, aber schon war die Königin nicht mehr. An dem Tage ihrer Beerdigung befahl Heinrich seinem ganzen Hofe Trauer anzulegen; Anna untersagte ihren Leuten, dem Befehle Folge zu leisten, und erschien selbst im festlichen Schmucke. Sie ahnte nicht, daß das tödtende Schwert schon über ihrem Haupte schwebte: eine aufglühende Nebenbuhlerin sollte die Geopferte rächen. Eine ihrer Hofdamen, Johanna Seymour, stieß sie herab von dem Throne, auf den Heinrich sie unrechtmäßiger Weise erhoben hatte, und stürzte sie in ein blutbespritztes Grab. Nichts konnte Heinrich VIII. für seinen Charakter dauernd an ein weibliches Wesen fesseln, und so flößte ihm auch Anna bald nur Ueberdruß ein. Er benutzte den ersten scheinbaren Grund zur Eifersucht, der sich ihm darbot, um Klage gegen sie zu erheben. Den 22. Mai 1535 sah sich Anna angeklagt, verhaftet und einer Commission übergeben, die über sie richten sollte. Ihr ganzes vergangenes Leben wurde einer strengen Prüfung unterworfen, alle jene Beschuldigungen, welche der König in blinder Leidenschaft befangen, früher zurückgewiesen hatte, wurden jetzt hervorgesucht, um ihr Verderben zu beschleunigen. Man überhäufte sie mit den schändlichsten Vorwürfen, Alles, wozu die niedrigste Sinnlichkeit ein Weib verleiten kann, wurde ihr zur Last gelegt. Anna wurde den 17. Mai 1536 von sechs und zwanzig Räthen, alle Pairs des Reichs, zum Tode verurtheilt. Die letzten Tage ihres Lebens erwecken für die Unglückliche das innigste Mitleiden, und bieten einige wahrhaft interessante Momente. Bevor sie ihr Gefängniß verließ, um den letzten Gang zu thun, ließ sie, von inniger Reue durchdrungen, die Frau ihres Gefangenwärters zu sich kommen, und warf sich vor ihr auf die Knie mit den Worten: „Sie möge in ihrem Namen zur Prinzessin Marie eilen, und sie in derselben Stellung, in der sie jetzt vor ihr im Staube liege, um Verzeihung für all' das

Unglück anflehen, welches sie über ihr und ihrer Mutter edles Haupt gebracht habe." Was den Brief betrifft, den sie dem Könige kurz vor ihrer Hinrichtung geschrieben haben soll, so sind wir nicht sehr geneigt, ihn für echt anzuerkennen. Der Text, wie er uns von einigen Schriftstellern überliefert worden ist, ist so wenig natürlich, die Gefühle so falsch, und die Ausdrücke erscheinen so gezwungen, daß wir ihn eher als das Werk einer Partei, oder Anna von ihrer Geistlichkeit untergeschoben betrachten mögen. Wahrhaft christliche Ergebung macht es wohl möglich, daß der Unschuldige seinen Mördern verzeiht; aber schwer ist es zu glauben, daß eine Königin, die den ehelichen Pflichten und ihrem Gemahl stets treu geblieben zu sein behauptete, und von ihm dennoch als Ehebrecherin und blutschänderisch angeklagt worden war, mit diesem auf dem Wege zum Blutgerüste in den zärtlichsten Ausdrücken von seiner und ihrer Liebe sprechen konnte. In den letzten Stunden, welche dem gefürchteten Augenblicke vorangegangen, bemerkte man in Anna's ganzem Wesen mehr und mehr eine gewisse Blödsinnigkeit, die sich gleich nach ihrer Verhaftung gezeigt hatte; bald richtete sie mit inniger Andacht Gebete zum Himmel; bald brach sie in ein lautes Gelächter aus; in einem Augenblicke zitterte sie vor dem Schwerte, und gleich darauf sprach sie mit großer Gelassenheit von der bekannten Geschicklichkeit und Schnelle des Scharfrichters. — In den wenigen Worten, die Anna noch sprach, während sie schon das Blutgerüste bestieg, hörte man sie weder ihre Unschuld betheuern, noch bekannte sie ihr Unrecht; sie erklärte nur, daß sie, durch das Gesetz verurtheilt, nun auch dessen Ausspruch erdulden müsse. Im Ganzen sind die Meinungen über Anna's Leben und Charakter sehr getheilt. Ihre Gegner haben ihr Andenken zu schwärzen gesucht und sie zum Ungeheuer gemacht; ihre Anhänger hingegen haben sie von jedem unreinen Verdachte reinigen wollen und sie zur Heiligen erhoben. Das Erste wie das Letzte mag übertrieben sein. — E. v. E.

Bolivia, Republik in Südamerika, früher Alto-Peru,

grenzt im Norden und Osten an Brasilien, südlich an Argentina, westlich an Peru. Es ist das höchste bewohnte Land der Erde, der Andesrücken ist hier zwischen 9000 und 24,000 Fuß hoch. Hier stehen die höchsten Piks der Cordilleren. Es umschließt 20,000 □Meilen. Alle Naturreiche liefern Produkte im Ueberfluß, namentlich edle Metalle. Von 1556 bis 1800 betrug die Ausbeute der Bergwerke von Charkas 1000 Millionen Piaster an Silber. Bewässert wird das Land von den Quellen des Amazonenstromes, des Ucayale, La Plata, Paraguay. Es ist romantisch schön, Hochthäler, Bergklüfte, kolossale Gipfel, liebliche Thäler, Schneekuppen, Vulkane, Berghälse, Seespiegel wechseln in der größten Mannichfaltigkeit ab. Die Vegetation unter verschiedenen Höhengraden, ist wunderbar reich und üppig; die Temperatur ist fast im Durchschnitt fortwährend die des Frühlings; nur in den nordöstlichen Ebenen der Urwälder ist sie feucht, düster und nebelig. Auf dem Hochlande ist der Himmel beständig heiter und vom tiefsten Indigoblau. Pflanzen und Thiere bieten dieselben Erscheinungen dar, wie in Peru (s. d.). Die Bewohner bestehen aus Nachkommen der Einwohner des Inkareichs, europäischen Einwanderern; Creolen und wenigen Negern. Die Nachkommen der alten Peruaner wohnen ausschließlich in der Region der Anden, in Missionen andre Stämme auch wild in den Wäldern. Im Durchschnitte besteht die ganze Bevölkerung aus cultivirten Indianern, denn die der Weißen ist nicht zahlreich. Ihr Charakter ist einfach, fest, bieder, noch hat sie der Luxus von Niederperu nicht verdorben. Die europäische Tracht nimmt jetzt überhand; doch trägt der Indianer eine helmähnliche Mütze, kurze Beinkleider, ein wollenes Hemd und Sandalen. Die Weiber tragen Röcke, welche bei den Mädchen kürzer sind; ein buntes Tuch wird über die Schulter geworfen, und auf der einen Seite der Brust mit einer großen silbernen Nadel befestigt. In manchen Gegenden lieben die Frauen den Putz übermäßig. Sie sind, die braune Farbe abgerechnet, schön geformt, haben herrliche Augen, blendende Zähne, sind graziös und sanft. Die geistige Cul-

tur ist ziemlich vorgeschritten. — Landbau und Viehzucht blühen.

—n.

Bologna, im Kirchenstaate, eine Stadt von 70,000 Einwohnern, liegt in einer reizenden Ebene, am Fuße der Apenninen, hat Arkaden, schöne, breite Straßen, viele Paläste. Merkwürdig sind die zwei schiefstehenden Thürme, der Dom, die Universität und die unterirdische Stephanskirche; ferner der Palast des Cardinal-Legaten mit einer großen Fontaine, die Bibliothek der Akademie, die Sternwarte, Gemäldesammlung. Die Universität ist die älteste in Europa; sie wurde 1158 gestiftet. Hier wurden Domenichino, Guido Reni und Hannibal Caracci geboren. Von hier kamen die früher den Damen so unentbehrlichen Bologneser Hündchen, in deren Abrichtung die Einwohner eine besondere Geschicklichkeit besaßen, so wie die feinen Seifenkugeln, die Maccaroni, Würste Seiden- und Sammtstoffe, künstlichen Blumen, und das Zuckerbackwerk, welche wir von dorther erhalten, einen bedeutenden Handelszweig dieser Stadt ausmachen.

Bombasin, ein meist zum Futter verwendetes, 1 Elle breites Zeug, welches früher nur aus Seide oder Kamelhaaren in Mailand gefertigt ward, jetzt aber, aus Baumwolle mit Schafwolle vermischt, in England, Frankreich, Holland und Deutschland fabricirt wird.

Bombast, das Schwülstige, Ueberladene, Gesuchte und Gezierte in der Rede. Das Wort kommt vom englischen Worte Bumbast her, welches ein buntes Kleid, ein durchstepptes Zeug, daher auch alles Aufgedunsene bezeichnet. Z. B. folgende Grabschrift auf dem Leichensteine einer Freundin, v. Hoffmannswaldau enthält Bombast:

Ein Stern der Tugenden, die Sonne dieser Stadt,
Ein Engel, wenn man will den Namen recht erwägen,
Ein Licht, das in der Welt mit Lust geschienen hat,
Muß sich dem Tode nun zu seinen Füßen legen.

Mein Leser, lies doch recht, was ich dir kund gethan;
Ich habe viel gesagt, noch aber mehr verschwiegen.
Wo hier Stern, Sonne, Licht und Engel wohnen kann,
So muß der Himmel ja in diesem Grabe liegen.

Wie viele unnütze und gesuchte Worte für den einfachen Gedanken: Hier liegt eine Frau begraben, welche die Zierde der Stadt war!

52.

Bombay, eine der drei großen Präsidentschaften der englischen Handelscompagnie in Ostindien (die andern sind Calcutta und Madras) ist reich an allen Produkten des südlichen Asiens, hat Gewürze, edle Metalle und Steine, besonders Gold und Diamanten, und ist daher, obschon nicht so groß wie Bengalen, doch eine Perle in den Besitzungen der Compagnie. Auf der Insel Bombay liegt die Stadt gleiches Namens, welche von 170,000 Bewohnern aller Religionen und Nationen belebt ist. Eine unbeschreiblich reizende Lage im Meere an der schönsten malerischesten Küste Indiens, macht diesen Ort zu einem der angenehmsten der Erde. Das weibliche Geschlecht ist trotz der verschiedenen Völker, welche sich dort bewegen, doch im Allgemeinen sehr schön, auch sind die persischen und arabischen Frauen weniger streng verwahrt als in ihrem Vaterlande, weil die freiere Sitte ihnen mehr Oeffentlichkeit gestattet. In jeder andern Beziehung gleicht Bombay Bengalen (s. d.). V.

Bona, mit dem Namen die Heilige, war eine Wunderthäterin, die in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts lebte. Sie verrichtete nach der Legende mehrere Wunder und hatte Erscheinungen von Christus und den Aposteln. In frommer Begeisterung unternahm sie eine Wallfahrt nach dem gelobten Lande, und starb zurückgekehrt in Pisa 1204. Der Papst sprach sie heilig, und ihr Tag im Kalender ist der 29. Mai. X.

Bona, eine Bäuerin aus dem Veltlin, der Gebirgsgegend zwischen Tyrol und Graubündten, hütete Schafe, und wäre wohl, damit beschäftigt, den politischen Ereignissen, in die sie später verfloch-

ten ward, fremd geblieben, hätte sie nicht Peter Brunoro, ein Soldat aus Parma, zu seiner Geliebten erkoren. In männlichen Gewändern begleitete sie diesen auf seinen Kriegszügen, war sogar mit ihm in Spanien, und befreite ihn aus der Gefangenschaft, in die er gerathen war. Als Brunoro in der Folge Oberbefehlshaber der Armee der Republik Venedig wurde, heirathete er die tapfere Bona, die nun noch mehr Gelegenheit fand, ihre männlichen Eigenschaften und ihren Muth zu bewähren. Namentlich in den Kämpfen der Republik mit dem Herzoge Sforza von Mailand zeichnete sie sich mehrfach aus, und bei Erstürmung des Schlosses Parano war sie Erste auf den Mauern. Ebenso war sie bei der Vertheidigung der Insel Negroponte gegen die Türken thätig. Brunoro ward getödtet und seine heldenmüthige Gattin starb auf der Rückreise von Negroponte auf Morea 1466. X.

Bona Sforza, Königin von Polen, Tochter Johann's Galeazzo Sforza, Herzogs von Mailand, und Isabelle's von Aragonien, vermählte sich 1518 mit Sigismund I., König von Polen, der bei dieser Gelegenheit eine den Polen bis dahin unbekannte Pracht und großen Glanz entwickelte. Bona lebte fast dreißig Jahr hindurch mit ihrem Gemahle in der vollkommensten Einigkeit; sie war ganz Liebe und Hingebung, und weit entfernt jenen herrschsüchtigen Charakter ahnen zu lassen, der später ihre Handlungen bezeichnete. Mit der rührendsten Sorgfalt pflegte sie den alternden Monarchen während der langwierigen Krankheit, die ihn 1548 dem Grabe zuführte; aber von Natur stolz und ehrgeizig, strebte sie nach seinem Tode alle Regierungsgewalt in ihre Hände zu bekommen, woraus Uneinigkeit und bittere Zwietracht erwuchsen. Aufgebracht und gereizt durch die Heirath ihres Sohnes, Sigismund August's mit Barbara Radziwil, der Witwe eines lithauischen Edelmanns, schloß sie sich den polnischen Großen an, die sich vom Hofe zurückzogen, und suchte den Senat und den päpstlichen Nuncius dahin zu stimmen, diese ungleiche Verbindung aufzulösen. — Nachdem

diese Zwistigkeiten geschlichtet waren, söhnte sich Bona mit ihrem Sohne und selbst mit der jungen Königin aus, doch schon nach kurzer Zeit erhob sich der Zwist auf's Neue zwischen Mutter und Sohn; letzterer warf Bona ihre geheime Vermählung mit Papadoka, einem Lithauer von niederer Geburt, vor. Kaiser Karl V. und sein Bruder, der römische König Ferdinand, suchten absichtlich Zwietracht in Polen zu erhalten, damit dieses Reich nicht Zeit gewönne, den Ungarn, welche sich gegen Oestreich erhoben hatten, Hilfe zu senden. Bona ermüdeten endlich diese ewig sich wiederholenden Familienstreitigkeiten; um ihnen zu entgehen, verließ sie Polen und den königlichen Sohn, und zog sich in das Königreich Neapel zurück, wo sie das Herzogthum Bari besaß, daß ihr von Isabelle von Aragonien, ihrer Mutter, zum Erbe bestimmt worden war. In den Staaten Ferdinand's und Karl's V., so wie in Venedig, wo sie sich einige Zeit aufhielt, wurde sie mit den größten Ehrenbezeigungen und glänzenden Festlichkeiten empfangen. Von da begab sie sich nach Neapel, und starb in dem Herzogthum Bari den 20. November 1557. — Das erste Testament dieser Fürstin lautete zu Gunsten ihres Sohnes Sigismund August's, aber in den letzten Augenblicken ihres Lebens ließ man sie ein zweites unterzeichnen, welches die Bestimmung enthielt, das Herzogthum Bari solle Philipp II., König von Spanien, überlassen werden; da man jedoch von diesem Testamente nie das Original vorgezeigt hat, so ist es von den meisten Schriftstellern als falsch betrachtet worden. E. v. E.

Bonaparte, die Familie. Aufgestiegen zum höchsten Glanze irdischer Größe, wie ein Meteor am politischen Himmel Europa's, einst geschmückt mit den Kronen mächtiger Reiche, leben deren Mitglieder jetzt getrennt und ohne Einfluß in den bescheidenen Kreisen des Privatlebens. Das Haupt derselben, der Leitstern ihrer Erhebung, war Napoleon Bonaparte (s. d.) Seine Mutter Lätitia, (eine erhabene Frau, die Canova als Agrippina in Marmor bildete), knüpfte die heutige Familie Bonaparte an das alte italienische Geschlecht die-

es Namens, von welchem ein Zweig während der Kämpfe der Guelfen und Gibellinen nach Korsika verpflanzt wurde. Nicolaus Bonaparte, 1268 aus Florenz verbannt, war der Stammvater dieser Linie. Bis auf Carlo Bonaparte, Napoleon's Vater, der 1785, 40 Jahr alt, zu Montpellier starb, zählte der Stammbaum derselben 17 edle Generationen. Carlo Bonaparte hinterließ seiner Gattin kein Vermögen, aber die Sorge für acht lebende Kinder. Die Revolution in Frankreich machte das Glück derselben. Als Korsika 1793 von den Engländern erobert wurde, flüchtete sich Lätitia mit ihren Töchtern nach Marseille. Bald nach dem berühmten 18. Brümaire (Novbr. 1799) kam sie nach Paris. Hier war Napoleon's Stern aufgegangen. Mit nerviger Faust die Revolution zügelnd, stieg er von einer Rangstufe zur andern, ward Kaiser, schrieb der Welt Gesetze vor, erschütterte Europa, und — starb auf einer einsamen Felseninsel im Weltmeere als Gefangener, überlebt und beweint von Mutter und Sohn, bewundert von einer Hälfte der Welt, gehaßt von der andern. Seine erste Gemahlin Josephine (s. d.) eine feurige, leidenschaftliche, zartfühlende Creolin, voll Geist und Leben, starb den 30. Mai 1814. Seine zweite Gemahlin, die Erzherzogin Marie Louise (s. d.), wurde nach seinem Sturze Herzogin von Parma und Piacenza. Ihr und Napoleon's Sohn, Franz Karl Joseph, geboren 1811, in der Wiege König von Rom, wurde nach der Gefangennehmung seines Vaters unter dem Titel eines Herzogs von Reichstadt am Hofe seines Großvaters, Kaiser Franz, erzogen, starb aber schon im Frühlinge seines Lebens, 21 Jahr alt, an einer unheilbaren Lungenkrankheit. — Während Napoleon im Besitze der höchsten Macht war, bemühte er sich, auch den Gliedern seiner Familie eine dieser angemessene Stellung zu geben. Lätitia (jetzt in Rom lebend) besaß als Kaiserin Mutter einen eigenen glänzenden Hofstaat. Sein Oheim Fesch erhielt die Würde eines Cardinals. Joseph, der ältere Bruder, wurde zum König von Neapel, später von Spanien erhoben. Er lebt jetzt als Graf Sur-

villiers in Nordamerika. — Lucian, ein jüngerer Bruder, ein Mann von großem, edlem Geiste, bewahrte seine Unabhängigkeit. Er hatte Napoleon in den Stürmen der Revolution gerettet, als er sich aber wider den Willen des Kaisers mit der Witwe Jouberteau vermählte, und dieses Band selbst nicht gegen den Besitz einer Krone zerreißen wollte, entstand eine feindselige Spannung zwischen den Brüdern, die bis zu Napoleon's Sturze dauerte. Er hat sich im Staatsdienst der Republik bereichert, und lebt jetzt als Prinz von Canino auf der reizenden Villa Nemori, 4 Stunden von Rom. — Louis Bonaparte folgte nachgiebiger dem gewaltigen Willen seines Bruders. Er opferte auf dessen Wunsch eine Jugendliebe und vermählte sich mit Hortense (s. d.), Napoleon's Stieftochter. Die Ehe war nicht glücklich. Er wurde König von Holland, ohne sich im Besitz der höchsten Würde glücklich zu fühlen. Sein Sinn war mild und gerecht; das Volk liebte ihn; aber des Bruders eiserner Wille legte ihm mannichfache Fesseln an. Er legte 1810 die Krone zu Gunsten seines Sohnes Louis, den Napoleon später zum Großherzog von Berg ernannte, nieder. Er lebt in Rom. — Hieronymus, der jüngste Bruder, war früher zu Baltimore mit einer schönen Creolin, Elise Patterson, vermählt. Napoleon trennte diese Ehe, vermählte ihn mit einer würtembergischen Prinzessin und erhob ihn zum König von Westphalen. Aber die Zeit dieser Herrlichkeit dauerte nicht lange. Seit 1816 lebt er als Prinz von Montfort mit seiner edlen Gemahlin, die durch die Wendung seines Schicksals nicht zur Trennung bewogen werden konnte, zu Schönau bei Wien. — Napoleon's Schwestern: Marie Anna Elisa, Großherzogin von Toscana, Marie Pauline, Fürstin Borghese, Herzogin von Guastalla, und Annunciata Karoline, Herzogin von Cleve und Berg, später als Murat's Gemahlin, Königin von Neapel und Sicilien, sind besondere Artikel gewidmet. Die Kinder aller dieser Glieder der bonapartischen Familie sind noch mehr in den Privatstand zurückgetreten, und das Drama der Weltgeschichte, das einer korsischen Familie vorüberge-

hende Königsrollen zutheilte, ist für immer ausgespielt! — Durch den pariser Tractat vom 20. November 1815 wurde die Familie Bonaparte für immer aus Frankreich verbannt. B—i.

Bonbons, diese Kinder der Laune, des feinen Geschmackes, der Galanterie und des Scherzes, waren schon den Römern bekannt, und sollen ihren Ursprung einem römischen Feinschmecker Bombon verdanken. Heut' zu Tage liefern Paris und Berlin die feinsten und geschmackvollsten. Sie auf Bällen oder bei andern passenden Gelegenheiten als Geschenke zu verwenden, bedient man sich der Bombonnièren, welche Luxus und Mode in den elegantesten Formen und selbst aus den edelsten Metallen fertigen lassen. L. M.

Bonifacius, der Heilige, der Apostel der Deutschen, wurde im Jahre 680 in England geboren, empfing in einem Kloster die Weihe, ward zum Abt desselben erwählt, legte später dieses Amt nieder, ging nach Rom und erhielt dort vom Papst Gregor II. die Erlaubniß, das Christenthum zu verbreiten. Nun begann Bonifacius sein segensreiches Werk in Thüringen und Baiern, durchzog Sachsen und Hessen, verweilte 3 Jahre in Friesland, predigte überall das Evangelium, taufte die Völker und weihte die Götzentempel zu christlichen Kirchen. Er stiftete Kirchen und Klöster, ließ aus England Priester, Mönche und Nonnen kommen und vertheilte sie als Gehilfen nach Baiern, Thüringen und Sachsen. Im Jahre 732 ernannte ihn Gregor III. zum Erzbischof Primas, und als er 738 das dritte Mal in Rom war, zum päpstlichen Legaten von Deutschland. Bei einer dritten Reise zur Bekehrung der Heiden wurde er bei Dokkum den 3. Juni 755 von Ungläubigen überfallen und ermordet. Sein Leichnam wurde nach Fulda gebracht, wo man auch noch ein von ihm selbst geschriebenes Evangelienbuch, und ein mit seinem Blute gefärbtes Blatt zeigt. Bei dem Dorfe Altenberga im Thüringer Walde, wo er die erste christliche Kirche in Norddeutschland gründete, hat man ihm einen prächtigen Candelaber als Denkmal errichtet. —t—

Bon mot, Gedankenblitz, ein Kind des Witzes, ein Bruder des Calembourgs (s. d.), die Leuchtkugel der Conversation, vorzugsweise das Eigenthum der geselligen Unterhaltung bei den Franzosen. Würze des Dialogs im Lustspiel, und treuer Abkömmling des Scharfsinnes und der satirischen Laune.

Bonn, eine reizende Stadt am linken Ufer des Rheins, von den letzten Höhen des Siebengebirges umgeben, mit 12,000 Einwohnern, hat eine schöne Münsterkirche, ein Schloß, Universitätsgebäude, Römer-Platz ꝛc. Man findet römische Alterthümer. Merkwürdig sind die Bibliothek, das Museum, Akademie der Naturforscher. Es gibt hier Baumwoll-, Seiden-, Vitriol- und Seifenfabriken; — der Handel ist lebhaft.

Bonne, eine Kinderaufseherin, die zwischen Wärterin und Gouvernante steht. Das Wort ist französisch, und bezeichnet die Eigenschaft, die man hauptsächlich von einer solchen verlangt, gut gegen die Kinder zu sein. In frühern Zeiten, besonders im 17. und 18. Jahrhundert, betrachtete man die Bonnen mehr als Erzieherinnen, heut' zu Tage sind sie gebildete Aufseherinnen bei Kindern höherer Stände, womit man den Zweck verbindet, denselben auf die leichteste Art die französische Sprache zu lehren, weßhalb auch vorzugsweise Französinnen oder Schweizerinnen gewählt werden. In der französischen Schweiz gibt es besondere Institute, wo Gouvernanten und Bonnen zu diesem Berufe gebildet werden. L. M.

Bonstetten, Karl Victor von, ein geistreicher Schriftsteller aus der Schweiz, berühmt durch seine Verbindung mit J. Müller, Matthisson, Friederike Brun ꝛc. Er ist Verfasser mehrerer gehaltreichen Werke; das letzte derselben, in französischer Sprache abgefaßt, heißt: „der Mensch des Südens und der Mensch des Nordens." Er hat darin auch interessante Vergleiche und Antithesen, das weibliche Geschlecht betreffend, aufgestellt. Bonstetten starb 1832 im hohen Alter auf seinem Landsitze bei Genf.

Bonzen, die Priester der Religion des Fo im östlichen Asien.

Sie leben nach Art der christlichen Mönche ehelos in den Klöstern, und beten für das Volk, welches sie durch Schenkungen unterhält. Sie unterwerfen sich den sonderbarsten Peinigungen, um so die Sünden dessen abzubüßen, der sie dafür bezahlt hat. — Bonzinnen nennt man die weiblichen Religiosen in der Religion des Fo, welche zwar keine Priesterinnen gestattet, aber doch den Frauen erlaubt, sich zum frommen Stillleben zu verbinden. Sie gleichen ganz den christlichen Nonnen. —t—

Bora, Katharina von, Luthers Ehegattin, wurde von adeligen Eltern in Sachsen geboren, die aber aus Mangel an Vermögen nicht im Stande waren, ihre Tochter selber zu ernähren und zu erziehen. Sie übergaben sie daher schon in der frühesten Jugend dem adeligen Fräuleinkloster Nimtschen, unweit Grimma an der Mulde, wo sie sich späterhin als Nonne einkleiden ließ. Anfangs schien ihr die klösterliche Einsamkeit zu gefallen, und sie widmete sich mit großem Eifer den Pflichten des zwar nicht von ihr erwählten, aber doch nicht mit Abneigung angetretenen Standes, bis Luther's neue Lehre gleich einem Gährungsstoffe auch in die Stille dieses Klosters drang, und die Gemüther der sonst genügsam auf ihre friedliche Zelle beschränkten Nonnen leidenschaftlich aufregte. Katharina von Bora wurde jetzt eine der unzufriedensten unter ihren Gefährtinnen, und bewog acht derselben, sich, gleich ihr, an ihre Eltern, Verwandte und Vormünder zu wenden, und die flehentliche Bitte auszusprechen, sie sämmtlich aus diesen düstern Mauern zu befreien, und dem geselligen Leben in der Welt wieder zu geben. Dieß Verlangen aber wurde von Seiten der Angehörigen dieser Nonnen sehr übel aufgenommen, und für einen sündhaften, Züchtigung verdienenden Leichtsinn erklärt, weßhalb man nicht einmal die Schonung für sie hatte, sie durch eine geheime Zurechtweisung von ihrem Unrecht zu überführen, sondern die jungen Frevlerinnen der ganzen Verachtung und Strenge der ältern Nonnen Preis gab, die sich nun bemühten, durch die bittersten Vorwürfe, verbunden mit den schmerz-

lichsten Strafen, die weltliche Gesinnung in ihnen auszutreiben, dadurch aber den Mißvergnügten, die sich in das Weltgewühl hinaus sehnten, das Klosterleben und seine Entbehrungen nur immer mehr verleideten. Katharina von Bora, die muthigste und unternehmendste von diesen Fräulein, wendete sich, wie es sich späterhin ergab, nun an Luther selbst, mit der Bitte, sie durch seinen Beistand aus der jetzt so peinlichen Gefangenschaft zu befreien. Er bewog hierauf einen Bürger zu Torgau, Namens Leonhard Koppe, sie und ihre Leidensgefährtinnen zu entführen. Auf welche Art dies bewerkstelligt wurde, darüber sind die Meinungen verschieden. Die wahrscheinlichste ist, daß Koppe, der mehrere torgauer Bürger, um ihm zu helfen, in dies Geheimniß gezogen hatte, in der Nacht des Charfreitags, am 3. April 1523, die Gartenmauer des Klosters überstieg und den Nonnen hinüber half, wo man alsdann eine jede in eine leere Tonne barg, und Wagen mit ihnen belud, die sie, ohne daß Jemand etwas Verdächtiges ahnete, nach Torgau in Sicherheit brachten. Nachdem sie sich dort einige Tage von der erlittenen Angst und Unbequemlichkeit erholt hatten, wurden sie den 7. April, als am dritten Osterfeiertage, nach Wittenberg geführt, wo sie, bis sich andere Aussichten für sie eröffneten, bleiben sollten. Hier war Luther persönlich auf das Thätigste bemüht, sie vorläufig in anständigen Bürgerhäusern unterzubringen. Katharina von Bora, die ihm aber damals ganz gleichgiltig war, ja, durch einen gewissen Anstrich von Stolz und Hoffahrt ihn eher abstieß, als anzog, wurde von dem damaligen Bürgermeister, Philipp Reichenbach, gastlich aufgenommen, in dessen Hause, wie ihr gleichzeitige Schriftsteller nachrühmen, sie ein stilles und sittsames Leben führte. Als nun sämmtliche Flüchtlinge ein schickliches Obdach gefunden hatten, erließ Luther ein Sendschreiben an die Eltern und Verwandten derselben, in welchem er ihnen vorstellte, daß es ihre Pflicht sei, die Jungfrauen wieder in ihre häuslichen Kreise aufzunehmen. So eindringlich aber auch seine Ermahnungen gewesen sein mögen, so scheint es

doch nicht, als wenn sie einen glücklichen Erfolg gehabt hätten. Er glaubte sich daher zu ihrem Schutz berufen, und sorgte väterlich für sie. Es gelang ihm, mehrere zu verheirathen. Auch für Katharina hatte er einen Plan dieser Art entworfen, denn ein junger Nürnberger, aus einem patricischen Geschlechte, Hieronymus Baumgärtner genannt, der in Wittenberg studirte, schien ihm ein passender Bewerber für sie zu sein, da eine gegenseitige Neigung zwischen ihnen zu bemerken war. Doch kehrte dieser junge Mann, ohne um sie anzuhalten, in seine Vaterstadt zurück, und obgleich Luther ihm schrieb: „Wenn Ihr Euere Käthe v. Bora wolltet, so thut bald zum Werke, „ehe sie einem Andern gegeben wird, der bei der Hand ist. Sie hat die „Liebe zu Euch noch nicht überwunden, und ich würde mich freuen, „wenn Ihr Beide mit einander verheirathet würdet," so that er doch keinen Schritt, sich ihr wieder zu nähern, und man mußte die Hoffnung dieser Verbindung aufgeben. Jetzt warf Luther seine Augen auf einen neuen Gegenstand für sie, und der Doctor Kaspar Glatz, damaliger Prediger in Orlamünde, schien ihm geeignet, ihr durch seine Hand eine annehmenswerthe Versorgung anzubieten. Ein gemeinschaftlicher Freund, der Pastor in Wittenberg war, und Nicolaus von Amsdorf hieß, mußte den Antrag machen; allein Katharina wollte nichts von dieser Heirath hören, sondern erklärte sich ganz naiv dahin: wenn Nicolaus von Amsdorf selber, oder auch Luther der Bewerber wäre, würde sie keine abschlägliche Antwort geben. Auf den Ersteren scheint diese anlockende Aeußerung keinen Eindruck gemacht zu haben. Luther aber, der — mehr aus Vernunft, als aus irgend einer individuellen Neigung — zum Ehestand entschlossen war, ging auf diesen Wink ein, da er eine gewisse Eva Schönfeld, die ihm vorzüglich wohlgefallen, nicht mehr bekommen konnte, indem sie an einen Doctor Basilius in Preußen verheirathet worden war. Er bewarb sich daher um Katharina, welche ihm auf der Stelle ihr Jawort gab. Die Hochzeit folgte sehr schnell auf das Verlöbniß, so daß die Eile, mit der er sie betrieben, das Pub-

likum sehr überraschte. Auch wurde Anfangs der häusliche Friede und die Eintracht des neuen Ehepaares sehr bezweifelt, so offen aber auch bei Luther's unverstellter Geradheit zuweilen eine leise Unzufriedenheit mit Katharinens Wesen sichtbar wurde, so ließ er ihr doch im Ganzen stets als einer wackern, treuen und wirthlichen Hausfrau und Mutter seiner Kinder Gerechtigkeit widerfahren. Da er bei seinem Hange zu den Freuden der Geselligkeit und des materiellen Wohllebens sich eher zur Verschwendung, als zur Sparsamkeit hinneigte, so ist es wohl allein das Verdienst von Katharinens kluger Verwaltung und Eintheilung des Einkommens, daß sich bei dem steten Aufwande des Hauses und bei 6 Kindern, die sie ihm gebar und erzog, nach seinem Tode doch das Vermögen in einem sorgsam geregelten Zustande befand, und sich auf zwei Häuser und einen Garten in Wittenberg, und zwei kleine Landgüter erstreckte, welche Letztere höchst wahrscheinlich bloß von den Ersparnissen der eigenen Einnahme angeschafft worden waren, da sich nirgends eine Bemerkung aufgezeichnet findet, daß sie ihm Jemand geschenkt hätte. Luther's Testament gibt Katharinen das ehrenvollste Zeugniß, indem er sie „sein frommes treues eheliches Gemahl nennt, die ihn reicher mache, als Crösus war," und sie, so lange sie unvermählt bleiben werde, zur „alleinigen Erbin aller seiner Habe" einsetzt. Die Drangsale der Zeit aber, in der sie lebte, zerstörten bald nach seinem Hinscheiden ihren Wohlstand. Denn als im Jahre 1547 der schmalkaldische Krieg ausbrach, Kurfürst Johann Friedrich gefangen genommen, und Wittenberg belagert wurde, mußte sie, um in dieser dringenden Noth sich und ihre Kinder zu erhalten, die größten Opfer bringen, und als Kaiser Karl V. endlich siegreich einzog, sah sie sich genöthigt, die ihr so werthe Stadt zu verlassen, und sich nach Leipzig zu wenden. Hier aber verschlimmerten sich ihre Vermögensumstände immer mehr, und sie gewann ihren nothdürftigen Unterhalt endlich nur noch dadurch, daß sie Kostgänger speisete, und durch unsägliche Last und Mühe die geringen Vortheile eintauschte, die ein solches Unter-

nehmen gewähren konnte. Späterhin hoffte sie in Wittenberg besser bestehen zu können. Sie zog wieder hin, war aber auch dort gezwungen, ein dürftiges und an allem Nothwendigen Mangel leidendes Leben zu führen. Um ihre Sorgen noch zu vergrößern, brach im Jahr 1552 die Pest in Wittenberg aus. Die Universität wurde nach Torgau verlegt, und wer nur immer flüchten konnte, verließ einen Ort, in dessen Mauern die gräßlichste aller Krankheiten wüthete. Auch Katharina bot ihre letzten Kräfte auf, um sich und ihre Kinder zu retten. Sie wollte nach Torgau fliehen, aber auf dem Wege dahin wurden die Pferde ihres Fuhrwerks scheu — der Wagen drohte umzuwerfen, und Katharina, um der drohenden Gefahr zu entgehen, suchte sich durch einen Sprung aus demselben zu retten, fiel aber unglücklicher Weise in eine mit Wasser angefüllte Grube, wo Erkältung sich zum Schrecken gesellte, ihre ohnehin schon tief erschütterte Gesundheit vollends zu zerstören. Krank kam sie nach Torgau, aber nur, um nach vielfachen Leiden, die ihrem Tode vorausgingen, dort zu sterben. Sie war, wie uns eine silberne Denkmünze lehrt, welche Luther ihr zu Ehren schlagen ließ, den 29. Januar 1499 geboren. Ihr Todestag war der 20. December 1552. Auf ihrem in Torgau in der Pfarrkirche noch jetzt befindlichen Leichensteine ist sie in Lebensgröße abgebildet, ein offenes Buch in den Händen haltend, und ihr adeliges Wappen ihr zur Seite gestellt. A.

Bordeaux, die Hauptstadt im französischen Departement der Gironde, liegt an der breitströmenden Garonne, ist eine alte, enge, unregelmäßige Stadt mit 115,000 Einwohnern. Merkwürdig sind der Königsplatz, das Schloß, der Dom, die herrliche, 1700 Fuß lange Brücke, die Börse, das Theater, die Bildergallerie, das Taubstummeninstitut, die Sternwarte ꝛc. Hier ist bedeutender Schiffsbau, Zucker-, Tabak- und Wollfabriken, großer Handel mit Wein, (jährlich 50,000 Tonnen), der in der dortigen Gegend vortrefflich gedeiht und durch die ganze Welt verführt wird.

Borden, (Borten). Man begreift unter diesem Namen bandförmige Gewebe, welche vom Bortenwirker oder Posamentier gefertigt werden. Die Arten der Borten sind mannichfaltig, in Hinsicht sowohl auf das Material, aus welchem sie bestehen, als auf die Beschaffenheit ihres Gewebes. Man unterscheidet in ersterer Hinsicht Gold- und Silberborten, wollene und seidene Borten. Das Hauptmaterial zu den Gold- und Silberborten ist Gold und Silbergespinnst, d. h. Seide, welche mit feinem geplätteten Gold- oder Silberdrahte umwunden ist. Nach der Beschaffenheit des Metalls unterscheidet man diese Borten in echte und unechte (lyoner). Die Atlasborten sind wie die Atlasbänder gewebt, indem nur an die Stelle der Seidenfäden Gold- oder Silbergespinnst kommt. Die schönste und vorzüglichste Art sind die Tressen (Treßborten), welche auf beiden Seiten dasselbe Dessein, und auf keiner bemerkbare Theile der Kette zeigen. Borten-Bordirung heißt auch in der Malerei das Auftragen einer hellern oder dunklern Farbe, um den Grund des Gemäldes mehr zu heben, dann die Einfassung von Beeten, endlich die Streifen der Tapeten mit Arabesken ꝛc., welche die Wandseiten einfassen.

D. M.

Boreas. Ein Sohn des Astráos und der Eos; er wohnte in Thracien, am Gebirge Hämus, und entführte die Tochter des Königs Erechtheus, Orithyia, die von ihm Mutter des Kalaïs und Zetos wurde, und den Argonautenzug mitmachte. Als Nordwind läßt ihn die Mythe auch einige windschnelle Rosse hervorbringen. Er liebte die Nymphe Pitys, welche aber, zugleich vom Pan geliebt, seinen Bewerbungen kein Gehör gab. Wüthend darüber suchte er sie in seine Gewalt zu bekommen, und schleuderte sie gegen einen Felsen, daß sie zerschmettert und leblos hinsank. Gäa, (die Erde) verwandelte jene in eine Fichte; deßhalb war auch die Fichte dem Pan heilig. Er entführte hierauf die Chloris, eine Tochter der Niobe. Als der Gott eines rauhen Windes wird Boreas als alter Mann

mit finsterm Gesicht, wildem Bart, dunkeln Flügeln und sturmaufgeblähtem Mantel abgebildet. Man sieht hier mehr etymologische Fabel, als eigentliche Mythe, denn Boreas heißt in der griechischen Sprache der Nordwind, oder streng der Nord-Nord-Ost, und Pitys heißt die Fichte. Zu Athen wurde dem Boreas alljährlich ein Fest gefeiert. — ch —

Borghese, Marie Pauline Bonaparte, s. Pauline.

Borgia, Lucretia, ein merkwürdiger weiblicher Charakter, dessen Andenken in neuester Zeit durch Victor Hugo's Trauerspiel gleiches Namens wieder aufgefrischt worden ist. Sie war von seltener Schönheit, geistvoll, gebildet, eifrige Beschützerin von Wissenschaften und Künsten, denen sie in den Augen ihrer Zeitgenossen durch fürstliche Munificenz den erhabensten Rang anwies; aber ihr Leben war in mehrfacher Beziehung nicht fleckenlos, und der härteste Tadel der gleichzeitigen Schriftsteller trifft deßhalb diese Fürstin, die sich oft der schönsten Blüthen einer milden und sittigen Weiblichkeit entkleidete. Sie stammte aus einem edlen Geschlechte, das seinen Namen von der alten Stadt Borja in Spanien entlehnte, und war die Tochter des Alexander von Borja. Zuerst vermählte sie sich mit Johann Sforza, Fürsten von Pesaro, der sie aber bald wegen Treulosigkeit verstieß. Sie reichte nun (1498) Alfons von Aragonien, einem Sohne Königs Alfons II. von Neapel, die Hand. Auch diese Ehe wurde gewaltsam getrennt, da Alfons von der Hand ihres Bruders, Cesare, Herzogs von Benevent, fiel. Lucretia ging 1501 eine dritte Ehe mit Alfons von Este, der später zum Herzog von Ferrara erhoben wurde, ein und starb endlich nach mancherlei Verirrungen im Jahre 1520. So geehrt ihr Name, als der einer kunstbegeisterten Frau, einer Pflegerin des Schönen und Nützlichen war, so wenig können die vielfachen Handlungen einer ungebändigten Leidenschaftlichkeit ihr vor dem Richterstuhle der Moral Achtung erwerben. X.

Borgondio, Gentile, eine der angenehmsten Erscheinungen

der neuen italienischen Oper, durch äußere Anmuth, Zauber der Altstimme, seelenvollen, nie überladenen Vortrag und Eleganz einer trefflichen Schule. Obgleich sie erst nach der eigentlichen Blüthezeit Italien verließ, so erregte sie doch in Deutschland und später in England allgemeine Bewunderung. Unvergeßlich bleibt ihr Tancred, welchen sie in Deutschland zuerst einführte. Seit geraumer Zeit schweigen alle Nachrichten über sie, wahrscheinlich hat sie sich vom Theater zurückgezogen. 14.

Borneo, eine große Insel im chinesischen Meer, mit einer niederländischen Besitzung, und einem Flächeninhalt von 9800 □M., liegt zu beiden Seiten des Aequators, wird von zwei Bergketten durchschnitten und von vielen Flüssen bewässert. Das Klima wird durch die Seewinde und häufigen Regengüsse abgekühlt. Letztere herrschen vom November bis zum Mai; die Luft scheint dann ein Wassermeer zu sein, die Ströme schwellen an, treten über die Ufer und überfluthen rings das Land. An den Mündungen der Flüsse saugen sich die Austern, von der Fluth gehoben, an den Bäumen fest, und man kann sie von den Zweigen wie Früchte abpflücken. Borneo prangt mit aller Pracht und allem Reichthum der tropischen Zone, und bietet im Thier- wie im Pflanzenreiche die gigantischen, phantastischen Gestalten, welche das Auge des Europäers bezaubern, ihn zur lauten Bewunderung hinreißen. Fledermäuse von der Größe einer Katze durchschwirren mit schwerem Flügelschlag die Nacht, große menschenähnliche Orangoutangs, langarmige Gibbons, Hirschеber, Stachelschweine, Elephanten, Nashörner, Tiger, Bären und Büffel durchschwärmen Büsche und Wälder, selten in den entlegenern Forsten von dem Jäger verfolgt. Die Luftbewohner prangen in der wunderbarsten Farbenpracht: kluge, geschwätzige Papageien, leuchtende Flamingos, Argusfasanen, Pfauen, seltsam gestaltete Nashornvögel, Pfefferfresser, Salanganen ꝛc. durchflattern die Wälder von Riesenbäumen und wunderbaren Blüthenformen. In den Strömen haust das gefräßige Krokodil, das oft 29 Fuß lang, Men-

schen, ja sogar Pferde, Stiere, Büffel hinabreißt, ertränkt und dann verschlingt, dessen ungeachtet aber von den Eingebornen göttlich verehrt wird. Aber auch wilde Bienen und Seidenraupen theilen dem Menschen ihren Ueberfluß mit und die Buchten liefern ihm Robben, Schildkröten, Austern und Perlenmuscheln. Gleich reich ausgestattet ist das Pflanzenreich; es bietet Zimmt, Zuckerrohr, Reis, Sago, Pfeffer, Sennesblätter, Zitronen, die wohlschmeckendsten Ananas, Baumwolle, Färbehölzer, Kokosnüsse, Ebenholz und Eisenbäume, die oft eine Höhe von 120 Fuß erreichen. Das Mineralreich enthält Gold, Diamanten, Eisen, Zinn ꝛc. — Die Bevölkerung beträgt gegen 3 Millionen Menschen und besteht aus einer Menge Völkerschaften, die an Hautfarbe und Lebensweise verschieden, noch nicht vollständig bekannt sind. Der herrschende Stamm ist malayischer Abkunft; auch wohnen Chinesen, Japaner und Buggisen hier. Die merkwürdigste Völkerschaft aber sind die Dayaks. Sie sind hoch und schlank gewachsen, mit zu umspannender Taille, muskulös und von hellgelber Hautfarbe, doch vom Scheitel bis zur Ferse hinab grell tättowirt, so daß sie einen abschreckenden Anblick gewähren. Ober- und Unterarme umspannen bei Männern und Frauen messingene, zuweilen auch goldene Ringe; sie gehen fast ganz bloß, nur um die Hüften ist ein baumwollner Gürtel gewunden. — Die Frauen sind von hellerer Farbe als die Männer, manche gleichen sogar den Europäerinnen. Ihr Haar ist lang, hellglänzend und wallt ungekräuselt den Nacken hinab. Ihr schöner Wuchs, ihre feurigen, schwarzen Augen würden sie reizend machen, wenn die platte Nase, die großen Backenknochen sie nicht entstellten. Viele aber sind doch so reizend, daß sie von Chinesen gekauft, zu Bajaderen gebildet und nach Ostindien gesendet werden. Die Dayaks sind im Allgemeinen roh und gefühllos, schmücken sich mit dem Haar und den Zähnen der erlegten Feinde und hängen deren Schädel an ihren Wohnungen auf. Ein junger Mann kann erst dann heirathen, wenn er seiner Geliebten eine Anzahl solcher

Schädel zu Füßen gelegt hat. Die Beschäftigung der Männer ist Jagd und Fischerei, die der Weiber Landbau, Bereitung der Kleidungsstücke, des Hausgeräths ꝛc. Ihre Hauptvergnügungen bestehen in Tanz und Musik. — Sie essen bloß mit der rechten Hand, welche nie etwas Unreines berühren darf. Häufig geschieht es, daß zu einer Hochzeit ein Gefangener oder ein gekaufter Sklave geschlachtet wird. Man trinkt mit Gierde sein Blut und verzehrt sein Fleisch, selbst die Eingeweide roh. — Ihre Wohnungen bestehen aus Bambus und sind, wie ihre Hausgeräthe, sehr einfach.

— n.

Borromäische Inseln, s. Lago maggiore.

Borsdorfer Aepfel. Diese edelste Aepfelsorte Deutschlands, hat ihren Namen von einem sächsischen Dorfe Borsdorf bei Meißen, nach Anderen aber von dem Kloster Pforta, dessen Mönche sie zuerst angebaut haben sollen und anfangs Portsdorfer nannten. Die Frucht hat eine plattgedrückte Form, zartes, weißes, süß säuerlich schmeckendes Fleisch, nicht viel Saft und einen eigenthümlichen, angenehmen Geruch. Die Vertiefung an der Blume ist flach, die am Stiel tiefer und enger; die Schale anfänglich grüngelb, auf der Sonnenseite röthlich, oft mit Warzen versehen; später, wenn der Apfel durch längeres Liegen seine vollkommene Reife erhalten, gelb. Er wird gegen Weihnachten mürbe und hält sich bis zum Frühjahr, verliert aber im März und April den Geschmack. Unter allen Aepfelsorten ist der Borsdorfer zum verschiedensten Gebrauch der nützlichste; er wird selbst zu Pomaden verwendet. Der Baum wächst groß, hat sparrige Aeste und rundliche Blätter. Es gibt viele Abarten und namentlich kann man sich leicht durch den sogenannten römischen Borsdorfer täuschen lassen. Der große Borsdorfer (böhmische) ist fast walzenförmig und bedeutend größer, hat eine faltige Blume, glatte, gelb und dunkelrothe Schale und ein gelbliches Fleisch. Er reift zu Weihnachten und hält sich bis gegen Pfingsten. Der frühe Bors-

dorfer (Herbstborsdorfer) kommt dem gewöhnlichen an Gestalt und Geschmack ziemlich gleich, ist aber nicht von langer Dauer, da er schon im September reift. Der Zwiebelborsdorfer hat eine Zwiebelform, festeres Fleisch und eine höher gelb und rothe Farbe als der gewöhnliche Borsdorfer. Außerdem gibt es noch spanische, schwarze, süße, grüne und rothe Borsdorfer, lauter Abarten. Diese Frucht ist ein wichtiger Handelsartikel; sie ist in Petersburg und Algier gleich gesucht und wird dort zu den Delicatessen gezählt. L. M.

Börse, ursprünglich Geldbeutel, nennt man in großen Handelsstädten ein öffentliches Gebäude, wo sich die Kaufleute zu einer gewissen Stunde regelmäßig versammeln, um Geschäfte zu machen, sich über Handelsangelegenheiten zu besprechen, Nachrichten einzuholen 2c. Eine der ältesten Börsen ist die Antwerpener und eine der schönsten die Pariser. Letztere wird auch von dem schönen Geschlechte häufig besucht, welches daselbst in Staatspapieren speculirt, und es hat die pariser Damen eine solche Spielwuth ergriffen, daß die Kaufmannschaft, welche durch diesen großen Zudrang in ihren Geschäften gestört wird, bei dem Handelsministerium darauf drang, den Damen den Zutritt zur Börse zu untersagen.

Bosnien, eine türkische Provinz, ist ein gebirgiges Land von 800 □Meilen. Die Einwohner, an 600,000, sind freie Slaven unter türkischer Oberbotmäßigkeit, die theils dem Koran, theils der griechischen Kirche anhängen; sie sind eigentlich bewaffnete Hirten, sehr kriegerisch und tapfer, aber auch räuberisch, so daß sie nicht selten Einfälle in's östreichische Gebiet wagen. Wie alle südslavischen Völker sind sie ein schöner Menschenschlag, groß, kraftvoll, feurig. In den Städten herrscht Industrie und Gewerbfleiß; berühmt sind ihre Waffenarbeiten. Die bosnischen Frauen, schlanke Gestalten mit schwarzen Augen und reizenden Zügen, stehen in einem untergeordneten Verhältniß zum Manne, müssen ihn bei Tische bedienen und mit gekreuzten Armen seinen Befehlen horchen,

besitzen aber dabei eine Würde, einen natürlichen Adel, so daß diese scheinbare Dienstbarkeit auch nicht im entferntesten den Anschein von Sclavensinn u. Sclaventhum hat. Der Mann ist, so wie bei den Serben, der Herr, dem man aus Verehrung, in Anerkennung seiner Ueberlegenheit gern dient und gehorcht. — Die bedeutendste Stadt ist Bosna-Serai oder Sarajewo mit 60,000 Einwohnern, worunter zwei Drittheil Muhamedaner, alten Festungswerken, einem Serail, 100 Moscheen. Der hier verfertigte Saffian ist seiner Feinheit und seines Glanzes wegen berühmt.

Bosporus, die Meerenge, welche das schwarze Meer mit dem Mittelmeer verbindet, angeblich so benannt, weil Jupiter als Stier (Bos) die Europa entführend, diesen Meeresarm durchschwamm. — Im Alterthum war der noch jetzt allgemein so genannte Bosporus, d. h. derjenige, an welchem Konstantinopel liegt, hoch berühmt, sein nach dem schwarzen Meer gerichtetes Vorgebirge krönte ein prachtvoller Minerventempel, in dessen Nähe Darius die Schiffbrücke bauete, auf welcher sein 700,000 Mann starkes Heer nach Griechenland überging. Die Meerenge ist an einer Stelle nur 1000 Schritte breit; dort war es, wo nach Schiller's Ballade Leander das Meer durchschwamm, um zu seiner Geliebten Hero zu gelangen und den Tod fand; in neuerer Zeit fand dieses Wagestück in Lord Byron einen Nachahmer.

V.

Bosquet. Mit diesem Ausdruck bezeichnet man kleine Anlagen in Gärten und Parks von dichtem Gehölz, ohne, oder doch nur mit wenigen hohen Bäumen. Gewöhnlich bedient man sich hierzu verschiedener Strauch- und Buscharten, und jeder nur mittelmäßig große Garten hat ein solches Bosquet, auch wohl mehrere aufzuweisen, welches mit zierlich geschlängelten Wegen durchschnitten und mit schattigen Sitzen versehen ist. L. M.

Boston, die Hauptstadt des Staates Massachusetts in Nordamerika. Kaum sind hundert Jahre seit ihrer Gründung

verflossen, und sie zählt schon 65,000 Einwohner, hat einen schönen Hafen, prächtige öffentliche Gebäude, ein Museum, eine große Bibliothek, einen Leuchtthurm, ein Theater, eine Sternwarte ꝛc. Der Seehandel ist von großer Wichtigkeit, die Einwohner treiben Schiffbau, vorzugsweise aber Wallfisch- und Makrelenfang; die Fabriken sind zahlreich, namentlich in Eisen, Leder, Glas, Papier, Zucker. Von dieser Stadt hat auch das bekannte und unter den Damen beliebte Kartenspiel: Boston, seinen Namen entlehnt.

Botanik, Gewächskunde, Kräuterkunde, wissenschaftliche Kenntniß der ganzen Pflanzenwelt. Sie umfaßt das weite Gebiet des Entstehens, der Entwickelung, Fortpflanzung, der Eigenthümlichkeiten, des Nutzens und Vortheils aller Pflanzen, und kann deßhalb unbedingt in die Klasse der reichsten und interessantesten Wissenschaften gestellt werden. Aber sie gehört auch zu denen, welche dem weiblichen Geschlecht nahe stehen und ihr Interesse lebhaft in Anspruch nehmen. Was aber auch eignet sich für zarte Hände besser als die Pflege und Wartung der Pflanzen, als sorgfältige Anordnung des Blumen- und Küchengartens, als die Beschäftigung mit dem Trocknen nützlicher und heilsamer Kräuter! Schon der beschränkte Wissenskreis gewöhnlicher weiblicher Bildung erfordert eine gewisse Kenntniß mancher in die Botanik eingreifender Zweige, und jede höhere Erziehung sollte es sich zum Gesetz machen, die jungen Gemüther mit den Kräften der Natur, mit ihrem unerschöpflichen Reichthum bekannt zu machen. Alle Gelehrsamkeit muß natürlich dabei vermieden werden; nur das Praktische, Schöne, Herz und Gemüth Erfreuende dürfte der weibliche Antheil an dieser Wissenschaft sein. — Die Botanik zerfällt in zwei Abtheilungen, von welcher sich die eine nur mit den äußern Formen und deren Unterscheidungen beschäftigt und Naturgeschichte der Gewächse, systematische Kenntniß der Pflanzen, historische Botanik genannt werden kann, während wir die andre, die Zergliederung, Anatomie der Pflanzen, ihre medicinischen Bestandtheile und

chemischen Wirkungen mit dem Namen philosophischer Botanik belegen. Beide gehören gewisser Maßen zusammen und können nicht von einander getrennt werden. Erstere stammt noch aus den philosophischen Schulen Griechenlands. Letztere verdanken wir, obgleich viel später, den Deutschen. Seitdem haben die Gelehrten aller Länder mehr oder weniger dazu beigetragen, diese unschätzbare Wissenschaft durch neue Entdeckungen, Untersuchungen, Erfindungen und gründliches Studium zu vervollkommnen. Und noch ist diese reiche Quelle nicht erschöpft, denn jeder neu entdeckte Landstrich vermehrt auch den Schatz des botanischen Wissens. Der schwedische Naturforscher Karl von Linné (s. d.) hat zuerst das Bedürfniß eines Systems, einer Ordnung in Klassen gefühlt, und diesem Bedürfniß durch sein systema naturae, dem noch mehrere andre Werke folgten, abzuhelfen gesucht. Sprengel hat uns eine vollständige Geschichte dieser Wissenschaft in seiner Geschichte der Botanik (Leipzig 1818. 2 Bände) gegeben. Man zählt jetzt schon 11 bis 12,000 Pflanzenarten, obgleich Linné bei der ersten Ausgabe seiner species plantarum nur 7300 erkannte, die sich schon bei der zweiten auf 8800 belief. So hätten wir in einem Zeitraume von 60 Jahren über 3000 neue Arten entdeckt. L. M.

Botanische Gärten. Der Ursprung dieser für die Wissenschaft ungemein nützlichen Anstalten verliert sich in das graue Alterthum, fast in die fabelhafte Vorzeit. Theophrast schon soll der Sage nach den ersten Pflanzengarten angelegt haben. Ihm folgten die Könige Attalus, Philometor von Pergamus und Mithridat Eupator von Pontus, beide bemüht, Gifte und Gegengifte zu ziehen. Im Mittelalter, zu Anfang des 14. Jahrhunderts finden wir jedoch den ersten eigentlichen botanischen Garten in Salern, angelegt von Matthäus Sylvaticus, dem im Jahr 1333 ein öffentlicher medicinischer Garten in Venedig folgte, dessen Pflanzen von Amadei gemalt wurden, welches Kunstwerk noch jetzt aufbewahrt wird. Italien behielt noch eine geraume Zeit den Ruhm allein, im

Besitz solcher botanischer Gärten zu sein, obgleich sie meistens nur officinelle Pflanzen enthielten. Dann folgten Frankreich, Holland, und im Jahre 1633 auch Deutschland und England dem guten Beispiele. Wie weit man es in unsern Tagen mit diesen vortrefflichen Anstalten gebracht, beweist der Umstand, daß nicht allein sämmtliche Universitäten und viele größere Gymnasien, sondern auch die meisten Residenzen, Lustschlösser und andere bedeutende Privatbesitzungen botanische Gärten aufzuweisen haben. Diese haben sich natürlich mit der größern Kenntniß der inländischen und ausländischen Pflanzenwelt und der weitern Verbreitung der Wissenschaft ebenfalls ausgedehnt. War man sonst nur darauf bedacht, Giftpflanzen und andere, in den Apotheken zu benutzende Kräuter, Sträuche und Früchte zu ziehen, so werden jetzt mit Hilfe der Gewächs- und Treibhäuser, alle Welttheile und Klimas in denselben ersetzt; und wem Zeit und Verhältnisse nicht gestatten, die Kräfte der Natur in den verschiedenen Ländern zu studiren, der kann in allen großen botanischen Gärten Ersatz für die mangelnden Risen finden. Die reichsten und größten botanischen Gärten in Deutschland finden wir in Schönbrunn, Berlin, Göttingen, Herrnhausen bei Hannover, Schwetzingen und im Belvedere bei Weimar. England zeichnet sich durch den königlichen Garten zu Kew, durch den Chelsea-Garten und den in Liverpool aus. In Frankreich ist der königliche Garten zu Paris unstreitig der größte, in Italien der turiner Universitätsgarten, in Spanien der königliche Garten zu Madrid, in Dänemark der kopenhagener Universitätsgarten. Der russische Graf Alexis Rasumowsky darf seinen bei Moskau gelegenen botanischen Garten den vornehmsten anderer Länder zur Seite stellen, und der bedeutendste außer Europa möchte wohl in Calcutta, der ostindischen Compagnie gehörend, zu finden sein L. M.

Botany Bai. Die ungeheure Anzahl von Verbrechern, welche das glückliche England aufzuweisen hat, und welche alle hinzurichten man sich scheute, gaben Veranlassung zu einer Verbrecher-

kolonie. Zuerst bestand diese in Nordamerika, und England sandte alle seine Unglücklichen nach dieser jungfräulichen Erde. Als die Kolonien sich von Britannien trennten, fiel auch dieser Zufluchtsort weg; man bestimmte jetzt Botany Bai auf der Insel Neuholland dazu und verlegte sie später, wegen der dort ungesunden Luft, nach Port Jackson. Hier hat sie sich nun so ausgebreitet, daß sie wenigstens 80,000 Menschen zählt, welche mehrere Städte, unter diesen die Hauptstadt Sidney cowe, bevölkern. Die Verbrecher werden, so wie sie ankommen, einzelnen Kolonisten übergeben, welche dieselben verpflegen und zur Arbeit anhalten, wodurch sie häufig völlig gebessert werden, so daß sie endlich selbst Land zum Bebauen für sich erhalten, Kolonisten werden, und das Ihrige zur Besserung neuer Ankömmlinge beitragen. Ein günstiges Klima, ein fruchtbarer Boden, Alles liefernd, was Italien an Früchten, Getreidearten ꝛc. hervorbringt, macht das rasche Emporblühen der Kolonie begreiflich, und England, eine große Zahl Verbrecher jährlich dorthin sendend, befreit sich von einem Theil seines Auswurfes, und hat nicht so viele Kosten, als bei einer Einsperrung in Zuchthäuser. Von dem weiblichen Geschlecht läßt sich nicht viel sagen, als daß es, meistens noch viel verwilderter und zügelloser dort ankommt, als das männliche, dagegen auch viel schneller gebessert, und durch Heirathen, durch eheliche und Mutterpflichten gänzlich verändert wird, so daß jetzt schon häufig Hunderte von brotlosen Mädchen sich freiwillig entschließen, nach Botany Bai zu gehen. Verbindung mit den Ureinwohnern des Landes findet selten Statt; die sonst für unübersteiglich gehaltenen blauen Berge sind jedoch durch eine Chaussee fahrbar geworden, ja es ist jenseits derselben eine Niederlassung, Bathurst, gegründet. V.

Botokuden, eine wilde brasilianische Völkerschaft, von welcher einzelne Individuen durch Reisende auch zu uns gebracht und zur Schau gestellt wurden. Sie ermangeln fast aller Kultur, durchbohren Lippen und Ohren mit großen Holzpflöcken, weßhalb sie den

Namen Botokuden führen, haben keine bleibenden Wohnsitze, sind sehr abgehärtet, führen ununterbrochen Kriege und verzehren ihre Feinde.

Böttiger, Karl August, königlich sächsischer Hofrath, Ritter des Civilverdienstordens ꝛc., wurde zu Reichenbach den 8. Juli 1760 geboren und lebt jetzt in Dresden als Oberaufseher der königl. Antikensammlungen. Dieser berühmte Archäolog, und durch eine vielseitige Thätigkeit ausgezeichnete Gelehrte, dürfte der Damenwelt besonders wegen seiner Vorlesungen über die Archäologie, welche er in Dresden vor einem großen, gebildeten Kreise von Zuhörern und Zuhörerinnen hielt, und sein treffliches Werk: „Sabina oder Morgenscenen im Putzzimmer einer Römerin," das auch in's Französische übersetzt wurde, und in der eleganten Welt kein geringes Aufsehen machte, interessant sein. In dem letztgenannten Werke schildert er uns die Damen der alten Römerzeit in ihrer vielfachen häuslichen und öffentlichen Beziehung, namentlich was Geschmack, Putz, Kosmetik, Luxus, Eleganz, Ueppigkeit, Pracht ꝛc. betrifft, auf eine eben so gelehrte, wie höchst geistreiche, anziehende und das Interesse lebhaft fesselnde Art und Weise.

Boudoir ist nach wörtlicher Uebersetzung (von bouder, schmollen) ein Schmollstübchen, bezeichnet aber das Cabinet der Damen, in das sie sich, so oft sie allein zu sein wünschen, auch ohne eben zu schmollen, zurückziehen. Es ist das Allerheiligste der Hausfrau, mit Allem geschmückt, was die Einsamkeit ihr zur angenehmsten Erholung vom Zwange der Gesellschaft, von den Geschäften der Wirthschaft machen kann; niemand darf dasselbe ohne besondere Erlaubniß betreten, am wenigsten natürlich ein Mann; und selbst der Gatte muß nach den Regeln der Artigkeit um Einlaß bitten. Eine große Gunst ist es, wenn die Dame Besuchende im Boudoir aufnimmt; die Bedeutung des Ortes bringt es mit sich, daß der Ton der Unterhaltung weniger durch die Etiquette geregelt, vertraulicher sein darf. Die Einrichtung des Boudoirs muß reizend, bequem sein, allein nicht

die Mode, sondern der Geschmack der Eigenthümerin soll dabei vorwalten. D. M.

Bouillon, Gottfried von, der Held der Kreuzzüge, verherrlicht in Tasso's befreitem Jerusalem, Herzog von Niederlothringen, war 1065 zu Beizy in Brabant geboren. Schon in dem Kriege zwischen Kaiser Heinrich IV. und dessen Gegenkönig Rudolf von Schwaben zeichnete er sich durch Tapferkeit und Heldenmuth aus, und erlegte den König Rudolf eigenhändig in der Schlacht an der Elster. — Als aber Peter von Amiens, durch Europa ziehend und mit gewaltiger Beredsamkeit die Leiden der Christen in Palästina, die Schmach des heiligen Grabes schildernd, zum Kreuzzuge rief, war Gottfried einer der Ersten, welche diesem Aufrufe folgten. Er wurde auf der Kirchenversammlung zu Clermont 1095 einstimmig zum Anführer des ersten Kreuzheeres ernannt, brach bald darauf an der Spitze der begeisterten Kreuzfahrer nach Palästina auf, besiegte die mannichfachen Schwierigkeiten, welche ihm und dem Kreuzheere Alexius Komnenus, der griechische Kaiser, in den Weg legte, eroberte Nicäa und Antiochia, und endlich Jerusalem den 19. Juni 1099 durch Sturm. — Hier wurde er von den Kreuzfahrern zum König gewählt, und ließ sich zum Andenken an den Erlöser und Heiland mit einer Dornenkrone krönen. Er selbst nannte sich in christlicher Demuth nur den Herzog und Hüther des heiligen Grabes. Unglaubliche Heldenthaten wurden von ihm und seinen Scharen früher und noch später bei Askalon verrichtet, wo er den Sultan schlug und das neue Reich befestigte. Er war in jener Zeit eine gewaltige Säule der Christenheit, und das fromme und staunende Europa richtete seine Blicke auf ihn, der das heilige Palladium, die Lebens- und Leidensstätte des Messias, den Gläubigen wieder erworben hatte. Er starb 1100. S. Kreuzzüge.

Bouillon, (Kochkunst) siehe Fleischbrühen.

Boulevards, siehe Paris.

Boulogne, befestigte Stadt im nördlichen Frankreich mit

20,000 Einwohnern, einem Hafen, wo sich in der Regel die Reisenden nach England einschiffen, da der Strömung wegen die Ueberfahrt nach Dover oft in weniger als zwei Stunden geschieht. Die gesunde Lage und die Nähe von England, ist Ursache, daß sich oft gegen 8000 Briten hier aufhalten; der Handel ist lebhaft, der Verkehr wegen der Seebäder lebendig. Merkwürdig sind die Börse, Bibliothek, Schifffahrtsschule. Die Fabriken in Leinwand, Wolle, Seife, Zucker sind bedeutend; an der Küste Makrelen- und Häringsfang.

Bourbon, die alte ehrwürdige Dynastie, deren Sprößlinge jetzt auf den Thronen von Frankreich, Spanien, Neapel und Lucca sitzen, die durch Thaten die Bewunderung der Jahrhunderte an ihre Fersen gefesselt, und durch Leiden wieder die tragischen Elemente in das Weltendrama geflochten, stammt von Hugo Capet, einem Enkel Robert's, Herzogs von Neustrien und Königs von Frankreich, der 987 die Dynastie der Capetinger gründete. Robert, Graf von Clermont, Sohn Ludwig's (IX.) des Heiligen, ehelichte die bourbon'sche Erbtochter Beatrix, und wurde so der directe Stammvater des jetzt regierenden Hauses. Peter I. und Jakob von Bourbon, Enkel der Beatrix, gründeten nach ihres Vaters Ludwig I. Tode, (1341) zwei Linien. Die ältere erlosch mit dem Connetable Karl Bourbon 1527, der bei dem Sturme auf Rom heldenmüthig im Kampfe fiel; die jüngere aber, unter dem Titel der Herzoge von Vendôme, theilte sich unter Antoine und Louis I. wieder in zwei Linien. Louis gründete das Haus Condé, welches 1830 mit Louis Henri, Vater des 1804 erschossenen Herzogs von Enghien, erlosch. Antoine dagegen, welcher die Erbin von Navarra, Jeanne d'Albret, heirathete, zeugte Heinrich IV. von Navarra, welcher nach Heinrich's des III. (v. Valois) Tode, erster König von Frankreich aus der bourbon'schen Linie wurde. Seine Enkel, Ludwig XIV. und Philipp I., stifteten die beiden jetzt blühenden Häuser Bourbon und Orleans, so daß Philipp von Anjou den spanischen Thron einnahm, jenem aber sein Enkel Ludwig XV.

auf dem französischen Throne folgte. — Zweige der spanischen Linie sind: das königliche Haus von Neapel und das herzogliche von Lucca. Die Bourbons, in der Revolution und unter Napoleon sämmtlich entthront, erhielten 1815 ihre Kronen wieder. Die Bourbons von Frankreich aber mußten unter Karl X. ihr Land in Folge der Julirevolution verlassen, und der Herzog von Orleans, Louis Philipp, bestieg als König der Franzosen den Thron des heiligen Ludwig. — Und so hat diese Dynastie im Laufe der vielen Jahrhunderte, wo sie herrschend hervortritt, merkwürdige Regenten und Regentinnen aufzuweisen: Einen heiligen Ludwig, den Mann voll Milde, Sanftmuth und Frömmigkeit; einen Ludwig XI., der blutgieriger Tyrann, Frömmler und kluger Staatsmann war; einen Karl IX., der die schreckliche Bluthochzeit dictirte; Heinrich IV., den galanten, ritterlichen König, den Vater des Volkes; Ludwig XIV., den mächtigen, üppigen Herrscher, unter welchem die Galanterie zur Sittenlosigkeit wurde, aber Frankreichs Intelligenz Europa beherrschte, in Kunst und Literatur das goldene Zeitalter blühte; Ludwig XVI., der sanft und mild, für die Sünden seines Vaters und manchen schuldlosen Mißgriff unter der Guillotine blutete; einen Herzog von Berry, den Louvel's Mörderdolch traf; eine Marie Therese von Angoulême, die in der Revolution, wie in ihren spätern Schicksalen männlichen Muth und großartige Energie bewahrte; einen Karl X., der die 1815 mühsam errungene Krone 1830 wieder verlor. — Die berühmtesten Frauen des bourbon'schen Hauses findet man unter den sie betreffenden Artikeln.

—n.

Bourbon, französische Colonie, Insel im indischen Ocean an der Ostküste von Afrika, mit einem Flächeninhalt von 112 □Meilen und 80,000 Einwohnern, hat die Gestalt einer Schildkröte, ist im Innern unangebaut, voller Wälder, während die Küsten die üppigste Vegetation und Kultur schmückt. Der höchste Punkt ist der Pic, (Schneeberg), die Temperatur mild und angenehm, der

Hauptort St. Dionys. Reis, Weizen, Sago, Baumwolle, Indigo, Kaffee, Gartengemüse und fast alle unsere Obstarten, gedeihen in südlicher Ueppigkeit, aber gewaltige Stürme, fürchterliche Erdbeben und verheerende Ströme, vernichten oft in wenigen Stunden den jahrelangen Fleiß der Ansiedler und verwandeln das blühende Land in eine Wüste. Die Einwohner, theils Weiße, Mulatten und Schwarze, sind heiter, gastfrei und fröhlich; sie gleichen den Franzosen.

Bourdic Viot, Marie Anne Henriette Payan de l'Etang de, eine der anmuthigsten Dichterinnen des vorigen Jahrhunderts, war 1746 in Dresden geboren, kam aber noch als Kind nach Frankreich. Sie war zwei Mal, nämlich zuerst mit Herrn von Antremont in Venaissin, und als sie von diesem noch sehr jung Witwe geworden war, mit Herrn von Bourdic in Nimes verheirathet. Die dortige Akademie nahm sie unter die Zahl ihrer Mitglieder auf; eine Sammlung ihrer Gedichte kam in Paris heraus. Sie ist 1802 gestorben. X.

Bourgeois, Louise, genannt Boursier, Hebamme der Königin von Frankreich und eine der berühmtesten Frauen ihres Faches, hat sich die namhaftesten Verdienste um die Kultur der Entbindungswissenschaft in Frankreich erworben. Sie war um das Ende des 16. Jahrhunderts geboren und wurde durch heruntergekommene Vermögensverhältnisse bestimmt, die Hebammenkunst zu erlernen. Sie zeichnete sich darin bald so aus, daß sie bei der Gemahlin Heinrich's IV., Maria von Medicis angestellt ward. Die pariser Aerzte und Chirurgen feindeten sie auf das Hartnäckigste an, vorzüglich, als eine von ihr entbundene Prinzessin starb; sie vertheidigte sich aber in einer Apologie contre les Rapports des Médecins. Ihre observations diverses sur la stérilité, perte de fruits, fécondité, accouchemens et maladies des femmes et enfans nouveaux nés sind in mehrere Sprachen übersetzt worden; übrigens schrieb sie Instructions an ihre Tochter, die sich gleichfalls zur Hebamme bildete, und

les secrets de Louise Bourgeois über die Bereitung vieler Arzneimittel, die sie Anfangs geheim gehalten hatte. Ihr Todesjahr ist nicht genau anzugeben. X.

Bourgoin, Dm. Therese, eine der bedeutenderen Schauspielerinnen des Théatre français, geb. im Jahr 1785 zu Paris, betrat schon 1797 ihre Laufbahn und erregte trotz des Parteikampfs der Journale so schöne Hoffnungen, daß die 82jährige berühmte Dumesnil (s. d.) ihre theatralische Ausbildung übernahm. Sie wurde bald im Fach der Prinzessinnen in der Tragödie und der naiven Mädchen im Lustspiel so ausgezeichnet, daß Napoleon sie zum Congreß von Erfurt mitberief. Von hier folgte sie einer Einladung des Kaisers von Rußland nach Petersburg, erregte dort außerordentliche Sensation. Auf ihrer Rückreise nach Paris im Jahr 1809 declamirte sie vor dem königlichen Hofe zu Königsberg einige Rollen. Sie ist im Lustspiel viel bedeutender als im Trauerspiel, und hat den seltenen Vorzug, daß sie in beiden Gattungen Ton und Spiel vollkommen zu sondern versteht. Sie ist mehr gefühlvoll als witzig, mehr subjectiv vollendet als objectiv auffassend und darstellend, zuweilen allzu weich. 14.

Bourignon, Antoinette, wurde den 13. Januar 1616 zu Lille mit einer so häßlichen Gestalt geboren, daß ihre Familie Rath hielt, ob man das Kind ersticken sollte. Als man sie in ihrem 20. Jahre verheirathen wollte, entfloh sie in dem Augenblicke, als die Einsegnung erfolgen sollte, in Mannskleidern und ging in das Kloster des heiligen Symphorius. Ihr Verstand hatte sich frühzeitig glänzend entwickelt, aber durch das Lesen mystischer Schriften wurde ihre Phantasie so erhitzt, daß sie Erscheinungen zu haben vorgab und sich berufen glaubte, den reinen Geist des Evangeliums wieder herzustellen. In dem Kloster gewann sie einige Nonnen für ihre Meinung und wollte mit denselben entfliehen. Aber der Plan wurde in dem Augenblicke der Ausführung entdeckt und sie allein aus der Stadt gejagt. Nun

ſtreifte ſie unſtät umher, wurde aber als Erbin der reichen Verlaſſenſchaft ihres Vaters Vorſteherin eines Hospitals in Lille. Hier hatte ſie abermals Erſcheinungen, welche ſo großes Aufſehen erregten, daß die Polizei die Bourignon aus der Stadt entfernen mußte. Hierauf ging ſie nach Amſterdam, gewann unter den vielen Religionsneuerern, welche ſich daſelbſt aufhielten, einiges Anſehen, ſollte, da ihre Schwärmereien auch in die Politik überſchweiften, arretirt werden, und entfloh nach Holſtein. Um hier ihre Lehre möglichſt zu verbreiten, ließ ſie ihre Werke in franzöſiſcher, deutſcher und flämiſcher Sprache drucken, mußte dieſerhalb abermals flüchten, und wäre in Straßburg von dem Volke als Zauberin beinahe geſteinigt worden. Sie begab ſich nach Hamburg, und ging auch von da vertrieben nach Oſtfriesland, wo ſie der Baron von Lutzburg zur Vorſteherin eines Hospitals einſetzte. Ihr unruhiger Geiſt war Urſache einer abermaligen Verweiſung; ſie ſtarb auf einer Reiſe nach Holland, den 30. October 1680 zu Franecker. Ungeachtet ihrer Häßlichkeit war ſie doch mehrmals der Gegenſtand der heftigſten Liebe. Sie lehrte das 1000jährige Reich und behauptete, die wahre Kirche ſei erloſchen, Gott aber habe ihr aufgetragen, dieſelbe wieder aufzurichten. Sie beſaß einen lebhaften Geiſt, hinreißende Beredſamkeit und Leichtigkeit im Stil.

—t—

Bouſſole, ſ. Kompaß.

Bouterwek, Friedrich, Hofrath und Profeſſor zu Göttingen, geboren 1766, geſtorben 1828, iſt Verfaſſer vieler Gedichte, Romane und namentlich philoſophiſcher Schriften. Seine „allgemeine Theorie des Schönen in der Natur und Kunſt," und ſeine „Geſchichte der neuern Poeſie und Beredſamkeit" dürften auch für die Frauen von Intereſſe ſein.

Brabant, zwei niederländiſche Provinzen, Nordbrabant zu Holland, Südbrabant zu Belgien gehörig. Nordbrabant hat auf 92 □Meilen 355,000 Einwohner, fruchtbaren Boden, Acker-

bau und Viehzucht, einen großen Kanal, Fabriken in Wolle, Leinwand, Hüten, Leder; Südbrabant mit 520,000 Menschen auf 60 □Meilen, ist eben und sehr fruchtbar, von Kanälen und Flüssen durchschnitten, treibt vorzüglichen Ackerbau und Bienenzucht, hat große Waldungen, blühende Fabriken; die Industrie liefert die berühmten Spitzen, Tücher, Hüte, Leder, Papier und geschmackvolle Tapeten.

Bracelets, s. Armbänder.

Brachmann, Louise, die unglücklichste unter Deutschlands Dichterinnen, deren schrecklicher Tod eine so allgemeine Theilnahme erregt hat, war am 9. Februar 1777 in Rochlitz geboren. Noch in zarter Jugend zog sie mit ihren Eltern nach Weißenfels, wohin ihr Vater versetzt wurde, und hier vereinigten sich mehrere Umstände, die ihr schon frühzeitig bewährtes Talent für die Dichtkunst förderten und unterstützten, namentlich war es der Umgang mit dem verewigten Novalis, der den größten und glücklichsten Einfluß auf die Geistes- und Gemüthsgaben der jungen Louise übte. Durch ihn wurde dieselbe Schillern bekannt, der ihre ersten Versuche in die Horen und den Musenalmanach aufnahm. Im Jahr 1800 brachte sie einige Monate bei ihrem Bruder in Dresden zu, nach ihrer Rückkehr aber wurde sie von einer schweren Krankheit ergriffen, die sie um so härter niederwarf, als ein innerer Gram in ihrem Herzen zerstörend lebte. Die nächstfolgenden zwei Jahre waren leider nur wenig geeignet, ihrer Seele die Heiterkeit und den Frohsinn zurückzugeben, sie verlor beide Eltern, ihre Schwester, und ihre liebsten Freunde Novalis und dessen liebliche Schwester Sidonie. Zu diesen Schlägen des Schicksals gesellten sich drückende Nahrungssorgen und endlich noch eine unglückliche Leidenschaft. Der Gewinn, den sie von ihren schriftstellerischen Arbeiten erlangte, war sehr gering; dennoch erkämpfte sie mit edler Beharrlichkeit eine ärmliche Existenz. Allein der Gram über die Verluste ihrer Lieben und die Verirrungen einer hoffnungslosen Liebe beugten ihren Geist und es

zeigten sich bereits Spuren eines an Irrsinn grenzenden Seelenleidens, als ein neuer lebhafter Eindruck, den ihr Herz empfing, die entsetzliche Krisis herbeiführte, und die Unglückliche suchte zum zweiten Male die gewaltsame Auflösung, die einige Jahre vorher ein günstig einwirkender Zufall verhindert hatte. Sie war aus Weißenfels nach Halle gereist, wo sie in einer befreundeten Familie zuvorkommend aufgenommen war. Wenige Tage nachher wurde sie vermißt und am 24. September 1822 fand man ihre Leiche in der Saale. — Ihre Schriften haben sich in ganz Deutschland derselben allgemeinen Anerkennung zu erfreuen, als ihr schreckliches Verhängniß den gerechtesten Anspruch auf eine ungeschmälerte Theilnahme machen darf. Außer einer großen Menge von einzelnen Aufsätzen und Gedichten, die sich namentlich in Becker's Taschenbuche, in der Minerva, Urania, Penelope, im Taschenbuche für Liebe und Freundschaft und in andern Zeitschriften, vorfinden, besitzen wir von ihr 2 Bände Gedichte, die mehrfach neu aufgelegt worden sind, das Gottesurtheil, ein Epos in 5 Gesängen, 1818, Schilderungen aus der Wirklichkeit 1820, und 2 Bände Novellen 1822. Auch hat der Professor Schütz auserlesene Dichtungen von ihr, denen eine Biographie der Verfasserin vorsteht, herausgegeben. X.

Braga, (nordische Mythol.) Bragi, Brage, Odin's und der Frigga Sohn, der Gott der Weisheit, Beredsamkeit, der Dichtkunst und des Gesanges. Seine Gattin ist Idun, Iduna, die ewig jugendliche Göttin, welche die goldnen Aepfel der Unsterblichkeit spendet. Sein Rede ist Wohllaut, auf seiner Zunge ruhen die Runen der Weissagung. Er ist von Gestalt ein Greis, aber seine Lieder sind jünglingskräftig, und sie erheitern die Asen bei ihren festlichen Mahlen. Als den Vater der Poesie riefen ihn die Skalden und Barden an, und baten um seinen Beistand; er ist der Apoll der scandinavischen Mythe, nur noch würdiger und erhabener gedacht. Den Königen gewährt er Weisheit und Thatendrang, darum wurde ihnen, wenn sie den Thron bestiegen, ein volles Trink-

horn dargereicht, Bragarfull, das sie zu irgend einer Großthat begeistern sollte. Er ging vereint mit Hermode den Einheriarn (Eingehörigen) im Wallhalla entgegen, und grüßte sie mit dem Gruß des Friedens und freundlicher Einladung zur Theilnahme an der Seligkeit der Götter. Nach ihm heißt die nordische Dichtkunst Bragur, und alle Heldendichtungen, alle Gesänge zum Lobe der Asen, dankten seinem begeisternden Einfluß ihren Ursprung.

—ch—

Brahe. 1) Ebba, Gräfin von, geboren 1596, war von außerordentlicher Schönheit und Herzensgüte, und wurde deßhalb vom König Gustav Adolph v. Schweden so geliebt, daß er sie heirathen wollte. Aber die Königin hintertrieb diese Verbindung und bewog durch ihre Bitten und Vorstellungen den großen König, daß er der Prinzessin von Brandenburg, Marie Eleonore, die Hand reichte, aus welcher Ehe die berühmte Christine hervorging. Ebba vermählte sich später mit einem Herrn de la Gardie und starb 1654. 2) Brahe, Katharina, eine gelehrte dänische Dame auf der Insel Fühnen, stiftete ein adeliges Fräuleinkloster zu Odensee. Sie besaß eine große Bibliothek und verfaßte mehrere lateinische Schriften und Uebersetzungen, u. A. die von Luther's Commentar des Briefs an die Galater. 3) Brahe, Sophie, Schwester des dänischen berühmten Astronomen Tycho de Brahe, war in der Sternkunde und den alten Sprachen sehr bewandert, dichtete auch in der lateinischen und dänischen Sprache. Sie war zweimal, zuerst mit Otto Thott, dann (1594) mit Nikolaus Lange verheirathet.

Brahma. Der mit Wischnu und Schiwa aus dem selighohen, unnennbaren und unbegreiflichen Urwesen Parabrahma hervorgegangene große Geist der indischen Götterlehre, welcher die Krone aller Dinge und der Geber des heiligen Gesetzes ist. Er wird abgebildet mit vier bärtigen Köpfen, in einer Hand das heilige Gesetzbuch (Vedam) tragend, in einer andern einen Rosenkranz, in der dritten ein kupfernes Gefäß zum Wasserschöpfen; die Häup-

ter sind blumenbekränzt, und über ihnen steigt eine Flamme empor. Auf der Lotosblume sitzt er, und fährt auf einem weißen Schwan (Hamsa) über heilige Fluthen. Brahma ist die schaffende Gewalt (Erde), Wischnu die erhaltende, alle Wesen durchdringende (Wasser), Schiwen oder Schiwa die zerstörende, aufreibende, vernichtende (Feuer); daher ist es gekommen, daß Wischnu und Schiwen längere und größere Anbetung zu Theil wurde, und Brahma's alte Tempel sanken; aber viele Tausende frommer Brahmanen beten noch zu ihm, und bringen ihm, von dem sie stammen, Opfer und Büßungen dar. Groß ist die Zahl der Namen des Gottes, und jeder dieser Namen bezeichnet einen Begriff, den sich die Völker Indiens von ihm machten. Manche dieser Namen sind weiblich, weil ihn die Mythe oft zweigeschlechtig darstellt, während sie ihm aber auch zugleich eine Gemahlin, die Sarasvadi, zugesellt, welche Harmonie, Wohlklang, Beredsamkeit bedeutet. Seine Namen sind zahlreich. Unter Andern heißt er auch Cámaláſana, der Sitzende auf der Camala, der Lotusblume, welche Blume aus Erde und Wasser geboren, von der Sonne befruchtet wird, und in ganz Indien das uralte Symbol der zeugenden und gebärenden Naturkraft ist, eine heilige Wunderpflanze, die fast auf allen indisch mythischen Bildern sich vorfindet, in allen Dichtungen wiederkehrt, die auch den alten Aegyptiern heilig und eine vieldeutsame Hieroglyphe war. Von dieser Lotosblume, der Nymphäa, Seerose, Seelilie, Seetulipane, wachsen auf den indischen Gewässern große und prächtige Arten, während wir in Deutschland nur zwei, die weiße und die gelbe, haben, die aber dennoch mit ihrer wundersamen Blüthe, ihrer geheimnißvollen Befruchtung und ihren schwimmenden Blättern eine Zierde unsrer Seen sind. Wenn nun Brahma zunächst als schaffende Weltkraft aus dem ewigen Urwesen hervorging, so machte ihn auch die Mythe zum Lenker der Geschicke, der allen Erschaffenen Zeit und Stunde ihres Daseins bestimmt. Er hat eine große Menge Genien in seinem Dienst, Emadudaka, welche nächst ihm auch noch acht unter-

geordneten Gottheiten, die nach acht Winden hin die Welt beherrschen, Gehorsam leisten. Brahma ist auch der Vater oder Erfinder der vier vornehmsten indischen, sogenannten Kasten, Stammgliederungen jener Völkerschaften, nach welchen Beruf und Gewerbe erblich sind, und die sich unter einander nie vermischen. Aus dem Haupte des Gottes entsprangen die Brahmanen oder Braminen, die weisen Priester, Deuter und Lehrer der Schrift, aus den Schultern Eschatriyer, die Königskaste, die Völkerbeschützer und Träger gemeinsamer Lasten; aus dem Unterleib die Vaischjir, Kaufleute und Ackerbauer, die Reichthumsammelnden, Leibpflegenden, und aus den Hüften oder Füßen die Dienenden, Arbeitenden, die Stützen des Reichthums, die Säulen der Herrschaft, die Nährer der Priester. Einige sagen, daß Brahma alljährlich sterbe, und dann wieder lebendig werde; offenbar ein Bild der Erde und ihres Jahreszeitenwechsels. Seine Wohnung, Brahmaloga, liegt dem Himmel am nächsten. Heilig ist ihm der Schwan, das Symbol des Wassers; Brahma reitet auf ihm, weil nach dem alten Glauben der Völker die Erde auf dem Wasser schwimmt. Einst hatte Brahma fünf Häupter; in einem schrecklichen Kampfe mit Schiwa und Wischnu, bei welchem die Gestirne vom Himmel fielen, und die Erde bebte, wurde ihm eines dieser Häupter entrissen, und Schiwa setzte es auf sein eignes. Es war der Mond, der sich aus dem Schoos der Erde losriß, und seinen Weg gegen die Gestirne nahm. Brahma behielt nur noch vier Häupter, die vier Weltgegenden. Oft auch wird Brahma unbärtig abgebildet, die vier Häupter gekrönt, mit einer Art von hoher Mitra, und hält in einer Hand einen Ring, das Zeichen der Unsterblichkeit, in der andern ein Feuer, das Bild der Stärke, mit der dritten und vierten schreibt er auf Palmblätter die heiligen Gesetze nieder. Jedenfalls birgt sich in allen Bildern, wie in allen Mythen von Brahma und seinen Brüdern eine tiefe Mystik, und eine in die Schleier des Uebersinnlichen eingehüllte Anschauung der Natur- und Welt-

kräfte, deren bildliche Darstellung oft dem äußern Anscheine nach überphantastisch erscheint, genau betrachtet aber von hochpoetischer Auffassung zeugt. In der Glypthothek zu München ist ein schöner Brahmakopf, vierköpfig mit jugendlichen Gesichtern und pyramidenförmigen Mithran befindlich. —ch—

Brahmanen, Braminen, sind in Indien die Genossen der Priesterkaste, welche die erste und vornehmste bildet. Höherer Macht, als die Brahmanen Indiens, hat sich kaum eine Priesterschaft auf der ganzen Erde zu rühmen. Die Verehrung, die ihnen zu Theil wird, grenzt an Abgötterei. Sie allein sind Lehrer des Gesetzes (Veda), sie allein dürfen Andern bei Opferungen beistehen, und Geschenke von reichen Händen annehmen. Niemand, selbst kein König, darf die Brahmanen zum Zorn dadurch reizen, daß er ihre Einkünfte einzieht oder schmälert, und der Brahmane sei unwissend oder sei gelehrt, so ist er gleichsam ein göttliches Wesen, er übe schwere, den Göttern gefällige Büßungen, oder gebe sich niedrigen Beschäftigungen hin. Selbst die Götter ehren die Brahmanen von der Geburt an, und was ein solcher dem Menschengeschlecht verkündigt, ist ein entscheidender Ausspruch. Einen Brahmanen zu tödten, ist das größte Verbrechen, das sogar ein König nicht wagen darf, selbst wenn der Brahmane ein Verbrecher wäre; nur verbannen darf er ihn, doch ohne Schädigung an Leib und Habe. Die Klasse der Brahmanen zerfällt in vier Abtheilungen, wie ihr Leben. Die erste ist der Stand des Schülers, in den ein Brahmane mit dem Knabenalter eintritt, und dann Brahmakiari heißt. Als solcher dient er einem ältern Brahmanen mit willigem Gehorsam, und bereitet sich durch die Tugenden der Reinlichkeit, Enthaltsamkeit, Dienstfertigkeit und Pflichterfüllung zu einer höheren Stufe vor. Er lernt die Kenntniß des Veda, mit eifrigem Geist und reiner Seele, und wenn sein Lehrer sterben sollte, so unterstützt er dessen Sohn oder Witwe lebenslänglich; sind aber keine väterlichen Verwandten mehr übrig, so nimmt er dessen Stelle ein, und

pflegt die heiligen Opferfeuer mit Aufmerksamkeit, und bereitet seine Seele zum Himmel vor. Hat der Brahmakiari die drei Veda's inne, so mag er sich in das zweite Lebensstadium, Grahasta, den Stand der Ehe, begeben. Er kehrt nach Hause zurück, und wählt eine makellose Jungfrau aus seiner Kaste, mit einem angenehmen Namen, und wohlgestaltet. Die Frauen müssen in Ehren gehalten werden, das gefällt den Göttern wohl, und wer sie mißhandelt und verachtet, dessen religiöse Uebungen verlieren allen Werth. Im Stand der Ehe hat der Brahmane täglich in den heiligen Schriften zu lesen, und die fünf großen Sakramente zu begehen. Er muß ein Feuer auf seinem Herd unterhalten, über welchem er bloß Speise für die Götter kocht, und dabei noch vielen andern Göttern opfern. Er darf kein lebendes Geschöpf beschädigen, noch weniger tödten, und zu seinem Unterhalt nur gesetzmäßige Mittel wählen. Dieser Mittel sind vier: Auflesen und Einsammeln von Körnern und Aehren, Annahme unerbetner Gaben, Bitten um Almosen, und Ackerbau. Er muß in steter Zufriedenheit sein Glück finden und habsüchtige Wünsche verbannen. Der dritte Stand ist der der Einsiedler, Vanaprasti. Wenn der Brahmane nun sieht das Kind seines Kindes, wenn sein Haar ergraut, dann muß er sich in einem Wald eine einsame Wohnung wählen, und vom Haus nichts mit dahin nehmen, als sein Opfergefäß und sein heiliges Feuer, nebst den Büchern des Gesetzes. Dort in stiller Zurückgezogenheit lebt er von Kräutern, Blumen, Wurzeln, Früchten, Oel und Wasser, und gibt sich einem, die Sinne bewältigenden, geduldigen, wohlwollenden, stets auf das höchste Wesen gerichteten Dasein hin. Dabei beobachtet er viele harte Büßungen, und ist in Selbstpeinigungen, die an Strenge alle Kasteiungen der Mönche und Einsiedler des Abendlandes weit übertreffen, erfinderisch. Im heißen Sonnenbrand jener Zone sitzen büßende Einsiedler, von vier Feuern umlodert, unter den Wolkengüssen in der Regenzeit unbedeckt, ohne Mantel; in der Kälte der Nächte in nassen Kleidern,

ihr Bette ist die harte Erde; je mehr Büßungen und Selbstqual, desto größer ist die Heiligkeit. Außer diesen ist den Einsiedlern auch noch Gastfreundlichkeit und liebende Pflege der Pflanzen und Thiere Gesetz. Die höchste Vollkommenheit aber erlangt ein Brahmane erst in der vierten Periode seines Lebens, Bhikschu; im Stand eines Sanyassi, welcher die gänzliche Ruhe in Gott, das von Leidenschaften nicht berührte, von Schmerz nicht mehr angefochtene, von Kummer nicht heimgesuchte, selige Insichselbstversunkensein zu erstreben sucht. Um dieses zu erlangen, muß er aber zuvor die drei vorhergehenden Stände durchwandelt, und seine Schuld an die Weisen, an die abgeschiedenen Seelen und an die Götter abgetragen haben. Er darf nichts mit an den neuen Aufenthaltsort nehmen, als sein Wassergefäß und seinen Stab, darf nicht mehr sprechen, nichts mit dem Blick der Begehrung ansehen; gänzlich einsam muß er wohnen, darf nicht Feuer haben, nicht Obdach, doch darf er bewohnte Orte betreten, wenn ihn hungert. Er darf den Tod nicht wünschen, aber auch keine Lebensverlängerung; heiter und ruhig muß er das Ewige betrachten, und vertieft in solchen Gedanken sitzend, muß Irdisches diesen Gedanken fern sein. Er kann die Seelenwanderung und die Qualen und Läuterungen der Seelen, die Strafen derer, welche ihre Pflichten verletzen und vor Allem das Wesen des höchsten Geistes zum Gegenstand seiner Betrachtungen machen. So kann man schon in der Hülle des sterblichen Leibes einen erhöhten gehobenen Zustand, eine Ahnung des seligen Lebens im Schoos der Gottheit erlangen, bis die Seele freudig die irdische Wohnung verläßt, und entsündigt zur Vereinung mit dem Allerhöchsten übergeht. Will ein Brahmane Priester werden, so muß er einen untadeligen Körper haben, muß geloben, nie zu heirathen, muß 12 Jahre in einer Priesterschule studiren, 5 Jahre gänzlich schweigen, und die Geheimnisse der Religion erlernen, nebst den weltlichen Wissenschaften, dann werden die Schüler entweder Opferpriester, oder Tempelpriester, oder selbst Lehrer der Wissenschaften

und Gesetze. Cultus und Lebensweise der Brahmanen sind noch heute, wie vor Jahrtausenden. Das ganze religiöse wie bürgerliche Leben der Hindus, so weit es die Europäer nicht gestört haben, gleicht einem großen, ewig still stehenden See, auf welchem still und geheimnißvoll das mystische Nelumbium schwimmt.

—ch—

Branchu, Mad., geborne Chevalier, die erste Sängerin, ja für uns die eigentliche Repräsentantin der französischen großen Oper, betrat 1801 die Bühne. Unerschöpflich an Kraft und Ausdauer, ist ihre Stimme auch in alten Tagen noch von seltener Reinheit, jugendlicher Frische, zuweilen fast so melodisch klingend wie deutsche und italienische Stimmen. Fast vollendet in Allem, was den mechanischen Theil des Vortrags betrifft, ist sie wahrhaft bewundernswürdig durch die Freiheit, womit sie alle Schwierigkeiten der Partien einer Armida, Dido, Alceste, Julia ꝛc. beherrscht. Uebrigens bleibt sie stets der Declamationsschule der Franzosen treu, welche fast unbekümmert um die Cantilena den Gesang verstandesgemäß zerstückelt, der Phantasie auf Worten und Sylben ihre Stationen anweist. Als Schauspielerin hat sie keine andern Verdienste, als die, welche lange Uebung und mechanischer Fleiß gewähren. Für die eigentlich moderne Oper hat sie keinen Sinn mehr und keine Bedeutung. 14.

Brand, Auguste Cäcilie, geboren den 2. December 1814 zu Leipzig, wurde von ihrem Bruder in der Zeichnenkunst unterrichtet. Bekannt ist sie durch viele gelungene Portraits, welche der leipziger Modenzeitung beigelegt sind und zu den bessern Erzeugnissen der deutschen Lithographie gezählt werden können. Es offenbart sich in ihren Arbeiten ein entschiedenes Talent, und man muß bedauern, daß es ihr nicht verstattet ist, sich ganz der Malerei zu widmen, wozu sie besondere Neigung hat. Fortgesetzter akademischer Unterricht, Reisen, ernstes Studium, könnten eine ausgezeichnete Künstlerin aus ihr bilden.

Brandenburg, preußische Provinz mit 1,600,000 Einwohnern und 723 □Meilen, bildet fast eine fortlaufende Ebene, nur von einem Höhenzug, in der Richtung von Wittenberg nach Frankfurt an der Oder zu, unterbrochen. Der Boden ist gut bebaut, nur die Marschgegenden sind fruchtbar, der Sandboden aber herrscht vor und ist mit großen Waldungen, meist Nadelholz, bewachsen; Hauptstrom ist die Oder. Mehrere Kanäle durchschneiden das Land. Die vornehmsten Produkte sind: Holz, Getreide, Tabak, Flachs; viel Eisen und Alaun; in den zahlreichen Gewässern: Störe, Lachse, Sander. Viel Landwirthschaft und viele Fabriken in Wolle, Baumwolle, Seide; Leinen-, Strumpf-, Bandwebereien ꝛc. Hauptfabrikort ist Berlin (s. d.).

Brandes, Charlotte Esther, geborne Koch, eine der berühmtesten dramatischen Künstlerinnen des verwichenen Jahrhunderts, war 1742 in Litthauen, wo ihr Vater als Amtmann angestellt war, geboren. Sie erhielt eine sorgfältige Ausbildung und vor Allem war es Lessing, dem sie die Entwickelung ihres mimischen Talents verdankte. Ihre Leistungen fanden in ganz Deutschland die allgemeinste Anerkennung; sie war nach einander bei den Bühnen in Gotha, Weimar, Dresden, Mannheim und Hamburg angestellt, und an allen diesen Orten hat sie eben so sehr als Künstlerin sich ausgezeichnet, als ihre übrigen achtungswerthen Eigenschaften geschätzt wurden. Sie starb in Hamburg im Jahr 1786. X.

Brandes, Charlotte Wilhelmine Franziska, Tochter des als dramatischer Schriftsteller mehr denn als Schauspieler beliebten Chr. Brandes und der Esther Charlotte Brandes, jener berühmten ersten Ariadne auf Naxos, wurde geboren zu Berlin den 21. Mai 1765. Ausgezeichnet als Sängerin und Schauspielerin, vervollkommnete sie zugleich unablässig ihre Virtuosität auf dem Piano, ihre Studien in der Theorie der Musik und Composition. Diesen gleichzeitigen Anstrengungen erlag ihre Natur. Sie starb schon im 23. Jahr am 13. Juni 1788 zu Hamburg.

Die nach ihrem Tod erschienene Sammlung ihrer Compositionen ist ein bleibendes Denkmal ihrer reinen Phantasie und lebenvoller Kunst. 14.

Branntwein ist ein geistiges Getränk, welches man durch Destillation (s. d. Art.) oder, was dasselbe ist, Brennen, aus verschiedenen Vegetabilien, am gewöhnlichsten aus Getreide, nachdem dieselben in Weingährung gebracht worden, gewinnt, und dessen Erfindung den Arabern zugeschrieben wird. Das Getreide wird geschroten und mit Malz im Möschbottich eingerührt, welches das Einmöschen heißt. Nachdem die Mischung kurze Zeit gestanden, rührt man sie in heißem Wasser, setzt, nachdem sie lau geworden, Hefe zu, und läßt das Gefäß zugedeckt so lange ruhig stehen, bis die Gährung Statt findet. Das gewonnene Produkt heißt der Mösch, der in die Branntweinblase gebracht und destillirt wird. Der erste Abzug (Destillat) heißt Lauer und ist noch sehr verunreinigt, man pflegt daher noch ein zweites und drittes Mal zu destilliren, und erhält dadurch einfachen und doppelten Branntwein. Durch nochmaliges Destilliren erhält man den Weingeist, der desto reiner (rectificirt) wird, je öfter man ihn überdestilliren läßt. Man setzt zur zweiten Destillation des Branntweins verschiedene Substanzen, (Citronen, Kümmel, Pomeranzen, Anis u. dgl.) zu, welche aromatische Theile enthalten, und gibt dadurch dem Branntwein einen eigenthümlichen Wohlgeschmack, indem man zugleich Zucker zusetzt. Der beliebte Franzbranntwein wird aus Wein, Weintrebern und Weinhefen gewonnen. D. M.

Brasilien. Dieß Land von 140,000 □Meilen liegt im Schooße der südlichen Halbinsel Amerika's. Unermeßliche Urwaldungen, endlose Savannen, breite Ströme, unersteigliche Gebirge, ein an der Oberfläche von Segen und Fruchtbarkeit, in den Tiefen von Goldadern und Diamanten strotzender Boden, die riesige Vegetation, einzelne Pflanzungen in ungeheuern Wildnissen, angebaute Küstengegenden, einzelne Handelsplätze mit schönen Häfen ꝛc. cha-

rakterisiren das Land und seine tropische Lage. Der Hauptstrom Brasiliens ist der Amazonenstrom (s. d.) oder Maranhon; er ist so breit, daß die ersten Entdecker sich staunend die Frage zuriefen: mar a non? (Meer oder nicht?). Das Brasilienholz gab dem Lande den Namen, nicht umgekehrt, denn brasil heißt portugiesisch eine glühende Kohle. Die bedeutendsten Provinzen lassen sich nicht besser bezeichnen, als mit dem Sprichwort, womit der Brasilianer die Frage: „Wo sind die Männer, wo die Frauen am schönsten?" beantwortet. In Bahia heißt es: Elles, não Ellas? (Die Männer, nicht die Frauen); in Pernambuco: Ellas, não Elles (die Frauen, nicht die Männer), und in St. Paulo: Elles e Ellas (Männer und Frauen). — Brasiliens Hauptstadt, Rio de Janeiro (s. d.), liegt malerisch reizend, wie ein geschmücktes Amphitheater im Hintergrunde eines der schönsten Meerbusen der Erde. Das tropische Klima des Landes wird durch den regelmäßigen Wechsel von See- und Bergwinden gemildert. Während der Mittagszeit strömen glühende Sonnenstrahlen senkrecht vom wolkenlosen, glänzend klaren Himmel, und Alles sucht Schutz im Schatten der Häuser und Bäume. Der tropische Sommer fällt bekanntlich in die Jahreszeit unsers Winters. Letztern aber kennt man dort nicht; zwei Regenzeiten vertreten das Frühjahr und den Winter. Regentropfen, so groß wie Taubeneier, stürzen vom Himmel herab und füllen die 50 Fuß tiefen Flußbetten und überschwemmen so ganze Länderstrecken von vielen 100 Meilen. Sie sind von den furchtbarsten Gewittern begleitet, die kolossal, wie die ganze amerikanische Natur, den Tag in eine grausige Wolkennacht verwandeln, die im Gegensatz wieder grell erleuchtet wird von den Flammenblitzen des Himmels, der zu brennen scheint. Das Meer kocht, tausend Donnerstimmen erfüllen Tag und Nacht die Ebenen und Wälder mit ihrem Krachen; Wochen lang dauert dieser wilde Kampf empörter Elemente. Aber wenn der Himmel sich endlich aufklärt, wenn die Erde dampft in der feuchten Glühhitze, und die ausgetretenen

Ströme zurückkehren in ihre tiefen Betten, wenn aus dem Spiegel der Ueberschwemmungen neu verjüngt die Vegetation wieder auftaucht, erst wie Inseln, dann ganze Landstrecken; — alsdann werfe man einen Blick auf die unermeßliche Pflanzenwelt, die nie abzusterben scheint, weil sie sich stets erneut. Wie unaussprechlich wunderbar ist dort die Farbenpracht der Blumen und Vögel, und doch fehlen den Meisten die süßesten Reize der Unsrigen, den Blumen der Duft, den Vögeln der Gesang. Und welche Vegetation! Man denke sich ein Gewächshaus, dessen durchsichtige Kuppel der unermeßliche, krystallreine Himmelsdom ist. Geblendet vom Glanz desselben senkt sich das Auge auf die Pflanzenwelt eines Urwaldes und findet bekannte tropische Pflanzenbildungen wieder; aber die Phantasie vermag nicht, sich unsere verkümmerten Cactusarten, Palmen, Aloen im hundert-, ja tausendmal vergrößerten Maßstab zu denken; sie faßt nicht die Vorstellung einer so riesigen Wirklichkeit, nicht die Möglichkeit von 60 Fuß hohen Gräsern, 30 bis 40 Fuß hohen Farrenkräutern, von Mimosen, deren zartbefiederte Zweige hoch oben im blauen Aether zu schwimmen scheinen. Und doch gehören diese Pflanzengattungen noch lange nicht in das Geschlecht der Bäume. Die schlanke Palme (in 20 Arten vorhanden) spielt mit ihrer Fächerkrone in der höhern Luftregion. Ihre Höhe erreicht fast die ficus gigantea (Riesenfeige), deren Stamm auf zerklüfteten, zwanzig Fuß hohen Wurzelstämmen ruhend, wie auf kolossalen Elephantenbeinen zu stehen scheint. Erst sechszig Fuß vom Boden beginnen seine Zweige und überschatten die ungeheuer dicken Malven, die Asonien, die wunderlichen Loababs, deren Stamm bei 26 Fuß im Umfange, nur eine Höhe von 10—12 Fuß erreicht. Wunderschön dagegen erhebt die musa paradisiaca ihren 50 Fuß hohen, glatten Schaft aus der tieferen Pflanzenwelt und breitet wie einen Sonnenschirm ihre 30 Fuß langen, wie Atlas glänzenden Blätter über den ermüdeten Wanderer aus. Und welche groteske Pflanzengestalten drängen sich unter ihrem Schatten empor! Blühende Lianen umstricken den Cactus, die Eu-

phorbien, die spinnbeinige Aloe, und ranken sich zu den höchsten Zweigen, um diese durch Blumengehänge unter einander zu verbinden. Der Boden scheint nicht Platz zu haben für diese schwellende Vegetation. Jeder Baumstamm wird zur Welt im Kleinen für hundert Arten Schmarotzerpflanzen. Ein undurchdringliches Gewebe von Wurzeln und Schlingpflanzen überspinnt tausendjährige, vermodernde Stämme und bildet nur Schlupfwinkel für die zahllosen Reptilien. — Um das Bild zu vollenden, denke man sich über diese Wunderwelt einen Blumenteppich gebreitet, so prachtvoll und glänzend wie ein Mährchengebilde, die luftigen Zweige belebt von neugierigen Affen aller Art, daneben goldgrüne, kletternde Papageien, das in der Luft schwimmende Prachtgefieder der Paradiesvögel, den leicht hinschwirrenden Colibri, der wie ein Diamant funkelt und sein fadenförmiges Saugschnäbelchen in die Trichterkelche der Blumen taucht; ferner die handgroßen brasilianischen Schmetterlinge mit ihren Goldsammtflügeln, die Smaragdkäfer, welche jeden Edelstein an Glanz und Feuer übertreffen und daher von den Damen des Landes als Haarschmuck getragen werden. — Wenn nun so aus dem Seespiegel der Ueberschwemmung die verjüngte Pflanzenwelt wieder aufgetaucht ist, dann blitzt es rings wie Feuerflammen in der Luft. Die rothen Flamingos lassen sich nieder an der Grenze der zurückweichenden Wasser, umgeben von den prächtigen Federbuschreihern, dem Ibis und dem ganzen storchbeinigen Geschlechte, das die Wasserschlangen, Gewürme, Eidechsen ꝛc. zu tilgen bemüht ist. In den Savannen, den weiten Grasebenen, weiden unzählbare Herden von halbwilden Pferden und Rindern, in den Wäldern wohnen Schwärme wilder Waldbienen, die den trefflichsten Honig im Ueberflusse liefern ꝛc. Dieß die Lichtseiten des reichen, prächtigen Landes, aber Brasilien hat auch seine Schattenpartieen. Im Dickicht lauert der glänzende Tiger, im Röhricht die Boa (Boa constrictor) 10—20 Mal größer, als die Boa der Pelzhändler, die sich den Damen schmeichelnd um den weißen Nacken legt, unter dem Wur-

zelgeflecht warnt die Klapperschlange vor ihrer entsetzlichen Nähe, oder die Brillenschlange schießt ihre giftigen Blitze, in den Strömen packt der riesige Alligator den herabhängenden Rock oder Arm des Unvorsichtigen und zieht ihn unter das Wasser. Wonne wäre es, im krystallreinen Seespiegel zu baden, aber der Hay, „des Meeres Hyäne," der den Neger verschont, verschlingt den Europäer. Die Kühle des Abends, die erfrischende Nacht, werden von Myriadenschwärmen Muskitos vergiftet und zahllose Arten von Stechfliegen, Scorpione, Sandflöhe, die ihre Larven in die Füße der Menschen legen, vereinigen sich zur Qual derselben. Tausendfüße, riesige Ameisen, blutsaugende Vampyre gehören auch noch zu den Plagen dieses schönen Landes. Tropische Fieber und andere Krankheiten raffen den Europäer häufiger als den Eingebornen hinweg. In den Wäldern gibt es wilde Indianerstämme (Indios bravos), die gleichfalls auf das Verderben der einsam wohnenden Pflanzer, der Reisenden 2c. lauern. — Brasiliens Einwohner, mit Ausnahme der wilden Bevölkerung, schätzt man auf 5 Millionen. Sie besteht aus weißen Eingebornen (Creolen), Negern (Freien und Sklaven), Mulatten, Mestizen und Indianern, welche sich angesiedelt haben. Nach Maßgabe dieser Abstammung ist auch die Cultur verschieden; die Creolen sind die Herren des Landes, Besitzer der Bildung, der Wissenschaft und Kunst, in wie weit sie dort gediehen ist. — Brasilien wurde von den Portugiesen Don Pedro Alvarez Cabrel 1500 entdeckt. Anfangs deportirte man Juden und Verbrecher dahin; als man aber den ergiebigen Boden gewahrte und Gold fand, strömten bald Scharen von Abenteurern hin; man schleppte zu tausenden Negersklaven herein, verfolgte die Indianer mit Feuer und Schwert, that aber nichts für ihre Civilisation. Später kam Brasilien an Spanien, ohne durch diesen Tausch zu gewinnen; die Holländer, bereits Herren in Ostindien, wurden es 1624 auch von Brasilien. Philipp IV. vertrieb sie, aber Moritz von Nassau eroberte das Land 1639 mit einer holländischen Flotte wieder. Ihnen entriß es

abermals Don Juan Fernandez Vieira für Portugal, dem es nach dem Friedensschluß von 1661 endlich verblieb. Als Kolonie lieferte es von diesem Zeitpunkte seine ungeheuern Reichthümer an das Mutterland ab; die Jesuiten thaten viel für die Cultur des Landes, für die Civilisation der Eingebornen; aber man fürchtete ihre Macht und entzog ihnen die Mittel. König Don João IV. mußte, von Napoleon entthront 1808 in seiner Colonie einen Zufluchtsort suchen, 11,000 Auswanderer begleiteten ihn, nicht um der Industrie des Landes, dem Ackerbau einen Aufschwung zu geben, sondern um zu genießen, aus Goldadern zu schöpfen im Müßiggang und Anmaßung. Als König Johann 1821 wieder nach Europa zurückkehrte, blieb sein Sohn Dom Pedro als Statthalter zurück, der zum Kaiser von Brasilien ausgerufen wurde, das sich vom Mutterlande auch für unabhängig erklärte. In Folge der Revolution mußte Dom Pedro 1831 der Krone entsagen und nach Europa zurückkehren; sein minderjähriger Sohn blieb als Dom Pedro II. zurück, dessen Vormundschaft nunmehr zugleich die Regentschaft führt. Seitdem ist das Land ruhig — seine reichen Quellen strömen ungehemmt und so wird bald unter einer weisen Verwaltung ringsum Segen, Wohlstand, Reichthum, Frieden herrschen. B—i.

Brasilien. (Frauen.) Reizende Frühblumen, verwelken sie aber auch schnell wie diese, sind oft in ihrem 14. Jahre schon Mütter, werden im 20. Jahre korpulent und können bereits im 30. Jahre die Vorzeichen des Alters nicht mehr verbergen. Ihr Leben ist meistens eine Vegetation ohne höhere Richtung. Sie werden von Negerammen gesäugt, von Sklaven erzogen, und an Geist noch wirkliche Kinder, von ihren Eltern dem oft fremden Manne vermählt. So lange sie blüht, ist die junge Frau seine Puppe. Er schenkt ihr Geschmeide und Sklavinnen und verlangt dagegen nur, daß sie nicht oft ausgehe. Könnte sie lesen und schreiben, so würde er sich unglücklich fühlen; denn der Brasilianer ist furchtbar eifersüchtig. Ist sie verblüht, so sucht der Mann andere Verbindungen, die Sitte

entfernt dort keine schöne Aspasia aus den Gesellschaften, weil nur Glanz und Reichthum, weniger häusliche Tugenden beachtet werden. Das Familienleben hat viel Orientalisches. Man sitzt auf den untergeschlagenen Beinen im gedankenlosen Müßiggange, nur mit dem Fächer spielend, ist von folgsamen Sklavinnen umgeben, die oft Vertraute und Gespielinnen, oft auch Gegenstand der grausamsten Launen ihrer Herrin sind. Dennoch herrscht in der Geselligkeit eine Art feiner Koketterie. Der Fächer ist beredt, seine Bewegung gesteht und gewährt, die glänzend schwarzen Augen sprechen eine entzückende Sprache, und die Rede ist oft naiver, als sie eine europäische Frau wagen würde. Der Gesellschaft gibt eine natürliche Liebenswürdigkeit, Lebhaftigkeit und Grazie in der Unterhaltung zuweilen ein gewisses Relief, das im Augenblicke bezaubert und fesselt; allein dieser Nimbus verschwindet, wenn der Damen einziges Geschäft, die Abrechnung mit den Sklaven und Sklavinnen beginnt. Da wird oft die Grazie zur Megäre und die schöne Hand erhebt sich bloß, um die armen, trägen oder saumseligen Dienerinnen mit dem Palmatorio, einer hölzernen durchlöcherten Scheibe, auf die Fingerspitzen zu schlagen. Die übrigen häuslichen Geschäfte besorgt der Mann mit einem Heere von Sklaven. Die Frauen hören die Messe täglich, und besuchen das Theater in der Regel ein paar Mal in der Woche. Spaziergänge sind nicht üblich. Die einzige Kunstfertigkeit besteht darin, die Viola (eine Guitarre mit 6 metallenen Saiten,) zu spielen und eine Romanze zu begleiten. Die Toilette zur Kirche ist schwarz, die zum Theater phantastisch bunt. Nur Sklavinnen kleiden sich weiß. Weiße seidene Strümpfe und Schuhe sind unerläßlich. Der Schleier darf nicht fehlen; er schwimmt wie eine lichte Wolke über den vollen Locken, den glänzenden Augen, und gibt, wie der Fächer, zu tausendartigen Spielereien Veranlassung, Französische Moden und französische Putzmacherinnen haben seit der Anwesenheit des Hofes in Rio Janeiro allgemeinen Eingang gefunden; aber Alles ist wieder nach dem Klima modifizirt, leicht,

weit, anschmiegend, von lebhaften Formen; man kennt keine beengenden Corsetts, keine faltigen, wollenen Unterröcke. Außer dem Hause trägt man nur Seide und Blonden, im Hause Kattun. — So beinahe gestaltet sich in der Regel das Leben der Frauen in der Hauptstadt; auf dem Lande, in den einsamen Haciendas ist es einfacher, herzlicher, und es herrscht echte weibliche Häuslichkeit. — Die Brasilianerinnen lieben den Tanz leidenschaftlich, und selten trennt sich eine Gesellschaft Herren und Damen, ohne dies Vergnügen genossen zu haben. Eine große Beleidigung würde es sein, eine Dame beim Tanzen mit Handschuhen anzufassen. Unter der schwarzen und farbigen Bevölkerung, namentlich unter den freien Negerinnen und Mulattinnen, gibt es edle Gestalten, deren Farbe unter dem dortigen Himmelsstriche für das Auge nichts Verletzendes hat. Ein reisender Engländer sah in der Gegend von Peria in einem indianischen Dorfe, dessen Bewohner dem Christenthume und der Kultur gewonnen waren, indianische Mädchen von entzückender Schönheit, deren regelmäßige Züge und mangellosen Umrisse an ein griechisches Gebilde erinnerten. — Die jetzt sich vermindernde Sklaverei wird mit der Zeit auch dem weiblichen Leben in Brasilien eine höhere und edlere Richtung geben. B—i.

Braten. (Kochkst.) Das Braten des Fleisches ist eine alte Kunst, in welcher schon die Griechen und Römer wohlbewandert waren. Selbst die wildesten, barbarischesten Völker haben einen dunkeln Begriff von dieser Zubereitungsweise, und braten das Fleisch ihrer Thiere, ohne vorhergegangene Vorkehrung auf aufgespießten Pfählen bei hellem Feuer. Sonach dürfte der Braten unter dem Gekochten die Urspeise der Menschen sein, gehört zugleich aber auch zu den leicht verdaulichsten. Der Braten der civilisirten Küche bedarf etwas mehr Vorbereitung, und ist ein Probirstein für die Geschicklichkeit des Kochs oder der Köchin. Jedes Land hat seine eigenthümliche Weise, ihn zu bereiten, und meistens finden wir, daß jede Nation, ja in Deutschland oft selbst jede Provinz, in irgend ei-

nem bestimmten Braten excellirt. So wird z. B. der Roast-beef (roast-beef) nirgends vortrefflicher gebraten als in England. Darin kommen aber alle gebildete Nationen überein, daß der Braten auf keiner Tafel fehlen darf, so wie er überall bei dem mittlern Stand als Sonntags-, bei dem ärmern als Festtagsgericht erscheinen muß. Es gibt eine große Mannichfaltigkeit der Braten, indem sich fast alles Fleisch und Geflügel mehr oder minder gut dazu eignet. Nur die ursprünglich fetten Fleischarten oder Vögel braten in eigenen Fett. In Italien und andern südlichen Landstrichen bedient man sich zum Braten des Fleisches, wie überhaupt zum Kochen des Oels, besonders des Olivenöls. Auf den Südseeinseln lernten Cook, Bougainville und mehrere Andre, auf ihren Entdeckungsreisen die Kunst des Bratens auf erhitzten Steinen, oder in erhitzten Gruben, welche sich mit einigen Veränderungen und Verbesserungen als nicht ganz verwerflich bei Nachahmungen erwies. Allgemeine Bedingung beim Braten selbst ist, dem Fleische gleich anfangs durch eine schnell andringende Hitze einen Ueberzug zu geben, welcher die Verdünstung der edleren, im Fleisch enthaltenen Säfte und Salze, während der nachfolgenden langsamern Erhitzung verhindert. Ein guter Braten muß anschwellen, die Fiber straff und gespannt, die Oberfläche fest, das Innere aber leicht zu durchschneiden und zart zu essen sein, er muß beim ersten Schnitte die Schüssel von seinem Safte erfüllen. L. M.

Bratsche oder Viola (ital. viola di braccio). Das bekannte Bogen- oder Saiteninstrument, wesentlich im Instrumentalsatz, wie die Altstimme im Vokalsatz. Paganini und Rolla gebrauchten sie als einzelnes Concertinstrument, doch neigt sich ihr edler vornehmer Ton, wenn auch weniger glänzend als der der kleinern Violine, mehr für die einsame Unterhaltung. Ihr Bau und die Art ihrer Behandlung weicht wenig von der Violine ab, welche kleingriffiger ist. R. S.

Braun, Ritter von Braunthal, Karl Johann, einer der vielseitigsten Schriftsteller der neuesten Zeit, welcher auch

um die Frauenwelt durch seine „Aesthetik für Damen," wie durch ein paar andere Schriften, die wir der Zeitfolge nach anführen werden, ein bleibendes Verdienst und somit eine Stelle in diesem, dem schönen Geschlechte gewidmeten, Lexikon sich erworben hat. — Geboren zu Eger in Böhmen 1802, kam er mit seinen Eltern schon 1806 nach Wien, wo er später studirte. Er trat im Jahr 1822 als Dichter auf und ließ, nach seines Vaters Tode 1826, rasch auf einander folgende Schriften und Dichtungen erscheinen: „Die Himmelsharfe," geistliche Lieder; Wien, bei Grund, 1826. „Die Glückliche, oder Gedanken über weibliche Erziehung," in Briefen; Wien, Hirschfeld 1826; (zweite Auflage Berlin, Stuhr, 1829.) „Loda," Trauerspiel nach Ossian; Wien, Gerold, 1826. — „Die ästhetisch gebildete Dame, oder das für Frauen Wissenswertheste aus dem Gebiete der Aesthetik;" Wien, Gerold, 1830. „Graf Julian," historisches Trauerspiel in 5 Akten; Berlin, Krause, 1831. „Fragmente aus dem Tagebuche eines jungen Ehemanns;" Wien, Tendler, 1833. „Antithesen, oder Herrn Humors Wanderungen durch Wien und Berlin;" Wien, Gerold, 1834. „Novellen;" Wien, Haas, 1834. „Morgen, Tag und Nacht aus dem Leben eines Dichters," Gedichte in 3 Abtheilungen; Leipzig, A. Reimann, 1834. — Außer den genannten Werken schrieb er mehrere Dramen und nahm thätigen Antheil an der Journalistik. Er privatisirt in Wien. Während seines ersten Aufenthaltes zu Berlin 1829 trat er öffentlich vom Katholicismus zur lutherischen Kirche über.

Bräune nennt man im gemeinen Leben alle Entzündungen des hintern Theiles der Mundhöhle, der Mandeln, des Zäpfchens, des Schlundes und der Stimmwerkzeuge; häutige Bräune oder Croup aber die eigenthümliche Entzündung der Luftröhre und ihrer Aeste, wo diese Kanäle mit häutigen Gebilden überzogen und dadurch verstopft werden. Diese letztere Art ist eine darum sehr gefährliche Krankheit, weil sie ohne große Beschwerden sich vorbereitet und

dann plötzlich mit höchst bösartigen Symptomen sich zeigt, wo dann leider häufig die Hilfe zu spät kommt. D.

Braunschweig, das Herzogthum, liegt fast ganz zwischen hannöverschem und preußischem Gebiet, hat 73 □ M. Flächeninhalt mit 252,000 Einwohnern. Der Boden ist abwechselnd bergig und eben. Die Hauptprodukte sind Getreide, Flachs, Rübsamen, Tabak, Hopfen, Holz. Es gibt in den schönen, zahlreichen Forsten viel Wild. Ackerbau, Viehzucht, Leinweberei ist allgemein verbreitet. Wichtig ist der Bergbau. Man gewinnt viel Eisen, Blei, Zink, Kupfer, Vitriol, Schwefel und Salz, auch etwas Silber und Gold. Es gibt viele Strumpfstrickereien, Oelmühlen, Glashütten. Handel und Spedition ist sehr bedeutend. — Die Hauptstadt gleiches Namens liegt an der Ocker, hat 38,000 Einwohner, ist unregelmäßig gebaut, doch gibt es viele ansehnliche und schöne Plätze und Gebäude darunter: Das Mosthaus (alte herz. Residenz), vor welchem der berühmte eherne Löwe Heinrich's des Löwen steht, die Dompropstei, das Zeughaus, die Münze, das Landschaftshaus, die Rathhäuser, das Theater (von Außen unansehnlich) 2c. Rings um die Stadt sind schöne Anlagen und Gärten. Bekannt in der Haushaltung sind: braunschweiger Mumme, Cervelatwürste, Honigkuchen. Hier wurde 1530 das Spinnrad erfunden.

Braunstein, ist ein Erz, welches häufig in zusammengehäuften, nadelförmigen Krystallen und andern Formen vorkommt, von dunkler, stahlgrauer Farbe und schwachem Metallglanze, stark abfärbt und durch Feilen oder Reiben ein graulich schwarzes Pulver liefert, welches geschmacklos und unlöslich im Wasser ist, und in der Glühhitze Sauerstoff entwickelt. Man bedient sich des Braunsteins besonders bei der Verfertigung des Glases, indem er sowohl zum Reinigen und Entfärben, als auch zum Violett-, Braun- und Schwarzfärben desselben, sowie zu Porzellanfarben angewandt wird. Außerdem wendet man denselben auch noch zum Marmoriren und Färben mancher Seifen an. Man bedient sich desselben

auch zu Gewinnung des Sauerstoffs. Das Braunsteinmetall ist sehr hart und spröde, stahlgrau und strengflüssig, verkalkt aber sehr leicht an der freien Luft zu einem schwarzen Pulver. O. M.

Braut und Bräutigam. Diese Namen bezeichnen das schönste und zarteste Verhältniß, welches hienieden zwischen Personen beiderlei Geschlechts denkbar ist. Wenn die Herzen sich gefunden, der Mund den heißen Wunsch des Besitzes ausgesprochen und erwiedert, und alle etwanigen Hindernisse einer dauernden Vereinigung beseitigt worden, tritt der Augenblick des festen Versprechens, des Bindens durch Worte, des eigentlichen Verlobens (s. Verlobung) entweder vor Zeugen, oder nur vor Gottes Angesicht ein, und nachdem sich das Paar gelobt, sich treu zu lieben und fest an einander zu hangen, heißt das Mädchen Braut, der Mann Bräutigam. Sie führen diesen Namen, bis des Priesters Segen den Bund vor dem Altar noch fester geschlossen, ihr Schicksal unwiederruflich an einander geknüpft hat. Will man Beide mit Einem Wort bezeichnen, so nennt man sie Brautpaar, Verlobte, welchen letzteren Namen auch die Braut allein erhält, der Bräutigam den des Verlobten. Die Zeit nach dem gegebenen Jawort bis zum ersten Augenblick des unauflöslichen Bündnisses heißt der Brautstand, und dieser muß, ist er rechter Art, den Vorschmack des Himmels auf Erden, die höchste irdische Seligkeit gewähren; alles Schöne und Edle, was noch im tiefsten Innern geschlummert, entwickeln, und die kalte, nüchterne Prosa aus dem Leben verbannen. Eine glückliche Braut ist nicht allein für den Bräutigam, sondern auch für alle diejenigen, welche Theil an ihr nehmen, der wohlthuendste, erfreulichste Anblick. Das beseligende Gefühl, gefunden zu haben, was die Vorsehung ihr zu ihrem Heil beschieden, erfüllt ihr Gemüth mit Ruhe und Sicherheit; der Wunsch zu beglücken, dauernd zu gefallen, das Herz des Geliebten ganz auszufüllen, weckt alle ihre Geistes- und Seelenkräfte, und jeder Blick strahlt Freude, jedes Wort, der ganze Ausdruck zeigt von Befriedigung, Dankbarkeit, Hoffnung. Wollte

Gott, wir könnten ein solches Bild von allen Bräuten entwerfen! Doch leider gibt es nicht lauter glückliche Bräute, und nur zu oft steht ein kaltes, gleichgiltiges Benehmen mit diesem wärmsten und innigsten Verhältniß im schneidendsten Contrast. Wo die speculirende Vernunft Verbindungen schließt, die strenge Pflicht Bande knüpft, an denen das Herz keinen Theil nimmt, wenden wir unsern Blick bedauernd von der Braut hinweg. Und wenn wir vollends die Unglückliche durch Nothwendigkeit, oder elterliche Härte in einen Stand gezwungen sehen, der nur aus der freiesten Wahl ergriffen werden muß, da weihen wir ihrem Schicksal eine Thräne, und bitten Gott, uns vor ähnlichem Jammer zu bewahren. — Den Ursprung des Ausdrucks Braut zu erforschen, möchte kein kleines Unternehmen sein, da bekanntlich die Sitte des Heirathens und vorhergehenden Verlobens ziemlich so alt wie die Welt ist. Daß man hierbei jedoch verschiedene Gebräuche beobachtet hat, und noch jetzt in verschiedenen Ländern beobachtet, ist eben so bekannt. Doch möchte sich eine genauere Beschreibung derselben eher für die Artikel Verlobung und Hochzeit, als für den der Braut eignen; und so bliebe uns nur im Allgemeinen zu berichten, auf welche Weise und unter welchen Bedingungen die Jungfrau bei einigen Völkern der Vorzeit den Brauttitel erhielt, und jetzt im 19. Jahrhundert erhält. Bei den alten Griechen wählte der Vater den Gatten für die Tochter, Braut und Bräutigam reichten sich mit den anwesenden Verwandten als Unterpfand der Treue die Hand, schworen sich Liebe, und gaben sich den ersten Kuß. Bis zur Vermählung schmückte der Bräutigam die Thür der Braut mit Blumenkränzen und suchte ihr durch andere Aufmerksamkeiten seine Liebe zu beweisen. — Der Neugriechе wählt die Braut entweder selbst aus Neigung oder wird schon im zartesten Alter mit ihr von den beiderseitigen Eltern verlobt. — Der Römer erkor zwar die Braut nach eigener Wahl, doch mußte sie von sämmtlichen Eltern und Verwandten gebilligt sein. — Die jetzige Italiencrin folgt meistens

nur ihrer Leidenschaft, die sie gewöhnlich schon sehr früh in den Brautstand versetzt. — Die alten Hebräer, wie ihre Abkömmlinge, die heutigen Juden, überlassen die Wahl der Braut oder des Bräutigams selten, wenigstens nie allein, den dabei betheiligten Personen, sondern es entscheidet der Wille der Eltern. Das Mädchen wird entweder vom Vater des Bräutigams, oder von einem sogenannten Freiwerber geworben, der dafür in der Regel ein Geschenk erhält. — Der Araber läßt durch einen Verwandten um die Braut bei ihrem Vater anhalten, und sich über den Kaufpreis vereinigen. — Der Türke empfängt und verabschiedet seine Braut ohne alle Feierlichkeit; eben so der Perser, dem es frei steht, sich ordentlich zu verheirathen oder eine Frau zu miethen. — Die Chinesen verloben ihre Kinder oft schon vor der Geburt oder im zartesten Alter, und Braut und Bräutigam dürfen sich vor der Hochzeit nie sehen. — Der Kamtschadale läßt seinen künftigen Schwiegersohn bald eine längere, bald eine kürzere Zeit in seinem Hause um die Braut dienen, doch bleibt es dieser freigestellt, ob sie den arbeitenden Bewerber annehmen will oder nicht. — Bei den Letten und Esthen macht der Branntwein den Freiwerber um die Braut, und erst wenn dieser von den Eltern oder Angehörigen des Mädchens angenommen und getrunken worden ist, kann der junge Mann die Begehrte (falls er auch ihrer Liebe gewiß war) als Braut betrachten. Dann folgen die Feierlichkeiten der Verlobung, welche seltsam genug sind. — In der Provinz Quito werden diejenigen Mädchen zu Bräuten am häufigsten gesucht, welche die meisten Anbeter haben. Da die darauf folgende Ehe jedoch ohne alle Ceremonien geschlossen wird, ist es dem Mann auch erlaubt, die Braut unter dem Vorwand, daß sie noch keine Liebhaber gehabt, wieder zurück zu schicken. — Bei den Hottentotten gehen Vater und Sohn, Tabak rauchend, auf die Brautwerbung aus, und nur wenn das Mädchen schon versprochen ist, darf ein Korb gegeben werden. — Bei einigen heidnischen Völkern in Ame-

rika wird die Braut 40 Tage eingesperrt, weil man den Aberglauben hegt, daß Verlobte Alles verderbten, was sie anrührten. Auch wird ihnen in dieser Fastenzeit nur die nöthigste Nahrung, das Leben zu fristen, gereicht, weßhalb sie denn am Hochzeittage eher Leichen, als reizenden Bräuten ähnlich sehen. In den meisten europäischen Ländern ist die Art und Weise, in den Brautstand zu treten, sich überall ziemlich gleich, und nur die eigentlichen Verlobungs- und Hochzeitfeierlichkeiten erleiden mancherlei Veränderungen. Als Ausnahme von der allgemeinen Regel muß ein Gebrauch bei den Herrnhutern angeführt werden, der erst vor Kurzem, wie man sagt, aufgehoben worden sein soll. Es fand nämlich keine Wahl bei beiden, sehr streng von einander geschiedenen, in abgesonderten Wohnungen lebenden Geschlechtern Statt; (siehe den Art. Herrnhuter), sondern das blinde Loos entschied über den wichtigsten Schritt im Leben. So machte also die Nummer die Braut. — Unter den wenigen Gebräuchen des Alterthums (in Bezug auf die Braut), die sich bis zu unsrer Zeit erhalten haben, bemerken wir die Sitte des Brautführers oder Brautdieners. Diese Männer pflegten sonst nahe Verwandte der Braut oder deren Eltern zu sein, wenigstens Pathen. Sie führten die Braut zum Altar und nachher in das Haus des Ehemanns, sorgten für richtige Ablieferung des Mahlschatzes u. s. w., und vertraten selbst bei Lebzeiten des Vaters die Stelle des Aufsehers und Beschützers. Dem Brautführer jetziger Zeit liegt nur das Geschäft ob, die Braut dem Bräutigam am Altar zuzuführen, während diesem dieselbe Ehre von einer weiblichen Hand widerfährt. L. M.

Brautjungfern nennt man die unverheiratheten Freundinnen der Braut, welche ihr am Tage vor der Hochzeit den Brautkranz überbringen und während der Trauung einen Halbkreis um sie schließen. Ein alter Aberglaube verbietet zu diesem Ehrenamt eine Braut zu nehmen, indem es ihr selbst, oder der Braut vor dem Altar Unglück, wenn nicht gar den Tod bringen soll. Ge-

wöhnlich sind die Brautjungfern weiß gekleidet und mit Blumen geschmückt. L. M.

Brautkleid heißt das festliche Gewand, welches die Braut an ihrem Ehrentage, zur Vermählungsfeier anlegt. Der Stoff richtet sich nach der jedesmaligen Mode, so wie nach dem Stand und den Verhältnissen der Braut. Doch ist es meistens so schön und kostbar, als es die Umstände erlauben. An manchen Orten herrscht die Sitte, daß der Bräutigam der Braut das Brautkleid schenkt. L. M.

Brautkranz. Ein Gebrauch, der schon in heidnischen Zeiten existirte. Er besteht aus blühender Myrte, und ihn am Hochzeittage in den Haaren zu tragen ist ein Vorrecht, das nur der Jungfrau, nicht der Witwe, zugestanden wird. Gewöhnlich bekommt der Bräutigam ein ganz kleines Kränzchen in's Knopfloch zu binden. L. M.

Brautring, oder Verlobungsring, stammt wie Brautführer aus den ersten christlichen Jahrhunderten. Er ward der Braut als Symbol ihrer baldigen engern Verbindung vom Verlobten überreicht; und auch jetzt wird dieser Bund gewöhnlich durch einen Ring besiegelt, dem jedoch ein zweiter, der eigentliche Trauring, folgt. L. M.

Brechung der Lichtstrahlen, s. Strahlenbrechung.

Brei oder Mus ist die ursprünglichste unter den Mehlspeisen, eine möglichst vollkommene Auflösung des Leimstoffs mehliger Körner, Samen oder Wurzeln, und aus diesem Grunde eine sehr nahrhafte, gesunde Speise; er dient schon den Säuglingen zur Nahrung und ist in ackerbauenden Ländern die Zuflucht der ärmern Volksklassen. Bereits Cato in seinem Werke vom Ackerbaue erwähnt desselben, und Hippokrates gibt ihm in manchen Fällen den Vorzug vor dem Brote. Man bereitet ihn aus allen Mehlarten; ferner aus Reis, Hirse, Buchweizengrütze, Gries, Kartoffeln u. s. w. Auch gibt der Mais (das Mehl vom türkischen Weizen) einen festen Brei, Polenta genannt, die Lieblingsnah-

rung des lombardischen Landvolks. Trockne Erbsen, Bohnen und Linsen geben sehr weich gekocht und durchgerührt ebenfalls einen schmackhaften Brei, der wie alle andre bisher genannten Arten noch eines Zusatzes von Butter oder andrer fetter Substanz bedarf. Der schwedische Landmann, wenn er sich auf längere Zeit von seiner Wohnung entfernt, kocht einen dicken Brei von Grütze, läßt ihn trocknen und nimmt selbigen in geschnittenen Stücken mit auf die Reise. Der Italiener bereitet aus Kastanienmehl eine Art Brei als Fastenspeise; in Dänemark ist der Erbsenbrei eine Volksspeise; in Toskana bereitet sich der Landmann aus weißen Bohnen einen Brei mit Schwarzkohl und Brotscheiben angerichtet. Brei von dem Fleisch ausgereifter Kürbisse mit Milch und Gewürz versetzt, erschien im 16. Jahrhundert auf der Tafel der Päpste, und unsere heutige Rumford'sche Suppe ist eine Art Brei.

L. M.

Breite, geographische, siehe Meridian.

Bremen, die freie Hansestadt, liegt mit ihrem Gebiete an beiden Seiten der Weser. Der Flächenraum des ganzen Freistaates beträgt 3 □ Meilen mit 1 Stadt, 1 Flecken, 14 Kirchspielen mit 35 Dörfern und Weilern, und hat, die Stadt nicht mitgerechnet, eine Bevölkerung von 15,500 Einwohnern. Bremen hat viele enge, krumme Straßen, aber auch stattliche Gebäude, z. B. das alte gothische Rathhaus mit dem berühmten Keller, welchen uns W. Hauff in seinen „Phantasien im Bremer Rathskeller" geschildert hat. Hier liegt der köstlichste und älteste Rheinwein. An öffentlichen Gebäuden sind merkwürdig: die Börse, der Schüttling, der Schützenwall, der Marstall, die Wage, das Theater, die Kornhäuser, die Domkirche. Die Anzahl der Häuser beläuft sich auf 5850, die der Einwohner auf 44,000, worunter 1000 Juden. Der Handel ist sehr lebhaft; äußerst thätig sind die Tabaksfabriken, Wollstrumpfwirkereien, Zuckersiedereien, Kattundruckereien, Korkschneidereien, Färbereien, Baumseidenmanufakturen ꝛc. Die

Einfuhr zur See belief sich 1827 auf 14,053,048 Gulden. Die Ausfuhr auf 6,636,357 Gulden. Bremen macht die ausgebreitetsten Geschäfte mit Bordeauxwein und rüstet jährlich einige Wallfischjäger aus.

Brennende Liebe, (Lychnis chalcedonica) eine bekannte Zierpflanze, die man ihrer schönen rothen Farbenpracht wegen häufig auf Beeten und in Töpfen zieht. Der Kelch ist röhrig, die Blätter stiellos, spitz, lanzetförmig, die Blume scharlachroth, in dichten Endbüscheln. Es gibt verschiedene Varietäten. Sie werden durch Stecklinge oder Wurzeltheile vermehrt und fordern einen fetten, lockern Boden. Man durchwintert sie auch an frostfreien Orten bei mäßiger Befeuchtung.

Brennglas, ein auf einer, oder auf beiden Seiten erhaben geschliffenes Glas, welches die Sonnenstrahlen nach den Gesetzen der Brechung in einem Punkt vereinigt (Brennpunkt oder Focus genannt), und dadurch eine so große Hitze erzeugt, daß man nasses, hartes Holz entzünden, und schwerflüssige Metalle dadurch schmelzen kann. Als Erfinder der größten Brenngläser im 17. Jahrhundert ist Tschirnhausen bekannt; in neuerer Zeit ist Paris im Besitz eines Brennglases, das Platina schmelzt und Diamanten verkohlt.

Brennspiegel sind Hohlspiegel, welche die senkrecht auf sie fallenden Sonnenstrahlen in einem Punkte, dem Brennpunkte, oder nahe um denselben herum vereinigen, und dadurch Hitze und Entzündung hervorbringen. Die Kraft eines Brennspiegels ist desto größer, je mehr Flächeninhalt und eine je kürzere Brennweite er hat. Bei den Brennspiegeln findet nicht, wie bei den Brenngläsern, Brechung und dadurch Schwächung des Lichtes Statt, daher wirken sie im Allgemeinen kräftiger als diese. Die Spiegel haben aber wieder den Nachtheil, daß bei der vortheilhaftesten Stellung gegen die Sonne der Brennpunkt zwischen dem Spiegel und der Sonne liegt, und sind daher weniger bequem zu gebrauchen, als die Brenngläser. Die durch Brennspiegel hervorgebrachte Hitze ist

außerordentlich, indem durch selbige alle Metalle zum Schmelzen gebracht, Erde und Steine verglas't werden können. Bekannt ist der Brennspiegel des Archimedes von Syrakus, durch welchen er die römische Flotte anzündete, so wie Tschirnhausen einen von 3 Ellen im Durchmesser fertigte, welcher einen Thaler binnen 5 — 6 Minuten schmolz. Das beste Material zum Brennspiegel ist Metall.

D. M.

Brentano, Sophie, geborne Schubert, gehörte zu den ersten, geschätztesten Dichterinnen ihrer Zeit, und verband mit einem glänzenden Talente für Poesie alle Reize einer liebenswürdigen Weiblichkeit. Geboren zu Altenburg 1761, fand sie in erster Ehe mit dem Dr. Mereau nicht das gehoffte Glück, löste deßhalb diese Verbindung auf, und vermählte sich zum zweiten Male mit dem durch mehrere Schriften bekannten Clemens Brentano, folgte diesem nach Heidelberg und starb daselbst an den Folgen einer Niederkunft den 31. October 1806, von Allen betrauert, die sie kannten. Außer vielen geschätzten Beiträgen in periodischen Schriften hinterließ sie: das Blüthenalter der Empfindung 1794. — Kalathiskos 1801. — Amande und Eduard 1803; zahlreiche Uebersetzungen englischer und italienischer Novellen. Ihre Gedichte, worunter die berühmte Elegie „Schwärmereien der Liebe" erschienen in 2 Bänden, der zweite auch unter dem Namen Seraphine, 1800 und 1802.

X.

Breslau, Hauptstadt von Preußisch Schlesien, 3. Residenz des Königs, liegt von dem Flüßchen Ohlau mehrfach durchzogen, an beiden Ufern der Oder, in ebener, mitunter sumpfiger Gegend. Die Stadt selbst (Alt- und Neustadt) bildet am linken Ufer der Oder eine vollkommene Insel, rings um sie her ziehen sich die Ohlauer-, Schweidnitzer- und Nicolaivorstadt; am rechten Ufer die Sand-, Oder- und Neuscheitnig-Vorstädte. 93,100 Einwohner bevölkern die jetzt heitre, reinliche und täglich sich verschönernde Stadt. Hauptplätze sind der Neumarkt; der Ring mit dem schö-

nen alten Rathhaus; der Blücherplatz (früher Salzring) mit dem ehernen Standbild Blücher's und der neuen schönen Börse; der Tauenzienplatz mit dem Denkmal des Generals Tauenzien; der Domplatz mit der herrlichen uralten Domkirche. Den Platz der Festungswerke und Thore nimmt jetzt die reizendste Promenade Deutschlands ein, deren hohe Taschen- und Ziegelbastionen herrliche Aussichten bieten. Die 1702 gestiftete und 1811 mit der Frankfurter vereinigte Universität zählt ungefähr 11—1500 Studenten. Breslau hat außerdem Vereine für vaterländische Cultur, Geschichte, Kunst, Literatur, Gewerbe und zahlreiche milde Stiftungen. Hier ist der größte europäische Wollmarkt und großer Getreide- und Leinwandhandel nebst den Fabriken und Manufakturen in Zucker, Tabak, Seiden-, Wollen-, Baumwollenwaaren, Cichorien, Eisen ꝛc. beleben die Stadt. Reicher an Vergnügungsörtern ist selten eine Stadt; die besuchtesten sind: der Zwingergarten, (geschlossene Gesellschaft) Lindenruh, der Tempelgarten, Liebich's, Weiß's, Schreiner's, Henke's Kaffeegarten, die Sonne, der Kronprinz von Preußen ꝛc. Ueberall herrscht die Eigenthümlichkeit, daß die Gäste Kaffee, Zucker ꝛc. selbst mitbringen und nur Kochgeld bezahlen. Lieblingsplätze der Umgebung sind: Grüneiche, die köstliche Marienau, (Morgenau) Rothkretscham, Kleinburg, Höfchen, Pöpelwitz, Rosenthal, Treschen mit der berühmten Eiche und Aswitz mit seiner Schwedenschanze und Kapelle. Der zahlreiche Adel, die vielen Militäre, Beamten und Kaufleute athmen viel wienerischen Geist des Vergnügens und bilden ein reiches, buntes, geselliges Leben. Die herrlichen Promenaden rings um die Stadt sind das tägliche Rendezvous der schönen Welt und die Boulevards Breslau's. 14.

Bretagne, Provinz im nordwestlichen Frankeich, früher ein selbstständiges Herzogthum, seit 1532 aber mit der Krone Frankreichs vereinigt, ist großentheils eine Halbinsel vom Meere umschlossen, der Boden theils gebirgig mit Granitfelsen, theils sumpfig mit großen Heidestrecken, aber auch mit fruchtbaren Ge-

genden, Wiesenlandschaften, vielen Buchten ꝛc. Der Flachs-, Hanf-, Obst- und Tabaksbau ist bedeutend; noch wichtiger aber die Fischerei: Austern, Sardellen, Makrelen, Wallfische, Kabeljaus ꝛc., deßgleichen der Seehandel. Die Berge liefern viel Eisen und Blei. Die Leinwebereien sind berühmt — Die bretagn'sche Stadt Chateaubriant ist durch ihre ausgezeichneten Confituren in ganz Frankreich bekannt.

Bretzeln, ein ringförmiges Gebäck von Weizenmehl, dessen Enden über einander gebogen sind, sich kreuzen und die beiden Seiten des Ringes wieder berühren. Sie sollen ihren Namen von dem lateinischen Worte Preciunculae (Gebetchen) erhalten haben, weil sie von den Priestern der alten Kirche Kindern für erlernte Gebete geschenkt wurden. Deßhalb stellten sie auch Kreuze vor und werden an vielen Orten nur zur Zeit der Fasten gebacken.

Breve ist ein Schreiben, welches der Papst an Fürsten oder Obrigkeiten erläßt, und zwar in Sachen, welche kirchliche Angelegenheiten betreffen. Das Breve unterscheidet sich von der Bulle, daß sein Inhalt in der Regel von mindrer Wichtigkeit, und daß es nicht, wie jenes, ein Blei-, sondern nur das rothe Wachssiegel mit dem Fischerringe hat. —t—

Brevier, das Buch der katholischen Geistlichen, worin auf alle Tage des Jahres Texte aus der Bibel, Gebete, Lieder, Psalmen, Hymnen u. dgl. mehr enthalten sind, welche jeder Geistliche täglich zu lesen verpflichtet ist. —t—

Bricken, s. Neunaugen.

Brief, Briefstyl. Brief ist eine Mittheilung, welche die Unterredung zweier, von einander entfernter Personen vermitteln und ersetzen soll. Der Brief muß demnach in der Art abgefaßt sein, als spräche man selbst mit der betreffenden Person. Da die Schrift aber das ausgeprägte, feststehende, gefesselte Wort ist, so muß der Brief auch der Form und dem Inhalte nach sorgfältiger den zu behandelnden Gegenstand auffassen, durch größere

Wahl im Ausdrucke, weisere Kürze, logischen Zusammenhang und Klarheit sich von der flüchtigen Rede unterscheiden. Die Rede kann geschwätzig, voll Partikularitäten und Abschweifungen sein, nicht so aber der Brief. Er sei ein klares, ganzes Bild der Mittheilungen, Empfindungen, Gedanken, Wünsche ꝛc, welche wir darstellen und aussprechen wollen. Nach der Art alles dessen, nach den wechselseitigen Verhältnissen der betreffenden Personen, nach dem Interesse der Mittheilung, Bitte, Erkundigung modificirt sich der Briefstyl. Ueber das Aeußere des Briefstyls (die Form, Anrede, Titulatur, ꝛc.) gibt jeder guter Briefsteller Auskunft; das Innere richtet sich je nach dem Geist der Mittheilung, nach der beiderseitigen Individualität der Schreibenden. Wir können hier nur einige Briefarten aphoristisch zu charakterisiren versuchen; so ist z. B. der Liebesbrief ein geflügelter Amorett, der verwundet oder rührt, erobert oder sich gefangen gibt; das billet-doux ein duftiger Schmetterling, der als Bote von der einen Blume zur andern fliegt; der Gratulationsbrief ein Hofmann, ein Mann à quatre épingles, voll Anstand, steifer Grazie und Feierlichkeit; der Mahnbrief ein graues Gespenst, das wie eine Erscheinung im Traume den sorglosen Schlummer stört; der Gevatterbrief ein Ceremonienmeister, dem fromme Worte feierlich von den Lippen tönen; der vertraute Brief ein gefälliger Schwätzer, der oft das Interesse der Neigung opfert; der bittende Brief, (Bittschrift — Bittgesuch) ein schüchterner Mann, der demüthig antichambrirt und nur mit vielen Bücklingen eintritt; der Empfehlungsbrief ein Passeport, der nach Befinden Thüren und Herzen öffnen soll; der wissenschaftliche, gelehrte Brief ein öffentlicher Redner, ein Professor, der Gedanken sorgsam ordnet und Worte abwägt; der Beileidsbezeigungsbrief ein freundlicher Tröster, der Thränen trocknet und einen Epheukranz um die Urne windet ꝛc. — Sendschreiben (Depechen) haben schon ein höheres, wichtigeres Interesse, einen politischen Charakter;

der poetische Brief (s. Epistel) erfaßt einen idealern Gegenstand; er ist häufig didaktisch, aber auch oft galant, ein Scherz, eine Aufgabe des Witzes. — Frauen schreiben anders Briefe als Männer; es herrscht in ihren Schreiben oft eine graziöse Flüchtigkeit, eine Gleichgiltigkeit gegen die strenge Form; sie erscheinen im reizenden Negligé doppelt liebenswürdig, sie sind hinreißend, wenn sie sich munter, unbefangen, herzlich gegen Freundinnen aussprechen, voll von Zweifeln und Fragen, wenn sie an einen theuren Gegenstand schreiben, sie behaupten und argwöhnen nur, um widerlegt zu werden; sie verlangen Betheuerungen auch da, wo es derselben nicht mehr bedarf, sie wollen befürchten, um desto freudiger zu besitzen. — Viele Damenbriefe können in jeder Hinsicht als Muster aufgestellt werden. — Unter den deutschen Schriftstellern, deren Briefe in unserer Literatur für klassisch gelten, nennen wir: Klopstock, Lessing, Winckelmann, Gellert, Jakobi, Lichtenberg, v. Müller, Matthisson, Goethe, Schiller, Fr. Schlegel, die Briefe eines Verstorbenen ꝛc. Von Damen zeichnen sich Sophie Laroche, Caroline Pichler, Johanna Schopenhauer, Carol. v. Woltmann, Amal. Schoppe, Charl v. Ahlefeldt, die Briefe der Rahel van Ense (durchweg geistreich, ganz vernachlässigt in der Form) aus. Bei den Engländern glänzen die Lady Montague und Lady Morgan; die Franzosen haben die Stael, die Mad. de Genlis ꝛc. — Bekannt ist, daß der Brief auch als Kunstform im Romane gebraucht wird: aber nur die gewandteste Behandlung kann hier vor Monotonie, Breite und Verworrenheit bewahren. Die Unzahl Romane in Briefen hat gemacht, daß diese Form jetzt unbeliebt geworden ist. — Die Griechen und Römer schrieben Briefe auf Baumrinde, später auf Holz- und Wachstäfelchen, dann auf Pergament und Papyrusblätter. Die Adresse enthielt zugleich auch den Namen des Absenders. Die Römer bedienten sich auch schon der Geheimschrift. — Die Briefform der Orientalen (Türken, Perser) ist schwülstig, bombastisch; der Briefstyl bildet bei ihnen einen eigenen Unterrichtszweig, und wird

in zahllosen Handbüchern gelehrt. Der Name des Ausstellers und das beziehende Fürwort desselben muß immer ganz klein, oft nur am Rande, der des Adressaten aber sehr groß, mit vielen Verzierungen geschrieben werden. — **Briefsteller** ist eine wissenschaftliche Anweisung zum Briefschreiben, ein Buch, worin Briefformulare im Allgemeinen und zu besondern Zwecken als Muster aufgestellt sind. Es gibt Briefsteller für Liebende, kaufmännische, militärische, allgemeine: für alle Fälle des Lebens. Die besten sind von Moritz, Claudius, Baumgarten ꝛc. —n.

Brieftaubenpost. Diese Art schneller brieflicher Mittheilung ist vorzüglich in Egypten und den Niederlanden üblich, beschränkt sich aber ohne regelmäßigen Verkehr nur auf einzelne Fälle. Die zu diesem Zwecke abgerichteten Tauben fliegen von einem Orte zum andern, und überbringen Briefe, die man an Hals und Flügel hängt. Zu diesem Zwecke trennt man das Weibchen vom Männchen, bringt eins davon an den Ort, woher die Nachricht kommen soll, und läßt es hier auffliegen. Die Taube, welche sich die Richtung des Weges gemerkt hat, eilt an den Ort ihrer Absendung zurück, und legt in einer Stunde 7 Meilen zurück. Man läßt immer eine größere Anzahl auffliegen, weil doch eine oder die andere vom Wege abirrt, oder von Jägern erschossen wird. Die Brieftaubenpost hat schon oft zu Wetten und Börsenspeculationen dienen müssen. Vor einigen Jahren ließ man in Leipzig eine Anzahl Tauben aufsteigen, die aus Holland hierher gebracht worden waren, und wovon ein großer Theil in ganz kurzer Zeit am Trennungsorte eintraf. Eine Taube legt eine Strecke von 10—12 Stunde binnen 40 — 50 Minuten zurück.

Brigitta und **Brigittenorden.** Brigitta, eine schwedische Heilige, die Stifterin des Brigitten- oder Welterlöserordens war, aus königlichem Geschlecht abstammend, 1302 geboren, und die Tochter Birger Peterson's von Fuinstadt; von früher Jugend an dem Studium religiöser Ideen ergeben, war es nur kindlicher Gehorsam

der sie leitete, als sie dem Grafen Ulf Gudmasson ihre Hand reichte. In Begleitung desselben und ihrer Kinder wallfahrtete sie nach San Jago di Compostella, kam von dieser Reise glücklich in ihr Vaterland zurück, und begründete, nachdem ihr Gemahl als Cisteciensermönch 1344 gestorben war, und sie ihr ganzes Vermögen der Kirche und den wohlthätigen Anstalten derselben geschenkt hatte, ein Kloster nach der Regel des heil. Augustinus 1370, einen Nonnenorden, mit dem eine Gesellschaft von Mönchen, als Gehilfen in den geistlichen Uebungen, in Verbindung gesetzt wurde. Die ganze Einrichtung beruhte, nach der Stifterin Vorgeben, auf Befehlen, die sie von Christo unmittelbar empfangen haben wollte. Der Orden blühte in den nordischen Reichen bis in die Zeiten der Reformation; länger noch, obschon mit mancherlei Abweichungen, namentlich ohne das Zusammenleben beider Geschlechter, erhielt er sich in Deutschland und im Süden von Europa. Brigitta selbst unternahm noch als Aebtissin mehrere Reisen nach Jerusalem und Rom, wo sie 1382 starb. Ihre Gebeine wurden nach Schweden zurückgebracht, und in dem Kloster Wadstena aufbewahrt: sie selbst ward 1391 von Bonifacius IX. und später 1415 von die Kirchenversammlung von Kostnitz kanonisirt. Eine große Berühmtheit haben die Revelationes S. Brigittae, die in 8 Büchern die Schilderung der ihr zu Theil gewordenen himmlischen Offenbarungen enthalten, erlangt; ebenso sind unter ihrem Namen noch einige andere ascetische Schriften bekannt geworden; ein schönes Manuscript ihrer Offenbarungen wird noch jetzt in dem Schlosse Skokloster bei Upsala aufbewahrt. X.

Brillante, Musik, ein in neuerer Zeit beliebt gewordnes Wort, welches ein ganzes Genre von gewissen Musikstücken vertritt; es bedeutet „glänzend" und schließt kein Mittel aus, so zu erscheinen; kokettirendes Fächerspiel, Augenblitzen, kurz, alle feinen Salon- und Toilettenkünste sind hier an der rechten Stelle. Durch die Menge flacher, gemeiner Werke dieser Art ist der Genre bei den bessern Künstlern in Verruf gekommen. R. S.

Brillanten, siehe Diamanten.

Brillen sind Hilfsmittel zur Erhaltung oder Ergänzung des Sehvermögens. Im erstern Sinne sind es die sogenannten Conservationsbrillen, im letzteren für Weit- und Kurzsichtige erhabene oder geschweifte Gläser. Diese höchst wohlthätige Erfindung wird einem florentinischen Edeln, Salvinio degli Armati und auch einem Predigermönche, Alessandro da Spina zugeschrieben. Das Jahr der Erfindung mag zu Ende des dreizehnten oder zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts gewesen sein, doch erwähnt Roger Baco sie schon zu Ende des 13. Jahrhunderts, und ein arabischer Schriftsteller, Alhazen, spricht schon im 12. Jahrhundert von einer Entdeckung, die zur Erfindung der Brillen geführt haben kann.

D.

Brinvilliers, Maria Margarethe von, Tochter des Civil-Lieutenants Dreux d'Aubrai, vermählte sich 1651 mit dem Marquis von Brinvilliers, dem Sohne einer angesehenen Familie. Sie hat ihren Namen auf eine schaudererregende Weise in der Frauenwelt berühmt gemacht, aber ihr Leben gibt einen weiteren Beitrag zur Geschichte des menschlichen Herzens, der Irrwege und Lockungen, denen es zu erliegen im Stande ist. Zwar ist es erhebender und wohlthuender, die Tugenden und Talente eines ausgezeichneten Weibes, als die Laster und Verbrechen zu schildern, deren eine Brinvilliers fähig war, aber auch das Böse, wenn es dem Menschen mit so grellen Farben vor das Auge tritt, kann als abschreckendes Beispiel Gutes wirken, und darf nicht fehlen in der Darstellung der Begebenheiten aller Zeiten. Die Marquise von Brinvilliers lebte mit ihrem Gemahle zu Paris, im Hause ihres Vaters in den glücklichsten Vermögensumständen. Sie war klein, von hübschem Aeußern und voll Anmuth; selbst ihr Betragen war bescheiden, zurückhaltend und einnehmend. Ihr Gatte war die erste unschuldige Ursache ihres spätern Schicksals, indem er einen jungen Offizier, Namens Godie von Sainte Croix aus Montauban gebürtig, bei sei-

ner Frau einführte, und ihm im eignen Hause eine Wohnung einräumte. Sainte Croix war ausgezeichnet schön, die Brinvilliers eine junge, gefühlvolle und liebenswürdige Frau. Trotz der Vorstellungen, welche sie dem Marquis, seien sie nun verstellt oder wahr gewesen, über das Unpassende dieses vertrauten Umganges machte, änderte er nichts in seinem Plane; vielleicht hielt er sich gerade jetzt für desto sicherer, und traute dem strengen Pflichtgefühle seiner Frau nur um so mehr. Voltaire sagt: was kommen mußte, geschah; sie liebten sich. Der Vater, in seinem Innersten durch das unwürdige Betragen der Tochter gekränkt, wirkte einen Verhaftungsbefehl wider Sainte Croix aus, der das verbrecherische Paar trennen sollte; letzterer wurde in die Gefängnisse der Bastille gebracht. Während dieser Zeit hatte der Marquis von Brinvilliers einen großen Theil seines Vermögens, in unnützer Verschwendung vergeudet; dieses benutzte seine Frau und trug auf das Anrathen ihres Geliebten auf Scheidung der Güter an, welchem Wunsche entsprochen wurde. Nach einem Jahre wurde Sainte Croix seiner Haft entlassen: besser wäre es jedoch gewesen, er hätte entweder nie die Bastille betreten, oder nie wieder verlassen, da er dort in dasselbe Zimmer gesperrt worden war, welches der berüchtigte Italiener Exili bewohnte; dieser betrieb die Bereitung und den Verkauf des Giftes fabrikmäßig. Es war ihm gelungen, jenes feine Gift zu bereiten, das ohne Geruch, ohne Geschmack, entweder auf der Stelle oder langsam tödtend, durchaus keine Spur im menschlichen Körper zurückläßt, und alle Kunst, alle Wissenschaft der Aerzte täuscht. Mehr als 150 Menschen waren, während der Regierung Innocenz's X. die Opfer dieser teuflischen Kunst geworden. Exili weihte Sainte Croix in sein höllisches Geheimniß ein, der leidenschaftlich, ohne Charakter, Frömmigkeit heuchelnd, eifersüchtig, rachsüchtig, wie er war, nichts sehnlicher wünschte, als die Mittel in Händen zu haben, seine Feinde zu vernichten. Die Brinvilliers war ein entartetes Weib, durch Sainte Croix wurde sie zum Ungeheuer, und er fand in ihr eine nur allzu gelehrige Schü-

lerin. Er vermochte sie während des kurzen Zeitraums von 1666 bis 1670, nach und nach, erst ihren eigenen Vater, dann ihre beiden Brüder und endlich ihre Schwester zu vergiften; den Vater aus Rache, die andern der reichen Erbschaft wegen. Nachdem sie die mächtige Stimme der Natur auf solche empörende Weise erstickt hatte, ertödtete sie auch jedes Gefühl von Menschlichkeit. Das plötzliche Hinsterben mehrerer Armen im Hôtel Dieu erregte später den Verdacht, daß die Brode, welche die Brinvilliers dort wöchentlich austheilte, um als Muster der Frömmigkeit und des Wohlthuns zu erscheinen, vergiftet wären. Gewiß ist es aber, daß sie Taubenpasteten vergiftete, und sie ihren Gästen vorsetzte; mehrere angesehene Personen fielen als Opfer dieser höllischen Mahlzeiten. Selbst das Leben ihres Gemahles schonte sie nicht; sie wollte sich von ihm losmachen, um sich mit Sainte Croix zu vermählen, allein sie verfehlte ihr Ziel, weil dieser, der die Marquise zu gut kannte, um eine engere Verbindung mit ihr zu wünschen, dem Marquis wieder Gegengift gab, der dadurch beständig zwischen Tod und Leben schwankte. Aber nicht allein um ihres persönlichen Vortheils willen beging die Brinvilliers solche Schauder erregende Verbrechen; wenn man das Wort Wohlwollen im Gefolge von Abscheulichkeiten nennen dürfte, so könnte man in folgender Thatsache eine Spur dieses Gefühles erkennen. In einem Kloster bemerkte sie einst eine junge Novize, welche in die tiefste Schwermuth versenkt zu sein schien; auf ihre Frage erfuhr sie, daß jene von ihren Eltern zum Klosterleben gezwungen worden sei, damit das ziemlich beträchtliche Vermögen ungetheilt an ihren einzigen Bruder falle. Frau von Brinvilliers suchte die arme Nonne zu trösten, und versprach ihr, sich bei ihren Eltern für sie verwenden zu wollen: sie hatte freilich die untrüglichsten Mittel für das Gelingen ihres Planes in Händen. Einige Zeit darauf wurde die Novize durch die Nachricht des plötzlichen Hinsterbens von Vater, Mutter und Bruder überrascht; sie trat wieder in die Welt, ohne je zu ahnen, welchem Verbrechen und wem sie ihre Freiheit verdanke. Zugleich deckte eine

scheinbare Frömmigkeit die Laster dieser Frau, und unbegreiflich ist es, daß diese äußere Gottesfurcht nicht nur Heuchelei war: sie ging zur Beichte, und ein allgemeines Bekenntniß, von ihrer eignen Hand geschrieben, war es, das später am klarsten gegen sie zeugte. Die Brinvilliers und ihr Gehilfe wußten lange Zeit hindurch ihre gräßlichen Unthaten in undurchdringliche Schleier zu hüllen; doch welche verruchte List verworfner Menschen vermag zu bestehen, wenn die ewige Macht des Himmels beschlossen hat, schon hier auf Erden die Frevler zu richten! Die Gifte, welche Sainte Croix bereitete, waren so fein, daß, lag das Pulver (poudre de succession genannt) bei der Bereitung offen, ein einziger Athemzug hinreichte, sich augenblicklich den Tod zu geben; Sainte Croix trug deßhalb bei seinen Operationen eine Maske von feinem Glase. Diese fiel eines Tages, als er eben ein fertiges Giftpulver in eine Phiole schütten wollte, herab, und er sank, den feinen Staub des Giftes einathmend, augenblicklich todt nieder. Da er ohne Erben verstorben war, eilten die Gerichten herbei, um den Nachlaß unter Siegel zu nehmen. Da fand sich in einer Kiste verschlossen das ganze höllische Arsenal des Giftmordes, die Briefe der Frau von Brinvilliers, und das Versprechen von 30,000 Liv., welches sie Sainte Croix acht Tage nach der Vergiftung ihres Vaters gegeben hatte. Da es ihr nicht möglich war, diese wichtigen Gegenstände in ihre Hände zu bekommen, floh sie nach England und später nach Lüttich; ein Bedienter des Herrn von Aubray, der bei dessen Tode gegenwärtig gewesen war, widersetzte sich der Versiegelung von Sainte Croix's Nachlasse, indem er versicherte, er habe an den Verstorbenen eine Summe Geldes zu fordern; auf den Verdacht hin, den diese Forderung auf ihn warf, wurde er verhaftet, und der Elende gestand, daß er es gewesen sei, dem Sainte Croix das Gift für die beiden Brüder der Brinvilliers gegeben habe; er wurde 1673 lebendig gerädert. Daß die Marquise die Mitschuldige war, war nun mehr als erwiesen. Der Polizeibeamte Desgrais wurde beauftragt, sie in Lüttich zu verhaften

Als Geistlicher verkleidet, erschien er in dem Kloster, wo sie sich verborgen hatte. Es gelang ihm, mit der Brinvilliers einen Liebeshandel anzuknüpfen, und sie zu einer heimlichen Zusammenkunft in einem einsamen Garten vor der Stadt zu verlocken. Kaum war sie dort angekommen, als sie sich von Desgrais's Häschern umringt sah, und sich der geistliche Liebhaber plötzlich in einen Beamten der Marechaussee verwandelte; er bemächtigte sich ihrer Person und ihrer Papiere; unter diesen befand sich ein Manuscript, welches die Geschichte ihres Lebens enthielt. Nach ihrer Ankunft in Paris läugnete die Brinvilliers Alles, und weigerte sich, jeden Antheil an oben benannter Kiste einzugestehen. Später, als ihr Todesurtheil bereits gesprochen war, übertrafen ihre Geständnisse alle Erwartungen; schon von früher Jugend an muß ihr Herz dem Bösen geweiht gewesen sein, da sie als Kind von sieben Jahren fähig war, ein Haus in Brand zu stecken. In den letzten Augenblicken ihres Lebens scheint sie die Schwere ihrer Verbrechen erkannt und innige Reue gefühlt zu haben; sie bat selbst um das Abendmahl, aber diese Bitte wurde ihr versagt, da die Kirche es Allen denen, die zum Tode verurtheilt waren, nach damaligem Gebrauch verweigerte. Auf dem Wege zum Blutgerüste bemerkte und erkannte die Brinvilliers mehrere Frauen von Stand, welche sie neugierig betrachteten, und sagte zu ihnen mit vieler Festigkeit: „Das ist ein sehenswerthes Schauspiel!" Der Maler Lebrun befand sich gleichfalls auf ihrem Wege und zeichnete ihre Züge, welche ein Gemisch von Anmuth, Härte und innerer Angst darbieten. Frau von Brinvilliers äußerte den Wunsch, der Scharfrichter möchte seinen Platz vor ihr nehmen, um ihr den Anblick des Polizeibeamten Desgrais, der vor ihrem Wagen herritt, zu verhüllen; auf die Antwort ihres Beichtvaters, sie solle dieß als eine Art Buße betrachten, sagte sie lebhaft: „Ach! Gott verzeihe mir, so lasse man mir denn diese sonderbare Aussicht." Am 16. Juli 1676 wurde Marie Margarethe von Brinvilliers enthauptet und verbrannt, ihren Kopf zeigt man im Museum zu Versailles, die ausgezeichnete Re-

gelmäßigkeit der Knochen scheint sehr für ihre Schönheit zu sprechen. Nach der Hinrichtung der Marquise dauerten die häufigen Vergiftungen noch eine Zeit lang fort, und man behauptete damals, daß sie mit mehrern Personen in geheimer und vertrauter Verbindung gestanden hätte, die später selbst öffentlich als Giftmischer angeklagt, und vor einen eigenen Gerichtshof, dem ausschließlich die Untersuchung und Bestrafung dieser heimlichen Verbrechen übertragen war, gefordert wurden. E. v. E.

Bristol, eine merkwürdige Fabrikstadt Englands, am Avon, mit 105,000 Einwohnern, einem Bischofssitz, schönem Hafen, berühmten Bädern, treibt ausgebreiteten Handel. Außerordentlich thätig sind namentlich die Glashütten in der Umgebung, welche das trefflichste englische Glas liefern, so wie die ausgezeichneten Glas- und Spiegelschleifereien.

Britannien, s. Großbritannien.

Brocat, ein künstlich gewebtes, dickes, schweres, reiches seidenes Zeug, in welches goldene oder silberne Blumen, Figuren oder Arabesken erhaben eingewirkt sind. Sind diese Verzierungen reich angebracht, heißt es Drap d'or oder Drap d'argent. China und Persien ist das Vaterland dieses Stoffes; später wurde er in Frankreich, Holland und Italien nachgeahmt; jetzt liefert Lyon die schönsten Brocate. Ein ähnliches, halbseidenes dickes Zeug mit großen brochirten, erhabenen Blumen, welches vorzugsweise zum Tapeziren und Ausschlagen der Zimmer verwendet wird und Brocatell heißt, verfertigt man in Genua, Neapel und Paris.

Brochowska, Pauline Marie Julie von, die Tochter des königlich sächsischen Generals von Brochowski, ist 1794 geboren, und erhielt ihre Erziehung bei den Ursulinerinnen in Prag; Eine schwere Krankheit, von der sie daselbst befallen wurde, nöthigte ihre Eltern, sie zu sich zurückkehren und ihre Ausbildung in Dresden vollenden zu lassen, wo ihre Mutter lebte, während ihr Vater den Feldzügen der sächsischen Truppen beiwohnte. Im Jahr 1812

wurde sie zur Hofdame bei der Königin von Sachsen ernannt und hat diese Stelle bis zum Tode dieser vortrefflichen Fürstin bekleidet. Ihr Talent für Poesie offenbarte sich sehr früh und erhielt durch ihre Erziehung im Kloster ein eigenthümliches Gepräge von anmuthiger Schwärmerei und religiösem Gefühle; sie schreibt unter dem Namen Theophania und hat mit ihren Beiträgen vorzüglich die Abendzeitung und früher die Iduna bereichert. X.

Brocken, s. Harz.

Brod, ist unter den künstlich bereiteten Nahrungsmitteln eines der gesündesten und am längsten bekannten, welches vor allen anderen den Vorzug hat, daß man es am ofte sten genießen kann, ohne desselben überdrüssig zu werden. Ehe man das Brod, wie wir es heut' zu Tage besitzen, zubereiten konnte, mußte die Procedur des Gährens entdeckt, mußten Mühlen erfunden werden; so lange dieß nicht der Fall war, begnügte man sich, das Getreide roh, ohne alle Zubereitung, höchstens aufgequollen zu genießen. Hierauf lernte man den Samen zwischen Steinen von Menschenhänden zerreiben und kochte sich aus dem erlangten Mehle Brei. Die heutigen Osterfladen der Juden ermangeln noch der Gährung, die alten Griechen und Römer buken ähnliche Brode. Die Morgenländer waren die Ersten, welche sich der Backöfen bedienten; in Europa wurden dieselben erst 583, nach der Erbauung Roms bekannt. Mit Erfindung des Bierbrauens und der dadurch erlangten Hefen, welches seinen Ursprung jedenfalls aus Hochasien herleitet, gelangte man zu dem durch Gährung aufgegangenen Brode. Gegenwärtig wird die Gährung in einem großen Theile von Europa von einem Ofen zum andern durch ein wenig aufbehaltenen Teiges fortgepflanzt. Die Franzosen, namentlich die Pariser, bedienen sich zum Auflockern ihrer Semmelbrode des Taubenmistes. Das florentinische Hausbrod von feinem Weizenmehle und wenig gesalzen ist ein sehr angenehmes Tischbrod, das französische und englische Hausbrod ist diesem sehr ähnlich, nur etwas stärker gesalzen und von

gröberem Mehle. Das Roggenbrod, wie wir es namentlich in Deutschland backen, ist am kräftigsten und nahrhaftesten; der aus grob geschrotenem Roggen gefertigte westphälische Pumpernickel ist nahrhaft, aber schwerverdaulich. In getreidearmen Gegenden bedient man sich verschiedener Surrogate zum Brodbacken; so in Schottland des Hafers, in Schweden der Baumrinde, in Norwegen getrockneter Fische, im sächsischen Erzgebirge der Kartoffeln, in Italien geschrotener egyptischer Bohnen, in Aegypten des Hirsebrodes, in Brasilien des Cassava oder Maniocbrodes, welches aus dem milden Salzmehle der scharfen Giftwurzel Mandicoa bereitet wird. In Indien vertritt der Brodbaum (s d.) unser Getreide. Nicht weniger als das Klima übt die Güte des Brodes auf unsere Leibesconstitution einen großen Einfluß aus, und es ist deßhalb sowohl die Wahl des Getreides als das Backen selbst einer besondern Sorgfalt zu unterwerfen. Von gutem Weizen oder Weißbrod enthalten 100 Pf. wenigstens 80 wirklichen Nahrungsstoff, so wie ein dresdner Scheffel guter Roggen 130 Pf. Mehl gibt. Aus 100 Pf. gutem, trocknem Roggenmehl erlangt man 150 Pf. ausgebacknes Brod. 1 Pf. Roggenbrod gewährt eben so viel Nahrung als 3 Pf. Kartoffeln. Um schlechtem Mehle ein besseres Ansehen zu geben, oder die Gährung zu befördern, bedienen sich die Bäcker mannichfacher Verfälschungen durch Zusätze von Kreide, gebranntem Kalke, Knochen- oder Holzasche, Pfeifenerde, Gyps und selbst Alauns, welchen indessen durch chemische Zersetzungen leicht auf die Spur zu kommen ist. In neuerer Zeit wurden in Holland 15 Bäcker wegen Brodverfälschung, durch Zusatz von Alaune zu einer Geldstrafe und 5 Monat Gefängniß verurtheilt.

Brodfruchtbaum, ein in Ostindien und besonders auf den Südseeinseln einheimischer Baum, den die Engländer in neuerer Zeit auch nach Westindien verpflanzt haben. Er erreicht die Größe einer mittelmäßigen Eiche und seine Blätter, die einen milchähnlichen Saft enthalten, werden $1\frac{1}{2}$ Fuß lang. Man bedient sich ihrer

als Servietten und Tischdecken, so wie überhaupt Alles an diesem Baum benutzt wird. Der den eingeschnittenen Stämmen entfließende Saft gibt mit Kokusmilch eingekocht und mit Sagomehl, Zucker und Eiweiß versetzt einen guten Vogelleim und dauerhaften Kitt. Das gelbliche Holz dient zu allerlei Geräthschaften und Zierathen; aus dem Splint bereitet man Zeuge, selbst die trocknen Blüthenkätzchen lassen sich als Zunder gebrauchen. Die Hauptsache aber, die Brodfrucht, gehört zu den nützlichsten Erzeugnissen dieser Zone. Sie ist melonenförmig, gelb von Farbe, wird 20—30 Pf. schwer, bis 8 Zoll lang und hat unter der Rinde ein schwammiges, lockeres, sehr süßes Fleisch. Man nimmt sie vor ihrer völligen Reife ab, wickelt sie zerschnitten in Blätter und röstet sie auf heißen Steinen, oder legt sie in Gruben, die mit Blättern und Steinen zugedeckt sind, woselbst sie erst in Gährung geräth und dann noch zwischen heißen Steinen gebacken wird. Auf letztere Weise bereitet hält sie sich länger und dient auch gegen den Scorbut. Ihr Geschmack soll dem Weizenbrod sehr ähnlich sein, und es lassen sich sogar Leckereien aus der Brodfrucht bereiten. Der verwachsene Fruchtknoten enthält einen länglichen, oben mit einem langen Haar versehenen Samenkern, welcher der Kastanie gleicht und sich wie diese, in Asche gebraten essen läßt. Der Brodfruchtbaum braucht 60—70 Jahr um seine völlige Größe zu erreichen und trägt so reichlich, daß drei solcher Bäume einen Menschen 8 Monate erhalten können. Die Vermehrung geschieht durch Samen, Ableger und abgeschnittene Zweige. L. M.

Brodverwandlung, s. Transsubstantiation.

Brombeere, eine wildwachsende, an Zäunen, Hecken und andern Einfassungen häufig zu findende Frucht. Linné setzt den Brombeerstrauch in die 12. Klasse. Die gemeine Brombeerstaude, auch Rabatbeeren-, Kratzbeerenstrauch, Brommer genannt (lateinisch rubus fructicosus) hat einen eckigen, stachligen Stamm, herabhängende, wurzelschlagende Aeste und länglich zugespitzte, rauhe Blätter. Sie blüht vom Mai bis Juli (weiß) und trägt im Herbst

ganz dunkelblaue oder schwarze Beeren, deren Geschmack ziemlich fade und gewürzlos ist. Man bereitet einen Essig daraus, benutzt sie auch wohl zum Färben von Flüssigkeiten. Einen größern Vortheil ziehen die Bienen aus den wohlriechenden Blüthen. In nördlichen Gegenden, Norwegen und Schweden, bedient man sich ihrer als eines antiscorbutischen Mittels, zugleich aber auch in Essig und Zucker eingemacht als Dessert. Es gibt noch mehrere Varietäten in dieser Gattung, jedoch alle nicht von größerm Werth und Nutzen. L. M.

Bronikowski, Alexander von Opeln, ein bekannter belletristischer Schriftsteller, dessen historische Romane ein großes Publikum gefunden haben und von ziemlichem Werthe sind, stammt aus einer polnischen Familie und wurde 1783 zu Dresden geboren. Er trat in preußische, später in französische und zuletzt in polnische Kriegsdienste, nahm als Major seinen Abschied, lebte abwechselnd in Dresden, Halberstadt, Magdeburg, Berlin und starb 1833 in Dresden. Unter der bedeutenden Anzahl seiner Romane ist wohl Hippolyt Boratinski der bedeutendste. Besonders gelangen ihm die Schilderungen polnischer Sitte und Lebensweise. Er ist für sein Stammland ein Walter Scott geworden. Seine letzten Schriften leiden an zu großer Breite; die Charakteristik ist meistens sorgfältig, kräftig, ohne jedoch genial zu sein. —n.

Bronze, ist eine Metallverbindung von Kupfer, Zinn und Zink, welche schon die Alten kannten und aus derselben Statuen und Gefäße verfertigten, die uns noch jetzt als Muster dienen. Die Bronze hat die Eigenschaft, daß sie der Luft ausgesetzt, einen grünen Ueberzug bekommt, diesen behält, ohne jedoch weiter zu rosten. Die Bronzearbeiten von Wien, Berlin und Braunschweig sind die besten. Außerdem gibt man auch andern Metallen, Holz, Gyps und Porzellan, das Ansehen von Bronze, indem man selbige mit zerstoßener Bronze vermischt und mit einem Firniß oder Mussivgold überzieht, welches bronziren heißt.

Brücke, nennt man eine künstliche Straße über Abgründe

und Gräben, vorzüglich aber über Flüsse fortgesetzt; Felsen und Bäume über Vertiefungen liegend, gaben ohne Zweifel die Idee der Brücken, bis dahin hatte man mit Kähnen über die Flüsse gesetzt. Balken, von einem Ufer zum andern gelegt und in den nöthigen Entfernungen, namentlich unter den Verbindungsstellen, gestützt, war gewiß die erste Bauart der Brücken; die älteste, von der schon Herodot erzählt, war die über den Euphrat in Babylon. Doch beginnen erst mit den Römern die Denkmäler des Brückenbaues; ihre Brücken in Italien und Spanien zeichnen sich durch ungemeine Festigkeit und durch stolze und kräftige Architektur aus. Wir erwähnen nur Trajan's Brücke über die Donau, und die Brücke und Wasserleitung von Spoleto. Chinesen und Perser bauten vorzüglich große und schöne Brücken, die von Coyang über einen Meerbusen in China ist die längste in der Welt. Bemerkenswerthe Brücken in Europa finden sich vor Allen in Italien; man denke an die über den Arno in Florenz und an die Rialtobrücke in Venedig; unter den spanischen sind die Toledobrücke zu Madrid über den Manzanares und die zu Valencia über den Guadalquivir die bemerkenswerthesten, unter denen unseres Vaterlandes die Elbbrücke zu Dresden und die Moldaubrücke vor Prag. Herrliche Meisterwerke hat England geliefert, vorzüglich nachdem sich in neuerer Zeit die Erfindung der Hängebrücken, die man auch Draht-, oder Kettenbrücken nennt, bewährt hat; eiserne Brücken hatte man schon früher auch in Frankreich; unter den englischen sind die Vauxhallbrücke, die Southwarksbrücke und die Waterloobrücke, von denen die letzte an Umfang und Festigkeit alle andern übertrifft, auszuzeichnen. Schön und großartig sind auch die Unionbrücke, die Norfolkbrücke, die Marlow- und Hammersmithbrücke, welche sämmtlich zu den Hängebrücken gehören. Der Pont royal, Pont neuf und Pont de Jena gehören nächst denen von Orleans, Tours und Neuilly zu den schönsten in Europa. In Deutschland sind als Kettenbrücken die Sophienbrücke in Wien und die zu Saatz in Böhmen bemerkenswerth. T.

Brückenau, ist ein in neuerer Zeit errichteter Badeort im Großherzogthum Fulda, und liegt nahe bei dem Städtchen Brückenau in einem langen, breiten, freundlichen Thale, das der Sinnfluß durchrauscht und romantisch bewachsene Berge einschließen. Schöne Gebäude, wie der Fürstenbau, und das große Kurhaus, herrliche Anlagen schmücken den Ort. Man benutzt hier drei Quellen, das Brückenauer, Sinneberger und Vernatzer Wasser; die ersten geben ein alkalisch-salinisches, die letzte ein erdiges Stahlwasser. Zum Baden sind Marmorbäder, ein von 32 Fuß Höhe wirkendes Tropfbad und genügende andere Badevorrichtungen vorhanden. Das Brückenauer Wasser hält sich in Krügen 6—7 Jahre und hebt Krankheiten der Schwäche, zu großer Reizbarkeit und Erschlaffung, Hypochondrie, Hysterie, Krämpfe, Nervenschwäche, und ist heilsam bei Zittern der Glieder und Bleichsucht. Das Vernatzer Wasser schmeckt sehr angenehm und ist besonders mit Wein ein sehr erquickendes Getränk. Eben so erleichtert es die Beschwerden bei Lungensucht, Brustbeschwerden, und ist wegen seiner Wi ng auf die Haut ein Schönheitsmittel für Damen. Man trinkt früh, nimmt vor der Kur ein Abführmittel, und steigt mit der Gläserzahl. Eine Stunde später frühstückt und wieder nach einer Stunde badet man. Abendbäder bekommen selten gut. Für Vergnügungen ist gesorgt, Spiel, Tanz, Feuerwerk und Maskeraden, zahlreiche Anlagen zu Spaziergängen und ferne Orte, wohin man fährt, machen diesen Badeort sehr angenehm. Besonders merkwürdig ist das durch Wallfahrten belebte Kloster zum heiligen Kreuz.

D.

Brüdergemeinde, s. Herrnhuter.

Brüderschaften, religiöse, sind Gesellschaften, welche sich gewöhnlich zu frommen, milden und wohlthätigen Zwecken vereinigt haben. Seit dem 12. Jahrhundert regte sich fast allgemein die Sehnsucht, mit der Kirche in möglichst naher Verbindung zu stehen. Aber nicht Alle wollten diese Sehnsucht durch das bind de Klostergelübde verwirklichen. Deßhalb vereinigten sich Gesellschaften zu

frommen Zwecken, der Krankenpflege ꝛc. Dadurch wurde es den Gliedern solcher Gesellschaften möglich, wenigstens bei besondern Gelegenheiten als Religiosen zu erscheinen. Sie entstanden in der Regel unter dem Schutze der Kirche oder erhielten doch wenigstens die Genehmigung derselben. Solche Vereine oder Brüderschaften bildeten die Alexianer, welche im 14. Jahrhundert in den Niederlanden und in Deutschland entstanden. Sie machten es sich zur Pflicht, verlassene Kranke zu pflegen, Verunglückte und Hingerichtete zu begraben, Almosen zu sammeln und an Unglückliche und Leidende zu vertheilen. Von ihren armseligen Wohnungen hießen sie Celliten oder Cellbrüder, von ihren Klagegesängen (Lullen) bei Beerdigungen Lollharden oder Nollbrüder, und wegen ihrer Mäßigkeit Matemans. Gleichen Zweck hatte ein weiblicher Zweig dieser Brüderschaft, welche den Namen schwarze Schwestern führten. Die Brückenbrüder entstanden im 13. Jahrhundert in Frankreich und baueten und unterhielten Brücken, Straßen und Hospize, und machten die Straßen sicher. Brüderschaften der Büßer gab es fast von allen Farben. Sie setzten sich zum Ziele, gefallene Mädchen zur Tugend zurückzuführen, und Reisende zu geleiten und zu verpflegen. Die Brüderschaft der heiligen Dreieinigkeit sorgte für Aufnahme der Pilger uud der in Hospitälern Genesenen. Für den Religionsunterricht der Jugend sorgten die Brüder und Schwestern der christlichen Schulen des Jesuskindes, gestiftet zu Paris 1678, und die 1645 in Paris geschlossene Brüderschaft der Schuster und Schneider für Belehrung unwissender Genossen dieser Handwerke. Die Barmherzigen (Brüder und Schwestern) stiftete 1540 Johann von Gott in Spanien, wies sie in den Bettelorden und gab ihnen schwarze Kleidung. Sie sind in der ganzen katholischen Christenheit verbreitet, haben Mönchsgelübde und stehen in Europa unter einem General. Sie sammeln Almosen und verpflegen durch dieselben in ihren Hospitälern arme Kranke. Die barmherzigen Schwestern bestehen aus

mehreren, von einander unabhängigen Congregationen. Außerdem gibt es noch die Familiaren, die Ritter der heiligen Hermandat, die Kalandsbrüder, die Kreuzträger u. a. m., so wie eine Menge andere, die kirchlich nicht anerkannt sind. —t—

Brügge, belgische Stadt, berühmt durch seine Spitzen-, Leinwand-, Wolle-, Baumwolle- und Lederwaarenfabriken, nahe an der Nordsee mit schiffbaren Kanälen, 42,000 Einwohnern, schöner Domkirche, vielen Palästen und ausgezeichneten öffentlichen Gebäuden, hat eine Navigationsschule, Maler- und Bildhauerakademie, Bibliothek 2c. Auf einem großen Kanal kommen die Seeschiffe bis zur Stadt. Im 13. und 14. Jahrhundert stand hier der Handel in der höchsten Blüthe.

Brühen, heißt feste Körper durch Begießen mit siedendem Wasser erweichen. Das siedende Wasser dringt nämlich vermöge des Wallens desselben und der Verwandlung in Dampf, welche dabei vorgeht, stärker in die Poren der Körper ein als kaltes Wasser, dehnt sich darin aus und lockert auf diese Weise die Körper auf. Auch gibt es Stoffe, welche sich in kaltem Wasser nur schwach oder gar nicht auflösen, wohl aber in heißem Wasser, und um solche Stoffe von den Körpern zu trennen, bedient man sich deßhalb des Brühens. Man brüht daher z. B. das geschlachtete Federvieh (wo man sich auch des Ausdruckes abbrühen bedient) um die Haut lockerer und dadurch die Federn leichter von derselben trennbar zu machen; oder man brüht z. B. Wäsche, (auch Schlachtvieh) um den anhaftenden Schmutz aufzulösen und mit Leichtigkeit entfernen zu können. (s. Saucen.) D. M.

Brühl, Johanna Christiane Margarethe, wurde den 24. Januar 1756 zu Maubeuge in Frankreich geboren; ihr Vater war der in französischen Diensten stehende Hauptmann von Schleierweber und Friedenau. Am 5. August 1771 vermählte sie sich mit dem Grafen von Brühl, königlich preußischem Generalintendant aller Chausseen und Oberst der Infanterie. Diese Frau

ist eine um so lieblichere Erscheinung, und ihre höhere Geistesbildung desto achtungswerther, da sie Alles durch sich selbst war, und bei allen Zerstreuungen, die das Leben in der großen Welt und in den höheren Ständen darbietet, doch so Vieles für die Ausbildung ihres Herzens und ihres Geistes that, und so gern in ländlicher Einsamkeit sich den stillen Freuden der Natur hingab. So lange ihr Gemahl lebte, hielt sich Frau von Brühl meist in Berlin auf; nach dessen 1811 erfolgtem Tode wählte sie die Stille des Landlebens, und nahm ihren Aufenthalt in Seifersdorf, einem der Güter ihres Gatten, um dessen Verschönerung sie sich sehr verdient gemacht hat. Die Gräfin von Brühl war eine Frau von ausgezeichneter Bildung, doch nie vergaß sie über der Erweiterung ihrer Kenntnisse, die Veredlung ihres Herzens, und mit theilnehmender Menschenliebe erschloß sich ihre wohlwollende Seele allen Leidenden und Bedrängten. Sie stand mit mehreren gelehrten und geachteten Männern und Frauen ihrer Zeit, von denen wir nur Goethe, Herder, Wieland, Johann von Müller, die Herzogin Amalie von Weimar und Elise von der Recke nennen, in literarischer und zum Theil freundschaftlicher Verbindung. Mit vorzüglicher Vorliebe beschäftigte sie sich mit Schriften und der Bearbeitung eigener Aufsätze religiösen Inhaltes; auch ihrer Unterhaltung wußte sie diesen, in ihr vorherrschenden Sinn mitzutheilen, sie lenkte gern das Gespräch auf Gegenstände der Religion, und hier war es, wo sich das edle Feuer ihrer reinen Seele am schönsten entflammte. Ihre fromme, edle Denkart äußerte sich in jeder ihrer Handlungen; frei von den gewöhnlichen Vorurtheilen der höheren Stände ging ihr Bestreben stets dahin, Menschenwohl zu befördern, und während der unheilvollen Kriegsjahre, die so Viele dem Elende und der drückendsten Noth zuführten, die Lasten ihrer Unterthanen durch Fürsprache und That, oft mit eignen Aufopferungen zu mildern. In jenem erhabenen Sinne stärkte sie sich zu duldsamer Ertragung vieler körperlichen Leiden, die besonders in den letzten Jahren ihr an ed-

lem Wirken und Wohlthun so reiches Leben trübten. Sie starb den 3. Juli 1816 nach langem Krankenlager an der Wassersucht. Ihr einziger Sohn ist Karl Friedrich Moritz Graf von Brühl, General-Intendant der königlichen Schauspiele zu Berlin. Die Gräfin von Brühl hat sich in der literarischen Welt durch eine Menge Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften und durch mehrere dramatische Gedichte bekannt gemacht. E. v. E.

Brun, Friederike Sophie Christiane, geborne Münter. Unter die Schriftstellerinnen Deutschlands, in denen sich eine edle Weiblichkeit mit den Gaben der Musen verbindet, dürfen wir mit vollem Recht auch Friederike Brun zählen. Ihrer Geburt nach gehört sie Sachsen an, obgleich sie, noch an der Brust der Mutter nach Dänemark versetzt, in jenem Lande ihre früheste Entwickelung begann und in seinem Boden die eigentlichen Wurzeln ihres Daseins schlug. Ihr Vater war der als Mensch so wie als Gelehrter rühmlichst bekannte Balthasar Münter, Superintendent zu Gräfen-Tonna im Herzogthum Gotha. Als Prediger der deutschen Gemeinde nach Kopenhagen berufen, folgte er dieser ehrenvollen Bestimmung, sobald seine Gattin nach ihrer Niederkunft am 3. Juni 1765 mit Friederiken ohne Gefahr für ihre Gesundheit diese weite Reise unternehmen durfte. Friederike war, als sie Sachsen verließ, noch nicht völlig fünf Wochen alt. In Kopenhagen, wo man sehr schnell erkannte, wie trefflich die Wahl eines solchen Geistlichen sich rechtfertigte, und wo Balthasar Münter, von Hohen und Niederen geehrt und geliebt, bald die höchste geistliche Ehrenstelle Dänemarks erstieg, indem er zum Bischof von Seeland ernannt wurde, fand die junge Friederike reichliche Gelegenheit zu ihrer Bildung. Früh schon regte sich in ihr der Hang zur Poesie, der sich durch leise Töne des Gesanges unwillkürlich kund that, in welchen sich ihre innersten Empfindungen aussprachen. Ein ländlicher Sommeraufenthalt ihres Vaters wurde für sie zum Paradiese. Hier sehr viel sich

selbst überlassen und fern vom Geräusch der Stadt und ihren Störungen schloß sie sich der Natur wie einer mütterlichen Freundin an, die ihr Lehrerin und Vertraute wurde, und an deren Busen sie die Erstlingsversuche ihrer Lieder in trauter Heimlichkeit ausathmete. Noch in späteren Jahren, ja noch jetzt, im Abendroth des Lebens wandelnd, gedenkt Friederike gern jener Zeit und Einsamkeit, wo sie träumte und dichtete. Ihr für Freundschaft so empfängliches Herz schloß mit den Dichterbrüdern Stolberg, den Familien Bernstorff, Reventlow und Schimmelmann einen dauernden Bund. Vorzüglich fest knüpfte sich das Band der reinsten Zuneigung zwischen ihr und Charlotte, Gräfin von Bernstorff, (jetzt verwitwete Gräfin von Dernath). Ihre Erziehung war einfach, ihr Unterricht wurde nicht pedantisch betrieben, und schloß keineswegs jene untergeordneten Kenntnisse der Haushaltung und jene wirthschaftliche Thätigkeit aus, die der einstige Beruf als Hausfrau von ihr forderte, und wozu sie neben dem lebendigsten Streben nach höheren Dingen doch durch den sichern Tact einer künftigen Nothwendigkeit Lust bezeigte. Sie las mit der größten Begierde, und da man ihr nur Gutes zu lesen gab, und ihr trefflicher Vater dann über das Gelesene mit ihr sprach, ihre Aufmerksamkeit auf den Kern desselben hinlenkte, ihr schwankendes Urtheil berichtigte, und ihren Geschmack leise und ihr selbst kaum bemerkbar zu bestimmen und zu bilden suchte, so war ein solches Lesen der beste Wegweiser für sie in das Gebiet des Wissens. In ihrem 16. Jahre unternahm sie mit ihren Eltern eine Reise nach Gotha, wo sie die Bekanntschaft von Männern machte, wie Klopstock, Gerstenberg, Claudius, Jerusalem, Herder und viele Andere. Im Jahr darauf wurde sie mit dem jetzigen königlichen Conferenzrath Constantin Brun verheirathet, der früher als dänischer Consul in St. Petersburg, jetzt als Director der westindischen Compagnie in Kopenhagen lebt. Sie gebar ihm fünf Kinder, von welchen ein Sohn starb; der andere aber, nebst drei Töchtern, glücklich verhei-

rathet ist. Noch nicht 21 Jahre alt, hatte Friederike das Unglück, in einer einzigen scharfen Winternacht auf Zeitlebens das Gehör zu verlieren. Mit seltener Standhaftigkeit ertrug sie diesen Verlust, und war die äußere Welt für sie verstummt, so regten sich nun desto gewaltiger in ihrem Innern die Laute der Poesie. Im Jahr 1791 begleitete Friederike ihren Gatten auf einer Reise über Paris durch das südliche Frankreich nach Genf. In Lyon begegnete ihr zum ersten Mal Mathisson, in Genf Bonstetten. Beiden wurde sie innige Freundin, und führte mit ihnen einen lebhaften Briefwechsel. Ihre letzte Niederkunft mit Ida, jetzt vermählter Gräfin von Bombelles, hinterließ eine Folge von Schwächen und Nervenleiden, auf die das scharfe Klima ihres Wohnorts feindlich einwirkte. Dazu gesellte sich der frühe Tod ihres so unbeschreiblich geliebten und verehrten Vaters, der damals in seinem neun und funfzigsten Jahre endete. Krank an Leib und Seele wäre sie körperlichen Leiden, so wie dem tiefen Gram über diesen Verlust erlegen, wäre sie nicht dem glücklichen Rathe eines Arztes gefolgt, eine Reise nach dem Süden zu unternehmen. Begleitet von ihren beiden ältesten Kindern brach sie im Lenz 1795 auf, war so glücklich, in Lugano die rühmlichst bekannte Fürstin von Anhalt-Dessau, welche vereint mit Mathisson ein gleiches Ziel hatte, zu treffen, und ging mit beiden nach Rom, wo sie den Winter zubrachte. Doch erst im Sommer 1796 erlangte Friederike durch die Schwefelbäder von Ischia Linderung ihrer Leiden. Seitdem aber war ihr Dasein ein steter Kampf mit der Rauheit des nördlichen Himmelsstrichs, dem sie noch mehrere Male als unerläßliche Bedingung ihrer Erhaltung entfliehen mußte, um im Süden wieder aufzuleben. Von den reif gediegenen Geistesfrüchten, die sie in Italien und in der Schweiz einerntete, in dem belehrenden Umgang eines Zoega, Fernow, Johann von Müller, Necker und seiner genialen Tochter Anna Germaine von Stael, Humbold, Sismondi, und noch manchen Andern geben ihre Schriften ein rühmliches Zeugniß. Aus ihren Ge-

dichten weht die Glut einer reinen Begeisterung, so wie ein tiefes, mildes und doch lebhaftes Gefühl sie charakterisirt. Auch sind sie nicht bloß lyrischer Wohlklang, sondern reich und ernst mit Gedanken ausgestattet, welche uns die Gediegenheit ihres Geistes verbürgen. Was sie aber höher im Leben stellt, als das Talent, das die Natur ihr zur Morgengabe verliehen, ist: Zuverlässigkeit des Charakters, Treue des Herzens, Mitgefühl für Anderer Wohl und Wehe, und eine Güte, die — obzwar oft schon getäuscht und verkannt, — doch nimmer ermüdet, sich von Neuem zu bewähren, wo es gilt, zu wirken und zu helfen. Und ob daher aus dem reichem Kranze ihrer Freunde bereits manches Blatt verdorrt und abgefallen, wird sie doch nie allein stehen, denn Liebe und Dankbarkeit umgeben ihr Alter, das selbst der Winter des Lebens nicht zu entblättern vermag. A.

Brunhilde, Tochter des westgothischen Königs Athanagild, lebte im Jahr 568, und war mit Siegbert dem Ersten, König von Austrasien, vermählt. Ihr klarer Verstand und die tiefe Staatsklugheit, mit der sie zu herrschen wußte, würden, mit Muth und heroischer Kraft verbunden, ihr einen ehrenvollen Platz unter den Fürstinnen jener altergrauen Zeit eingeräumt haben, wenn nicht ein ungemessener Ehrgeiz, der zu seiner Befriedigung kein Verbrechen scheute, und eine gränzenlose Herrschbegierde, die sich in Grausamkeiten gefiel, ihren Namen befleckte. Um ihre Macht zu vergrößern, verleitete sie ihren Gemahl, einen Krieg gegen seinen Bruder Chilperich zu beginnen, und als er in demselben Jahr 575 umkam, lebte sie noch, ihre blutige Bahn durch die Ermordung von zehn Königen und königlichen Prinzen bezeichnend, bis zu dem Jahr 613 fort, wo Lothar, der Zweite König von Soissons, sie in seine Gewalt bekam, und sie durch einen martervollen Tod für ihre Verbrechen büßen ließ. A.

Brünett nennt man als Gegensatz von blond die dunkelbraune oder schwarze Farbe der Haare und Augen. Sie ist mehr

dem Süden eigenthümlich, wie die blonde den nordischen Gegenden. Wenn wir schon im Artikel blond (s. d.) anführten, daß man den Brünetten eine erhöhte Lebhaftigkeit, mehr Feuer und Geist zuzuschreiben pflege, so darf hier wiederholt werden, wie alle Behauptungen der Art bei einiger nähern Prüfung schon sich als unhaltbar darstellen. Der Geist kehrt sich an keine Farbe des Haars und der Augen, und die Keime der Sanftmuth und Milde, wie die der im spätern Leben sich entwickelnden Leidenschaften treiben Wurzeln im Gemüthe des Kindes, noch ehe der Schmuck des Haars in entschiedener Farbe hervortritt. Je heißer das Klima, desto dunkler wird die Haarfarbe. Das Negerhaar ist pechschwarz; wie man sich vom Aequator entfernt, wird es lichter, nach den Polargegenden zu wieder dunkler; das Haar des Morgenländers ist schwarz, daher die schönen Bilder in orientalischen Dichtungen, wo das Haar der Mädchen, das in dichter Fülle über den Nacken herabrollt, der schwarzen Nacht, in der das Gesicht wie der Mond leuchtet, verglichen wird u. dergl. mehr (s. d. Art. blond und Haare).

Brünn, Hauptstadt in Mähren mit 36,000 Einwohnern, 13 Vorstädten, vielen stattlichen Gebäuden, ist der Sitz eines Bischofs, des Guberniums, mehrerer Landesstellen, hat ein Gymnasium, Kaiser Franzens Museum, botanischen Garten ꝛc. Brünns Handel ist sehr bedeutend und wichtig sind Seiden-, Kattun- und Bandfabriken. Aus dem Volksgarten am Franzensberge, woselbst ein 60 Fuß hoher Obelisk steht, hat man eine reizende Aussicht.

Brunnen, nennt man natürlich oder künstlich gebildete Orte, wo der Zufluß des Wassers aus dem Innern der Erde hervortritt; es ergibt sich, daß man also darunter ebenso gefaßte Quellen, als die eigentlichen Ziehbrunnen und Cisternen zu verstehen habe. Sie sind namentlich im Morgenlande schon seit den ältesten Zeiten von der größten Wichtigkeit; von ihrem Auffinden oder Verfehlen hängt das Wohl der Karavanen ab, deßhalb gilt das Graben von Brun-

nen für sehr verdienstlich, das Verschütten für ruchlos und gottlos. Bei den Griechen nennt die Mythe den Danaos als deren Erfinder, und die Namen vieler schöner und merkwürdiger Brunnen, unter denen die Quelle Pirene zu Korinth, sind auf uns gekommen. Rom behalf sich lange mit dem Wasser der Tiber, bis ihm durch Aquäducte welches zugeführt wurde; zur Kaiserzeit hatte fast jedes Haus seinen Brunnen oder Wasserbehälter. Griechen und Römer verehrten Gottheiten bei Quellen und Brunnen; diese selbst sogar wurden für göttlich gehalten, ihnen geopfert und Tempel erbaut. Ebenso hielt man dafür, daß sie Orakel ertheilten, so der Brunnen im Tempel des Erechtheus in Athen, der im Tempel des Poseidon Hippios bei Mantinea und vor Allen die Quelle Egeria vor dem cangenischen Thore in Rom. — Mit Recht haben in der neuesten Zeit die Bohr- oder Springquellbrunnen, die man auch von der französischen Grafschaft Artois, wo sie um die Mitte des verwichenen Jahrhunderts sehr in Aufnahme gekommen waren, artesische Brunnen nennt, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gerichtet. Sie sind keineswegs eine Erfindung der Franzosen, sondern weit früher in Oestreich und Oberitalien schon bekannt gewesen, und werden seit langer Zeit wahrscheinlich auch in China angewandt. Es wird durch die Anlegung solcher Brunnen auch in dürren Gegenden frisches, reines Trinkwasser, und zwar zu jeder Jahreszeit, in gleicher Menge und Temperatur hervorgelockt; die Theorie derselben ist höchst einfach, und keine andere, als die jedes Springbrunnens, wenn man sich anstatt der geneigten Röhren zwei wasserdichte Wände vorstellt, zwischen welchen das mittelst Durchbohrung einer tiefgelegenen festen Schicht gewonnene Wasser emporspringt. Dasselbe ist kein Quellwasser, sondern vielmehr atmosphärisches Wasser, das von der Erde auf einer Höhe aufgenommen, bis zu demjenigen Punkte der Erde gedrungen ist, auf den man bohrt; trifft man nun durch fortgesetztes Bohren den Ort, wo dieses Wasser zwischen Gebirgsschichten so eingeschlossen ist,

daß es weder tiefer eindringen, noch nach einer Seite hin einen Abfluß erzwingen kann, so steigt dasselbe nach den Gesetzen des Falls so weit wieder in die Höhe, als es eingedrungen war; es geht also aus dieser ersten Bedingung, dem Vorhandensein einer solchen Gebirgsschicht mit dem zwischen ihr eingepreßten Wasser, die zweite hervor, daß nämlich der Punkt, wo die Bohrung angestellt wird, tiefer als derjenige gelegen sei, wo die Gebirgsschicht, auf die man nach Verhältniß der obern Bodengattung früher oder später trifft, auf der Erdoberfläche zu Tage kommt.

T.

Bruno der Heilige. Das Leben dieses Mannes, in jeder Beziehung makellos und Ehrfurcht gebietend, begann im Jahre 1030 zu Cöln, wo er geboren ward. Begabt mit einem reichen Schatze von Wissenschaften, die er sich zu Rheims erworben hatte, übernahm er die Leitung der Schulen des dortigen Sprengels, verließ jedoch bald, mißvergnügt über die Sittenlosigkeit der damaligen Zeit, das öffentliche Leben, und siedelte sich 4 Stunden von Grenoble in einer öden Gegend an, wo er mit einigen Gleichgesinnten den Karthäuserorden stiftete. Unter den Schülern, welche Bruno hier zog, befand sich auch Odo, der später als Urban II. den päpstlichen Stuhl bestieg. Als solcher berief er seinen ehemaligen Schüler zu sich, welcher indessen alle angebotene Würden ausschlug und nur um die Erlaubniß bat, in Calabrien eine zweite Karthause zu stiften. Es ward ihm bewilligt, und er beschloß daselbst sein frommes und tugendhaftes Leben am 6. October 1101. Die Regeln der Karthäuser wurden erst 1581 bestätigt und Bruno selbst 1623 heilig gesprochen.

—t—

Brüssel, die Hauptstadt des Königreichs Belgien mit 98,000 Einwohnern und vielen ausgezeichneten Gebäuden, darunter das königliche Schloß, das Stadthaus, der Stände- und Justizpalast, ist die Residenz des Königs, hat eine Akademie der Wissenschaften, eine der Künste, deßgleichen für Musik, Gemäldegallerie,

Sternwarte, Museum, Bibliothek. Wichtig sind die Fabriken; sie liefern die berühmten brabanter Spitzen, Baumwollen- und Wollwaaren, Hüte, Kutschen, Krystallglas, Bijouterien 2c. Die Einwohner erkennen in den Parisern ihr Vorbild an, die sie in Modetrachten, im bon ton, Eleganz, Luxus, geselligen Verhältnissen 2c. kopiren. Brüssel ist ein kleines Paris; in den hiesigen Salons wiederhallt der Ton aus jenen schnell und getreulich, und was die Theater an der Seine bringen, ist schon im Voraus für den brüsseler Geschmack.

Bruststimme. Sie unterscheidet sich von der Falset- oder Fistelstimme, mit der man durch eine gewisse Pressung der Gesangorgane höhere Töne erzeugt, dadurch, daß sie die natürliche, ungezwungene Lage dieser Organe nicht überschreitet. R. S.

Brutus, Marcus Junius, genannt „der letzte Römer," wurde 82 Jahre vor Christus geboren. Er war Cäsar's (s. d.) Liebling, der ihn zum Statthalter des cisalpinischen Galliens erhob. Mit seinem Schwager Cassius und mehreren andern Republikanern verband er sich, Cäsarn, dessen steigende Macht die republikanische Freiheit bedrohte, zu ermorden. Die That wurde von den Verschworenen im Jahr 44 auf dem Capitol vollbracht. Cäsar rief, als er Brutus unter den Mördern erblickte: „Auch du, mein Brutus!" und sank von 23 Dolchstichen durchbohrt, zu Boden. Aber diese Handlung fand im Volke keinen Anklang, Antonius, Cäsar's Testamentsvollstrecker, erregte den Zorn der Römer gegen die Verschworenen. Sie flohen nach Griechenland. Brutus und Cassius wurden zwar Statthalter in Macedonien und Syrien, aber die Triumvirn erklärten ihnen den Krieg. — Bei Philippi wurden sie geschlagen — Brutus, um seine Niederlage nicht zu überleben, ließ sich von seinem Diener Strato das Schwert in die Brust stoßen. — Shakespeare hat in seinem Trauerspiele „Julius Cäsar" den „letzten Römer" und die andern Männer der Verschwörung trefflich charakterisirt.

Bucentaur, (Mythol.) ein Ungeheuer mit dem Kopfe eines Menschen und dem Leibe eines Stiers. Herkules bekämpfte ihn. — Bucentoro hieß in Venedig zur Zeit der Republik das reich verzierte Schiff, welches der Doge jährlich am Himmelfahrtstage bestieg, um sich mit dem Meere zu vermählen. Er fuhr von tausend Schiffen und Gondeln gefolgt, unter Kanonendonner und Musik in's adriatische Meer und warf den Ring seines Fingers in die See, um seine und der Republik Herrschaft über dieselbe anzudeuten.

Buchdruckerkunst. Die älteste Art Bücher zu drucken, war schon lange vor Christi Geburt den Chinesen und Japanern bekannt. Sie schnitten die Schrift in Holztafeln, überzogen diese mit Schwärze und druckten sie ab. Diese Art zu drucken war jedenfalls zu Anfange des 15. Jahrhunderts auch in Deutschland eingeführt, und man nennt selbige die xylographische, während unsere heutige die typographische heißt. Letztere wurde nach dem Jahre 1430 von Johann Guttenberg, einem Deutschen, erfunden. In Verbindung mit einem reichen Goldschmidt, Johann Faust und einem Mönch, Peter Schöffer, goß er die vorher in Holz oder Metall geschnittenen Lettern wieder in Metall, erfand die Buchdruckerpresse, so wie Faust und Schöffer die Buchdruckerschwärze. Das erste Buch, welches auf diese Art mit beweglichen Lettern gedruckt wurde, war 1455 eine lateinische Bibel, 1457 von Faust der Psalter und in demselben Jahre von Guttenberg ein astrologisch-medicinischer Kalender. Faust ging nach Paris, um die neue Kunst dort auszuüben, wurde jedoch von den Mönchen, deren Verdienst, das Abschreiben der Bücher, er schmälerte, verfolgt, und verschwand plötzlich, was zu der Sage Veranlassung gab, der Teufel habe ihn entführt. Er kehrte später wieder dorthin zurück, und starb daselbst 1466 an der Pest. Die Buchdruckerkunst hat sich seitdem durch die ganze gebildete Welt verbreitet und hat in neuerer Zeit durch die Stereotypen (s. d.) noch mehr Vervollkommnung erlangt. O. M.

Buche, ist ein starker, hochstämmiger Waldbaum, der in allen Gegenden Europa's wild wächst. Es gibt Weiß- und Rothbuchen. Der Baum wächst bis in's 15. Jahr langsam, dann bedeutend schneller, erreicht eine Höhe von 100—120 Fuß und ein Alter von 120—124 Jahren. Die Fortpflanzung geschieht entweder durch Samen oder durch Setzlinge. Der Stamm sieht dunkelgrau und wird im Alter immer lichter, die Rinde ist glatt, die Blätter dunkelgrün, oval und am Rande etwas gekräuselt, die Zweige bilden eine regelmäßige, breite Krone. Man benutzt die Rinde als Lohe zum Gerben, die Blätter zuweilen zum Ausstopfen der Matratzen, den Samen oder die Bucheckern theils zur Viehmast, theils preßt man Oel aus ihnen, dessen beste Qualität dem Mohn- und Provenceröl an die Seite gestellt wird. Das Holz der Weißbuche wird wegen seiner Festigkeit und Zähigkeit zum Mühlen- und Maschinenbau verwendet; aus beiden Arten verfertigt man Tischler- und Drechslerarbeit, dagegen ist das Weißbuchenholz zur Feuerung das bessere, weil es die stärkste Hitze, die meisten Kohlen und die beste Asche gibt. L. M.

Buchsbaum, gehört in die 21. Klasse 4. Ordnung. Ein Pflanzengeschlecht, welches theils hochstämmig, theils als Strauch wächst. Als Stamm findet man den Buchsbaum im südlichen Europa und im Morgenland, wo er oft ganze Wälder bildet und eine Höhe von 16 Fuß erreicht. Die Rinde des Stamms ist braun und hart, die immer grünen Blätter länglich und fest. Der Zwergbuchsbaum ist ein immer grüner, dichtbelaubter, nicht über 2 bis 3 Fuß hoher Strauch, bei uns einheimisch, den man häufig zum Einfassen von Gartenbeeten benutzt. Die kleinen ovalen Blätter stehen einander paarweise gegenüber, sind auf beiden Seiten glatt und steif, oben dunkelgrün und glänzend, unten blaßgrün und an der Spitze etwas ausgeschnitten. Die Blüthenköpfchen sitzen in den Winkeln der Blätter und blühen im März oder April. Das Holz gehört zu den schwersten und festesten aller europäischen Hölzer,

hat eine zarte, blaßgelbe Farbe, und ist mit schönen Adern durchzogen. Das vom hochstämmigen Buchsbaum wird zu vielen Kunstwerken und Bildschnitzerarbeiten benutzt, hauptsächlich aber zur Verfertigung von Blasinstrumenten. Das Holz vom Buchsbaumstrauche verarbeiten die Drechsler zu Kämmen, Dosen, Etuis und andern zierlichen Kleinigkeiten. L. M.

Buchweizen, s. Heidekorn.

Buddha. Wischnu in der neunten großen Inkarnation und in solcher im Zustand eines heiligen Beschauers, in vollkommenster Ruhe, ganz abgezogen von aller Aeußerlichkeit, daher meist unsichtbar, abgebildet aber vierarmig, sitzend im Lotos und symbolische Lotosblumen sinnend betrachtend. Es wird aber auch noch in indischen Mythen ein älterer Buddha, auch Buddhen, genannt, ein Sohn des Sandren oder Ciandra, des Mondes, welcher den Planeten Merkur versinnbildet. Er hat eine Menge Namen, und wird als König aller Tugend, und als Lehrer in der Astronomie, Astrologie, Moral, Arzneikunst, Rechtskenntniß und Handlungswissenschaft, wie in priesterlichen Gebräuchen gepriesen, welche Eigenschaften mit denen des griechischen Hermes, des römischen Merkur, des aegyptischen Herma größtentheils zusammenfallen. Und wie Maja bei den Griechen als Hermes's Mutter genannt wurde, so heißt auch bei den Indiern die Mutter des Buddha Maja, die ihn jungfräulich, aus göttlicher Eingebung, gebar. Beide Buddhas fallen in eine mythische Gestalt und Erscheinung zusammen, und können nicht mit Bestimmtheit gesondert werden, und Beide charakterisirt auf gleiche Weise das tief sinnende Schweigen, das tiefschweigende Sinnen. In der Glyptothek zu München, im aegyptischen Saal ist ein meisterhaft gearbeiteter Buddhakopf aus rohem Gestein befindlich, an welchem die ruhige Beschaulichkeit vortrefflich ausgedrückt ist. —ch—

Buenos Ayres, ein Landstrich in Südamerika, bewohnt von 60—70,000 Weißen und mehreren Indianerstämmen, mit der

Hauptstadt gleiches Namens, macht den wesentlichsten Theil der argentinischen Republik aus. Das Land ist theils gebirgig, theils von ungeheuern Ebenen, Pampas durchzogen; und erhält von Brasilien aus einen außerordentlichen Wasserreichthum. In jenen endlosen Ebenen wohnen die Gauchos, Abkömmlinge der alten Spanier; die eingebornen Indianer sind von den Jesuiten größtentheils zum Christenthum bekehrt und mit einem ziemlichen Grade von Cultur beschenkt worden. Das Klima in Buenos Ayres ist gleichförmig, aber der Südwind bringt Kälte (vom Pol herauf), der Nordwind Wärme, (vom Aequator). Regen fällt häufig und ist mit furchtbaren Gewittern begleitet. Ackerbau, Viehzucht, Handel und alle Industriezweige in Buenos Ayres blühen zum großen Theil, oder sind in einem noch höhern Aufschwunge begriffen. Die Sklaverei hat nach und nach beinahe ganz aufgehört. Es gibt eine Universität im Lande nnd zahlreiche Schulen; herrschende Religion ist die katholische, doch sind alle andere geduldet. Die Hauptstadt selbst hat 80,000 Einwohner, liegt an einem weiten Strome, hat prächtige Thürme und heißt in Amerika die Unverbrennliche, weil hier eine Feuersbrunst unerhört und fast unmöglich ist; denn die Dächer haben kein Sparrwerk, sondern sind bombenfest gewölbt. Die Straßen sind gerade, die Häuser nicht hoch, aber oft von Weinhecken umgeben. Jedes hat in der Mitte einen Hof, eisernes Gitterwerk; rechts sind die Prunkzimmer, links die Magazine. Nicht alle Straßen sind gepflastert, deßhalb auch ziemlich unrein. Es herrscht hier ungemein viel Geselligkeit und eine Gleichheit der Stände, bloß durch Bildung modificirt. Die Farben haben sich fast ganz ausgeglichen. — Die Frauen sind schön, lebhaft, ungezwungen. Die merkwürdigsten Gebäude sind die Kathedrale mit ihrer riesigen Kuppel, der erzbischöfliche Palast, das Regierungsgebäude, die Citadelle ꝛc. Von ungeheurer Größe ist die Plaza major mit dem Bazar und der endlosen Budenreihe. B—i.

Büffel. Ein vierfüßiges Thier, das dem Stiere ähnlich ist,

von verschiedener Größe, je nach dem Klima und der Nahrung. Der Büffel hat lange gewundene Hörner, eine schwarze, glänzende, sehr dicke Haut, und besitzt ungeheure Kraft. Im wilden Zustande sind diese Thiere sehr furchtbar und bösartig, erreichen eine ungewöhnliche Größe und kämpfen mit dem Tiger stets siegreich. In Indien und China ist eine Abart, die Arni heißt und an Größe einem mittleren Elephanten gleicht. Alle Büffel haben einen Abscheu vor den rothen Farben. Diese Thiere kommen roh und gezähmt im östlichen Europa, im mittlern Asien, den tropischen Gegenden in Afrika und Amerika vor. Die zahmen werden vor den Pflug gespannt, man leitet sie durch einen Ring in der Nase und treibt sie mit einem Stachel an.

Büffet, wörtlich Schenktisch, der eigene Platz in Speise- oder neben Tanzsälen, im Theater ꝛc., das Zimmer, wo Erfrischungen gereicht werden, wo man den Wein kredenzt, Speisen vorlegt u. s. w.

Buffon, Georg Louis Graf von, geboren den 7. September 1707 zu Montbar in Frankreich, gestorben den 16. April 1788, ist einer der größten Naturforscher der neuern Zeit. Er bildete sich zuerst auf Reisen, legte sich auf Geometrie und Physik, sammelte Materialien und studirte fleißig die englische naturwissenschaftliche Literatur und nahm dann eine Anstellung am jardin du roi an. Seine Naturgeschichte hat ihm einen unsterblichen Namen erworben und seine Zeitgenossen ehrten ihn so, daß ihm nur Aristoteles und Linné zur Seite gesetzt werden können. Er ist in diesem Werke zugleich Dichter und Geschichtschreiber; viele seiner Hypothesen haben sich als unfehlbar erwiesen und seine Theorien triumphirten nach den angestellten Forschungen anderer gelehrter Männer. Seine Büste wurde unter Ludwig XVI. beim Eintritt in das Cabinet des Königs aufgestellt.

Buffone, der Spaßmacher in der italienischen komischen

Oper, opera buffa, komischer Sänger, Possenreißer, Hanswurst, Gaukler, Schalksnarr. B—l.

Bühne, s. Schaubühne, Schauspiel.

Bulgarien, ein waldreiches, theils gebirgiges, theils von fruchtbaren Ebenen durchschnittenes Land zwischen der Donau und dem Balkan, östlich von Serbien und westlich vom schwarzen Meere gelegen, ist reich an Wein, Tabak, Flachs, Hanf ꝛc., hat starke Pferde-, Schweine- und Bienenzucht, Seidenbau ꝛc. Die Einwohner sind slavischer Abkunft, wie die Serben, groß, stark gebaut. Sie haben unter türkischem Drucke durch die Sklaverei sehr gelitten, an Geist verloren und sich an duldenden Gehorsam gewöhnt. Dieß gilt jedoch nur von den Bewohnern der Donaugegenden. Die Bulgaren im Balkan sind ihrer Sitte und ihrem kriegerischen Geiste getreu geblieben und in kühne, gefährliche Räuber ausgeartet. Dieser Umstand hat auch bei ihnen die Sehnsucht nach einem bessern Zustand erweckt, denn im Allgemeinen ist der Bulgare fleißig, still, religiös, gastfreundlich. Der europäische Reisende wird oft in den Dörfern von jungen, singenden Mädchen, der Gesang ist auch hier die Sprache des Herzens, freundlich empfangen, mit Blumen beschenkt und in das Haus des Vaters eingeladen, wo ihn die Tochter mit Zuvorkommenheit und Ehrerbietung bedient. Der Zustand des weiblichen Geschlechtes ist hier fast derselbe, wie bei den Bosniern (s. d.) und Serben.

Bull, John, s. John Bull.

Bulla, Bulle, ist ein auf Pergament geschriebenes, mit einem bleiernen Siegel versehenes Decret, eine Verordnung des Papstes in Kirchen- und Glaubensangelegenheiten. Sie werden gewöhnlich nach ihren Anfangsworten benannt, z. B. Ascendente; In coena domini, Unigenitus ꝛc. —t—

Bulwer, Eduard Lytten, jetzt unstreitig der gefeiertste, englische Romandichter und Charakteristiker, und als solcher auch von den Gebildeten aller Nationen des übrigen Europa anerkannt,

wurde 1803 geboren, studirte auf der Universität Cambridge, gewann einen Preis in der Poesie, trat frühzeitig in's gesellige Leben und studirte die Stände seines Volkes in allen Klassen und Abstufungen. Rasch hinter einander erschienen seine zahlreichen Schriften, welche auch in ganz kurzer Zeit die Aufmerksamkeit seiner Landsleute, wie des Continents auf ihn zogen. Die merkwürdigsten darunter sind: O' Neil, the rebel; Falkland; Pelham; Devereux; Clifford; Aram; Pilger am Rhein. (Deutsch von Richard und Lax: Aachen bei Mayer — und von N. Bärmann: Zwickau bei Gebrüder Schumann). — Bulwer, der im vorigen Jahre eine Reise durch Italien und Deutschland unternommen hat, ist noch ein kräftiger, fortwirkender Genius, der uns noch oft durch den Reichthum seiner Fantasie, seinen Scharfsinn, seine lebendige Beobachtungsgabe erfreuen wird.

Bund der Liebenden in Frankreich, war unter Philipp V. eine galante Thorheit. Ritter und Frauen vereinigten sich zu einem Bunde (ligue des amans), wo es ihnen zur Pflicht gemacht war, sich Entbehrungen, Pönitenzen, ja sogar Martern aller Art aufzuerlegen, um einander wechselseitig von der Heftigkeit ihrer Liebe zu überzeugen. So verpflichteten sich Manche bei der größten Kälte sehr leicht, dagegen bei der stärksten Hitze sehr warm bedeckt zu schlafen. Sie mußten im Sommer am Feuer sitzen, und durften des Winters ihre Kamine nicht heizen, sondern bloß mit Immergrün ausschmücken. Wenn ein solcher Ordensritter das Haus einer Dame, die zum Bund gehörte, besuchte, so spielte er den Herrn darin, und der Gatte der Dame mußte ihn darin nicht nur gewähren lassen, sondern sein Roß bedienen, und durfte, so lange er da war, das Gemach seiner Frau nicht einmal betreten. — Diese aus falscher Empfindelei hervorgegangene Thorheit hatte aber bald ein Ende. — Einzelne Beispiele verliebter Pönitenz kamen auch im deutschen Mittelalter zur Zeit der Minnesänger vor; so schnitt sich der Ritter und Minnesänger Ullrich von Lichtenstein, um

seine Geliebte von der Heftigkeit seiner Zuneigung zu überzeugen, den kleinen Finger der linken Hand ab.

Burchanen. Die Götter der Lamaiten, jener Kalmücken, welche dem Dienst des Dalai Lama ergeben sind. Es ist eine Anzahl wunderlich beschriebener Wesen, die an Macht und Thätigkeit von einander verschieden sind, von denen unzählige Bilder aus Metall, Holz und Siegelerde verfertigt werden. Die Göttlichkeit erlangten diese Burchanen, welche zuvor Menschen waren, mittelst der Seelenwanderung, die sie in allen Stufen durchschritten, bis sie als Götter wiedergeboren wurden. Das vornehmste dieser Wesen heißt Abida, welches die reinen Seelen der Verstorbenen an sich zieht, die unreinen von sich stößt. In seliger Ruhe thront Abida in den östlichen Regionen des Himmels. Ebenfalls hoher Verehrung erfreut sich Czakamuni, der Stifter der lamaischen Religion, und der Dalai Lama selbst ist ein Burchane. Erlik-Chan ist der Höllengott. Es gibt folglich gute und böse Burchanen, und die meisten werden in weiblicher Gestalt sitzend und priesterlich bekleidet, abgebildet. Diese Bilder sind innen hohl, und enthalten kleine beschriebene Cylinder von Birkenbast oder Papier, welche als Reliquien dienen. Ein kleiner Deckel oder ein Metallblättchen verschließt diese Götzenbilder, die nur so lange heilig sind, als dieser Deckel ꝛc. noch uneröffnet ist. —ch—

Bure. Nach der skandinavischen Mythe war Bure der erste Mann. Seine Entstehung war wunderbar genug. In dem leeren Raume des Ginungagab (Chaos), dessen Dünste sich zu Tropfen verdichteten, entstand die Kuh Audumbla. Um sich zu nähren, leckte sie von bereiften Steinen den salzigen Thau. Da kamen aus einem Steine zuerst die Haare eines Mannes, dann kam der Kopf, endlich der ganze Mann zum Vorschein. Er war Bure, der Geborene, und gewann einen Sohn, der Bor hieß. Bor freite eine Riesentochter, Belsta, und wurde von ihr Vater dreier mächtiger Söhne, des Odin, des Wile und des We. Diese drei waren die

mächtigen Herrscher des Himmels und der Erde. Sie tödteten den Eisriesen Ymer, zogen seinen Körper in des Chaos Mitte, und bildeten aus ihm die sichtbare Erde, aus dem Kopf den sichtbaren Himmel, den sie mit Sternen, Funken, welche der Feuerwelt entflogen waren, besetzten. Auch die Menschen schufen diese Götter aus Holzblöcken, und nannten den Mann Askur, das Weib Embla, Esche und Erle. —ch—

Bürger, Marie Christiane Elise, geborne Hahn, ist als Schauspielerin und Schauspieldichterin nicht unrühmlich bekannt. Sie wurde zu Stuttgart den 19. November 1769 geboren, wo ihre Eltern in den angenehmsten Verhältnissen lebten. Das bekannte Gedicht, in welchem sie ihre Liebe zum Dichter Bürger besang, war das erste, welches von ihrem Talente öffentlich zeugte. Es war ursprünglich nur ein Scherz, den eine heitere Gesellschaft, die sie mit ihrer enthusiastischen Liebe aufzog, veranlaßte, und nichts weniger als für den Druck, oder gar für Bürger selbst, bestimmt. Dennoch geschah das, ohne Wissen und Willen der Verfasserin, durch Jemand, der eine Abschrift davon zu erhalten wußte. Der Dichter, der durch den allzufrühen Tod seiner geliebten Gattin, Molly Leonhard, sein ganzes Glück verloren hatte, war außer Stande, sie zu vergessen, aber die Leere, die er nun in seinem häuslichen Kreise so schmerzlich empfand, da er seine Kinder fremder Pflege anvertrauen mußte, die Sehnsucht, jene Freuden des häuslichen Glückes wieder herzustellen; der Drang seines Herzens, sich mit innigem Gefühl an ein weibliches Wesen anzuschließen, und endlich die Beschränktheit seiner Lage ließen in ihm den Entschluß zur Reife kommen, sich wieder zu vermählen. In dieser Stimmung wurde ihm im Jahr 1789 von Stuttgart aus oben benanntes Gedicht zugesendet, worin Elise Hahn, seine nachmalige Gattin, durch den Eindruck, den seine Gedichte auf ihr Herz gemacht hatten, zu inniger Liebe zum Dichter hingerissen, ihm in Ausdrücken, die einen gebildeten Verstand und ein gefühlvolles Herz verriethen, Herz und Hand anbot. Bürger

fing nun an, sich nach dem Namen und den Verhältnissen der Verfasserin zu erkundigen, und als verschiedene Nachrichten einliefen, die von der naiven Dichterin ein sehr reizendes Bild entwarfen, schenkte er der Sache eine reifere Erwägung, und gerieth durch ein poetisches Gegencompliment mit Elise in einen Briefwechsel; nach und nach stimmte er den anfänglichen Scherz in Ernst um. Bei einer näheren persönlichen Bekanntschaft schienen beide Theile mit einander zufrieden, und Elise vermählte sich mit Bürger im October 1790. Doch diese Ehe, die zwar allein aus gegenseitiger Neigung geschlossen zu sein schien, trug den Keim des Unglücks für beide in sich. Bürger vermochte nicht den Ansprüchen seiner Gattin auf ein glänzenderes Loos zu genügen; häusliche Zwiste trübten nicht selten den Himmel des innern Glückes und häuslicher Zufriedenheit. Da beide Ehegatten sich in ihren Erwartungen getäuscht sahen, wurde ihre Ehe nach der kurzen Frist von zwei Jahren wieder getrennt. Bürger überlebte dieses bittere Ungemach nicht lange; er starb im Juni 1794 an der Auszehrung. Die geschiedene Gattin behielt den Namen ihres Mannes bei, und wählte die theatralische Laufbahn, auf der sie sich rühmlichst ausgezeichnet hat. Sie betrat zuerst in Altona in der Rolle der Lady Milford die Bühne; später folgte sie einem Engagement nach Hannover, und zeigte sich auf verschiedenen andern Bühnen, auch gab sie Deklamatorien und mimische Darstellungen. Von Elise Bürger ist das häufig, besonders in Süddeutschland mit Beifall aufgeführte Schauspiel, die schwäbische Bäuerin, worin sie gewöhnlich die Hauptrolle gab. Außerdem sind von ihr: das Ritterschauspiel, Adelheid, Gräfin von Teck, in fünf Aufzügen, die Ueberraschung, ein Familiengemälde in einem Aufzuge; die Irrgänge des weiblichen Herzens; mein Taschenbuch, den Freundlichen meines Geschlechtes gewidmet; ferner einzelne Aufsätze im Journal für Theater und Kunst, so wie im Morgenblatt und in der Abendzeitung, verschiedene Gedichte und Lieder, deren genauere Aufzählung uns zu weit führen würde. Im

Allgemeinen sind die Schriften von Elise Bürger zwar nicht ganz ohne Werth, doch aber erheben sie sich nicht hoch über die Mittelmäßigkeit. Immer aber wird man sich leichter mit diesen, als mit ihrem Leben aussöhnen. E. v. E.

Bürger, Gottfried August, der Dichter der Lenore, der Pfarrerstochter zu Taubenhain ꝛc., wurde am 1. Januar 1748 zu Wolmerswende bei Halberstadt geboren. Von 1768 an studirte er in Göttingen und war mit im Dichterbunde von Hölty, Stolberg, Leisewitz, Voß, Müller, Cramer, aus welchem später so viel Herrliches für die deutsche Dichtkunst hervorging. Sein Leben war eine fortlaufende Reihe von Unglücksfällen. Er, der die Liebe so herrlich besang, mußte viele harte Prüfungen durch sie erfahren. Als seine erste Gattin starb, ehelichte er ihre, von ihm schwärmerisch geliebte Schwester Auguste (die er in seinen Gedichten unter dem Namen Molly besang); aber schon im folgenden Jahre entriß sie ihm der Tod, und Muthlosigkeit und Gram bemächtigten sich seiner. — Eine dritte Verbindung, welche er mit Elise Hahn (s. Elise Bürger) einging, endete nach den härtesten Prüfungen und Leiden mit einer Scheidung. Schmerz und Krankheit beugten ihn darnieder und verzehrten den Rest seiner Lebenskräfte. Der Lieblingsdichter der Nation starb, kaum zur Noth vor Mangel geschützt, am 8. Juni 1794. Sein Charakter war nicht frei von Wankelmuth und Unbesonnenheit, aber auch ausgezeichnet durch Herzensgüte, Bescheidenheit, Rechtlichkeit. Seine Gedichte, welche in vielen Auflagen erschienen, leben im Munde des Volkes; ihr Werth ist unvergänglich.

— n.

Burgund, ehemals ein eigenes Königreich, seit 1032 Herzogthum und seit 1477 französische Provinz, ist ein reiches, aus Bergen und Hochebenen bestehendes Land. In Südosten beginnen die Alpen. Das Hauptgebirge ist Cote d'Or. Es giebt viele dürre Strecken und zahlreiche Teiche. Der Hauptfluß ist die Saone, welche durch Kanäle mit der Loire und Yonne verbunden ist. Ackerbau,

Fischfang, viel Wein (Burgunder) und Eisen; starke Viehzucht Eisenfabriken und Glashütten. Die wichtigsten Städte sind Dijon und Auxerre.

Burlesk, (vom italienischen burla, Scherz) bezeichnet das Niedrig- oder Possenhaft-Komische. So enthalten Langbein's Schwänke und Blumauer's travestirte Aeneide viel Burleskes. Es findet besonders da Statt, wo etwas Possenhaftes mit ernster Miene gesagt oder gethan wird, z. B. wenn Abraham a Sancta Clara in einer Predigt sagt: „Ich lade hiermit ganz freundlich meine gegenwärtigen Zuhörer, weß Handels und Wandels sie immer seynd, zu einem Tanz. Es ist zwar den Geistlichen das Tanzen verboten. Ungeachtet dieses lade ich gleichwohl auf einen Tanz. Wenn man schon sagt, der Tanz sei ein Kreis, dessen Mittelpunkt der Satan ist, ungeachtet alles dieß, so seid gleichwohl eingeladen zu einem Tanz, aber zu keinem Passametto, zu keinem Saltatello, zu keinem Ballo de Capello, sondern — ihr müßt tanzen, wie euch Gott pfeift, wie Gott will." 52.

Burlesk (Musik). Man hat bezweifelt, ob die Musik ohne Text niedrig-komische Empfindungen ausdrücken könne. Die neuere Richtung, die diese Kunst genommen und das Streben, sie zu einer zu erheben, welche jedes Ausdrucks fähig ist, scheinen zu versprechen, daß sie diese Aufgabe lösen könne. R. S.

Burnu, Bornu, ein mächtiges, aber noch wenig erforschtes Reich in Centralafrika, grenzt im Süden an Mandara und im Osten an den Tschadsee, der ungeheuer groß, mit mehreren Inseln und unermeßlichen Scharen von Vögeln bedeckt und sehr fischreich ist. Die Hitze ist hier unerträglich, im Juli setzen unaufhörliche Regengüsse das Land unter Wasser, im October ist die Ernte und der Winter beginnt; Nordostwinde reinigen die Luft, und die ansteckenden, tödtlichen Fieber der feuchten Jahreszeit verschwinden. Das Land ist stark bevölkert und zählt 13 große Städte. Die Einwohner haben eine hohe Stirn, breites Gesicht, platte Neger-

nase, großen Mund, schöne Zähne, sind leichtsinnig, friedfertig, furchtsam, rachsüchtig. Ihre Kleidung besteht in ein, zwei oder drei weiten Hemden, je nach ihrem Vermögen. Reiche Männer bedecken den Kopf mit einer blauen Mütze. Selten haben die Burnuer mehr als zwei oder drei Frauen; sie können sich von ihnen trennen, wenn sie wollen, müssen ihnen aber in diesem Falle die Mitgift herausgeben. Sie sind, die Gestalt ausgenommen, nicht schön; sie haben einen großen, breiten Mund, dicke Lippen, beschmieren das Haar mit Indigo und Wachs, bemalen sich Wangen, Stirn, Arme, Hüften ꝛc. mit verschiedenen Farben. Sie tättowiren sich, und machen an 20 Schnitte auf beiden Seiten des Gesichts. Sie sind die gehorsamsten, unterthänigsten Weiber auf dem ganzen Erdboden; ihren Männern dürfen sie sich nur auf den Knieen nähern; sprechen sie mit einer fremden Mannsperson, so verhüllen sie das Gesicht. Sie heirathen schon in ihrem 14. oder 15. Jahre. Ihnen liegen die meisten beschwerlichen Arbeiten ob, und sie müssen ganz allein den Ackerbau treiben. Das Land ist ungeheuer reich an Ochsenherden, und der Ochs ist das Thier, auf welchem man alle Lasten fortschafft und auf welchem die Frauen reiten. Bisweilen reitet die Frau oder Tochter eines reichen Mannes auf einem eigenen Ochsen vor dem beladenen her auf den Markt; sie ist herrlich geschmückt mit Bernstein, silbernen Ringen, Corallen ꝛc. Teppiche bedecken ihr unbehülfliges Reitthier, auf welchem sie nach Männerart sitzen und es an der Nase leiten.

Bursa oder Brussa, türkische Stadt in Natolien, am Fuße des Olymps, mit 100,000 Einwohnern, Sitz eines griechischen und armenischen Erzbischofs, hat 300 Moscheen, worunter die des Sultans Orkhan überaus prächtig ist. Bursa, früher der Sitz der Sultane, ist eine der schönsten und reinlichsten Städte des Orients, berühmt durch die Schönheit ihrer Umgebung, durch die Heilsamkeit ihrer trefflichen Bäder, ihre warmen Quellen, und hellen, die Luft erfrischenden Springbrunnen, deren Wasser vom Olymp herab-

strömt, durch den Reichthum an Natur- und Kunsterzeugnissen, durch ihre Trauben, Maulbeeren, Birnen, Aprikosen, Kirschen und Kastanien, durch ihre Seide, Wolle, und den Meerschaum, der in der Nähe aus Gruben gewonnen wird, durch ihre Manufakturen, welche blumichte Seidenstoffe, Sammt und Dünntuch liefern. Bursa war erster Thronsitz der Osmanen und ist die Grabstätte vieler frommer und gelehrter Männer, deren Mausoläen noch jetzt bewundert werden.

Buschmänner sind Jägerhottentotten, welche die nördlichsten Gegenden des Caps der guten Hoffnung bewohnen. Die rohe und oft grausame Behandlung der niederländischen Colonisten hat sie in die Wälder und Berge getrieben, und sie zu ihren erbittertsten Feinden gemacht. Sie führen in ihren Schlupfwinkeln ein wildes, räuberisches Leben, berauben auf nächtlichen Streifzügen die Meierhöfe, tödten ihre Feinde, flüchten wieder in die tiefsten, unzugänglichsten Wälder, bedienen sich vergifteter Pfeile, erlegen den Tiger, den Schakal, das Nashorn. Alle Thiere von der Antilope bis zur Eidechse, vom Strauße bis zur Heuschrecke, Ameise und Schlange, ja selbst gebrannte Lederstücke dienen ihnen zur Nahrung. Sie sind listig, blutgierig, rachsüchtig, fürchten den Tod, dulden alle Entbehrungen und besitzen ungewöhnliche Körperkräfte. So führen sie ein ungebändigtes, unstätes Leben, und sind nicht zu bewegen, sich den civilisirten Hottentotten in den bebauten Gegenden anzuschließen. Ihre Beute schleppen sie in das Dickicht des Waldes; hier unter einem riesigen Baumstamme lagert sich ein Kraal oder eine einzelne Familie am lodernden Feuer, das ihre graubraunen wilden Züge, ihre Kleidung aus Thierfellen, die gigantische Vegetation ringsum grell beleuchtet und riesige Schatten in die Umgebung wirft, und verschlingt mit Heißhunger und Gefräßigkeit die nur halbgekochte Speise. Die öde, schauerliche Stille der Nacht wird nur durch ihre häßliche, selbstgebildete, aus unartikulirten Tönen und Zungenschnalzen zusammengesetzte, den übrigen Hottentotten

unverſtändliche Sprache unterbrochen. Die Coloniſten befinden ſich in einem ewigen Vernichtungskriege gegen ſie, und die Grauſamkeit, mit der man ſie verfolgt, macht, daß ſie nur noch mehr verwildern und tiefer ſinken. Sie ſind kleiner als die Hottentotten, ſehr mager, wild von Anſehen. Ihr Kleid iſt ein Schafsfell, das als Mantel dient; um die Hüften ſchmiegt ſich ein lederner Gürtel, manchmal mit Glasperlen geziert, an den Füßen tragen ſie Sandalen von Rindshaut. Am Arme hängt ein Beutel mit Tabak und ein Röhrenbein, das als Pfeife dient. Ihre Weiber theilen alle dieſe Entbehrungen und werden von ihnen oft grauſam behandelt.

Buſse, iſt jedes Leiden oder Opfer, welches man zur Vergütung eines begangenen oder Jemandem zugefügten Unrechts übernimmt. Da nun der Sünder Gott und der Kirche gleichſam Unrecht zufügt, ſo iſt er, nach der Anſicht der chriſtlichen Kirche, beiden Genugthuung ſchuldig, er muß Buße thun. Sie iſt demnach der Uebergang vom Böſen zum Guten, und bedingt eine richtige Selbſterkenntniß des Erſteren. Ohne *Reue* iſt keine wahre Buße und ohne Buße iſt keine Vergebung der Sünden zu erwarten. Wer aber bereuet, wer Buße thun will, muß die Demuth im Herzen tragen, er muß durchdrungen ſein von der Erkenntniß ſeiner Fehler, er muß das Bedürfniß der Beſſerung fühlen, er muß ſeine Sünden eingeſtehen, er muß beichten. Dann aber übt die Kirche wie eine liebende Mutter, das Amt der Vergebung, das von Jeſus ſeinen Apoſteln und von dieſen deren Nachfolgern übertragen wurde. —t—

Buſstage oder Buß-, Bet- und Faſttage nennt man wegen allgemeiner Landübel angeordnete kirchliche Feiertage. Schon die Heiden ſtellten bei Landplagen Bettage an, um die Götter zu verſöhnen. Die Juden feierten einen großen Bußtag unter dem Namen *lange Nacht*. In der chriſtlichen Kirche feierte man die erſten bekannten Bußtage im 5. Jahrhundert zu Vienne in Frankreich zur Abwendung des ſchädlichen Ungeziefers, welches das Getreide verwüſtete. Während des 30jährigen Krieges (1633) ſchrieb

man in Sachsen den ersten allgemeinen Bußtag aus, den dritten aber im Jahre 1710. Und bei dieser Anordnung von drei jährlichen Bußtagen verblieb es bis 1831. Seit diesem Jahre feiert man in Sachsen nur zwei festgesetzte Bußtage. In Preußen feiert man nur einen jährlichen Bußtag. Sonst ordnete man auch bei besondern Gelegenheiten und Gefahren noch außerordentliche Bußtage an, welche aber nicht stehend wurden. —t—

Büste, (a. d. ital. busto) Bruststück von Bildhauerarbeit, d. i. ein Kopf mit einem Theile des Oberleibes, auf einem kleinen Sokel ruhend. B—l.

Butter, ist das nützlichste und wohlschmeckendste Product, welches aus der Milch (s. d.) der Kühe gewonnen wird. Die Güte der Butter hängt theils von der Beschaffenheit der Weiden, theils von der Art der Bereitung ab; selbst die Jahreszeiten üben ihren Einfluß, und es ist bekannt, daß die Frühjahr- und Herbstbutter nicht nur wohlschmeckender, sondern auch zur Aufbewahrung dienlicher ist. Holsteinische, holländische und schweizerische Butter verdienen den Vorzug, weil sie die Verdienste der natürlichen Beschaffenheit und der reinlich- verständigen Bereitung vereinigen. Die beste Butter gewinnt man durch das Abnehmen der Sahne von der noch süßen Milch. Wo indessen die Milch weniger fett oder weniger häufig ist, pflegt man sie unter der Sahne gerinnen zu lassen, um eine vollkommenere Aussonderung alles Fettstoffes zu bewirken, wodurch allerdings die Sahne einen ranzigen Käsegeschmack annimmt, der nicht immer wieder herauszubringen ist. Die zum Ausrahmen bestimmte Milch darf keiner heftigen Erschütterung ausgesetzt werden, weil sie dann weniger Sahne ausscheidet, so wie es auch vortheilhafter ist, das Abnehmen der Sahne nicht auf Einmal vorzunehmen. Die Butter wird, wie bekannt, durch heftige Erschütterung erzeugt, wozu man sich des Butterfasses bedient, dessen nähere Beschreibung jeder Hausfrau wohl unnöthig sein dürfte. Die nach Absonderung der Butter gewonnene **Buttermilch** ist nicht nur ein kühlendes, sondern auch in manchen Fällen heilsames

Getränk. Das Waschen der Butter muß sorgfältig geschehen, sowohl wegen des Wohlgeschmackes als wegen der Dauer derselben. Aus gleichen Ursachen gibt man ihr einen Zusatz von Salz. Man rechnet auf ein Pfund Tafelbutter 2 Loth, auf ein Pfund Kochbutter 3 Loth Salz. Beim Einlegen der Butter wollen wir nur bemerken, daß, um allen Beigeschmack zu vermeiden, Fässer von Eichen- oder Buchenholz, so wie thönerne Töpfe am zweckmäßigsten sind. Besonders lange erhält sich die sogenannte Fließbutter (Schmalz), welche in eisernen Gefäßen bei gelinder Hitze geschmolzen, wodurch die wässerigen und käsigen Theile vollends entfernt werden, und dann in Fässer gegossen wird. Große Sendungen solcher Butter erhalten wir namentlich aus der Umgegend von Nürnberg und Bamberg, außerdem ist die Butter ein Handelsartikel für Irland, Holland, Seeland, Ostfriesland, Flandern, Frankreich, Holstein, Dänemark. Die Zubereitung der Butter war schon den ältesten Völkern bekannt, wie wir aus der Naturgeschichte des Plinius ersehen, der aber freilich sagt, daß sie nur ein Nahrungsmittel der Barbaren gewesen sei, während die Römer und Griechen sich ihrer nur als Arzneimittel bedienten. Noch jetzt wird bei den südlichen Nationen wenig Butter gebraucht, desto mehr aber im Norden. Frische Butter ist die mildeste aller zur Speise dienenden Fettarten, sie kann selbst bei schwacher Verdauung ohne Schaden genossen werden, dagegen braune Butter schädlicher ist. In heißen Ländern ist die Butter gewöhnlich flüssig; in Indien heißt sie ghee, wird gewöhnlich von Büffelkuhmilch gemacht und in ledernen Schläuchen aufbewahrt. Unter allen Nationen ist die Butter bei den Arabern am beliebtesten. Man trinkt dort zum Frühstück eine Tasse zerlassene Butter und der Handwerker verwendet die Hälfte seines täglichen Verdienstes, um sich für den Morgen und Mittag Butter zu verschaffen. In Europa dürfte vielleicht die Erzeugung und der Verbrauch von Butter in England am größten sein. London allein braucht 37,370,000 Pfund oder 16,830 Tonnen Butter; rechnet

man hierzu noch 4000 Tonnen, welche zur Verproviantirung der Schiffe und anderen Zwecken verwendet werden, so gibt dieß die Summe von 47,640,000 Pfund. Da nun das Pfund in der Regel mit 7 Groschen bezahlt wird, so gibt London allein jährlich 12,745,000 Thaler für diesen Artikel aus; schätzt man aber den jährlichen Ertrag einer Kuh an Butter auf 161 Pfund, so sind 280,000 Kühe erforderlich, um diese Riesenstadt mit Butter zu versorgen.

Butterblume. Mit diesem Ausdruck bezeichnet man eine im Frühling blühende, gelbe Wiesenblume, die nebst dem Gras als Kuhfütterung gebraucht wird, und deren schöner Farbe man das gelbe Ansehen der Butter zuschreibt. Auch dieser demüthigen Pflanze hat die Blumensprache gedacht und ihr verheißen „daß den bescheidenen Dulder ein glückliches Loos erwarte.

L. M.

Byron. Unserm Zeitalter war es vorbehalten, jenes glänzende Beispiel eines Sängers zu geben, dem die Dichtkunst ihre Leier lieh, damit aus den Tiefen seiner zerrissenen Seele Klänge des eigensten Schmerzes, eines Schmerzes tönten, den jene sonderbar innige Mischung von Gefühl und Phantasie gebar, von der so häufig das Leben des Dichters vergiftet wird. Wenn Natur und Wesenheit jemals Einen zu dem vollgiltigsten Anspruche auf diesen Charakter in all seiner stürmendsten Kraft und seiner weichlichsten Schwäche, mit seinem unbändigsten Streben nach Lust und seiner leisesten Empfindlichkeit für den Schmerz berechtigten, so war es Byron, und es bedarf weder langer Zeit, noch tiefen Eindringens in das menschliche Innere, um die Gründe, aus denen die Vereinigung jener Mächte in einer Seele eben so viel zur Glückseligkeit als zum Elend derselben beitrug, zu entdecken. George Noel Gordon, Lord Byron, aus einem alten Normannengeschlecht, das mit Wilhelm dem Eroberer nach England gekommen war, wurde am 22. Januar 1788 in Do-

ver geboren; drei Jahr alt verlor er seinen Vater, der, ein toller Wüstling das Vermögen seiner Gattin verschwendet hatte und nach Frankreich geflohen war; schwächlich an Körper, verunstaltet durch einen Klumpfuß, trotzig und launisch folgte der 8jährige Knabe seiner Mutter nach den Hochlanden, wo diese am Ufer des Dee eine einsame Gegend am Fuße des schauerlich kühn aufsteigenden Loch-nagar bewohnte. Die erhabene düstere Natur und die dunkeln Lieder und Sagen des Landes prägten sich dem jugendlichen Gemüthe tief und dauernd ein, in dem schon damals ein kecker Muth, ein seltener Hang zur Einsamkeit, und eine empfindliche Sonderbarkeit hervortraten. Im 10. Jahre erhob ihn der Tod eines Oheims zum Lord, 1805 bezog er, auf den Schulen zu Aberdeen und Harrow gebildet, die Universität Cambridge, und hier war es, wo sein gewaltiger Geist sich entwickelte und die ersten Blüthen trieb. 1808 erschienen die Hours of Idleness, mit den liebenswürdigen Hebrew Melodies, vielleicht den gelungensten lyrischen Gedichten der englischen Literatur, meist auf Newstead-abbey, seinem Familiensitze, entstanden, von wo er, nach erlangter Mündigkeit, 1819 die erste Reise nach Griechenland über Portugal und Spanien antrat. Die zwei ersten Gesänge des Childe Harold waren die Früchte davon; der Drang der kräftigsten Empfindung, die feurige Keckheit des Urtheils, die geniale Größe der Ansichten, der himmelstürmende Trotz, die Selbstständigkeit, die zauberisch bunten Farben der Scenerie und über all diesen Strahlenschimmer der melancholisch schwarze Schleier eines süßen Liebesgrams, rissen zur Bewunderung hin; the Giaour, the Bride of Abydos, the Corsair, Lara, the Siege of Corinth, Parisina, schmückten Byron's Haupt mit neuen Lorbern. Unterdessen hatte sich seine abstoßende Eigenthümlichkeit, sein energischer Eigenwille, seine schroffe Menschenfeindlichkeit immer weiter abgeirrt; sein Herz sehnte sich nach Annäherung und doch trug er darin den Stachel jener Jugendschwärmerei, die sein Lieben wie sein Hassen umnachtete; er vermählte sich 1815

mit Anna Isabella Noël; schon 1816, nachdem ihm eine Tochter Ada geboren worden war, verließ sie ihn, der, mit edlem Selbstgefühl sich die Schuld des Mißverhältnisses beimessend, die Gefühle seiner hohen Achtung in dem schönen Farewell niederlegte. In Begleitung seines Freundes Shelley verließ er England und ging durch Belgien, die Rheinlande und die Schweiz, nach Venedig, wo er im Hause des Grafen Zamba, im Umgange mit der Gräfin Guiccioli 3 Jahre hindurch das eigenthümlichste, ungezügeltste Leben führte; während der Zeit entstanden der 3. Gesang von Childe Harold, der gigantische Manfred, der Prisonner of Chillon. Der Ausbruch der italienischen Revolution nöthigte den Vater und Bruder seiner Geliebten, zu fliehen. Byron begleitete sie bis nach Genua, dort dichtete er die Prophezeihung Dante's. Gleichzeitig bereiteten sich die Ereignisse in Griechenland vor; dahin riß ihn sein Schicksal, nachdem der 4. Gesang des Ch. H., Marino Valiero, Mazeppa, Beppo, Cain, Sardanapalus, Heaven and Earth, the Island, Werner und the Deformed transformed schnell auf einander gefolgt waren. Im Juli 1823 reisete er nach der Hellas ab, deren Freiheit er fortan leben und sterben wollte. Don Juan, an dem er bis wenige Tage vor seinem Tode gearbeitet hatte, war sein letztes Werk; nach einem Spazierritt den 9. April 1824 wurde er krank und starb schon am 19. April zu Missolunghi. Ganz Griechenland betrauerte ihn; sein Leichnam ward nach England gebracht und in der Gruft von Newstead-Abbey beigesetzt. Die interessanteste Biographie Byron's verdanken wir seinem Freunde Thomas Moore und Wilhelm Müller. Seine gesammelten Werke erschienen 1825 bei Brönner in Frankfurt am Main, eben daselbst Adrians treffliche deutsche Uebersetzung. T.

Byzanz, s. Constantinopel und Griechenland.

C.

C, der dritte Buchstabe des deutschen Alphabets, ein Consonant, wird vor á, e, i, ó, und y wie z, und vor a, o, u, ai, au wie k ausgesprochen. In der Musik ist c die erste Klangstufe jeder Octave, Grundton. Als Vorzeichnung: C bedeutet es den Viervierteltakt, ein Mal der Länge und drei Mal der Quere nach durchstrichen, den Allabrevetakt. — Als lateinisches Zahlzeichen gilt C 100 und so fort CC ꝛc. bis 500, welches mit D ausgedrückt wird. Auf neuern Münzen bedeutet C Prag, Cleve, Caen ꝛc.

Cabaret, franz., im weitern Sinne Wirthshaus, Schenke; im engern Thee- oder Kaffeebret, meist von eleganter Form, mit bunter, goldener, chinesischer Malerei verziert.

Cabinet, 1) ein kleineres Behältniß neben einem größern Zimmer, dient als Spielgemach, Toilette, Buffet, Garderobe ꝛc. 2) In Palästen, Wohn- oder Arbeitszimmer, letzteres namentlich für regierende Fürsten, zugleich Versammlungsort der höchsten Staatsbeamten, die sich hier mit dem Herrscher in Regierungsangelegenheiten besprechen; daher das Cabinet von St. Cloud, von St. James s. v. wie der französische, englische Hof, das französische, englische Ministerium, die Regierung. — 3) Cabinet, ein Zimmer zur Aufbewahrung von Kostbarkeiten, Naritäten ꝛc. Münzcabinet, Antikencabinet, Naturaliencabinet. — Cabinetsbefehl, Cabinetsorder, eine Verfügung, die unmittelbar vom Regenten aus dessen Cabinet hervorgeht

Cabriolet, ein leichtes Fuhrwerk auf zwei Rädern und nur mit einem Pferde bespannt. Die französischen Cabriolets zeichnen sich durch Leichtigkeit und Eleganz der Form aus.

Cacao, Frucht des Cacaobaums (theobroma cacao) in Südamerika, der dort oft ganze Wälder bildet und beständig Früchte trägt, die jedoch nur zwei Mal im Jahr, im Juni und im Winter, gesammelt werden. Die gurken- oder melonenförmige Frucht ist säuerlich süß, 6—8 Zoll lang, und 2 Zoll breit, zugespitzt, furchig und mit Warzen besetzt, anfangs blaßgrün, dann gelb, bei völliger Reife hochroth. Die Cacaobohnen oder Samenkerne 25—40, von der Größe einer kleinen Olive, liegen in einem weißlichen, angenehm säuerlichen Mark gehüllt, von einer doppelten Rinde, einer gelben dicken, und einer darunter liegenden weißlichen zarten umschlossen. Die äußere Schale der Bohne ist hart und zerbrechlich, der Kern violetbraun, saftig und in verschieden gestaltete Stücke zertheilbar. Sobald die Früchte reif sind, werden sie abgenommen, die Schalen zerbrochen und die Bohnen von den fleischigen Umgebungen gereinigt, dann in zugedeckte Körbe gethan, und 4—5 Tage darin stehen gelassen, damit sie ihre Gährung vollbringen und ihren herben, bittern Geschmack verlieren. Sobald die Bohne eine rothbraune Farbe angenommen, läßt man sie an der Sonne trocknen, bis die Schale brüchig geworden, worauf sie sortirt und zum Verkauf in Fässer und Säcke verpackt werden. Es gibt mehrere Sorten Cacao; die beste ist die von Caracas, die geringste, aus welcher aber vorzugsweise die Chocolade (s. d.) gefertigt wird, die von Maragnon. Der Nutzen der Cacaobohnen ist sehr mannichfaltig, außer der Chocolade dienen sie zum diätetischen Gebrauch, indem nicht allein die gerösteten Bohnen ein sehr gesundes, kaffeeähnliches Getränk geben, sondern auch die Schalen, wie Kaffee gebrannt und gemahlen, ebenfalls zu einem leicht verdaulichen Trank benutzt werden. Die aus diesen Bohnen bereitete Butter oder Oel dient zu Salben und Pomaden, so wie die Cacao-

seife, namentlich zu Erhaltung des Teints anempfohlen wird.

L. M.

Cäcilia die Heilige, Schutzpatronin der Tonkunst. Die Legende erzählt von ihr Folgendes: Sie war eine römische Jungfrau, dem Christenthume heimlich zugethan, und hatte sich selbst ewige Keuschheit gelobt. Als sie an einen heidnischen Jüngling vermählt werden sollte, verkündete sie ihm, ein Engel beschütze ihre Unschuld, die er deßhalb nicht freventlich entweihen dürfe. Da ihr Verlobter sich von einer so unmittelbaren Wirkung der göttlichen Hilfe überzeugen wollte, erklärte sie ihm, daß dieß nur unter der Bedingung, wenn er durch die heilige Taufe zum Christenthume überginge, möglich werden würde. Valerian fand auch wirklich, als er von der heiligen Handlung zurückkam, Cacilien in Gesellschaft eines Engels, der sie mit Lilien und Rosen krönte, von himmlischem Glanze verklärt. — Er starb den Märtyrertod, den auch Cäcilie erleiden sollte, wenn sie nicht ihrem Glauben entsagen wollte. Sie verweigerte dieß standhaft, ward in ein siedendes Bad gebracht, und als sie aus demselben unversehrt hervorstieg, sollte sie enthauptet werden. Dreimal versuchte der Henker vergebens, den Kopf vom Rumpfe zu trennen, Cäcilie lebte noch 3 Tage, und predigte dem Volke mit Begeisterung die heilige Lehre des Christenthums. Endlich starb sie am 22. November, an welchem Tage auch die katholische Kirche ihr Gedächtnißfest begeht. Ihr Todesjahr wird verschieden angegeben; Einige setzen es vor, Andere nach 218. Ihre Reliquien wurden lange vergebens gesucht, endlich wurde der Aufenthalt ihres Leichnams dem Papste Paschalis II. durch göttliche Offenbarung bekannt, er ließ ihn 821 beisetzen und der Heiligen eine Kirche erbauen, die sich noch jetzt in Rom befindet. — In der neuern Zeit ist Cäcilie zur Schutzpatronin der heiligen Musik erhoben und als Erfinderin der Orgel von Malern und Dichtern oft vorgestellt und gefeiert worden. Wie sie dazu gekommen, darüber hat man die mannichfaltigsten Conjecturen; die allgemeinste Ansicht, die

Herder aufgefunden hat, ist die, es habe dasselbe seinen Grund in einer falschen Erklärung ihrer Legende. Cäcilie nämlich ließ sich nicht durch die Reize der Musik, welche zauberisch-lockend zu ihrer Hochzeitsfeier erklang, verlocken, sondern wandte ihr Herz dem Höhern, den Gesängen zum Preis des Allmächtigen zu. X.

Cäcilie, Großherzogin von Oldenburg, geborene königliche Prinzessin von Schweden. Im Frühling 1809. als König Gustav Adolph IV. dem schwedischen Throne entsagt hatte, und das ihm angestammte Reich für immer verließ, folgte ihm nebst seinen übrigen Kindern auch die Prinzessin Cäcilie in dem zarten Alter, wo die eigentliche Heimath des Kindes fast noch die Wiege ist. Sie schied von ihrem rauhen nordischen Vaterlande, ohne es noch zu kennen, und fand ein freundlicheres in den südlichen Gefilden des Großherzogthums Baden wieder, welche das Geburtsland ihrer edlen Mutter, der nun verklärten Königin Friederike Dorothea Wilhelmine, gewesen waren, und wohin sich diese nach der schmerzlichen Katastrophe, welche sie und die Ihrigen aus Schweden drängte, zurückgezogen hatte. Die Prinzessin Cäcilia, geboren den 22. Juni 1807, war damals noch nicht zwei Jahre alt. Unter der liebenden Obhut dieser Mutter, welche, auf Verlangen ihres Gemahls gerichtlich von ihm geschieden, nur noch ihren mütterlichen Pflichten zu leben suchte, blühte ihre Jugend heiter auf, und die Bildung ihres Geistes, so wie ihres Charakters diente, wenn es dessen bedurft hätte, zu einem neuen Beweise, wie würdig jene nun verklärte Fürstin die schwere Aufgabe zu lösen wußte, ihren Kindern auch ohne Mitwirkung des Vaters die trefflichste Erziehung zu geben. Nach dem Tode der Königin brachte die Prinzessin ihre Zeit theils bei ihrer Großmutter, der nun verklärten, allgemein verehrten Markgräfin Amalia von Baden, theils in Wien bei ihrem Bruder, dem Prinzen Gustav Wasa zu, wo sie sich den 5. Mai 1831 mit dem regierenden Großherzog, Paul Friedrich August von Oldenburg, vermählte. A.

Cactus, eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Cereen, von Linné in die 12. Classe gesetzt. Sie ist sehr reich an verschiedenen Arten, bildet aber doch eine eigene Gruppe, wozu nur noch die Gattung ribes gerechnet werden kann. Der Cactus besteht aus einem einblättrigen, geschuppten Kelch, der mit mehreren Kronenblättern verwachsen ist, unter welchem sich die vielsamige Beere ausbildet. Die meisten Cactusarten findet man im tropischen Amerika, und nur wenige gehen über die Wendekreise hinaus; doch sind jetzt auch mehrere Sorten in Griechenland, Sicilien und im südlichen Spanien einheimisch geworden. Mit Ausnahme von zwei bis drei Arten (Peirescien genannt) haben alle Cacten die Eigenthümlichkeit, daß sie keine Blätter treiben, indem die ganze grüne Oberfläche blattartig ist. Die Abtheilung **phyllanthus** zeigt zuerst die Neigung zur Blattform; aber diese Blätter sind zugleich Zweige, wie bei dem seit mehreren Jahren in allen Treibhäusern zu findenden **cactus elegans**. Fast alle Uebrigen haben seltsame, eckige und dornige Gestalten, dabei aber meistentheils schöne Blumen, wie der **cactus speciosus**, **cactus grandiflorus**, und Einige auch schmackhafte Früchte. Man behauptet, daß die Wilden in Florida sich drei Monate des Jahrs bloß von der Frucht des **cactus thua** nähren. Die Früchte des **cactus triangularis** und **opuntia**, unter dem Namen Erdbeer- und Prickelbirne bekannt, sind in Westindien so häufig, wie die Feigen im südlichen Europa. So lange der Baum noch ganz jung ist, steht er aufrecht, aber sobald die Zweige ellenlang geworden, senken sie sich und bilden dreieckige, spannenlange, durch Gelenke verbundene Glieder. — Von den Cactusarten mit kriechendem Stamm ist die gewöhnlichste die Rankendistel aus Südamerika, **cactus flagelliformis**, deren walzenförmige Zweige dicht mit borstenartigen Stacheln besetzt sind. Vom März bis Juni erscheinen zwischen denselben rosenrothe, vielfach getheilte Blumen. Gegen den Frost verwahrt läßt sich die Pflanze leicht überwintern. Am beliebtesten

ist der cactus grandiflorus in Westindien; er ist größer wie der Vorige, sonst demselben ähnlich, nur schwieriger und durch mehr Aufwand von Sonnenwärme zur Blüthe zu bringen. Die Blume entwickelt sich schnell zu einer ungewöhnlichen Größe und Schönheit, wird von innen goldgelb, von außen schneeweiß, und verbreitet einen der Vanille ähnlichen Geruch. Die Blüthe öffnet sich meist Abends und dauert selten bis zum Anbruch des folgenden Tages. Die Blumensprache nennt den Cactus: viel versprechendes, rasch unternehmendes Talent. L. M.

Cadenz, cadenza, cadence, bezeichnet in der musikalischen Kunstsprache den oder die Akkorde, welche den Ruhepunkt eines Musikstückes oder eines längern, kürzern Abschnittes darin vorbereiten. Sie stützt sich auf die Harmonien der verwandten Tonarten, zunächst also auf die der fünften Stufe, (Quinte, Dominante) auf- oder abwärts. — Der Virtuos, will er gefallen, wird nach dem Tonschluß zu noch einmal seine ganze Fertigkeit und Meisterschaft zeigen. Da jeder Virtuose gewisse Schwierigkeiten vorzugsweise beherrscht, so war es gut, daß man in den vorigen Jahrzehnden diese Endbravoursätze nicht ausschrieb und sie der Fantasie des Vortragenden überließ, wodurch diesem die Fessel genommen wird, die der fremde Geist so oft um uns schließt. — Oft braucht man das Wort Cadenz für irgend eine brillante Passage.

R. S.

Cadiseries, Cadiszeug, ein Gewebe aus Wolle, geköpert, sehr fein, wird stark in Frankreich fabrizirt; auch in Deutschland zu Linz, Eisenach ꝛc.

Cadix, Cadiz, blühende Seestadt in Spanien, liegt auf der westlichen Spitze der Insel Leon. Das Klima ist herrlich, die Glut der Sonne wird von den Seewinden gekühlt, der Himmel meistens wolkenlos und blau. Von einem Thurme gesehen sieht Cadix wie ein Garten aus; denn auf den platten Dächern pflanzt man Reben-, Jasmin- und Geisblattlauben. Geht man durch die schnurgeraden

gutgepflasterten Straßen, so sieht man zu beiden Seiten die Häuser mit Balkons, oft in der ganzen Breite derselben, versehen. Hier bringen die Frauen während 9 Monate des Jahres den größten Theil des Tages zu; arbeitend, Guitarre spielend oder neugierig auf die Straßen lauschend. Alle diese Balkons sind von Schlingpflanzen, Reben, Geisblatt, Jasmin, welche man in Erdkästen zieht, umgeben und bilden durchsichtige Lauben. Dazwischen prangen Rosenbäume, die Blumen der südlichen Zone, Orangen-, Zitronen- und Feigenbäume. Durch die grünen Zweige zeigt sich oft eine schneeweiße Hand, blickt ein feuriges Augenpaar, eine blendende, sanft geröthete Wange hervor. Alle diese schwebenden Gärten durchwehen die Straßen mit Frische und Duft. — Auf den Wällen gibts prächtige Spaziergänge mit der Aussicht nach dem majestätischen Meere. Rings um die Stadt in schattigen Gärten findet man unzählige Eisbuden und Kaffeehäuser, wo Abends Musik ertönt, Raketen steigen, bunte Lampen die Bosketts erhellen. Die Stadt ist reich, der Handel groß, alle Seehandel treibende europäische Nationen haben hier ihre Konsuln, Agenten und Comptoirs. Die Bevölkerung beträgt 70,000 Menschen; man sieht hier Fremde aller Nationen in den buntesten Trachten. Es gibt wenig ausgezeichnete Gebäude; merkwürdig sind einige Kirchen, die Börse, das Opernhaus. — Hier ist eine Seeschule, Zeichnenschule (für 300 Eleven, botanischer Garten, Sternwarte 2c. — Cadix ist eine der reichsten, herrlichsten Städte Spaniens, und seine Lage von der Art, daß sein Wohlstand nie gänzlich sinken kann. —n.

Caffa, façonirtes Zeug, auf der einen Seite glatt; der durchgehende Flor bildet auf dieser Blumen, Zeichnungen 2c. Aus Bengalen kommt eine Art Kattune unter diesem Namen, die schön gemustert sind.

Cagliostro Graf, ein berüchtigter Abenteurer, Namens Giuseppe Balsamo aus Palermo, der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Europa durchzog und durch die mannichfaltigsten

Betrügereien Aufsehen erregte. Aus einem geistlichen Orden, in den er getreten war, wurde er entfernt, weil er mehrere Handschriften verfälscht und durch Schatzgraben und dergleichen in den Geruch eines Freimaurers gekommen war. Mit einer leichtsinnigen Frau, die er zur Ausführung seiner betrügerischen Plane geeignet gefunden hatte, reiste er nun von einer Hauptstadt zur andern, gab vor, im Besitz des Steins der Weisen und einiger Universalmittel zu sein und spielte die Rolle eines Wunderthäters. Als er aber aus London und Paris 1789 nach Rom zurückkehrte, wurde er, der Maurerei verdächtig, als Ketzer zu lebenslänglicher Haft gebracht und starb 1795 im Gefängnisse. X.

Cajeputbaum, nach der Landessprache cajaputi, weißer Baum genannt, wächst auf der Insel Banda. Aus den getrockneten würzhaften Blättern desselben wird in Banda das bekannte Cajeputöl destillirt, und von da über Batavia nach Holland versandt. Von diesem wirksamen medicinischen Mittel, obgleich seit Anfang des vorigen Jahrhunderts bekannt, hat uns doch erst Thunberg 1782 genauere Auskunft gegeben. Es gehört unverfälscht zu den vorzüglichsten flüchtigen Reizmitteln, wird bei Gicht, Lähmung, Krämpfen, tropfenweise gegeben, bei Zahnschmerzen in den hohlen Zahn gelegt, als Einreibungsmittel und zur Vertreibung der Motten und anderer Insekten angewendet. Es hat einen kampher- und terpentinartigen Geruch und einen brennenden, cardamom- und rosmarinähnlichen, hinterher kühlenden Geschmack, ist sehr leicht und flüchtig, verdünstet in der Wärme, ist gelb von Farbe, völlig durchsichtig und leicht entzündlich. L. M.

Calabrien, ein Küstenland Italiens, das von dessen südlichster Spitze sich ungefähr 30 Meilen nordwärts erstreckt, und eine Breite von 3—10 Meilen hat. Cosenza und Reggio sind die beiden Hauptstädte des 318 □Meilen großen, in das nördliche und das südliche getheilten Ländchens, das ungefähr 1 Million Einwohner hat. Aloe und Palmen, Cactus, Tamarisken und Erdbeerbäume,

schmücken, so wie immer grüne und Cochenille-Eichen, Manna liefernde Eschen, Fichten, Tannen und Lerchenbäume die Meeresküsten oder das Gebirge, da die erstern von einer eilf Monate währenden Wärme, das letztere aber von Sonnengluth und Wintereis heimgesucht wird. Der Bewohner dieses reichen üppigen Bodens — der Calabrese, ist fast ganz noch ein Wilder, und steht in vielen Stücken dem Urbewohner amerikanischer Wälder weit nach. Zwar ist er gastfrei, freundlich entgegenkommend, und voll Ehrgefühl, aber leider auch grausam, roh, wild, zornig, eifersüchtig, unwissend (nicht dumm), schlau, rachsüchtig und abergläubisch. Ueber das schöne Geschlecht läßt sich wenig sagen, als daß es nicht schön ist. Der Calabrese verschließt Weib und Tochter in seiner den Ställen Deutschlands ähnlichen Hütte, mit der Eifersucht eines Türken, daher es nur einigen vom Zufall begünstigten Reisenden gelang, Nachrichten von denselben einzuziehen, und diese beschränken sich darauf, daß, so charakteristisch wohl gebildet die Männer, fast alle griechischen Stammes auch sind, doch die Frauen durchaus nicht zu einem Grade von Schönheit gelangen, der sie für unseren geläuterten Geschmack anziehend machte. Nur dem Geistlichen steht der Zutritt zu dem weiblichen Geschlecht offen. Die Mädchen heirathen im zwölften, im dreizehnten Jahre, und sind im zwanzigsten verblüht, ganz reizlos, da ihr Geist nicht im mindesten ausgebildet wurde, da sie nicht einmal lesen können; was sogar für die höchsten Stände gilt. Calabrien, einst Groß-Griechenland, der Raum, auf welchem das üppige Sybaris stand, Calabrien, Pythagoras's Wohnsitz, und das Geburtsland eines Praxiteles (der berühmteste Bildhauer der Griechen, nach dem Phidias), eines Agathokles ꝛc. ist herabgesunken auf die unterste Stufe der Cultur; seine Bewohner unterscheiden sich von den Negern Senegambiens nur dadurch, daß sie Kleider tragen. V.

Calais, Stadt im französischen Departement gleiches Namens, liegt am äußersten Punkte der Nordküste von Frankreich und den Küsten Englands am nächsten. Calais hat nur 9000 Einwoh-

ner, ist aber ungemein belebt durch die aus England kommenden oder dahin abgehenden Reisenden, deren Zahl jährlich über 40,000 beträgt. Deßhalb sind die Gasthöfe und Wirthshäuser hier vortrefflich. Dessin's Hotel nimmt den ersten Rang ein; es hat ein Theater, einen großen Speisesaal, Billard-, Kaffee-, Lesezimmer und Ziergarten. Die Meerenge (Pas de Calais), welche Frankreich von England trennt, ist nur vier Stunden breit, die Dampfschiffe legen diesen Weg in derselben Frist zurück; die Rückfahrt von Dover aber dauert wegen der Strömung nur $2\frac{1}{2}$ Stunden. Bei hellem Wetter kann man mitten im Meere beide Küsten sehen. Die englische schimmert weit hin, wenn die Sonne ihre blendend-weißen Kreidefelsen beleuchtet. In Calais liegen ungeheure Vorräthe von französischen Weinen, die nach den englischen Ufern geschmuggelt werden.

Calando, bezeichnet in Tonstücken ein langsameres Fortziehen der Zeit; so wie ritardando, rilasciando ein unbedeutenderes Nachlassen. R. S.

Calatraven-Orden, ein spanischer Orden, wurde zu Calatrava im J. 1158 zum Schutze der christlichen Religion gegen die Uebermacht der Araber gegründet. Die Ritter folgen der Regel der Cisterzienser, und erhielten vom Papste Paul III. die Erlaubniß, einmal heirathen zu dürfen. Der Orden ist der reichste in Spanien, genießt sehr wichtige Privilegien, und deßhalb ist die Würde des Großmeisters für immer mit der Krone verbunden. Auch Frauen, voll Eifer, des Christenthums heilige Sache fördern zu helfen, traten diesem Orden bei. Diese tragen als Ordenszeichen ein großes, rothes Kreuz über ihrer Kleidung. Die Großmeisterin derselben hat ihren Sitz zu Almagro in Castilien. —s—

Calcedon, ein Mineral, zu welchem als Unterabtheilung der Achat, der Carneol, der Chrysopras ꝛc. gehören, also ein Halbedelstein von bedeutender Härte, treffliche Politur annehmend, seiner verschiedenen Farben wegen zu mancherlei Schmuck, zu Dosen, Petschaften, Colliers u. s. w. gebraucht. Dunkelgrün heißt er Heliotrop

in verschiedenen Schichten scharf begränzt und verschieden gefärbt, hellbraun und dunkelbraun, weiß und grau, weiß und gelb, gelb und braun ꝛc. heißt er Onyx, und ist besonders bei den Cameen der Alten, bei geschnittenen Steinen gebraucht worden. V.

Calchihuitlicue oder Chalchiuhcueje, die Göttin des Wassers, bei den alten Mexikanern, deren Gefährte der Gott des Wassers, Tlaloc war. Sie hatte mehrere Feste, und nicht minder Menschenopfer, wie die übrigen mexikanischen Idole, deren Dienst ein äußerst blutiger und grausamer war. Ihre Priester kasteiten sich durch Fasten und Blutlassen, und die Kopalwolke umwallte duftend ihr Tempelheiligthum. —ch—

Calcutta, die Hauptstadt der Präsidentschaft Bengalen im britischen Vorderindien, liegt am östlichen Ufer des Hoogly in einem ungeheuren Halbkreise, und gewährt einen prächtigen, imposanten Anblick. Der Hafen ist geräumig; längs demselben erstreckt sich die schöne Esplanade, hinter welcher sich die Stadt mit ihren unzähligen Minarets, Moscheekuppeln, Kirchthürmen, Pagodenspitzen ꝛc. erhebt, im Hintergrunde noch von grünen Hügeln, üppiggrünen Gärten mit zahllosen weißen Landhäusern malerisch überragt. Der von etwa 8000 Europäern bewohnte Stadttheil Thuringhi ist regelmäßig gebaut, die Häuser im griechischen Style, mit flachen Dächern, schönen Balkons ꝛc. Die vornehmsten Gebäude sind: der Regierungs- und Justizpallast, das Rathhaus, die katholische, armenische und griechische Kirche, viele Moscheen und Pagoden. Jedes Viertel hat sein sogenanntes Square, d. h. in der Mitte einen freien, mit Rasen, Bäumen, Gesträuch und Blumen beflanzten Platz, in deren Mitte sich Brunnen und Fontainen befinden. Die sogenannte schwarze Stadt und die Vorstäde sind eng und winklig, haben nur schlechte Häuser aus Holz, Lehm oder Bambus, die Straßen sind ungepflastert, werden aber sehr reinlich gehalten. — Die Gesammtbevölkerung beträgt 800,000 Seelen, und ist ein Gemisch von Europäern und Asiaten aller Farben, Nationen und Religionen.

Die Briten leben auf europäische Weise und haben sogar ihr Theater. Sie sind Beamte, Militärpersonen, Kaufleute, Lehrer und Handwerker. Die Armenier treiben bloß Handel, und besitzen ungeheure Reichthümer. In der Nähe der Stadt liegt der botanische Garten, der größte in der Welt und das Landhaus des Generalgouverneurs, der hier mit wahrhaft orientalischer Pracht lebt. — Es gibt in Calcutta viele Schulen für Christen, Hindus und Muhammedaner; Museen, Kunstsammlungen, die berühmte asiatische Gesellschaft (Asiatic Society) 2c. — Das häusliche Leben weicht in mancher Beziehung von dem unsrigen ab. Man muß ein Heer von Dienern halten, deren jeder sein eigenes Geschäft hat. Das Kindermädchen z. B., welches die Kinder spazieren fährt, kleidet dieselben nicht an und aus; dieß ist das Geschäft einer andern Person. Man steht zeitig auf, um noch vor Sonnenaufgang die frische Morgenkühle zu genießen; um 12 Uhr wird ein warmes Frühstück genommen, dann schläft man 2 bis 3 Stunden. Die Hauptmahlzeit folgt um 7 Uhr. Das Fleisch ist vortrefflich und in großem Ueberflusse vorhanden. Was über den Bedarf geschlachtet worden, wird in's Freie geworfen, wo sich ungeheure Scharen von Geiern und Krähen, und des Nachts Füchse, Schakals und Hyänen davon nähren. Die religiösen Vorurtheile der Hindus nämlich verbieten ihnen etwas zu essen, was nicht von ihrer Kaste zubereitet worden. Man reist gewöhnlich in Palankinen, doch haben die Vornehmen Equipagen, und es ist Mode, vor der Hauptmahlzeit spazieren zu fahren. Des Nachts laufen Knaben mit Fackeln vor den Wagen einher, was auf der Esplanade, wenn sich 30—40 solche Flammen hin und her bewegen, von malerischer Wirkung ist. — Ein herrschendes Laster in Calcutta ist die Spielwuth, welche sogar unter den niedern Ständen angetroffen wird. — Viele unverheirathete Engländerinnen reisen nach Calcutta, in der Absicht, sich gut zu verheirathen, was in der Regel denen, welche von guter Bildung und empfehlendem Aeußern sind, gelingt.

Andere beschäftigen sich mit Erziehung und Unterricht; es gibt hier viele Pensionsanstalten, für welche meistens Europäerinnen als Lehrerinnen gesucht werden. — Die dienende Klasse besteht aus Muhammedanern, Parias und vielen zum Christenthum bekehrten Hindus. Ein vornehmer Mann muß 200 Dienstleute haben, die freilich nur schlecht bezahlt werden. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner besteht in Manufaktur- und Fabrikarbeiten. Man verfertigt schöne Seiden- und Baumwollenzeuge, treffliche Lederarbeiten, Tischler-, Gold- und Silberwaaren. Es gibt zahlreiche Zuckersiedereien, Arakbrennereien ꝛc. Das Küchengeschirr ist geschmackvoll und von seltener Dauerhaftigkeit; der Handel Calcutta's ist sehr lebhaft und ausgebreitet. — —n.

Calderon de la Barca, Don Pedro, der größte dramatische Dichter Spaniens, durch sein herrliches Drama: „das Leben ein Traum," auch dem deutschen Theaterpublikum ehrenvoll bekannt, wurde 1601 zu Madrid geboren, studirte zu Salamanca, schrieb schon in seinem 14. Jahre ein Schauspiel, machte darauf einige Feldzüge in Italien und den Niederlanden, huldigte mitten im Kriegsgetümmel den Musen, so daß der Ruf seines ausgezeichneten Dichtertalentes bis zum Throne Philipp's IV. drang. Der kunstsinnige, selbst der Dichtung huldigende König rief ihn zurück, ernannte ihn zum Marschall der Festlichkeiten und Schauspiele des Hofes, und ließ seine Stücke, welche damals die größte Begeisterung erweckten, mit ungeheuerem Pomp aufführen. Calderon zog kurz darauf wieder in's Feld, und focht in Catalonien. Später kehrte er an den Hof zurück und widmete sich der Dichtkunst von Neuem. Im 52. Jahre beschloß er sich dem geistlichen Stande zu widmen, fuhr aber auch hier fort, für die dramatische Kunst zu wirken. Er starb 1687. — Calderon beherrschte als Dichter sein Zeitalter. Staunensvoll ist der Reichthum seiner Phantasie, die Gewalt seiner Diction, die Mannichfaltigkeit seiner Productionen. Er schrieb 127 Schauspiele, theils Tragödien, historische Dramen, Intriguenstücke

und Komödien; 95 autos sacramentales, geistliche Schauspiele zu Frohnleichnamsfesten, welche in den Hauptstädten Spaniens aufgeführt wurden, und alles bis dahin von geistlicher dramatischer Poesie Vorhandene übertrafen, 200 Vorspiele und 160 Divertissements mit Musik und Tanz. Auch hat er Gedichte, Lieder und Sonette hinterlassen. — Die Fruchtbarkeit dieses dichterischen Genies ist Erstaunen erregend. Noch jetzt ragt er durch Phantasie, Zauber der Sprache, Gewalt und Reichthum der Metaphern in unsere Zeit, und bleibt unsterblich. In seinen Dramen und Komödien entwickelt er zudem eine tiefe Kenntniß des weiblichen Herzens und der verschiedensten Lebensverhältnisse, ist unerschöpflich in Entwickelungen und schönen Contrasten. — Schlegel, Gries und Malsburg haben mehrere seiner Stücke übersetzt. Nebst dem „Leben ein Traum," das (in West's Uebersetzung) ein Repertoirstück geworden, ist auch das „öffentliche Geheimniß" und der „standhafte Prinz" auf die deutsche Bühne gekommen, und es bedarf nur eines sprach- und bühnenkundigen Dichters, um die ungeheueren Schätze, welche in Calderon's Werken vergraben liegen, für die deutsche Bühne glorreich zu Tage zu fördern.

Calembourg. Am Hofe des Königs Stanislaus von Polen lebte ein deutscher Edelmann, Namens: „von Calemburg," der das Französische so schlecht aussprach, daß dadurch die lächerlichsten Verwechslungen und Verdrehungen des Sinns entstanden. Die Herzogin von Boufflers merkte sich diese Aeußerungen und ergötzte den französischen Hof damit. Es konnte nicht fehlen, daß derlei Redensarten, die nicht nach der Orthographie ausgesprochen wurden, sondern in der Aussprache einen Doppelsinn zuließen, häufig nachgeahmt wurden. Der Marschall von Bièvre machte deren so viele nach, daß sie gesammelt im Druck erschienen. — Das Wort Calembourg blieb von da eingebürgert, und bedeutet eine Redensart, welche durch die verschiedene Aussprache oder durch die verschiedene Beziehung, die sie erleidet, einen, meistens witzigen, Doppelsinn, eine zweifache Beziehung,

zuläßt. — Die deutsche Sprache ist nicht reich an Calembourgs; denn das Wortspiel ist nicht immer ein Calembourg.

Californien, Halbinsel im mexikanischen Staate am Purpurmeer, hat ein mildes Klima, und ist da, wo sich Wasser findet, höchst fruchtbar. Aber der Wassermangel ist groß, und wo der Gebirgszug das Land durchschneidet, gibt es nackte Felsen und dürres Heideland. Der Merbusen von Californien war sonst wegen seiner Perlenfischerei berühmt, ist aber unter den Spaniern zu sehr ausgebeutet worden, so daß die Muscheln jetzt sparsamer gefunden werden. Der Umfang des Landes beträgt 12,000 □ Meilen. Merkwürdig ist hier das Phänomen des Sonnenunterganges. Zur Zeit, wenn das Tagesgestirn verschwindet, bilden sich Wolken, die purpurfarben, grün und violett leuchten, in tausend Nüancen bald hell, bald dunkler am westlichen Himmel in ungeheurer Ausdehnung strahlen und ein Schauspiel gewähren, das im Gemüthe des Beobachters einen unauslöschlichen Eindruck zurückläßt. Die Einwohnerzahl beträgt 32 — 40,000 Menschen, meistens Indianer, die in Missionen wohnen, d. h. in Dörfern, wo sie unter Aufsicht von Mönchen gemeinschaftlich leben, das Feld bauen und nützliche Handwerke treiben. Die Geräthschaften und der Ertrag der Aecker sind gemeinschaftlich. Die jungen indianischen Mädchen leben streng abgeschlossen, und beschäftigen sich unter Anleitung der Mönche mit Spinnen und Weben. — Das Land ist in den Flußgebieten so erstaunt fruchtbar, daß der Weizen das vierzigste Korn trägt. Außer den Missionen gibt es noch Pueblos d. h. Dörfer, wo Invaliden und verabschiedete Soldaten wohnen, die Ackerbau und Viehzucht treiben. — Hauptort (Präsidio) ist San Carlos de Monterey mit 1000 Einwohnern. — Siehe Mexiko.

Caligula, der Sohn des edlen Germanicus und der Agrippina, wurde nach Tiberius's Tode römischer Kaiser, wirkte in den ersten 8 Monaten seiner Regierung viel Gutes, verfiel aber in eine Krankheit, die seinen ohnehin schwachen und rohen Geist so zerrüt-

tete, daß er von da an einer der grausamsten Tyrannen wurde, den die Geschichte aufzuzählen hat. Er ließ seine edle Großmutter morden, Hunderten seiner Unterthanen die Zunge ausschneiden, und sie den wilden Thieren Preis geben; raubte eine Braut und erhob sie zu seiner Gemahlin, um sie wieder zu verstoßen, hielt seinem Pferde einen Hofstaat und verlieh ihm die Priesterwürde, ließ sich göttliche Ehren erweisen, von reichen Leuten zum Erben einsetzen, die er gleich darauf ermorden ließ, verschwendete in einem Jahre 67 Millionen Speciesthaler und wurde endlich — da Rom dieses Unmenschen überdrüssig wurde — nach einer Regierung von 46 Monaten von Verschworenen auf offener Straße ermordet.

Calixtiner, siehe Hussiten.

Calla, Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Aroideen, von Linné in die 7. Klasse geordnet. Sie hat Aehnlichkeit mit dem Arum und Caladium. Eine europäische Art, Sumpf-Drachenwurz, calla palustris, die in nordischen Sümpfen wächst, zeichnet sich durch Zwitterblüthen aus, und hat eine flache Blüthenscheide. Die feuerrothen, nicht an einander sitzenden Beeren geben ihr zur Zeit der Blüthe ein schönes Ansehen. Calla aethiopica, am Cap einheimisch, finden wir häufig in unsern Treibhäusern, wo sie sich sehr zierlich ausnimmt. Die Wurzel ist dick und fleischig und theilt sich in mehrere Aeste, aus welchen sich pfeilförmige, lange, breite Blätter auf langen, glatten, dunkelgrünen Stielen erheben, die an der Basis eine Scheide bilden. Der Blumenschaft ist länger als die Blätter, kommt zwischen denselben hervor und trägt am Ende eine große, kappenförmig ausgehöhlte, weiße Blumenscheide, welche einen sehr lieblichen, sanften, vanilleähnlichen Geruch hat.

L. M.

Callico nennt man ein feines, weißes, ostindisches Baumwollenzeug, welches in England gebleicht, in Manchester, London und andern englischen Städten gedruckt, und dort in den Handel gegeben wird. Sonst kannte man nur diese eine Art; doch nicht

lange beschränkte sich der Name Callico auf den einzigen Stoff, und bald hießen alle englischen Kattune (s. d. Art.) so; ja selbst in England bediente man sich dieses geringern Surrogats besonders für das Ausland und hat es jetzt in der Verfertigung desselben zu einer großen Vollkommenheit gebracht. Während der Zeit des Continentalsystems, als alle englischen Manufakturwaaren dem Festlande unerreichbar blieben, legten auch die deutschen und schweizer Fabrikanten ihren gedruckten Kattunen den Namen Callico bei. Anfänglich unterschied man nur zwei Arten: full chints und half chints. Beide hatten dunklen Grund und Muster mit rothen Blumen; bei der erstern aber war die Farbe doppelt aufgetragen (Doppeldruck); bei der letztern nur einfach aufgesetzt. Später führten die Engländer jedoch auch mehr- und anderfarbige Callicos ein.

L. M.

Calpurnia, Cäsar's vierte und letzte Gemahlin, stammte aus der Familie der Pisonen. Ihre weiblichen Tugenden erwarben ihr die Zuneigung und die Achtung ihres Gemahls. Vor Cäsar's Ermordung (s. d.) beunruhigten sie bange Träume und Ahnungen; sie sah, wie sich Thüren und Fenster ihres Gemaches öffneten, der obere Theil des Palastes herabstürzte, und J. Cäsar in ihrem Schooße ermordet wurde. Mit ängstlicher Zärtlichkeit warnte sie ihn vor dem verhängnißvollen Gange auf das Capitol, wo er unter den Dolchen seiner Mörder fiel. Ihre Trauer um den Gatten, der als Mensch und Herrscher so groß da stand, war grenzenlos. Aber ihre Zärtlichkeit trug sie auf Cäsar's Liebling, Antonius (s. d.), übergab ihm große Summen Geldes, lieferte ihm die Papiere Cäsar's aus, und verhalf ihm so zu Macht und Ansehen. Seine Verirrungen und sein trauriges Ende erlebte sie nicht. — Calpurnia besaß Geist und Kenntnisse im hohen Grade, und trat selbst öffentlich als Rednerin auf.

Calvil, eine der edelsten Aepfelsorten, vorzugsweise als Tafelobst beliebt. Man erkennt sie an der Form, welche von der Mitte

nach der Blume zu spitz ist, an ihrem lieblichen Dufte, an ihrem lockeren, leichten Fleische, und an dem ihr eigenthümlichen Erd- oder Himbeergeschmack. Es gibt deren 16 verschiedene Arten, welche mehr oder minder diese Eigenschaften besitzen.

Calvin, Johann, der Stifter der reformirten Kirchengemeinde (Calvinisten), wurde 1509 zu Noyon in der Picardie geboren. Er studirte in Paris, wurde später daselbst Priester, flüchtete wegen seiner Glaubensänderung zuerst nach Straßburg, dann nach Genf, ward hier Prediger und Professor der Theologie, veröffentlichte sein Glaubensbekenntniß und ließ es von den Einwohnern unterschreiben. Seine Anhänger vermehrten sich schnell, besonders durch italienische, französische und englische Flüchtlinge, welche der Religion wegen ihr Vaterland verlassen mußten; er setzte ein Kirchen- und Sittengericht ein, wirkte segenbringend auf die Moralität der Genfer und aller seiner Anhänger, und starb 1564. Calvin war streng- rechtlich, mildthätig, fromm; aber gegen Andersdenkende oft hart, ja sogar grausam. Er ließ mehrere, die ihm ihrer Lasterhaftigkeit oder ihrer religiösen Ansichten wegen verdächtig waren, hinrichten. Sein Streben nach der Einheit der Kirche ließ ihn oft die nöthige Duldsamkeit vergessen. Er starb nach einer peinlichen Krankheit mit Gottergebung und ermahnte in salbungsvollen Worten zur Frömmigkeit und Ausdauer im Guten. Nach dem Colloquium von Poissy 1561 nahmen seine Anhänger den Namen Calvinisten an. —s—

Camaldulenser. Im Jahre 967 stiftete der Benedictiner-Mönch Romuald, welcher 1072 unter die Heiligen versetzt wurde, in dem Thale Camaldoli bei Arezzo in den Apenninen einen geistlichen Orden, der 1024 bestätigt und nach dem Thale benannt wurde. Ursprünglich war der Orden nur für das Einsiedlerleben bestimmt, aber Reichthümer veranlaßten die Mitglieder bald zum geselligen Klosterleben. Später theilte sich der Orden in verschiedene Zweige, welche durch Italien, Frankreich, die Schweiz, Oestreich und Polen verbreitet waren, aber gegen das Ende des 18. Jahrhunderts überall

aufgehoben wurden. Die Ordensleute waren zwar im Allgemeinen der Regel der Benedictiner unterworfen; hatten aber überdies noch sehr strenge Observanzen, als stetes Schweigen, häufiges Geißeln, und namentlich durften sie nie Fleisch, oder dem Fleische Verwandtes genießen, sondern ihre Speisen nur höchstens mit Oel anrichten. Auch Frauen traten, unter dem Namen Camaldulenserinnen, in diesen überaus strengen Orden. Sie trugen schwarze Schulterkleider, über denselben aber eine blendend weiße Klosterkappe, oder einen Kopfschleier. —s—

Camargo, Maria Anna Cuppi, in den französischen Bühnenannalen des verwichenen Jahrhunderts ein bekannter und gefeierter Name, der einer der berühmtesten Tänzerinnen angehört. Dieselbe war 1710 in Brüssel geboren und betrat bereits in früher Jugend das Theater ihrer Vaterstadt, von wo aus sich der Ruf ihrer seltenen Anmuth und Gewandtheit bald so sehr verbreitete, daß sie, von mehrern fremden Bühnen aufgefordert, Brüssel verließ und, nachdem sie an verschiedenen Orten die sprechendsten Beweise eines unzweideutigen Beifalls empfangen hatte, endlich bei der großen Oper in Paris angestellt ward. Auch hier erfreute sie sich der Gunst des Publikums im hohen Grade, und da sie sich außer dem Beifall, den ihre Leistungen gewannen, auch die allgemeinste Achtung in ihren Privatverhältnissen zu erwerben gewußt hatte, so wurde sie, selbst nach ihrer Blüthenzeit und im vorgerückten Alter, immer noch gern gesehen. Sie starb 1770. X.

Cambray, französische Stadt und Festung an der Schelde mit 15,000 Einwohnern, einem schönen Denkmal Fenelon's und großen Batistfabriken. — Die batistene Leinwand unter dem Namen Cambrays oder Cambriks bekannt, soll nach dieser Stadt oder nach dem Erfinder Baptiste Cambray ihre Benennung erhalten haben. — 1529 wurde hier der sogenannte Damenfrieden geschlossen, welcher den langwierigen Krieg zwischen Karl V. und Franz I. beendigte. Zwei kluge Frauen, Louise von Savoyen, Franz's

Mutter und Margarethe, des Kaisers Tante, übernahmen das Amt als Vermittlerinnen. Sie begaben sich nach Cambray, und hier gelang es ihnen, ohne ceremoniellen Zwang die Streitigkeiten beizulegen und die beiden Monarchen auszusöhnen.

Cambridge, Stadt in England mit 14,000 Einwohnern, einer berühmten Universität, welche 4000 Studirende besuchen, Bibliothek von 100,000 Bänden, Museum, Sternwarte, botanischem Garten, schönen Spaziergängen ꝛc. Der Safranbau in der Umgegend ist sehr bedeutend, so auch die Rüböl-Fabrikation, der Butter- und Getreidehandel.

Camera clara, ein optisches Instrument, um Gegenstände zu zeichnen, ohne gerade so viel Zeichnenkunst nöthig zu haben, als zum freien Zeichnen nach der Natur erforderlich ist. In einem viereckigen Kasten wird ein Spiegel so schräg gestellt, daß er gegen zwei Seiten eine ganz gleiche Richtung hat, also in einen Winkel von 45 Graden. Die beiden Seiten, nach denen der Spiegel sieht, durchbohrt man, bringt in der vordern ein Rohr mit einem convexen Glase an, und in der obern kein Rohr, wohl aber ein Linsenglas, und zwar von möglichster Ausdehnung — sechs, sieben Zoll Durchmesser, bei nicht gar großem Focus; die Construction ist somit ganz die der gewöhnlichen Camera obscura, nur mit dem Unterschiede, daß bei der letzteren das obere Glas, flach und matt geschliffen ist. Man sieht die Gegenstände in dieser Camera clara äußerst deutlich, rein, ohne Verzerrung in lebhaften Farben, ganz so, wie man sie durch ein astronomisches Fernrohr sehn würde, denn das ist im Grunde das Instrument. Mit dieser Camera clara ist nicht zu verwechseln die V.

Camera lucida, zu gleichem Zwecke zwar erfunden, doch sonst ohne alle Aehnlichkeit mit der Camera clara. Die Camera lucida besteht aus einem schweren Messing- oder Eisenklotz, dessen untere Seite mit Tuch versehen ist, so daß sie das Papier, worauf sie gestellt wird, nicht beschmutzt; der 1 bis 2 Pfund schwere

Klotz trägt einen Stab von Messing, aus zwei Röhren bestehend, welche sich wie die Röhren eines Taschenperspectives verschieben lassen. Oben auf dem Knopf der letzten Röhre ist ein Prisma von vier Seiten angebracht, welches beliebig um eine Axe gedreht werden kann. Dieses Prisma ist das eigentliche Instrument, es hat eine Länge von einem Zoll, und Flächen von $1\frac{1}{2}$ bis $2\frac{1}{2}$ Linien Breite. Zwei derselben sind unter einem rechten Winkel gegen einander geneigt, diejenige, welche zu dem abzuzeichnenden Gegenstande, eine Landschaft, ein Bild, eine Büste ꝛc. (alles völlig ruhige) gekehrt ist, und die oberste, an welcher beim Gebrauch das Auge liegt. Die beiden hinteren Flächen stoßen unter einem stumpfen Winkel zusammen. Auf der untern entwirft sich das Bild des zu zeichnenden Gegenstandes, sie sendet dasselbe zu der oberen, und von dieser gelangt es in das, beinahe auf dem Instrument liegende Auge. Nun ist das Prisma so schmal, daß nur die Hälfte des Auges hineinschaut, die andere sieht zugleich auf das untergelegte Papier, und vermag so der Hand, welche den Bleistift führt, als Leitstern zu dienen. Bei einiger Uebung erlangt man sehr schnell die Fertigkeit, nach der Natur zu zeichnen, indem man sich des kleinen, leicht transportablen Instruments bedient. Die Arbeit wird hiedurch auffallend verringert, und es ist allen Damen als ein Hilfsmittel der einfachsten Art zu empfehlen. V.

Camera obscura. Im Bau der Camera clara ähnlich (s. d.), nur mit dem Unterschiede, daß man statt des obern großen Linsenglases ein flaches, matt geschliffenes Glas anzuwenden pflegt, auf dessen unterer Fläche sich die Bilder der Gegenstände präsentiren, die man dann von oben her betrachtet. Ich habe mich jedoch mit Vortheil eines gewöhnlichen ebenen Glases bedient, welches nicht matt geschliffen war, und hierüber ein feines Velinpapier gespannt. Die Bilder gewinnen dadurch außerordentlich an Klarheit und Lebhaftigkeit der Farben. Der schönste Bau der transportablen Camera obscura weicht von dem gewöhnlichen, und von dem der Camera

clara auffallend ab, und ist folgender. Eine Pyramide aus dünnen Brettern, oder aus Stäben mit schwarzem Tuch überzogen, steht auf einem, mit Zeichnenpapier bespannten Reißbrett. In einer Seitenwand befindet sich eine Oeffnung, in welche der obere Theil des Gesichtes, (Stirne und Augen) paßt, gerade darunter ist der Theil der Pyramide, welcher von dem Augenloch durch das Reißbrett herab geht, offen, und durch einen Vorhang von leichtem, schwarzem Zeuge verhängt. Hier ruhet die Hand, welche zeichnen soll. Die Pyramide ist ungefähr drei bis vier Schuh hoch, auf ihrem Gipfel steht ein rechtwinkliges Prisma, aus reinem Glase, mit einer Kathete nach den abzuzeichnenden Gegenständen, und mit der andern nach dem Innern, nach dem Reißbrett gerichtet. Diese letzte Fläche ist erhaben geschliffen, und dient statt des Linsenglases — es fehlt nur noch der Spiegel. Da nun unbelegte Glastafeln von guter Politur, wenn sie unter einem Winkel von 45 Graden gegen die Objecte uud das Auge geneigt sind, alle Strahlen zurück werfen, so dient die dritte Seite des Prisma als vollkommener Spiegel, und man hat auf diese Art die reinsten vollkommensten Bilder von außerordentlicher Farbenpracht. Der Spiegel und das Linsenglas bewirken eine Umkehrung des Bildes, daher, wenn man so steht, daß man den Gegenstand — etwa ein Haus — und dessen Bild zugleich im Innern des Instrumentes sehen kann, das Haus auf dem Schornsteine balancirt. Man muß sich daher so stellen, daß man dem Objecte, welches man zeichnen will, den Rücken kehrt, dann steht das Haus wieder auf seinem Fundament. Dieselbe Vorrichtung bringt man auch auf dem Giebel von frei gelegenen, etwa eine Landstraße beherrschenden Pavillons, Gartenhäuschen ꝛc. an, und kann sich dadurch den angenehmsten Zeitvertreib verschaffen.

V.

Camilla, eine Tochter des volskischen Königs Metabus. Als ihr Vater bei einer Empörung des Volkes aus seinem Lande flüchten mußte, nahm er sein Kind mit. Er kam an den übergetrete-

nen Fluß Amasenus — die Verfolger waren hinter ihm. Rasch befestigte er sein Kind an die Spitze des Speeres, weihte es der Diana und schleuderte es über den Strom. Glücklicher Weise fiel der Speer so, daß er fest im Boden stecken blieb, und das Mädchen nicht beschädigt wurde. Metabus rettete sich durch Schwimmen. Camilla erhielt von nun an eine männliche Erziehung, übte sich in den Waffen, und durchstreifte als kühne Jägerin die Wälder. Sie sammelte Mädchen um sich, die sie wie Amazonen begleiteten, eroberte das Land ihres Vaters wieder, und nahm im Kriege zwischen Aeneas und Turnus für den Letzteren Partei. Sie erlegte den Arsilochus und andere Streiter, wurde aber vom Arnus hinterlistiger Weise mit einem Wurfspieß getödtet. Opis rettete den Leichnam der Heldin und ließ ihn festlich begraben. A. B.

Camisarden, nannte man zur Zeit Ludwig's XIV. in Frankreich diejenigen Protestanten, welche in den Sevennen wohnend, sich der Entrichtung einer damaligen Kopfsteuer mit bewaffneter Hand widersetzten, ihre Streifereien vorzugsweise des Nachts unternahmen, und dabei, um nicht erkannt zu werden, hemdartige Leinwandkittel trugen, durch welche sie diesen Namen erhielten. Der Aufstand wurde durch Vergleich gedämpft. —s—

Camoenen, Camönä, Carmentes, ursprünglich zwei altitalische Nymphen mit Sibyllengaben; ihre Weissagungen ertheilten sie in gebundener Rede, und Numa weihte ihnen einen Hain und eine Quelle, woselbst er unter der begeisternden Einflüsterung Egeria's seine Gesetze schrieb. In späterer Zeit wurde wegen gleicher Eigenschaft der Name Camönen den Musen (s. d.) beigelegt, und zwar so häufig von allen Dichtern alter und neuerer Zeit für jene gebraucht, daß sich die früher eigenthümliche Bedeutung ganz verlor und verwischte. —ch—

Camoens, Luis de, Portugals größter Dichter, einer der außerordentlichsten Menschen, berühmt durch sein Genie, wie durch seine Schicksale. Sein Leben ist eine Elegie voll endloser Schmer-

zen und Entsagungen. Unerkannt, unbelohnt, ungefeiert, trug er ein langes, freudeloses, mit den Dornen des Mißgeschickes durchflochtenes Dasein. Nicht um seine Schläfe, erst um seinen Sarkophag wand sich der Lorber und das Angedenken dessen, der im Leben gedarbt, der keinen Raum sein nannte, wohin er das sterbende Haupt hätte legen können, verherrlichte erst später ein prachtvolles Mauseleum. Den spätern Jahrhunderten blieb es vorbehalten, gerecht zu werden gegen den Dichter und seinem Werke, und einen Theil der Schuld abzutragen, welche als ewiger Vorwurf seine Zeitgenossen trifft. Wie Tasso mußte er ein Leben durchkämpfen, um erst über der Schwelle des Todes die Palme und den wohlverdienten Ehrenkranz „Von Tausenden gesucht und nicht errungen," zu erwerben. — Camoens wurde 1524 zu Lissabon geboren, studirte zu Coimbra, kehrte reich an Kenntnissen in die Hauptstadt zurück, wo ihm seine Liebenswürdigkeit vielfache Theilnahme erwarb. Er verliebte sich hier in eine Hofdame, Namens Caterina de Attayda, feierte sie in seinen Gedichten, bestand ihretwegen einen Zweikampf, und wurde, da man die Liebesbewerbung eines schlichten Edelmanns zu einer Dame des Hofes für ein Verbrechen hielt, nach Santarem verbannt. Mißmuthig darüber und um den Schmerz der Trennung zu ertödten, nahm er freiwillig Kriegsdienste auf der portugiesischen Flotte, welche gegen die Mauren in Afrika bestimmt war. Er focht heldenmüthig, aber das Schicksal hemmte seine weitere kriegerische Laufbahn: eine Kugel raubte ihm vor Ceuta das rechte Auge. Er sah sich genöthigt nach Lissabon zurückzukehren. — Auf die Anerkennung seines Dichterwerthes hatte der Edle schon verzichtet, obgleich er bis zum letzten Athemzuge Dichter blieb; denn der Geschmack der damaligen Zeit gefiel sich in einer kalten und steifen Nachahmung der alten Classiker. Er hoffte aber, man würde wenigstens den verwundeten Krieger ehren und belohnen. Auch diese Erwartung wurde getäuscht. Und dennoch liebte er das undankbare Vaterland mit aller Gluth seiner dichte-

rischen Seele, brannte für seinen Ruhm, seine große Vergangenheit. Er beschloß, die Heimath zu verlassen, um sie nicht hassen zu müssen, und schiffte sich 1553 auf der Escadre, welche dem König von Kochim zu Hilfe eilte, nach Ostindien ein. Ein Sturm vernichtete die Expedition, nur das Schiff, worauf sich Camoens befand, erreichte glücklich den Hafen von Goa. — Neuerdings wurden seine Hoffnungen vernichtet; um sein Dasein zu fristen, mußte er als Freiwilliger an mehrern Feldzügen in Indien und gegen die arabischen Korsaren Theil nehmen. Ueber die schlechte Verwaltung in Indien schrieb er im gerechten Unwillen ein paar Satiren, was zur Folge hatte, daß er vom Gouverneur auf die chinesische Insel Macao verwiesen wurde. Hier dichtete er in einer Grotte, fern von aller menschlichen Gemeinschaft, nur im Anschauen der riesigen, erhabenen Natur lebend und an den großen Erinnerungen seines Volkes schwelgend, die „Lusiade," sein Hauptwerk, ein episches Gedicht, welches die kühne Entdeckungsreise und die Eroberungsfahrten Vasco de Gama's zum Gegenstande hat. — Auch hier hatte er nur ein kümmerliches Auskommen. Der Tod des Gouverneurs schien seine Lage zu verbessern, denn der Nachfolger desselben, Constancio de Braganza, rief ihn zurück aus seiner Verbannung. Auf der Fahrt nach Goa litt er Schiffbruch an der Küste von Cambodscha; er rettete sich durch Schwimmen, verlor Alles, was er besaß, nur sein Gedicht hielt er hoch aus den Wellen empor, und wollte sich nur mit dem Leben von demselben trennen. — Aber der neue Gouverneur starb bald, Camoens's Feinde erhoben wieder mächtig ihr Haupt, er wurde angeklagt, in's Gefängniß geworfen, und hier von hartherzigen Gläubigern lange festgehalten. Ein scherzhaftes Gedicht .an den Vicekönig de Rolondo befreite ihn; aber Indiens paradiesischer Himmel wurde durch diese endlose Reihe von Mißgeschicken für ihn zur Hölle. Er sehnte sich nach Europa. Seine Freunde schossen Geld zusammen, und er landete 1569 im Tajo, arm wie ein Bettler; doch nicht ohne alle Hoffnungen. Er

hatte nichts mitgebracht als sein Gedicht und einen treuen Sklaven. — Der junge König Sebastian hatte den Thron bestiegen, interessirte sich für den Dichter, nahm die Dedication der Lusiade an, und gab ihm eine jährliche Pension von — 25 Thalern. — Aber auch dieses ärmliche Glück dauerte nicht lange. Der heldenmüthige Sebastian, der später für den Dichter vielleicht mehr gethan hätte, fiel in der Schlacht bei Alcazar — die königliche Familie erlosch, Portugal verlor seine Unabhängigkeit. Camoens versank jetzt in die bitterste Armuth; noch hatte sein erhabenes Gedicht nicht die Herzen seiner Nation durchwärmt, noch verstand man den größten Dichter des Vaterlandes nicht. Der treue Sklave, welchen Camoens aus Indien mitgebracht, mußte des Nachts in den Straßen von Lissabon betteln, um seines Herrn Leben zu fristen. Noth, Gram, Körperschwäche warfen Camoens auf das Krankenlager; er suchte Zuflucht im öffentlichen Hospitale und athmete hier 1579 seine große Seele aus. — Die Lusiade ist ein Werk von unvergänglichem Ruhme, das von der reichsten Einbildungskraft zeugt. Der Glanz des Vaterlandes, die Liebe zu demselben durchweht sie wie eine heilige Glut, die Sprache ist bewundernswürdig, herrlich, erhaben, kraftvoll, melodisch, an allen Reizen reich. 16 Jahre nach seinem Tode setzte ihm Gonsalo Coutriche ein prachtvolles Denkmal, mit der Inschrift: „Er lebte arm und elend und starb auch so." — Sein Werk ist später Gemeingut der Nation geworden und ist es bis jetzt geblieben. — Wir haben zwei deutsche Uebersetzungen davon; die eine von Winkler und Kuhn, die andere von Donner, welche größtentheils gelungen sind. — —n.

Campagna di Roma, die ehemals blühendste reichste Gegend Italiens, ein Landstrich 12—20 geographische Meilen breit und 50 Meilen lang, welcher rings um Rom her liegt, von Viterbo anfängt, und sich mit Inbegriff der pontinischen Sümpfe (s. d.) bis nach Terracina erstreckt. Flach, nur wenig hügelig, durchaus vulkanisch ist der Boden, auf welchem mehrere Seen in wirkli-

chen Kratern erloschener Feuerberge, die Spuren früherer Thätigkeit bezeichnen. Diese Eigenschaft begründet die wunderbare Fruchtbarkeit desselben, es fehlt nur an Menschen, welche arbeiten wollen, um aus diesem Sitz der bösartigsten Fieber wieder das zu machen, was es zur Blüthenzeit Roms war, die Kornkammer Italiens, der Lieblingsaufenthalt der freundlichen Pomona, das Sans souc aller großen und genialen Geister der jetzt verödeten Hauptstadt der Welt. In der Campagna di Roma lernt man Roms alte Herrlichkeit besser kennen, als in der Stadt selbst; ungeheure Wasserleitungen, welche in ihrer Erhabenheit und Kühnheit aller Werke der Neueren spotten, — unterirdische Canäle durch Felsen gehauen, Denkmäler, Pyramiden, Prachtbauten, Bäder, Villen, Tempel 2c. bezeichnen in ihren großartigen Ruinen die Gegenwart eines mächtigen kunstsinnigen Volkes. Damals war das kleinste Stückchen Land bebaut, — Alles war ein zusammenhängender Garten. Mit den verwüstenden Völkerwanderungen, welche wie ein reißender Strom über Italien herein brachen, nahm dessen Einwohnerzahl, und mit ihr das Bedürfniß des Anbaues auf einen solchen Grad ab, daß jetzt zum mindesten $\frac{11}{12}$ des großen Landstriches völlig wüst liegen; „kein Dorflein mehr schaut zur Peterskirche empor.“ — Die einzigen Bewohner der ganzen Campagna sind Viehherden von großer Zahl, welche halb oder ganz wild, drei Viertheile des Jahrs — oder das ganze Jahr in diesen Steppen zubringen. Die Ziegen- und Schafhirten, echte Nomaden, gehen ganz in Felle gekleidet, und wenn sie blutgefärbt, mit den frischen Spuren ihrer Schlächterarbeit auf Händen und gebräuntem Gesicht, aus den unterirdischen, halb verschütteten Gewölben einer Rennbahn, eines Grabmahles treten, so können sie auch den Beherztesten in Schrecken setzen. Sie und ihre Herden verlassen während der drei tödtlichen Sommermonate die Campagna und fliehen den Gebirgen zu, nicht so die wilden Rinder- und Büffelherden, und ihre berittenen Hüter, welche mit langen Lanzen bewaffnet, darauf achten, daß die Thiere

nicht zu weit sich verlaufen. Diese Unglücklichen halten ihr hartes Schicksal selten mehr als zwei Jahre aus. Dem Gebirge entstammend, der reinen frischen Luft gewohnt, steigen sie, durch ihre bittere Armuth getrieben, herab in die Ebene, und verdingen sich um geringen Lohn an die Herdenbesitzer. — Die schmeichelnden linden Lüfte, in deren Kosen Niemand tückischen Verrath und den lauernden Tod ahnet, nagen an ihrem Leben; siech, kränklich werdend, erholen sie sich kaum durch den nächsten Winter und Frühling; der zweite Sommer bringt ihnen gewöhnlich den Tod, wenn sie ihr gefährliches Gewerbe nicht aufgeben. Im Sommer ziehet von Süden her über die Campagna ein leises, sanftes Wehen, welches der Fremdling, besonders an den heiteren schönen Abenden, welche diese Jahreszeit mit unnachahmlichem Reiz schmücken, mit einem beseligenden Wohl- und Wonnegefühl einathmet — der Römer flieht entsetzt die hoch gelegenen und freien Plätze, auf welchen ihn dieser Luftzug erreichen kann. — Noch hat Niemand den tödtlichen Giftstoff aus dieser Luft, welche der Römer mal aria, oder aria cattiva nennt, zu scheiden gewußt, doch muß ein solcher Stoff darin verborgen sein, nicht nur, daß wirklich die höher gelegenen Theile der Stadt völlig verödet sind, nicht nur, daß sich immer weiter abwärts der verderbliche Einfluß der Luft erstreckt, so sieht man auch den Dom der Peterskirche, welcher mit Kupfer gedeckt ist, auf der Seite, von welcher die aria cattiva kommt, mit einer bläulichgrünen Kruste überzogen, während auf der andern Seite das Kupfer in seiner natürlichen braunen Metallfarbe erscheint. Man sieht das Weiterschreiten dieser bösen Luft, vermag ihrer Wirkung keinen Einhalt zu thun, und fürchtet, daß sie einst Rom völlig verwüsten werde. V.

Campan, Johanne Louise Henriette, war am 6. October 1752 in Paris, wo ihr Vater im Ministerium des Auswärtigen die Stelle eines Secretärs bekleidete, geboren, und erhielt daselbst ihre Erziehung. Die Liebenswürdigkeit ihres Charakters

und die seltene Fertigkeit, die sie sich in der Kenntniß der neuern Sprachen erworben hatte, verschafften ihr das Amt einer Vorleserin bei den königlichen Prinzessinnen, unter denen namentlich Marie Antoinette sie mit ihrer besondern Gunst beschenkte. Diese ernannte sie zu ihrer ersten Kammerfrau und als solche theilte sie mit rührender Treue und Anhänglichkeit die traurigen Schicksale ihrer Gebieterin bis zu deren Tode. Nach der Revolution errichtete Madame Campan zu St. Germain eine Erziehungsanstalt für Töchter höherer Stände, die sich eines so glücklichen Gedeihens erfreute, daß Napoleon, als er die Ehrenlegion gestiftet hatte, Mad. Campan zur Vorsteherin des für Töchter von Offizieren dieses Ordens zu Ecouen gegründeten Instituts ernannte. Nach der Restauration ward diese Stiftung aufgehoben und Mad. Campan außerdem, wegen der nahen Verwandtschaft, in der sie zu dem unglücklichen Marschall Ney stand, in vielfache Untersuchungen verflochten, die ihr Leben verbittern mußten. Sie starb den 6. März 1822 und hinterließ außer einem geachteten Namen mehre pädagogische Schriften, unter denen hauptsächlich das größere Werk pour l'éducation des filles, auch in's Deutsche übersetzt, zu nennen ist, und schätzbare Memoiren', die namentlich an interessanten Aufschlüssen über das Privatleben der Königin Marie Antoinette reich sind.

X.

Campanerthal, ein reizendes, vom Adaur durchströmtes Thal im Departement der Oberpyrenäen mit dem Flecken Campan (4000 Einwohner), wo viele Etamines, Crepons und andere Zeuge verfertigt werden. In der Nähe gibt es herrliche Marmorbrüche, Tropfsteinhöhlen und prächtige Wasserfälle. Der Adaur stürzt sich 1266 Fuß hoch von einer steilen Felsenwand herab. Auf allen Punkten hat man die reizendsten Aussichten. Jean Paul hat die Zauber der reichen und milden Natur in seinem Romane: „Das Campanerthal," meisterhaft geschildert.

Campanien, unter den Römern das flache Küstenland

Italiens zwischen Lucanien, Samnium und Latium, jetzt Terra di Lavoro, ein Theil des Königreichs Neapel. Der Boden ist vulkanisch und sehr fruchtbar; hier gedeihen die herrlichsten Südfrüchte: Pomeranzen, Citronen, Kastanien, Oel- und Maulbeerbäume, die edelsten Weine, Falerner, Lagrime, Vino Greco ꝛc. Die Luft ist da, wo keine Sümpfe sind, rein und gesund. Man treibt Viehzucht und Fischerei. Campanien bedeutete unter den Römern das Land des Segens und Ueberflusses. Hier lagen die üppigen und prächtigen Städte Capua, Minturná, Bajá, Neapolis, Nola, Cumá, Herkulanum und Pompeji ꝛc. Die reichen Römer hatten hier ihre prächtigen Landhäuser. Jetzt aber ist die fruchtbare Gegend arm an Industrie und Alles drängt sich nach dem luxuriösen Neapel. Bekannt sind die pontinischen Sümpfe im Norden des Landes, der feuerspeiende Riese Vesuv, der Avernersee, die Hundsgrotte, Solfatara und mehrere andere vulkanische Höhlen.

Campe, Joachim Heinrich, ein berühmter deutscher Kinderschriftsteller und Pädagog, hat durch mehrere seiner Werke, namentlich durch den „väterlichen Rath an meine Tochter," segensreich belehrend für die Bildung des weiblichen Herzens gewirkt. Er wurde 1746 im Braunschweigischen geboren, war später Feldprediger in Potsdam, Educationsrath am Philanthropinum zu Dessau, Schulrath und Stiftscanonicus in Braunschweig, wo er 1818 im hohen Alter starb. Seine Verdienste um das Erziehungswesen sind unverkennbar, seine Fruchtbarkeit als pädagogischer Schriftsteller Erstaunen erregend. Wem dürfte aus seiner Jugendzeit Campe's „Robinson," der in alle europäischen Sprachen übersetzt wurde; wem die „Entdeckung von Amerika," die Sammlung der „Reisebeschreibungen" ꝛc. unbekannt sein! — Sein Hauptwerk ist das „Wörterbuch der deutschen Sprache" in 5 Bänden.

Campechebai. Eine Bai in dem Meerbusen von Mexiko, von dem Vorgebirge Condocedo bis zu dem von St. Martin sich erstreckend, nahe daran, an dem Flusse St. Francisco liegt die

Stadt Campeche, unfern dem Campeche-Flusse, von welchem das bekannte Farbeholz seinen Namen hat. Die Engländer haben dort eine Niederlassung, und die Erlaubniß, das Holz zu fällen; die Bewohnerzahl derselben beläuft sich ungefähr auf 6000, die Stadt Campeche dagegen hat nahe an 8000, ist ziemlich gut ummauert, und gehört für den mexikanischen Staat zu den gewerbfleißigsten. Der Hafen ist zwar sehr gut und sicher, doch für Seeschiffe von einiger Größe nicht zugänglich. Das Campecheholz wächst dort in vorzüglicher Güte, es wird viel höher geschätzt als das von Jamaika. Dieser Baum wird vorzugsweise im mexikanischen Meerbusen auf den Antillen und in sumpfigen Gegenden gefunden. Der Splint dieses Holzes ist weiß, roth der Kern, welcher einen sehr geschätzten Färbestoff gibt. Man erhält das Holz theils ganz, theils schon geraspelt. Die Tinctur davon ist schön roth, ins Purpurne spielend, wird allmälig dunkler, und erreicht eine solche Tiefe, daß man sie zum Schwarzfärben anwendet, um den Zeugen Ton und Feuer zu geben. Kali schlägt den Farbestoff prachtvoll violet nieder, durch Alaun wird derselbe schön blau, überhaupt erleidet er viele Nüancirungen, und wird mehr zur Schattirung und Abstimmung anderer Farben, als zur Hervorbringung einer eigenen gebraucht. V.

Canaan, s. Palästina.

Canal, nennt man einen künstlichen Graben, durch welchen Meere und Ströme mit einander verbunden, kürzere Verbindungsstraßen im Innern des Landes erzielt, Handel und Schifffahrt befördert werden, bei den älteren Völkern aber namentlich die Fruchtbarkeit des Landes bezweckt wurde. Bereits Sesostris in Aegypten, Nebukadnezar in Babylonien, der Kaiser Chittu in China bauten Canäle. In neuerer Zeit hat fast jedes Land seine Canäle, sie sind das unentbehrliche Bedürfniß einer blühenden Industrie. Die größten findet man in England, die meisten in Holland, dort, um die Erzeugnisse aus den Riesenwerkstätten der Fabriken, zur Aus-

fuhr nach den Küsten zu transportiren, hier vorzugsweise zur Entwässerung. Nächst England besitzt Frankreich die größten Canäle zur Beförderung des Handels und der Industrie. Canal heißt ferner die Meerenge zwischen Frankreich und England, welche die Nordsee mit dem atlantischen Meere verbindet und welche zwischen Calais und Dover nur $3\frac{1}{2}$ Meile breit ist. (s. Calais).

Candelaber, ursprünglich ein Gestell aus Rohr, oben mit einer Scheibe, um darauf eine Fackel oder Lampe zu stellen, oder auch nur Räucherwerk darauf zu streuen. Die alten Künstler bildeten sie später aus Marmor, Bronze ꝛc., behielten aber mehr oder minder die ursprüngliche schlanke Gestalt des Rohres bei, und so glichen die Stäbe oft Akanthusstauden, großen Schaften mit Blumen und Laubwerk umschlungen, die sich oben, wo sie die Scheibe tragen, in Glockenblumen oder Vasen endigen. Die Füße ruhten meist auf Löwentatzen und über ihnen entsprach eine Scheibe der obern Bedeckung. Man hat jetzt elegante Damentischchen, die ganz in Form von Candelabern gearbeitet sind. Die schönsten antiken Candelaber besitzt das britische Museum, das Louvre und der Vatican; besonders sind die in Herkulanum ausgegrabenen, bronzenen, mit Silber und andern Metallen ausgelegten Candelaber berühmt. An der Stelle in Thüringen, wo im 8. Jahrhundert der heilige Bonifacius die erste christliche Kirche erbauen ließ und sich noch die 1000 jährigen Ueberreste dieses Gottestempels vorfinden, ließ Herzog August von Gotha 1811 einen 30 Fuß hohen Candelaber errichten. Er steht mitten im Walde auf einer Anhöhe 3 Stunden von Gotha. Dieser colossale Leuchter ist das Sinnbild des Lichtes, welches von hier aus über ganz Deutschland ausging. Diese Idee ist eben so sinnig und beziehungsreich als erhaben.

Candis, Candiszucker, der bekannte Zuckerkant. Man bereitet ihn aus aufgelösten Raffinaden, feinen, rohen Zuckern oder gutem Syrup, läßt selbige in kupfernen Gefäßen mit darin ausgespannten Zwirnsfäden abdampfen und abkühlen, und gewinnt so,

indem sich der Zucker an diese hängt und krystallisirt, den Candis. Der weiße wird aus Kanarienzucker, der braune aus Cassonade (das Zuckermehl oder der unraffinirte Zucker, wie er aus den Kolonien zu uns kommt) gewonnen. Die unter dem Namen candirte Sachen, mit Zucker überzogenen, bekannten Früchte, Blüthen, Gewürze, Wurzeln ꝛc. werden meist aus Frankreich und Italien zu uns gebracht, wo sie einen bedeutenden Handelsartikel ausmachen. L. M.

Canevas. Ein Wort von vielfacher Bedeutung. Zuerst eine Art roher, flächsener Leinewand; auch ein baumwollenes Gewebe mit erhabenen Streifen, früher häufig zu Unterröcken benutzt. Ferner ein loses Zeug zu Fenstervorsetzern, unter dem Namen Fenstergaze bekannt. Am gebräuchlichsten indessen zur Bezeichnung desjenigen Stoffs, den man jetzt zu den allgemein beliebten Tapisserie-arbeiten nicht entbehren kann, nämlich des starkfadigen, losen Gewebes, welches gewöhnlich Stramin (s. d.) genannt wird. Ganz abweichend von dem eben erwähnten Begriff des Wortes Canevas, ist die musikalische Bedeutung desselben, ausdrückend das Wortmaß für den Begleitungstext, die einzelnen Worte, welche der Componist den Noten unterlegt, das Sylbenmaß zu bestimmen, ja den Text selbst. L. M.

Canezus, eine Art Kragen über dem Kleide, welcher bis zu dem Gürtel herunter reicht und die ganze Taille umschließt, so wie den Rücken und Hals bedeckt. Er ist auf den Schultern gewöhnlich mit breiten Garnirungen besetzt, um die Taille besonders hervorzuheben und kleidet vorzugsweise schlanke, große Figuren vortheilhaft. Tüll, Moll und Batist sind die Hauptstoffe, die man zu Canezus wählt und wohl auch die geschmackvollsten. Der Name kommt aus dem Französischen und wird von uns Deutschen deßhalb beibehalten, weil der Laut des Wortes mit der Bezeichnung: ganz zu, Aehnlichkeit hat. L. M.

Canoe, Canot, Pirogue, ein leichtes Fahrzeug der ame-

rikanischen Wilden, aus Baumrinde verfertigt und für 3—5 Personen eingerichtet. An seichten oder gefährlichen Stellen in Flüssen wird es aufgehoben und fortgetragen. Die Bauart ist gemeiniglich roh, aber trotz dem zweckmäßig. Im August 1834 wurde bei St. Valery in der Somme 12 Fuß tief unter dem Flußbette ein Canot von 28 Fuß Länge, 22 Zoll Breite und 20 Zoll Tiefe, das der frühesten Periode der Schifffahrt anzugehören und sich wenigstens aus den Zeiten des Einfalls der Normannen herzuschreiben scheint, gefunden. Es ist aus einem Eichenstamm gezimmert und gegen das Ende hin befindet sich ein Loch, welches zur Aufsteckung eines Mastes dient.

Canon, ein schwieriger Theil der Compositionslehre, der namentlich in der ältern Zeit bis zur Uebertriebenheit ausgebaut für das Studium des Tonsatzes aber von Wichtigkeit ist. Er bedeutet die strenge Stufenfolge verschiedener Stimmen in verschiedenen Zeiteinschnitten. Die Alten ließen diese Stimmeneintritte oft suchen, daher er der Grund des musikalischen Räthselspiels. Man hat welche bis zu tausend und mehr Stimmen herausgebracht. Er scheint sich nach und nach zu verlieren; und da die Erfahrung gelehrt hat, daß zu einer freien poetischen Bewegung in dieser Gattung ein Studium von langer Zeit erforderlich wäre, das sich nur selten belohnte, so hat die jüngere Zeit gerade zu gesagt, es sei nicht so viel an der Sache, wie die Alten daraus gemacht. Das haben die Alten übel genommen. R. S.

Canonisation, s. Heiligsprechung.

Canonissin, s. Stift, Domstift.

Canova, Antonio, der berühmteste Bildhauer der neuern Zeit und Stifter einer neuen Schule, welche die seiner Vorgänger Buonarotti und Bernini übertraf, erblickte das Licht der Welt am 1. November 1757 zu Possagno, einem Dorfe bei Treviso. Schon in dem Knaben offenbarte sich auf das Glänzendste das gewaltige Genie eines Talents, das im Laufe eines langen von der Sonne

des Glücks unaufhörlich beschienenen Lebens so viele herrliche Kunstwerke schuf. Venedig, dessen Akademie noch heute die Hand und den Meißel des Verewigten aufbewahrt, war die Wiege seiner Kunst. Seine ersten Statuen, Orpheus u. Eurydice, die er als 16jähriger Jüngling vollendete, erregten für seine Zukunft die höchsten Erwartungen; die Unterstützung des Senates und der Schutz kunstsinniger Gönner brachten ihn nach Rom, wo die Gruppe des Theseus als Sieger des Minotaurus aus seinen Händen hervorging. Dieß Werk und andere, mit denen er namentlich die Peterskirche schmückte, wurden von ganz Italien bewundert und begründeten seinen Ruf. Aus Deutschland, wo er sich während der Revolutionsstürme von 1798 und 1799 aufgehalten hatte, zurückgekehrt, entstanden das Denkmal der Erzherzogin Christine für die Augustinerkirche in Wien, Perseus, Amor und Psyche ꝛc. Der Papst ernannte ihn zum Oberaufseher aller Kunstinstitute des Kirchenstaats, Napoleon berief ihn nach Paris, wo Canova die kolossale Statue des Kaisers und die Büsten mehrer seiner Familienglieder ausführte. 1815 kam er zum zweiten Male und zwar als päpstlicher Gesandter nach Frankreich, um die geraubten Kunstschätze zurückzufordern. Pius VII. erhob ihn darauf zum Marquis von Ischia mit seinem reichen Jahrgehalt; von vielen Höfen wurde ihm durch Ordensverleihungen die Anerkennung der Fürsten zu Theil, und der Ruhm der Werke, die aus seinem Atelier noch immer hervorgingen, und unter denen sein geflügelter Amor, Venus und Adonis, Psyche, die Gruppe der Grazien, Hebe, Theseus, den Centaur erlegend, Alfieri's Grabmahl, Washington's Monument die höchste Berühmtheit erlangt haben, vergoldete den Abendhimmel seines glücklichen Lebens. Canova starb am 13. October 1822 in Venedig, wohin er gereist war, um ein Denkmal für Tizian zu arbeiten; dasselbe, später vollendet, deckt in der Kirche dei Frasi seine Hülle. Er hinterließ ein Vermögen von mehrern Millionen, aus demselben wurde nach seinem Willen die prächtige Kirche zu Possagno, seinem

Geburtsorte, die er dort gegründet hatte, ausgebaut; sein Bruder ist jetzt Bischof an derselben. Vergleiche über ihn Winkelmann und sein Jahrhundert von Goethe; Biographien lieferten H. Haase und Missinini. T.

Cantabile, steht in den musikalischen Compositionen bei Sätzen und Stellen, die einen innigern Ausdruck im Gesangton erheischen, ohne welchen sie die von dem Componisten gewollte Wirkung verfehlen würden. R. S.

Cāntate. Man hat eine geistliche und eine weltliche; dort wie hier verhält sie sich zur Oper, wie die Anschauung zur Handlung, berührt also mehr das Lyrische als das Dramatische. Vor dem Aufschwung der Oper war sie die Gesangsgattung, in der man am liebsten und häufigsten schrieb; nach und nach ist sie durch jene verdrängt worden. Sie wird meistens durch Instrumente begleitet und besteht abwechselnd aus Arien, Recitativen und Chören. R. S.

Cantharіden, sind die unter dem Namen spanische Fliegen, Lytta oder Cantharis vesicatoria bekannten goldgrün schillernden Insekten, welche in Spanien, Italien, aber auch in Frankreich und Deutschland in zahlreichen Schwärmen auf Eschen, türkischem Hollunder und Hartriegel gefunden, und wegen der leicht schädlichen Folgen für die Menschen, vorsichtig durch Schütteln auf ausgebreiteten Tüchern eingesammelt, durch Essigdunst erstickt, an der Sonne getrocknet und in gut verwahrten Flaschen aufbewahrt werden, wobei sie so an Gewicht verlieren, daß 6400 auf ein Pfund gehen. Man bereitet aus dem gepulverten Insekt eine Tinctur, die innerlich und äußerlich in der Heilkunst gebraucht wird, und das bekannte Blasenpflaster, dessen herrliche, ableitende Wirkung wohl die meisten Menschen an sich erfahren haben. Die Anwendung dieses äußern Mittels bedarf bei Damen besonderer Rücksicht, weil die Spur seines Gebrauchs lange und oft unvertilgbar als brauner

Fleck zurückbleibt. Der innere Gebrauch verlangt die größte Vorsicht, weil sie zu den scharfstoffigen Giften gehören. D.

Cantilena, nennen die Musiker jedes kurze Gesangstück. Im engern Sinne versteht man auch wohl eine kleine Cantate für eine Solostimme darunter, die durch Instrumente begleitet wird. R. S.

Canzi, Katharina, verehlichte **Wallbach**, eine der vorzüglichsten deutschen Sängerinnen, 1804 zu Baden bei Wien geboren. Salieri bildete ihr Talent trefflich aus. Sie widmete sich vorzugsweise dem italienischen Genre, trat später auf mehrern italienischen Theatern mit Glück auf, und erwarb sich auch in Paris, London und den bedeutendsten Städten Norddeutschlands allgemeinen Beifall und gerechte Anerkennung. Von 1824 an fand sie an der leipziger Bühne eine dauernde Anstellung, dessen Zierde sie bis 1827 blieb, wo sie ein lebenslängliches Engagement in Stuttgart erhielt. Ihre Stimme hat Umfang, Metall, Volubilität; ihre Methode ist voll Grazie; sie glänzt besonders in italienischen leichtern Partien (weniger in heroischen), ist aber auch in der deutschen und namentlich französischen Oper eine erfreuliche Erscheinung.

Canzone, canzonetta, ein Gemeinausdruck für jeden kürzern Gesang; sie ist italienischen Ursprungs und oft nur eine Melodie ohne Worte. R. S.

Caper, ein Seemann, welcher von der Macht, der er angehört, durch ein schriftliches Zeugniß bevollmächtigt wird, ein Schiff auszurüsten und zu bewaffnen, um damit Privatleuten derjenigen Macht, welche mit der seinigen im Kriege steht, allen möglichen Schaden zu thun, sie zu berauben, ihre Schiffe zu nehmen (Prisen) und so des Feindes Handel zu beeinträchtigen, ein abscheuliches System Krieg zu führen, welches besonders von den Engländern und Franzosen in ihren langjährigen Kämpfen ausgebildet wurde. In anderem Sinne heißt Caper ein Seeräuber, welcher

auch ohne Caperbrief vom Raube Profession macht, s. Korsaren.

V.

Capernstrauch, von Linné in die 13. Classe Polyandria erste Ordnung Monogynia gestellt, ist eine Gattung, welche theils aus Bäumen, theils aus Sträuchen, theils aus krautartigen Pflanzen mit einfachen, zuweilen auch getheilten, lappigen, gefingerten Blättern besteht. Man zählt deren 27, auch wohl 30 verschiedene Arten, sämmtlich in südlichen Zonen zu Hause, von welchen wir jedoch nur die uns durch ihren Nutzen am bekanntesten herausheben wollen. Nämlich die capparis spinosa, gemeine oder dornige Caper, ein niedriger Strauch mit dünnen, stachligen Reißern und herzförmigen Blättern. Die Blumenknospen haben die Gestalt kleiner Früchte, von der Größe unserer Erbsen, sind von Farbe weiß, etwas in's Röthliche spielend. Die vierblättrigen Blumen zeichnen sich durch einen lederartigen Kelch und lange, etwas gebogene Staubfäden aus. Sie stehen auf einzelnen Blumenstielen; die Früchte erscheinen als einfache, ovale Beeren. Aegypten und die südlichen Gegenden von Italien, Spanien und Frankreich bringen diesen Strauch hervor, wo er wild an steinigen Orten, an Felsen und Mauern wächst. In unserm Klima muß er im Treibhause überwintert werden und bedarf wenigstens 5—8 Grad Wärme. Im Herbst stirbt er bis auf eine Spanne von der Wurzel ab, und schlägt im Frühjahr wieder aus. Was wir als Capern genießen, sind die noch nicht völlig entwickelten Blumenknospen, die, nachdem man sie einige Stunden im Schatten getrocknet, mit Essig und Salz einmacht. Auf solche Weise bereitet, halten sie sich drei Jahre, lassen sich weit verschicken, haben einen pikanten Geschmack und erhalten ihre grüne Farbe durch den Essig. L. M.

Capetinger, berühmte französische Regentenfamilie, die 3. Dynastie, gegründet von Hugo Capet, der aus einer deutschen Familie stammte und nach Ludwig V., dem letzten Karolinger (s. d.), von der Ständeversammlung zum König von Frankreich gewählt

wurde. Die Capetinger, 14 an der Zahl, behaupteten sich von 987 bis 1328 auf dem Throne. Mit Karl VI. erlosch die Dynastie und ihr folgten die Seitenlinien Valois und Bourbon (s. d.).

Capitol, Capitolium (mons capitolinus der alten Römer). Hier stand der berühmte capitolinische Tempel, oder vielmehr eine Reihe verschiedener Tempel, die dem Jupiter, der Juno, Minerva geweiht waren. Der Bau des colossalen Gebäudes begann unter Tarquinius Priscus, wurde von Tarquinius Superbus fortgesetzt und im 3. Jahre der Republik vollendet. Privatpersonen, Consuln und Kaiser verwendeten nach und nach ungeheure Summen, um diesen Berg mit Gebäuden und Ornamenten auszuschmücken. Er repräsentirte die mächtige Roma, die Weltbeherrscherin; von hier aus wurden die Befehle dictirt, welche Nationen in Syrien und Griechenland, Gallien und Britannien, an der Donau und dem Tanais unterjochten. Der Tempel des Capitols war 200 Fuß lang und 158 breit, das metallene Dach vergoldet, eben so das prächtige Viergespann. Hier lagen die kostbarsten Weihgeschenke, das Staatsarchiv, die sibyllinischen Bücher, die Gesetztafeln ꝛc. Hier standen die Bildsäulen der Götter und Helden der Nation, hier opferten die Consuln und Feldherren, schworen die Kaiser und huldigte das Volk. Es war der Schauplatz alles Großen und Erhabenen, aller pomphaften Nationalfeste. Von hier aus flogen die Befehle zu Schlachten, Siegen und Eroberungen. Wie man jetzt sagt: im Cabinet von St. James ist der Krieg erklärt worden, so damals: vom Capitol ertönt die Kriegestrompete, das Capitol hat Gallien gedemüthigt und Karthago's Zerstörung befohlen. Hier war der große Porticus, wo das Volk nach beendigtem Kriege die Triumphmahlzeiten erhielt. Hier blutete Cäsar unter Brutus und seiner Mitverschworenen Dolchstichen. — Es war zugleich eine feste Felsenburg, Roms Citadelle. — Brennus, der gallische Anführer, verbrannte Rom und belagerte das Capitol; aber die Wachsamkeit der Gänse, welche die Besatzung der Römer, als die Gallier

in der Morgendämmerung die Schanzen erstiegen hatten, durch ihr Geschrei erweckten, und des Camillus Tapferkeit retteten cs. 84 vor Christus brannte es ab, Sulla baute es 78 wieder auf. 70 nach Christus legten es die Soldaten des Vitellius in Asche, Vespasian und später Domitian stellten es wieder her; Letzterer noch prächtiger, als es bis dahin bestanden. Die Gothen zerstörten es bei ihrem Einfalle so sehr, daß jetzt der ganze capitolinische Berg ein Haufe von Ruinen ist. Ueber dem Gemäuer der gesunkenen Herrlichkeit ranken sich Schlingpflanzen hin. Der tarpejische Felsen ist durch den herabgestürzten Schutt eine unbedeutende Anhöhe geworden. Bonifacius IX. erbaute hier das neue Campidoglio, und auf dem Platze des ehemaligen Tempels, wo der Donnergott seinen Blitz schleuderte und Minerva's Schild strahlte, steht jetzt die Kirche ara coeli, der heiligen Maria geweiht. — Aber Geister der Erinnerung schweben über den Trümmern und flüstern dem fühlenden Wanderer die Sagen von der gewaltigen Roma, von den Göttern und Heroen mit elegischen Worten zu.

Capriccio, caprice, der Genre der Musik, welcher sich vom Niedrigkomischen der Burleske durch die Verschmelzung des Sentimentalen mit dem Witzigen unterscheidet. Nebenbei bezweckt sie oft etwas Etudenartiges. Strenge Symmetrie der Form ist wie natürlich in dieser Gattung nicht so nothwendig, wie in der größern, edleren der Sonate u. s. w.; eine zu ängstliche wäre sogar ein Fehler. Wiewohl der Humor immer mehr Eigenthum des männlichen Geistes geblieben, so hat sich doch die junge Virtuosin, die Clara Wieck, mit vielem Glück auch in dieser Gattung versucht.

R. S.

Was Caprice im Leben ist, das erfährt der Mann durch die liebenswürdigsten Frauen fast täglich. Sie ist die jüngere, holdere Schwester des Eigensinnes, dessen ältere Starrköpfigkeit heißt. Sie hat es mehr mit dem Witze als mit den Herzen zu thun, und

Nachgiebigkeit dürfte sie gewiß in allen jenen Fällen entwaffnen, in denen Widerstand nichts fruchtet. B—l.

Caracas, eine ehemals spanische Provinz, in dem nördlichen Theile von Südamerika, welche sich längs dem mexikanischen Meerbusen von der Landenge bei Panama bis zum Orinocco hin erstreckt. Bei einem Flächenraum von 24,000 □Meilen hat dieß Land noch keine Million Einwohner. Obgleich unter dem Aequator, also in der größten Sonnengluth liegend, ist das Klima doch milder, als man glauben sollte, indem sich ein bedeutender Zweig der Andes weit hinein erstreckt, und das Land von 4000 bis auf 14,000 Fuß über die Meeresfläche erhebt. Aber im Süden, in der Sierra de merida, liegen die unendlichen Grasfluren, die Llanos (sprich Lianos,) dort findet man die Hitze der Acquatorialregion, dort brennt der Sommer alle Gewächse zu Staub und Asche, welche viele hundert Meilen weit fliegt, und keine Spur von Vegetation übrig läßt. Dort klafft der Boden 3—4 Fuß weit aus einander, Spalten von mächtiger Tiefe bildend, in deren Innerem sich die von dem Sonnenbrand gequälten Krokodile und Boa, oder Riesenschlangen verbergen, um ihren Sommerschlaf zu halten; dort sieht man abgemagerte, ausgezehrte Rinder, Büffel, Pferde und Maulthierherden, brüllend vor Hunger, lechzend nach einem Tropfen Wasser umherziehen, endlich verschmachtet, den Geiern zur Beute werden, wenn es ihnen nicht gelingt, den Rand dieser beinahe uferlosen Wüste zu erreichen; aber eben dort sieht man auch, so wie die ersten Regentage beginnen, eine Vegetation sich regen, welche jeden Fremden in Erstaunen setzt. Das Gras schießt bald so hoch empor, daß es den Reiter und sein Roß verbirgt, die Herden erscheinen wieder wohl genährt, die Besitzer derselben ziehen in ganz ledernen Wohnungen hinaus, um das alte Vieh der Felle wegen, das jüngere um des fetten, gesunden Fleisches willen, zu schlachten, die Wüste wird bevölkert, der Regen verläuft sich, man glaubt ein Paradies zu sehen, bis die Sommermonate wiederkehren und nach

und nach alles Leben ertödten, und das wechselvolle Spiel der Jahreszeiten, mit Erblühen und Ersterben von Neuem eintritt. Die nördliche Region des Landes liefert Reis, Kaffee, Zucker, Vanille, Cochenille, Harze, Balsame, treffliche Arzneien, Farbe- und feine Tischlerhölzer, Indigo, Tabak, Baumwolle ꝛc. allein, Alles das nur, so weit es die Natur selbst bietet, denn dort vernachlässigt der Mensch die Schätze, welche der überreiche Boden ihm spendet. Von den Bewohnern läßt sich nicht viel mehr sagen, als daß sie zum größten Theile Spanier sind, und ihre Sitten über das Meer getragen haben; seit 1810 war das Land der Kriegsschauplatz des Miranda, Bolivar, Morillo ꝛc., und bildet nun einen Theil der Republik Columbien. Die Ureinwohner bieten mehr Interesse, sie sind theils Caraiben, Ottomaken und Guaraunos, welche die Wälder und Flußgebiete bewohnen, und zur Regenzeit auf an den Palmbäumen angebrachten Flößen leben, und von diesen Bäumen ihre einzige Nahrung nehmen (s. Caraiben). Das weibliche Geschlecht seufzet unter einem schweren Drucke, es muß für alle Bedürfnisse der Familie sorgen, und man hat viele Fälle, daß Mütter ihre neugebornen Töchter tödteten, um sie einem Schicksale z entziehen, das ihnen selbst unerträglich scheint. V.

Caraffe, eine Flasche von geschliffenem Glase, welche man namentlich auf den Tafeln zum Trinkwasser gebraucht sieht, während die kleinern, geschliffenen Flaschen, in welchen Oel und Essig aufgetragen werden, Caraffinen heißen.

Caraiben, ein wilder, amerikanischer Völkerstamm, der auf den kleinen Antillen jetzt zerstreut lebt und bei der Entdeckung Amerika's so mächtig war, daß er den Europäern vielfachen Widerstand leistete. Sie sind ein hochgebauter, kräftiger Menschenschlag, von olivenbrauner Hautfarbe, sprechenden Physiognomien, schwarzen, blitzenden Augen, rachsüchtig und mordlustig. Sie betrachten die Stämme der Kabres und Aruacas des Festlandes als ihre uralten Nationalfeinde, und führen immerwährende Vernichtungskriege ge-

gen dieselben. Im Gefechte bedienen sie sich vergifteter Pfeile und schwerer Streitkolben. — Ihre Anzahl auf den Inseln vermindert sich aber von Jahr zu Jahr, dagegen leben 36,000 unter Missionären in Coloniedörfern auf dem Festland in Neu-Barcellona und Guyana; 5000 führen noch ein unabhängiges Jäger- und Räuberleben an den Quellen des Essequebo und Rio Branco. Jene sind durch die Bemühungen der Geistlichen der Cultur näher gebracht worden, treiben Ackerbau und Fischfang, stehen unter Governadoren und Alcalden ihrer Nation, welche von den Mönchen gewählt werden und ihrem Einfluß ergeben sind. Diese Vorgesetzten zeichnen sich, nach Alexander von Humboldt, in den Volksversammlungen als Redner aus, und so wenig noch im Ganzen ihre Cultur vorgeschritten ist, bezeichnet sie doch Alles als ein geistreiches Volk, das vermöge seiner Anlagen der höchsten Ausbildung fähig ist. — Früher hegte man die Meinung, sie wären Menschenfresser; dem wird jedoch von den Franziskanern in den Missionen auf's Bestimmteste widersprochen. Eine seltsame Sitte herrscht bei ihnen: Wenn nämlich die Frau ein Kind geboren hat, bleibt der Caraibe in der Hängematte liegen und fastet. In ihrem wilden Zustande beschäftigen sie sich nur mit Krieg und Jagd, während den Weibern die Sorge für den Feldbau und jede eigentliche Arbeit obliegt. Ihre Priester sind zugleich Zauberer und Aerzte; sie glauben an ein böses und an ein gutes höchstes Wesen, und an eine Fortdauer, bereiten aus Pisang oder Bananas ein berauschendes Getränk und haben Knotenschnüre zum Rechnen und Zählen. — Im Uebrigen ist ihr Benehmen stolz, kalt, abgemessen; sie sind unerschrocken, gegen Schmerzen unempfindlich, und ausdauernd tapfer. —n.

Carbonade. S. Cotelets.

Cardamome, Kapsel und Same eines schotentragenden Gewächses (amomum cardamomum) in Indien und Afrika. Es ist ein sehr angenehmes Gewürz, das sich durch verschiedene Arten unterscheidet. Die mittlere und kleinere kommt von der malabari-

schen Küste; eine andere gute Sorte von Ceylon, Java und der südlichen Küste von Afrika. Dieses Gewürz wird an Speisen und Backwerk sehr geliebt, so auch zum Abziehen von Branntweinen. Zu pharmaceutischen Bereitungen bedient man sich der kleinen Sorte. Durch Destillation wird das Cardamomenöl gewonnen.

L. M.

Cardonen, eine Art Artischoken, welche im südlichen Europa wachsen, blau blühen, und einen kleineren Kopf haben, als die gewöhnlichen. Man ißt weniger die Frucht, als die Blattstiele; um sie zart zu erhalten, verfährt man damit ungefähr wie mit dem Endiviensalat, d. h. man umwindet die Blätter, welche an den Stiel der Pflanze gedrückt werden, mit Stroh, behäufelt sie mit Erde, und genießt sie nach 5 bis 6 Wochen, wenn sie völlig gebleicht sind, unter mannichfaltigen Zubereitungen.

V.

Caricatur, (vom italienischen caricare, überladen, übertreiben) ist dem Worte nach eine Darstellung, worin Theile, Eigenschaften, Merkmale durch Menge oder den Grad der Größe übertrieben worden sind. Durch den Contrast einer solchen Darstellung mit der Idee von der Form, wie sie eigentlich sein sollte, wird der Gegenstand meist *lächerlich*; aber es gibt nicht bloß lächerliche, sondern auch *schreckliche* Caricaturen. Das liegt in der Art des Contrastes. Der Contrast geht hervor aus der Vergleichung des angeschauten Gegenstandes mit dem *Musterbilde*, das unsrer Phantasie vorschwebt, als Normalidee für die Gattung, der jener angehört. Diese Normalidee darf in der Caricatur nicht ganz vertilgt sein, d. h. *ein* Theil wenigstens an ihr muß die Gattung bezeichnen, der sie angehört. Indem nun aber *ein* Theil nach dieser Normalidee ausgearbeitet ist, die übrigen Theile aber zu sehr in's Kleine und Kleinliche oder in's Große und Colossale ausarten, dort zu tief *unter*, hier zu viel *über* der Idee stehen, geht jener Contrast hervor, jene Anschauung der Mißverhältnisse.

Was über der Normalidee steht, wird schreckliche, was unter ihr, lächerliche Caricatur. Bendavid sagt daher: „Ein Kind von gehöriger Größe mit einem colossalen Kopfe, colossalen Armen u. s. w. ist eine fürchterliche Caricatur; hingegen ein erwachsener Mensch mit einem zu kleinen Näschen, kleinem Mündchen und einem süßen Stimmchen, ist ein puziger, schnurriger Kerl, eine lächerliche Caricatur.“ Es gibt aber auch Caricaturen, in denen Beides gemischt erscheint, z. B. der Bramarbas, in welchem mit seiner kleinen Figur oder seinem schwächlichen feigen Aussehen die unmäßig vergrößerten Attribute eines Helden, als Schnurrbart, Säbel, Hut u. s. f. einen lächerlichen Contrast bilden. — Caricatur ist das entstellte Ideal und deßhalb für die Satire, deren Aufgabe es ist, das Lächerliche zu geißeln, oder vielmehr das gestörte Gleichgewicht der Schönheit zu ahnden und herzustellen. Daß hier nicht von körperlichen Lächerlichkeiten, nämlich von solchen, die keine sind, körperlichen Gebrechen, die Rede sein kann, versteht sich von selbst, sondern es handelt sich in der Satire um das Lächerlichmachen jenes Fehlerhaften, das sich der Mensch angeeignet hat, und leibliche Lächerlichkeiten gehören nur sofern hierher, als diese vielleicht ebenfalls aus geistiger Verschrobenheit entspringen, wie geckenhafte Haltung u. s. w. — Die Caricatur ist das Ideal geistiger Mißbildung in angemessenem Ausdruck und entsprechender Gestalt. Wird das Schöne absichtlich zur Caricatur umgestaltet, so heißt diese Parodie. (Siehe d. A.)

B—l.

Carl, Henriette, wurde in Berlin 1802 geboren und im dortigen Louisenstifte erzogen. Wegen ihrer schönen Sopranstimme ließ sie der Graf Brühl für das Theater bilden. Sie ging später nach Italien und vervollkommnete sich in Mailand noch mehr. Von da an fand sie auf den bedeutendsten italienischen Theatern außerordentlichen Beifall, war später in Cadix und Madrid engagirt, wo man sie als Künstlerin ersten Ranges schätzte, und kehrte 1833

über London, Berlin und Brüssel nach Berlin zurück. Ein großer Ruf ging ihr voran; man ließ zwar ihrer außerordentlichen Kunstfertigkeit Gerechtigkeit widerfahren, blieb aber kalt bei ihren Leistungen, an welchen man den Reiz der Schönheit vermißte. Nach einer Reihe von Gastrollen verließ sie Berlin und ging nach Rußland.

Carmel, das Gebirge, siehe **Libanon**.

Carmeliternonnen, oder Schwestern des Ordens U. L. Fr. vom Berge Carmel, erhielten ihren Namen von dem Berge Carmel in Syrien, welchen sich seit dem 4. Jahrhundert christliche Einsiedler zum Aufenthalte wählten. Im Jahr 1205 vereinigte Albrecht, Patriarch zu Jerusalem, diese Einsiedler unter eine Ordensregel. Seit 1238 verbreitete sich dieser Orden nach Europa. Im Jahr 1562 stiftete die heilige Theresia aus Avila in Spanien einen Barfüßernonnenorden der alten, strengen Observanz, welche auch **Theresianerinnen** genannt werden. Sie unterscheiden sich von den übrigen weiblichen und männlichen Gliedern des Carmeliterbarfüßerordens durch geschärfte Regeln des Fastens, Schweigens, der Selbstpeinigungen und des unbedingt blinden Gehorsams gegen ihre Obern. Zur besondern Uebung der Eremitenheiligkeit unterhalten sie in jeder Provinz eine Einsiedelei. Nur wenige Klöster der Carmeliterinnen stehen unter Bischöfen. In Frankreich hatten sie seit 1661, wie alle Barfüßerinnen, ihren selbst erwählten Superior. Die Kleidung des Ordens besteht in einem weißen Mantel und kastanienbraunen Unterkleidern. Der Gebrauch des Scapuliers U. L. Fr. ist ihnen vorzüglich eigen. Dieses ist bei ihnen 6 Zoll breit, gewöhnlich von grauer Wolle, und hängt über Brust und Rücken herab. Sie schreiben demselben eine besonders wunderthätige, schützende Kraft zu. In neuern Zeiten wurden ihre Klöster überall, nur in Sicilien, Spanien, Portugal und Amerika nicht, aufgehoben. Aber in Paris wurde 1817 unter königlichem Schutze ein neues Kloster dieses Ordens gestiftet. —s—

Carmin. Auf den blättrigen Cactuspflanzen, besonders auf

der Opuntia coccinellifer lebt ein rothes Insect, welches den Saft gibt, aus dem die kostbarste rothe Farbe, die Cochenille (s. d.) bereitet wird. Verbindet man dieß rothe Pigment mit einer metallischen Basis, mit einer Erdart, (d. h. mit einem Metalloxyd) so erhält man den Carmin. Die Damen bedienen sich desselben zu vielen ihrer zierlichen Arbeiten, z. B. zur Holz- und Blumenmalerei, oder zum Abschattiren künstlich gemachter Blumen. Zugleich ist er die unschädlichste, zarteste und natürlichste Schminke. (s. d.)

V.

Carnation nennt man in der Malerkunst die Nachahmung der Hautfarbe, wie sie sich im Leben zeigt, wobei der Wechsel in den färbenden Tönen, nach dem Maßstabe des vorhandenen Blutes in den einzelnen Theilen Statt finden muß, um auf Alter, Geschlecht, so wie auf Einflüsse des Klima's Rücksicht zu nehmen ist. Die Carnation vorzugsweise ist es, welche auf Bildern der todten Leinwand Leben einhaucht. Unter allen Künstlern war es namentlich Titian, dessen unnachahmliche ruhende Frauengestalten, gehoben durch den Contrast purpurner oder anderer Kissen, den Liebreiz des Lebens in höchster Täuschung besitzen.

D.

Carneol, ein rother Halbedelstein, welcher in Sachsen, in Sibirien, Indien ꝛc. als Geschiebe gefunden wird, er gehört zu den Achatgattungen, (s. Achat) und war sonst als Ringstein, zu Petschaften, Dosen, u. d. g., wohl auch wenn er von besonders schöner Farbe, und möglichst durchsichtig war, zu Damenschmuck gebraucht — jetzt ist derselbe fast ganz aus der Mode gekommen.

Carneval, vom italienischen „carne vale," Fleisch, leb' wohl! weil nach dem Carneval die große Fastenzeit beginnt, während welcher das Fleischessen verboten ist. Der Carneval, italienischen Ursprungs, und eine Nachahmung der altrömischen Saturnalien, hat sich bei uns als Fasching, Fastnacht, acclimatisirt, ohne aber allgemein einen öffentlichen Charakter anzunehmen. Von Rom ging diese Volksbelustigung aus. Man zeigt sich in der er-

sten Zeit nur in den Masken des Harlekin, Polichinell, Scaramuz, der Colombine ꝛc.; später kamen die Domino's als eine bequemere Tracht für diejenigen, welche unerkannt Zuschauer abgeben wollten, auf. — Der heutige Carneval in Rom (welchen Goethe meisterhaft geschildert) hat zwar viel an seinem frühern Glanze und der vormaligen kecken Lust und Freimüthigkeit verloren, gewährt aber immer noch ein Schauspiel, zu welchem Italiener aus allen Städten und reiche Fremde aus vielen Ländern herbeiströmen. — Er dauert 3 Tage. — Vom Capitol tönt eine Glocke und gibt das Zeichen zum Anfang desselben. In vorkommenden Fällen wird an diesem Tage ein Verbrecher hingerichtet, weil das Volk dann der Lust ergeben, und zu Excessen, die man zu andern Zeiten befürchten müßte, nicht geneigt ist. Alles maskirt sich — man sieht die bunteſten Trachten, es herrscht die größte Lust, die zügelloseste Ausgelassenheit. Der Ständeunterschied hört auf, der Geschäftsmann vergißt seine Sorgen, der Arme seine Noth; man ergibt sich der allgemeinen Freude, die sich in karikirten Aufzügen, Possen, wechselseitigen Neckereien, Verkleidungen ꝛc. gefällt. An den letzten beiden Tagen wird das Pferderennen auf dem Corso gehalten. Hier strömt Alles maskirt herbei, Hunderte von Wagen fahren in zwei Reihen langsam auf und nieder: Herrschaften, Kutscher, Bediente, Pagen, Alles ist verkleidet, Fenster und Balkone sind mit verkleideten Herrn und Damen besetzt; jedes hat ein Körbchen mit Gipskügelchen in der Hand, die nach den Masken auf der Straße geworfen werden, welche diese Kanonade in scharfen Ladungen erwidern. Jeder treffende Schuß erweckt unauslöschliches Gelächter. Nichts wird übel genommen. Polichinels laufen neben den Wagen einher, klettern auf den Tritt und sagen den Damen Schmeicheleien und pikante Neckereien. Hier sitzt ein Fürst als Polichinell im Wagen, neben seiner Gemahlin, die als Schäferin verkleidet ist. Von allen Seiten hagelt es weiße Kügelchen auf ihn, die seinen Anzug binnen Kurzem einpudern. Er revangirt sich lachend, indem er Hände

voll Gips nach den Balconen schleudert. Mitten durch das Maskengewühl ziehen oft fromme Brüderschaften in Procession, um für die Vergebung der Sünden, welche während dieser tollen Zeit vorfallen mögen, zu beten — ohne jedoch die bunten Harlekinszüge zu stören. Das Volk feiert seinen Festtag, es ras't sich aus in Lust und Muthwillen, um in der Fastenzeit wieder strenge Pönitenz und Buße zu üben. — Wenn die Promenade auf diese Art ein Paar Stunden gedauert hat, beginnt das Pferderennen. Zu beiden Seiten machen die Zuschauer Platz, um den Pferden die Mitte des Corso frei zu lassen. Hinter einem ausgespannten Seile stehen die Rosse ungeduldig, die Kanonen von der Engelsburg geben das Signal, Trompeten schmettern, die Pferde werden losgelassen und fliegen mit Windesschnelle durch die Rennbahn bis an's Ziel, wo eine ausgespannte Leinwand den weitern Lauf hemmt. Hier werden die Rosse wieder eingefangen, und der Besitzer des Siegers erhält den Preis, der in einem Stück Goldbrokat von 20—30 Dukaten im Werth besteht. Das Volk bringt dem Eigenthümer des Rosses ein donnerndes Lebehoch. Gewöhnlich lassen nur Prinzen ihre Pferde wettlaufen, welche zu diesem Zwecke förmlich abgerichtet werden. — Aehnlich dem römischen Carneval sind die von Venedig und Neapel. In den übrigen italienischen Städten wird der Fasching weniger durch öffentliche Spektakel, als durch neue Opernaufführungen, Concerte ꝛc. Bälle, gefeiert. — In Venedig herrscht zu dieser Zeit das größte Gewühl auf dem Markusplatze; statt des Wettrennens findet hier eine Wettfahrt in Böten, Regatta genannt, Statt. — Zur Zeit der Republik gab es hier am Himmelfahrtstage noch einen zweiten Carneval, wo die Vermählung des Dogen mit dem Meere gefeiert wurde. — Der pariser Carneval versammelt in den letzten Tagen des Faschings die reiche und müßige Bevölkerung zu Wagen, zu Rosse und zu Fuß auf den Boulevards. Man kommt, um zu sehen und gesehen zu werden. Zahlreiche Masken laufen umher, man biete Caricaturen feil, ge-

fällt sich in politischen Anspielungen und Grotesken; doch herrscht keine italienische Lebhaftigkeit, kein eigener Volksjubel des südlichen Himmels von Rom und Neapel. Nur einige reiche Engländer machen sich manchmal das Vergnügen, größere Maskeraden zu Wagen aufzuführen. — In Deutschland kennt man den Carneval bloß als die Zeit, wo Bälle, Maskeraden, Concerte, neue Opern ꝛc. aufgeführt werden: die glänzende Wintersaison der Hauptstädte, die Zeit, wo die jugendliche Welt vorzugsweise der Tanzlust fröhnt. Einen öffentlichen Charakter hat nur der Carneval von Cöln. Hier besteht ein eigener Comité zur Anordnung des Festes, die Maskenzüge spielen auf den Straßen und in öffentlichen Sälen, im Theater ꝛc., man ernennt einen Narrenkönig, führt Komödien und Concerte, die eigens zu dieser Veranlassung gedichtet werden, auf, und der deutsche Charakter zeigt sich in dieser Lustbarkeit von seiner heitern, gutmüthigen und drolligen Seite auf eine zugleich liebenswürdige Art. —n.

Carpegna, die Gräfin, Nichte des berühmten Kardinals gleiches Namens, ist von den durch Anmuth, Geist und Kenntnisse besonders ausgezeichneten Frauen des 17. Jahrhunderts, in dessen letzte Hälfte die Zeit ihrer Blüthe fällt, vorzüglich zu erwähnen. Der Adel ihrer Geburt war auch ihrer Persönlichkeit und ihrer Seele mitgetheilt worden; die Gräfin Carpegna glänzte eben so durch ihre Schönheit und die Liebenswürdigkeit ihres Benehmens, als durch die Höhe einer Bildung, wie sie nur selten und nur solchen Frauen, welche die Natur selbst durch reiche und vielseitige Anlagen dazu bestimmt, eigen zu sein pflegt. Mit allen großen Geistern der damaligen Epoche in Verbindung stehend, war die Gräfin die Seele der römischen Gesellschaft und die Reichhaltigkeit ihres Geistes und ihrer Kenntnisse die Bewunderung und der Stolz von ganz Italien. Namentlich war das Studium fremder Sprachen und die Gewandtheit, mit der sie sich eine große Menge derselben angeeignet hatte, so wie die Tiefe und Leichtigkeit, womit

sich ihr Geist in den Schattengängen der Philosophie erging, der Gegenstand allgemeiner Anerkennung. Noch lange Zeit nach ihrem Tode erhielt sich ihr Andenken unter den zahlreichen Freunden, welche die Liebenswürdigkeit ihrer Erscheinung und der Ruhm ihrer gelehrten Forschungen um sie versammelt hatte. T.

Carrara, Stadt in Italien, im Herzogthum Massacarrara, liegt mitten im Gebirge, und ist ausgezeichnet durch eine Kirche, ganz von dem Marmor erbaut, welchen man dort bricht, sie hat eine Akademie für Bildhauer. Der weiße carrarische Marmor ist der vorzüglichste, den man außer dem parischen bis jetzt kennt, der letztere, von der Insel Paros, war im Alterthum hoch berühmt — der in Carrara gebrochene hat zwar ein feineres Korn, läßt sich leichter behandeln, und hat beinahe noch mehr Frische als der von Paros, allein er hat viele graue und bläuliche Flecken, welche häufig die daraus verfertigten Statüen verunzieren. V.

Carriera, Rosalba, eine berühmte Künstlerin aus der letzten Blüthenzeit italienischer Malerei, 1675 in Venedig geboren. Sie widmete sich frühzeitig ihrer Kunst und erreichte darin bald einen so hohen Grad von Vollkommenheit, daß ihre Vaterstadt, die Wiege eines Tintoretto und Tizian, ihr volle Anerkennung zu Theil werden ließ. Sie malte in Pastell, doch mit einer solchen Kunstfertigkeit, daß ihre Werke Oelgemälden glichen; sie hat während eines langen Wirkens eine sehr große Anzahl von Gemälden geliefert, und es befinden sich Stücke von ihr fast in allen bedeutendern Sammlungen: die königliche Gallerie in Dresden ist allein im Besitz von 137. Das Todesjahr der Rosalba Carriera ist 1757. X.

Carroussel. Dieses Ritterspiel, welches seine Entstehung jedenfalls in Frankreich fand, war schon vor den Turnieren bekannt, kam durch diese in Vergessenheit und wieder in Aufnahme, als jene Festlichkeit mit dem Ritterwesen selbst verschwand. Die ersten Carroussels mögen wie die Turniere in einer Art Kampf

zu Pferde oder zu Wagen bestanden haben, wobei es Sitte war, daß der Sieger den errungenen Preis aus zarten Frauenhänden empfing. Die Carroussels neuerer Zeit, obschon eine Nachahmung der älteren, gleichen diesen doch nur noch wenig. Dieses Ueberbleibsel altritterlicher Sitte, wird immer seltener und besteht nur noch aus Reiterkünsten, bei welchen die Theilnehmer zuweilen in Ritterkleidung, meist aber in Quadrillen getheilt und in fantastischer Tracht erscheinen. Die ältesten Carroussels wurden unter Karl dem Kahlen, Ludwig dem Deutschen und Heinrich von Frankreich, die neuesten und glänzendsten 1750 zu Berlin, 1766 zu Petersburg und vor etwa 10 Jahren zu Dresden gehalten.

Carter, Elisabeth, eine geachtete englische Schriftstellerin des vorigen Jahrhunderts. Sie war 1717 in der Grafschaft Kent geboren, genoß eine sorgfältige Erziehung von Seiten ihres Vaters, eines Landgeistlichen, und offenbarte ungewöhnliche Talente, die sich in eben dem Grade auf neuere und ältere Sprachen als auf tiefere Wissenschaften erstreckten. Am bekanntesten ist ihre Uebersetzung der Schriften des Epiktet, die zuerst 1758 und dann in mehreren Auflagen erschien. Einen Band Gedichte gab sie 1762 heraus, dieselben zeichnen sich gleich vortheilhaft durch Reichthum an Gedanken und poetischen Bildern und durch leichte und wohlklingende Verse aus. Bei dieser seltenen Vereinigung außerordentlichen Talents und Wissens, besaß Miß Carter die liebenswürdigste Bescheidenheit und war die Zierde der ersten Gesellschaften von London, wo sie am 19. December 1806 starb. X.

Carton, nennt der Maler die, in gleicher Größe mit dem zu malenden Bilde ausgeführte Zeichnung, welche man gewöhnlich mit Kohle auf stark geleimtes Papier trägt. Um die leicht verwischbare Zeichnung fest zu halten, benetzt man die Rückseite mit möglichst kaltem Wasser, und läßt auf die Vorderseite den Dampf eines siedenden Wasserkessels strömen; dieser löst den Leim des Papieres auf, verbindet sich mit dem Kohlenstaub, und derselbe er-

scheint nun fest auf dem Papier. Bei Frescogemälden wendet man die Cartons hauptsächlich an, sonst wurden sie auch noch für die künstliche Tapetenweberei gebraucht, in welchem Falle sie dann in Farben ausgeführt sein mußten. Zu diesem Behuf malte Rafael zwölf prachtvolle Cartons von riesiger Größe für Leo X., sie wurden in den Niederlanden gewirkt. Unbekannt mit dem Werth der Schätze, welche sie besaßen, ließen die Fürsten, denen der Papst sie schenkte, dieselben zum Theil verderben, vermodern. Casanova entdeckte in Dresden sieben dieser Tapeten. V.

Cäsar, Cajus Julius, eine der glänzendsten Erscheinungen auf dem Schauplatze weltgeschichtlicher Thatengröße, der Stern eines Jahrhunderts, das der macedonische Alexander begann und der große Karl beschloß, der größte Mann seiner Zeit und zugleich der glücklichste, denn das Glück war an seinen Triumphwagen gefesselt, wurde am 6. des nach ihm genannten Juliusmonats des Jahres 106 vor Christus in Rom geboren. Seine Jugend, im Wechsel eifrigen Strebens und leichtsinniger Ausschweifungen verrauschend, fällt in die Epoche jenes Marius, der auf Karthago's Trümmern, ein entblößter Flüchtling, endete; ihn hatte Sulla verdrängt, unter welchem der junge Cäsar zuerst bedeutend hervortrat. Sulla verlangte, daß er seine Gemahlin Cornelia, Cinna's Tochter, verstoße, Cäsar verweigerte es und mußte fliehen, um der Aechtung zu entgehen. Seeräuber nahmen ihn gefangen, er erkaufte seine Freiheit und eilte nach Rom zurück, wo er in kurzer Zeit von einer Würde zur andern stieg. Volk und Senat ließen sich, ersteres durch glänzende Spiele und verschwenderische Geschenke, letzterer durch Cäsar's einschmeichelndes Benehmen und gleisende Beredsamkeit gewinnen, er ward zum Pontifex maximus gewählt und erhielt später Spanien jenseits des Ebro zur Provinz, welches er dazu benutzte, seine ungeheure Schuldenlast zu tilgen und für seine Absichten Soldaten und Geld zu erwerben. Nach Rom zurückgekehrt, vereinigte er sich mit Pompejus, der Cäsar's Tochter, Julia,

heirathete und Crassus 60 vor Christus zum ersten Triumvirate, empfing hierauf Oberitalien, Germanien und Gallien als Provinzen, und hier war es, wo er die germanischen und celtischen Völkerschaften unterwarf und sogar den Rhein überschritt, einer der denkwürdigsten Feldzüge in der Geschichte, von ihm selbst geschildert. Unterdessen war Julia gestorben und Crassus im Kriege gegen die Parther geblieben, das Triumvirat löste sich auf und Rom zerfiel in Parteien für Cäsar und Pompejus. Dieser, auf den Ebenen von Pharsalus geschlagen, floh nach Aegypten und starb dort; Cäsar eilte nach Pontus, eine einzige Schlacht reichte hin, den Pharnaces zu vernichten, und der Sieger schrieb nach Rom die drei Worte: veni, vidi, vici (ich kam, sah, siegte). Im Sturm ward Afrika bezwungen, Cäsar kam nach Rom, wurde zum Dictator auf Lebenszeit ernannt und mit königlichen Ehren empfangen. Die Trümmer der Pompejaner wurden in Spanien vernichtet, Cäsar hatte keinen Nebenbuhler mehr, denn auch der strenge Cato in Utica war nicht mehr und so fehlte nur noch der Augenblick, der ihm die Königskrone, wonach er strebte, auf's Haupt gesetzt hätte. Da blitzte noch einmal, zum letzten Male, der Geist jenes Brutus, der seine Söhne enthaupten ließ, in einem Sohne der Republik, in einem andern Brutus empor; mit Cassius und 11 andern Römern verschworen, retteten sie die Unabhängigkeit Roms. Von 23 Dolchstichen durchbohrt sank Cäsar an der Säule des Pompejus auf dem Capitol am 15. März 44 vor Christus. T.

Cäsarinernonnen. Sie wurden von Cäsarius, Erzbischof von Arles, 478 gestiftet und nach ihm und Cäsaria, ihrer ersten Aebtissin, seiner Schwester, so genannt. Sie trugen sich weiß. Im 9. Jahrhundert unterwarfen sie sich der Regel des heiligen Benedict, existiren aber nirgends mehr.

Cascade, die französische Benennung für Wasserfall, sei er nun von der Natur oder durch Kunst gebildet. Da nun aber die künstlichen Cascaden, namentlich zahlreich in der altfranzösischen

Gartenmanier vorkamen, so hat der Sprachgebrauch das Wort vorzugsweise für Letztere beibehalten. Berühmt sind die künstlichen Cascaden zu St. Cloud bei Paris und zu Weißenstein bei Kassel.

Calschmir. Dieses reizende asiatische Thalland, die östlichste afghanische Besitzung, grenzt an Kabulistan, China und Vorderindien. Gegen Norden schützt es der Riese Himalaya mit der erhabenen Schar seiner Genossen; von hier aus ist es unzugänglich und liegt wie eine blühende Jungfrau auf grünem, schwellendem Lager, während jene Reihe von Eisgebirgen fern die Gardine bilden und ein milder, blauer sanftleuchtender Himmel die gestickte Decke. Ein einziger Hauptfluß, der Behut, durchströmt es von Osten nach Südwesten, und nimmt alle übrigen Gewässer auf. Das Land ist außerordentlich schön, es prangt mit allen Schätzen einer milden Zone. Die Morgenländer nennen es „einen Garten im beständigen Frühling," dem Hindu ist es „das Vaterland des Fo und der Brahminen," die Muhamedaner betrachten es als Wiege des Menschengeschlechts, im Sanscrit heißt die Hauptstadt: „die Stadt des Heils." Ein Reisender (Ritter) schildert es mit folgenden Worten: „Die Pracht und Erhabenheit des Kranzes von Schneegebirgen, die Lieblichkeit und der Reichthum der zu ihnen aufsteigenden Hügel und Voralpen kann von keinem Augenzeugen reizend genug ausgemalt werden. Ganz besonders aber wird der große Wasserreichthum gepriesen, den sie in das bebaute Thal hinabsenden, und die Menge der Wunderquellen, deren es allein beim Dorfe Kohran 360 gibt. Die eine Quelle stillt Durst und Hunger, bei der andern war es verdienstlich für den Hindumärtyrer, sich selbst zu verbrennen. Bei Gohar ist ein tiefer Brunnen mit Steintempeln umbaut, auf dessen Grunde, wenn das Wasser verschwand, ein Bild des Mahadeo von Sandelholz erschien. — Die Bergströme bilden die prachtvollsten Wasserfälle, der Wissy stürzt 400 Fuß hoch mit gewaltigem Gebrause vom Felsen herab, und oft geschah es, daß fromme Hindus zu gläubigem Opfertode in den Strudel hineinsprangen." — Der Reichthum

an Naturerzeugnissen ist groß, einige Flüsse führen Goldsand; man findet Edelsteine, Marmor, Eisen ꝛc. Die Pflanzenwelt prangt in der üppigsten Fülle. Die Gebirgsabhänge sind mit dichten Wäldern bedeckt, worin man viele europäische Forstbäume findet. In den Gärten ragt vor allen die prächtige Platane hervor; die Ufer und sanften Bergabhänge sind mit sanftem, smaragdgrünem Rasen und üppigen Wiesen bedeckt. Ueberall wachsen Veilchen, Narcissen, Rosen ꝛc. wild, oder werden in Gärten und auf den Dächern der Häuser gezogen, so daß die ganze Hauptstadt von einer Anhöhe wie ein großes Blumenbeet aussieht, das des Abends einen wollustathmenden Duft verbreitet. Die prächtige rothe und weiße Rose von Caschmir ist durch ganz Asien berühmt, man bereitet aus ihr treffliches Rosenöl und Rosenwasser. An den niederen Abhängen der Berge breiten sich ganze Obstbaumwaldungen aus. Man trifft alle europäische Sorten, mit Ausnahme der Kirsche. Hier gedeiht Weizen, Hirse, Reis, Tabak, Hanf, Baumwolle, Krapp, Safran ꝛc. Besonders mit dem letzteren ist das Land bei Punpoor meilenweit bedeckt; er gewährt zur Blüthenzeit den entzückendsten Anblick. Die köstlichen Trauben gleichen denen von Madeira, die Melonen übertreffen alle andern an Wohlgeschmack. Hier ist ein unerschöpflicher Reichthum an Hausthieren, darunter zeichnet sich vornehmlich die Caschmirziege durch die außerordentliche Feinheit ihres unter den obern Haaren befindlichen Flaumes aus. Aus diesem Flaum werden die weltberühmten orientalischen Shawls verfertigt, die eine solche Feinheit und Dünne haben, daß man sie der Länge nach zusammengerollt durch einen Fingerring ziehen kann. — Ein giftiges Thier sucht man vergebens in dem reich gesegneten Lande, aber die Wälder und Berge wimmeln von einer Menge Hirschen, Rehen, Gemsen, Steinböcken, Bezoarziegen; doch gibt es auch Panther, Leoparden, Tigerkatzen, Bären, Wölfe. Singvögel sind sehr häufig. Das Land umfaßt 816 □Meilen, und hat eine Bevölkerung von 2 Millionen Seelen. Die Bewohner haben einerlei Ab-

stammung mit den Hindus, weichen aber jetzt in Sprache, Sitten und Gebräuchen beträchtlich ab. Sie sind von weißer Hautfarbe, muskelkräftig, schlank, und haben schwarze Augen und Haare. Unter dem weiblichen Geschlechte findet man wahre Schönheiten. In den Harems der muhamedanischen Fürsten Vorderindiens machten Frauen aus Caschmir stets die Mehrzahl aus. Der Charakter der Caschmirer ist lebhaft, gutmüthig, sanft, unternehmend; aber auch sinnlich und verschwenderisch. Sie sind Freunde der Wissenschaften, besonders der Dichtkunst, der Musik, des Gesanges und Tanzes. Die Kleidung der Vornehmen besteht in einem Hemde, langen, weiten Pantalons und einem wollenen Wamms mit weiten Aermeln. Den Kopf bedeckt ein Turban. Den Bart läßt man natürlich wachsen. Die Frauen tragen ein Oberkleid von Baumwollenzeug und eine turbanähnliche Mütze. Der Haupterwerb der Manufakturindustrie besteht in der Wollenweberei. Die Verfertigung der berühmten Shawls ist zu einer Vollkommenheit gebracht, wie in keinem andern Lande Asiens. In der Hauptstadt allein gibt es 16,000 Webestühle. Man verfertigt auch noch andere Wollenzeuge, lackirte Waaren, Zucker, Papier, Leder, wohlriechende Wasser ꝛc. Die Einwohner bekennen sich theils zum Islam, zur Brahmanenlehre und zum Buddhaismus. Die Hauptstadt des Landes ist Caschmir, an den Ufern des Behut. Die Bauart ist schlecht, selbst Paläste und Moscheen zeichnen sich nicht durch Pracht aus. Die Häuser bestehen nur aus Holz und Fachwerk. Die Einwohner, 150,000 an der Zahl, beschäftigen sich mit Shawlweberei und Handel. Man findet hier Kaufleute aus allen großen Handelsstädten der benachbarten Länder.

Caschmirshawl. Der kostbare und theure Gegenstand der heißesten Wünsche einer eleganten Dame stammt aus dem schönen Lande, welches wir so eben geschildert. Jede Ziege liefert jährlich zwei Pfund Flaum, dieser wird sorgfältig von den Haaren geschieden, und mehrere Male mit Reisstärke gewaschen. Die

Caschmirer selbst schreiben die unnachahmliche Feinheit ihres Fabrikats den Eigenschaften des Wassers ihres Thales zu. Das Pfund der besten rohen Wolle kostet eine Rupie, bei der Zubereitung geht die Hälfte verloren; wenn sie gesponnen ist, kosten 3 Rupien Gewicht eine Rupie. Eine Werkstatt kann mit einem Shawl, wenn er ausgezeichnet schön sein soll, über ein Jahr beschäftigt sein, während andere Werkstätten 6—8 verfertigen. Von den besten und buntesten machen drei Leute im Tage nicht einen Viertelzoll fertig. Shawls, die viele Figuren enthalten, werden auf verschiedenen Webstühlen verfertigt. Die Werkstätten bestehen aus einem Rahmen, vor welchem die Arbeiter auf einer Bank sitzen. Sie bedienen sich eines langen, schmalen, aber schweren Weberschiffchens. Nach Verhältniß der Menge Figuren schreitet die Arbeit langsam fort. Ein Aufseher beschreibt den Arbeitern die Figuren, die Farben und Fäden, die sie gebrauchen müssen, und hat während dem das neue Muster auf dem Papiere gezeichnet vor sich. Bei der Arbeit ist die rauhe Seite zu oberst, doch versieht sich der Aufseher nie in der Regelmäßigkeit der buntesten Muster. Ein Kaufmann, der große Geschäfte im Shawlhandel macht, nimmt gleich eine Zahl von Werkstätten an, die er an einem Ort unter seinen Augen vereinigt, oder er versieht die Hauptarbeiter mit Garn, das vorher von den Weibern gesponnen und gefärbt worden ist, belehrt sie über die Güte der Waare, über die Farbe, das Muster ꝛc., und sie verrichten die Arbeit zu Hause. Ist ein Stück fertig, so muß es der Kaufmann auf's Zollamt bringen, wo es gestempelt und eine gewisse Abgabe davon, je nach dem Werthe der Waare, bezahlt wird, die jedoch übermäßig groß ist. Die meisten Shawls werden ungewaschen ausgeführt. Jährlich werden an 80,000 verfertigt. Die nach der Türkei gehenden pflegen vom feinsten und zartesten Gewebe zu sein. Man macht auch von demselben, aber geringern Stoffe, gestreifte Zeuge zu Kleidern, geblümte und glatte Strümpfe, Handschuhe und jene Schumla genannten

Gürtel. Aus den Haaren oder geringern Theilen der Wolle werden Teppiche oder Bettdecken verfertigt. Der Werth der sämmtlichen Shawls, welche jährlich von Caschmir ausgeführt werden, beläuft sich im Durchschnitt auf 1,800,000 Rupien. Durch die verschiedenen Auflagen von Caschmir bis Bombay wird der Preis der Shawls außerordentlich erhöht, weßhalb Einer von der ersten feinsten Sorte in Europa eine ungeheure Summe kostet. Nicht die Feinheit und das Dessin des Gewebes allein, sondern auch die Seltenheit und der hohe Preis ist es, weßhalb die Europäerin vor Sehnsucht brennt, dies theure Erzeugniß des fernen Asiens zu besitzen.

Casino. In der neapolitanischen Provinz Terra di Lavoro erhebt sich, umgeben von einer reizenden Landschaft, der Monte Casino. Auf dem Gipfel desselben erbaute in frommer Begeisterung der heilige Benedict um das Jahr 530 ein Kloster, welches bald durch Reichthum, theils aber auch durch die wunderbaren Heilkräfte, in deren Besitz die Bewohner desselben waren, die Aufmerksamkeit der gläubigen Christenheit auf sich zog. Aus allen Provinzen Italiens strömten Scharen von Pilger nach der Abtei, wo sie hoffen durften, geistige und körperliche Leiden gleichzeitig gestillt zu sehen. Was die frommen Brüder des Klosters durch ihre Gebete und Heilmittel nicht erreichten, das spendete die Natur in reichlichem Maße. Eine gesunde, frische Luft, ein heiterer, lachender Himmel, eine über alle Beschreibung entzückende Aussicht und endlich die Reize eines sorgenlosen Zusammenlebens, welche durch die Sorgfalt der Klosterbrüder noch gehoben wurden, ließen in der Erinnerung Aller derjenigen, welche einige Zeit auf dem Monte Casino zugebracht hatten, nur den Wunsch zurück, jene Stunden wiederkehren zu sehen. Die auf dem Wallfahrtsorte angeknüpften Bekanntschaften wurden in der Heimath fortgesetzt; man fühlte das Bedürfniß eines Vereinigungspunktes, man wählte sich hierzu einen passenden Ort, man stiftete Zusammenkünfte, man gab ihnen den Namen des

gefeierten Berges, der in Aller Andenken fortlebte, und so entstanden unsere heutigen Casino's.

Cälonia, die dritte Gemahlin des Kaisers Caligula, ihm gleich an Art der Gesinnung, beherrschte den blutigen Tyrannen, obgleich sie weder jung noch schön war. Man sagt, sie habe ihm einen Liebestrank gegeben, der ihn zwar stets in zärtlicher Neigung zu ihr, aber auch in fortwährender Raserei gegen alle Menschen erhielt. Nachdem Caligula unter den Dolchen der Verschworenen verblutet hatte, schlug auch ihre Todesstunde im Jahre 41 nach Christus. Sie saß weinend bei dem Leichnam ihres Gatten, da trat Julius Lupus, ein Verschworner, herein, und kündigte ihr das Todesurtheil an. Schweigend entblößte sie den Hals, neigte sich und befahl ihm mit vieler Fassung und Seelenstärke, das Urtheil zu vollstrecken. Ihre mit Caligula erzeugte Tochter Drusilla, ein Kind, wurde von den grausamen Henkern gegen die Wände geworfen, bis es starb. X.

Callava. Dieses Gewächs, welches für die Indianerstämme Amerika's, so wie für die Bewohner im Innern von Afrika, von gleicher Wichtigkeit ist, wie für den Europäer unsere Getreidearten, hat Südamerika zum Vaterlande, ist unter dem Namen eßbare Brechnußwurzel bekannt, heißt in Brasilien Mandioc und in Afrika Manihot. Die Pflanze wächst aus einer zähen, holzigen Wurzel, erreicht eine Höhe von 4—6 Fuß, hat einen dünnen, holzigen, knotigen Stengel und glatte, palmartige Blätter. Die zarten Seidenfasern der Wurzel schwellen zu einer mehligen Masse an, um derentwillen man das Gewächs anbaut, welches jährlich zwei Ernten gibt. Man zählt 9 verschiedene Arten, aber nur zwei, die bittere und süße, werden cultivirt. Die erwähnten Auswüchse der Wurzel sehen wie unsere Pastinakwurzeln, sind gewöhnlich 14—15 Zoll lang, werden nach dem Ausgraben gewaschen, die dunkelfarbige Rinde abgeschabt, dann gestampft oder gemahlen, der giftige Saft ausgepreßt, das Uebriggebliebene auf einem Herde oder heißen Steinen

gebacken, und so das Cassavabrod erlangt. Der Saft, namentlich der bittern Cassava, enthält ein sehr starkes Gift, welches die Indianer zur Vergiftung ihrer Pfeile benutzen, das sich aber an der Wärme leicht verflüchtigt, und sonach der Brei, oder auch das Brod für die Landesbewohner eine eben so unschädliche als nahrhafte Speise ist.

Castagnetten, spanisch castannelas, ein kleines lärmendes Holzinstrument, das aus 2 ausgehöhlten, scharf auf einander passenden Schalen von härtestem Holz gemacht ist. Es mag wohl schon in den ältesten Zeiten bekannt gewesen sein und findet sich noch jetzt in Spanien, wo es die Bolerotänzer unter Begleitung einer eigenthümlichen Musik schlagen. R. S.

Castelli, Johann Friedrich, der Herausgeber des Taschenbuchs „Huldigung der Frauen," der Verfasser der dramatischen Sträußchen, welche in 7 Jahrgängen, Wien, 1816—1822 erschienen, des Drama's „die Waise und der Mörder," der Oper „die Schweizerfamilie," welcher 1825 die bekannte Sammlung von Sprüchwörtern unter dem Titel „Lebensklugheit in Haselnüssen" herausgab, längere Zeit das wiener Conversationsblatt redigirte, dessen Gedichte in niederöstreichischer Mundart von hohem Werthe sind, und welcher längere Zeit unter dem Namen „Bruder Fatalis" schrieb, wurde 1781 zu Wien geboren, wo er noch jetzt als Rechnungsrath lebt. Er gehört zu unseren geschätztesten belletristischen Schriftstellern.

Castilien, ehemals ein berühmtes selbstständiges Königreich der pyrenäischen Halbinsel, jetzt ein Theil von Spanien, welcher von Asturien, Biscaja, Navarra, Aragon, Murcia, Leon und Portugal umgränzt ist. Eine von Osten nach Westen sich erstreckende Gebirgskette theilt dasselbe in Alt- und Neucastilien; beinahe alle Hauptflüsse Spaniens bewässern das Land, welches Wein, Getreide und Safran, so wie zahlreiche Herden hervorbringt und nährt, doch im Allgemeinen einen felsigen, unfruchtbaren Boden hat

Madrid (s. d.) und Toledo sind die Hauptstädte dieses Reiches, das einst in der Maurenzeit hoch berühmt war. Seine Geschichte ist mit der von ganz Spanien zu innig verwebt, als daß wir nicht darauf hinweisen sollten. Unter allen Bewohnern Spaniens ist der Castilianer der stolzeste, ist die Castilianerin die erhabenste, und wenn auch nicht die schönste, (dieses Prädikat gebührt den Abkömmlingen der alten Deutschen in den Gebirgen von Biscaja, den Celten) doch gewiß diejenige, welche sich dafür hält. Ein ungezähmter Hochmuth beseelt diese Nachkommen des Cid, so daß sie noch immer, wie vor 500 Jahren die erste Nation der Welt zu sein glauben. Die Männer sind fast gänzlich ohne Bildung, und wären die Frauen nicht durch natürlichen Verstand ausgezeichnet, so würde ihnen aller Reiz, alle Anmuth fehlen, da ihre geistige Bildung noch weit mehr vernachlässigt ist, als die der Männer. Die ritterlichen Mauren lehrten ihre Feinde, die Spanier, selbst ritterlich fein, und das schöne Geschlecht hoch achten. Deßhalb sind die Frauen dort nicht von der Thronfolge ausgeschlossen, und erben in Allem dem ältesten Sohne gleich, so daß in Ermangelung eines erstgebornen Knaben die erstgeborne Tochter mit Ausschluß der ihr folgenden Brüder die Besitzungen und die Titel bekommt, und dieselben auf ihren Gatten überträgt, daher oft ein Mann von untergeordnetem Range zum Grande wird, dadurch, daß die Witwe eines Granden, oder die Tochter eines solchen, (wenn sie keine Verwandten haben) Jemanden heirathet, der niedriger steht als sie, wodurch er die genannte hohe Würde erhält. — Don Ranudo de Colibrados, ein altes Lustspiel von Kotzebue, schildert den castilianischen Adel und Hochmuth mit den treffendsten Zügen. V.

Castro, Ines de, Königin von Portugal, die Tochter Pedro Fernandez de Castro, zog wegen ihrer außerordentlichen Schönheit, Liebenswürdigkeit und Bildung, die sie mit der äußern Anmuth, ja seltener Vollkommenheit vereinte, die Aufmerksamkeit der Prinzessin Constanze, der Gemahlin des Prinzen Peter von

Portugal, auf sich, erwarb sich deren besondere Gunst und ward von ihr in ihren Hofstaat aufgenommen. Dieselben Eigenschaften gewannen ihr die Neigung des Gemahls ihrer Gönnerin in so hohem Grade, daß er, nachdem Constanze 1344 gestorben war, sich mit Ines vermählte, ohne die Einwilligung des Königs Alfons IV., seines Vaters, eingeholt zu haben, der deßhalb in Haß gegen seinen Sohn entbrannte, und in der Befürchtung, es könnten durch dessen Verbindung mit Ines de Castro die Rechte und Ansprüche von Peters rechtmäßigem Sohne aus dessen frühern Ehe geschmälert werden, den Untergang seiner Schwiegertochter beschloß. Er begab sich zu diesem Entzweck nach Coimbra; allein Ines Schönheit und Tugend machten sein Gemüth zur Milde und Verzeihung geneigt, und nur die übertriebene Dienstfertigkeit dreier übelgesinnter Höflinge veranlaßte den schrecklichen Ausgang, den die Verhältnisse nahmen. Jene drei, Alvaro Gonsalvez, Pacheco und Coelho drangen in den Palast der Prinzessin und ermordeten sie in der Mitte ihrer Frauen (1355). Peter's Wuth kannte keine Gränzen, und nur das Zureden seiner Mutter hielt ihn ab, gegen seinen Vater die Waffen zu ergreifen; nach dessen Tode aber, 1357, verfolgte er unablässig die flüchtigen Mörder seiner Gemahlin und ließ sie mit den ausgesuchtesten Qualen den Tod erleiden, der Leichnam der Ines aber ward auf seinen Befehl prächtig ausgestattet, auf den Thron gesetzt und feierlich gekrönt. Von verschiedenen Dichtern ist dieser Stoff in mehreren Sprachen behandelt worden, im Deutschen besitzen wir ein gelungenes Trauerspiel Ines de Castro vom Grafen Julius von Soden. X.

Castrum doloris, s. Catafalk.

Casuistik, die Gewissenslehre oder Gewissensleitung, daher Casuist, ein Lehrer oder Richter, welcher Gewissenszweifel zu lösen sucht.

Catafalk, Trauergerüst, nennt man die stufenartige Erhöhung, worauf der Sarg eines aus Verehrung, Liebe oder An-

hänglichkeit und Hochachtung zu feiernden Todten aufgestellt wird. Man begreift unter dieser Benennung zugleich die Erleuchtung und andere für das Feierliche stimmende Verzierungen, als Inschriften, Wappen u. s. w., welche den Sarg umgeben. Der Catafalk wird gewöhnlich in einer Kirche oder in der Wohnung des Verstorbenen aufgestellt. Der Ort oder Raum, wo die Aufstellung geschieht, wird castrum doloris oder Trauerbühne genannt. — s —

Catalani, Angelica. Lange Zeit prangte diese Sängerin als Stern erster Größe am Kunsthimmel, setzte — man kann sagen — ganz Europa in Erstaunen und schied von dem Schauplatze ihres Ruhmes noch bewundert von einer spätern Generation, die in den Trümmern der verschwundenen Herrlichkeit den einstigen Glanz des großen und seltenen Talentes verehrte. — Sie wurde 1787 zu Sinigaglia im Kirchenstaate geboren. Schon als Kind, wo sie im Lucienkloster zu Rom bei der Messe sang, erregte sie solche Bewunderung, daß der Beifall der versammelten Menge die Andacht des Gottesdienstes störte und der Papst sich bewogen fühlte, ihre Mitwirkung beim Kirchengesange zu untersagen. Sie betrat 1799 das Theater, war dann fünf Jahre lang in Lissabon bei der italienischen Oper, ging hierauf nach Madrid und Paris, und galt von da an für die erste Sängerin ihrer Zeit. Ihre größten Triumphe feierte sie in London und später auf ihren Kunstreisen durch die ersten Städte Europa's. In der genannten Stadt war sie 8 Jahre mit einem jährlichen Gehalte von 96,000 Franken angestellt. Sie übernahm später die Direction der italienischen Oper zu Paris, bereiste Belgien, Deutschland, Rußland, Polen, England, Schottland ꝛc. Der Ruhm ihres Talentes drang sogar bis in die entferntesten Winkel entlegener Provinzen und von hier strömten die Bewohner viele Meilen weit nach der Hauptstadt, wenn von da aus die Kunde ihrer Ankunft erscholl. Sie setzte hohe Preise, die man gern und willig zahlte, um sich einen in der That seltenen Genuß zu verschaffen. So kam es, daß sie ein Vermögen von

mehrern Millionen erwarb und im Genusse ihres Reichthums auf den wohlerworbenen Lorbern ausruhen kann. Seit 1830 hat sie sich in das Privatleben zurückgezogen und bewohnt im Sommer ihre reizende Villa bei Florenz. Hier hat sie eine Gesangschule für arme Mädchen errichtet, welche sie unentgeldlich für die Kunst heranbildet, als einzige Bedingung ist festgestellt, daß jede ihrer Schülerinnen später den Namen Catalani ihrem eigenen Familiennamen hinzufügen muß. So lebt sie noch in der Erinnerung gefeiert fort. Ihre Stimme war umfangreich, glockenhell, stark, geschmeidig, jedes Ausdrucks fähig. Ihre Coloraturen rollten wie Perlen dahin; im getragenen Gesange schwebten die Töne majestätisch einher, und brachten eine so imposante Wirkung hervor, daß das münchener Publikum, als sie die Arie: io sono regina im Theater sang, unter donnerndem Beifall laut ausrief: „Si in verità, — una regina!“ — Sie war mit einem Hauptmann Valabreuga verheirathet, von dem sie sich später aber trennte. Sie hat zwei Söhne und eine Tochter. Erstere führen nebst dem Familiennamen Valabreuga auch den der Catalani. — Jedes ihrer Kinder ist im Besitz einer Million Franken. — n.

Catalina, de Erauso, Dona, genannt la Monja-Alfarez, d. h. die Nonne-Fähnrich, einer der merkwürdigsten, abenteuerlichsten weiblichen Charaktere, deren Lebensgeschichte man ohne glaubwürdige historische Verbürgung für einen Roman halten würde, wie ja so oft die kühnste Fantasie des Dichters gegen die Wirklichkeit, gegen die tausendfachen Verkettungen des Schicksals oder Zufalls zurückbleibt. — Dona Catalina wurde zu S. Sebastian, in der Provinz Guipuscoa den 10. Februar 1585 geboren. Sie war für das Kloster bestimmt und wurde bereits im 4. Jahre ihrer Tante, der Priorin des Dominikanerklosters, übergeben. Aber ihrem lebhaften Geiste sagte die fromme Beschränkung nicht zu, ihre Sehnsucht flog hinaus über die Mauern des heiligen Asyls in ein reich bewegtes Leben, daß von ihr ungekannt, sie mit doppeltem

Reiz anlockte. In ihrem 15. Jahre entfloh sie aus den Klostermauern, in einem Kastanienwäldchen unfern der Stadt legte sie ihr Nonnengewand ab, und kleidete sich in Männertracht, welche sie auf listige Weise sich zu verschaffen gewußt hatte, und die sie bis an ihren Tod, nur kurze Zeit ausgenommen, nicht wieder ablegte. — So trat sie in die Welt, unbekannt mit ihren Verhältnissen, Gefahren, Leiden und Freuden. Welch ein Muth mußte das 15jährige, im Kloster von aller Gemeinschaft der Weltleute fern erzogene Mädchen beseelen! — Sie blieb 3 Tage ohne Nahrung im Kastanienwäldchen versteckt, suchte dann einen Weg, der sie richtig nach Vittoria brachte. Hier wurde sie unerkannt bei ihrem Oheim Secretair, unzufrieden aber bald mit dieser einförmigen Beschäftigung und voll Sehnsucht nach dem Geräusche der Welt, nach Thaten und Abenteuern, verließ sie ihren Posten und ging nach Valladolid, wo sich damals der Hof befand. Bei einem Gönner ihrer Familie wurde sie unter dem Namen Franzisco de Layola Page. Eines Tages hört sie im Vorzimmer die Stimme ihres Vaters, der hierher gekommen war, um den Edelmann zu bitten, ihm zur Wiedererlangung seiner Tochter behilflich zu sein. Augenblicklich entfloh sie und ging nach Bilbao. Hier gerieth sie zu einem Maulthiertreiber, kam in die Gesellschaft von Männern der niedern Klasse, und gewöhnte sich eine Lebensart an, die ihrer Herkunft und Erziehung, ebenso wie ihrer Weiblichkeit ganz entgegengesetzt war. Wegen eines Streites mit jungen Leuten wurde sie hier einen Monat lang eingesperrt. Nach wieder erlangter Freiheit ging sie nach Estella de Navarra und wurde Diener eines Ritters de Avellano, blieb bei diesem zwei Jahre, langweilte sich aber in der Einförmigkeit ihres Lebens, kehrte nach S. Sebastian zurück, wohnte unerkannt der Messe in ihrem Kloster bei, sah ihre Mutter beten, und sprach mit den Nonnen, ihren frühern Genossinnen. Aber auch hier ließ sie ihr unruhiger Geist nicht lange weilen. Sie begab sich nach los Passayes und von da nach Sevilla. Der Bruder ihrer Mut-

ter befehligte ein Schiff, das gerade nach Westindien ging. Sie schiffte sich unerkannt mit ein, uud machte bald darauf eine Seeschlacht mit, in welcher eine niederländische Flotte von den Spaniern verbrannt wurde. Hier entzückte sie der Donner der Kanonen, das Getöse der Schlacht, der Ruf der Hörner — ihr Entschluß, sich dem Kriegshandwerk zu widmen, stand fest. — Als die spanische Flotte nach Europa zurückkehren wollte, entwich sie zur Nachtzeit und blieb in Panama bei einem Spanier, verließ diesen und kam zu einem Kaufmann, litt mit demselben Schiffbruch, rettete ihm aber das Leben, wurde hierauf Vorsteher einer Handlung in Sana, bekam Streit mit einem Manne, lauerte ihm am folgenden Morgen an der Kirche auf und hieb ihn über das Gesicht. Sie verwundete noch einen Zweiten, der jenem beispringen wollte, flüchtete in die Kirche, wurde aber arretirt und in's Gefängniß gebracht. Durch die Bemühungen ihres Prinzipals befreit, gerieth sie in Truxillo mit einem Freunde jenes zu Sana Verwundeten gleichfalls in Streit, tödtete ihn, suchte Schutz in der Kathedrale, entfloh und kam nach Lima. Sie hatte Geld und Empfehlungen mit, lebte im Hause des Kaufmanns Don Salerto, machte aus Muthwillen die junge Schwägerin desselben in sich verliebt, verlobte sich mit ihr und floh am Tage der Trauung. Sie trat jetzt unter ein Regiment, das für Chile geworben wurde, und ging mit diesem nach Conception. Hier fand sie zu ihrem größten Schrecken ihren Bruder, der Sekretair des Vicekönigs war. Sie nannte sich jetzt Ramirez de Guzmann, wurde mit ihrem Bruder bekannt, der sich liebevoll zu ihr hingezogen fühlte, und da er zugleich Hauptmann in einem Regimente war, sie nach der Schlacht von Puven, wo sie Wunder der Tapferkeit gethan und eine Fahne erobert hatte, zum Fähnrich avancirte. Sie liebte leidenschaftlich das Spiel. Einmal wagte derjenige, welcher die Bank hielt, ein beleidigendes Wort gegen sie. Heftig gebot sie ihm zu schweigen. Er wiederholte jenes Wort, sie durchbohrte ihn. Der Generalauditeur trat in die-

sem Augenblick herein, befahl ihr sich zu entfernen und faßte sie, da sie nicht gehorchte, an der Brust. — Sie, einen Augenblick in ihrer Weiblichkeit verletzt, rächte als Krieger diese Beleidigung und stieß dem Auditeur ihren Dolch durch das Gesicht. Auch jetzt flüchtete sie in die Kathedrale und von da in das Franziskanerkloster. Der Gouverneur ließ dasselbe umstellen, und Catalina blieb 6 Monate lang eingeschlossen. Während dieser ihrer Gefangenschaft besuchte sie ein Freund, erzählte ihr, daß er in der Nähe der Stadt einen Zweikampf, aber noch keinen Sekundanten habe. Sie übernahm dieses Amt. Glücklich schlich sie sich in einen großen Mantel gehüllt durch die Wachen, erschien auf dem Kampfplatze, sekundirte, und rief, als ihr Freund einen Stich erhielt: „das ist der Stoß eines Meuchelmörders!" Der Sekundant des Gegners schalt sie dafür einen Lügner — sie kehrte ihre Waffe gegen ihn, Beide fochten — jener fiel tödlich verwundet. Er verlangte einen Priester. — Der Mond beleuchtete sein Antlitz: dieses Gesicht — diese Stimme: es war ihr Bruder! Sie eilte in das Kloster und sandte zwei Mönche zu dem Sterbenden. Er selbst hatte in seinem Gegner den jungen Guzmann erkannt, und nannte ihn dem Gouverneur; dieser verlangte nun an der Spitze einer Compagnie von den Mönchen die Auslieferung des zweifachen Mörders, aber die Geistlichen machten Miene, ihr Asyl mit den Waffen zu vertheidigen. Don Miguel de Crauso, Catalina's Bruder, wurde im Kloster begraben, und sie weinte und betete oft, von Reue zerrissen, von Verzweiflung gefoltert an seinem Sarge. Acht Monate war sie hier eingeschlossen; sie sehnte sich endlich nach Freiheit. Sie konnte nur nach Tucuman gehen und mußte einen Weg wählen, den nur Wenige lebend zurückgelegt. Ein Freund gab ihr Geld, Waffen, Lebensmittel und ein Pferd. Sie entkam und wagte sich in die schreckliche Wildniß. Hier fand sie zwei entlaufene Soldaten, in deren Gemeinschaft sie die gefährliche Reise fortsetzte. Beide erfroren in den Eisgebirgen — nur sie drang glücklich durch, und

als sie wieder Bäume sah, jubelte sie laut auf. Bei Tucuman traf sie zwei Männer, die sie zu einer Witwe brachten, welche zwei Töchter hatte. — Auch hierher trug sie ihren Unstern; das Unglück fesselte sich an ihre Sohlen, sie stürzte sich in neue Gefahren, welche nur mit Verbrechen endeten. Aus langer Weile spielte sie mit dem Glücke der einen Tochter, eroberte deren Herz, erhielt das Jawort und den Segen der Mutter. Am Tage der Hochzeit verschwand sie wieder mit ihrem Maulthier. In Potosie wurde sie Haushofmeister eines reichen Edelmanns, mußte auch von hier wegen Schlägereien flüchten, und trat von Neuem mit höherm Range in die Armee. Sie focht gegen die Indianer, machte viele Beute und verlangte nach dem Frieden ihren Abschied; da sie diesen nicht erhielt, desertirte sie nach Rio de la Plata. Hier verspielte sie ihr Geld, verwundete im Auftrag ihrer Gönnerin, der Marquise von Chares, eine andere vornehme Dame, wurde auf die Tortur gebracht, und da sie nichts gestand, aus Chile: und La Plata verbannt. Sie ging nach Charkas — erstach beim Spiel einen Kaufmann aus Sevilla, suchte in der Kirche Schutz und entkam abermals. Nachdem sie in Piscabamba einen portugiesischen Edelmann erstochen, wurde sie zum Tode verurtheilt, aber auf dem Richtplatze begnadigt. — Sie lebte hierauf in Cuzco. Hier faßte sie gegen einen jungen schönen Mann, welcher wegen seiner Tapferkeit den Beinamen „der neue Cid" hatte, unauslöschlichen Groll. Als er beim Spiele unversehens seine Hand auf ihr Geld legte, zog sie ihren Dolch und heftete mit raschem Stoße seine Hand an den Tisch. „Weicht von mir!" schrie sie, ihren Degen ziehend, „er wollte mich berauben." Sie wehrte sich gegen die Uebermacht, erhielt drei Wunden, gelangte fechtend bis auf die Straße; hier sammelten sich die Anhänger beider Parteien, um die Sache auszufechten. Der Cid stieß Catalina seinen Dolch in die Schulter, einer seiner Freunde verwundete sie in der linken Seite; sie stürzte nieder, ihre Freunde fochten. Plötzlich erblickte sie den verhaßten Gegner auf den Stufen einer

Kirche stehen. Sie sammelte ihre Kräfte, kroch dahin, und noch ehe er seinen Dolch ziehen konnte, sank er schon von ihrem Schwerte durchbohrt. Ein Mönch nahm sie auf, pflegte sie und heilte ihre Wunden. Ihm gestand sie ihr Geschlecht; fünf Monate mußte sie das Bett hüten; endlich genas sie, aber von allen Seiten drohte ihr der Tod. Später gelang es ihr aus der Stadt zu entkommen. Sie reiste langsam, betete oft, wurde düster und traurig, und schien tiefe Reue zu fühlen. Am Thore von Lima wurde sie von zwei Alquazils und einem Neger verfolgt. Rasch drehte sie sich um, schoß den Neger nieder, lief weiter, begegnete einem andern Neger, der ein Pferd führte, stieß diesen zur Seite, schwang sich auf das Roß, und jagte im Gallop nach Guamanya. Am Flusse Balsas sah sie drei Reiter am gegenseitigen Ufer. Sie waren ihr nachgeschickt worden. Rasch entschlossen drohte sie ihnen mit ihren Pistolen, legte drei Goldstücke auf einen Stein, verbeugte sich und setzte ihre Reise fort. In Guamanya vertheidigte sie sich vor dem Hause des Bischofs mit Löwenmuth gegen die Häscher. Der Bischof schritt als Vermittler ein, und sie ging als Gefangene in sein Haus. — Hier beichtete sie Alles, erhielt Verzeihung ihrer Sünden, zog die Kleider ihres Geschlechts wieder an, und trat im 28. Jahre von Neuem in's Kloster der heiligen Clara. Später lebte sie im Kloster der heiligen Dreieinigkeit zu Lima. Ein Schreiben rief sie nach Europa zurück, aber sie bekam Händel auf dem Schiffe und mußte auf ein anderes gebracht werden. Am 1. November 1624 landete sie in Cadix, das Volk versammelte sich und staunte die Fahnenjunker-Nonne an. Sie wollte nach Rom gehen, wurde aber in Piemont ausgeplündert. Die Regierung gab ihr als Belohnung für ihre Kriegsdienste eine Pension von 1800 Kronen und die Erlaubniß, sich Alfarez Dona Catalina zu nennen. Sie brach zum zweiten Male nach Rom auf. Urban VIII. söhnte sie gänzlich mit der Kirche aus, erlaubte ihr für ihr übriges Leben männliche Kleidung, aber unter der Bedingung, daß sie keine Waffen mehr trage

und in ihrem Nächsten Gottes Ebenbild ehre. Sie kehrte nach Spanien zurück, wo sie überall die größte Neugierde erregte. Ihre letzten Lebensjahre sind in Dunkel gehüllt. Man weiß nur so viel, daß sie nicht ruhig bleiben konnte, und 1630 wieder nach Amerika zurückkehrte. Pacheco malte vor ihrer Abreise noch ihr Bild, welches sich gegenwärtig im Besitz des Obersten Scheppler zu Aachen befindet. — n.

Catalonien. Eine Provinz des Königreichs Spanien, an Frankreich gränzend, vom mittelländischen Meere bespült, durch die Pyrenäen, den Montserat, die Sierra de la Llena (sprich Liena) sehr gebirgig, und daher nur zum Theil in den üppigen, romantischen Thälern fruchtbar, Südfrüchte, Wein und andere Gewächse, welche einer hohen Temperatur bedürfen, um zu reifen, wie Reis, türkischer Weizen ꝛc., gedeihen dort vortrefflich — große Viehzucht — doch meistens nur von eßbaren Thiern, nicht von Pferden, Eseln, Maulthieren — reicher Bergbau — nicht unbedeutende Manufakturen, machen das Land wohlhabend, welches unter anderer Hand paradiesisch genannt werden könnte; die Forste sind wildreich — doch nähren sie auch viele Raubthiere; die Thäler bedecken die würzigsten Kräuter, der Seidenwurm spinnt von selbst und im Freien, ohne große Pflege, aber leider wird der Handel von der Regierung nicht unterstützt. Der Catalonier ist kräftig, ehrliebend, kühn, ein guter Soldat, er ist ein so treuer Freund, als ein gefährlicher, lange den Groll nachtragender Feind. — Freiheits- und Vaterlandsliebe zeichnen besonders das schöne Geschlecht aus, welches sich an die Seite der Biscajerinnen stellen darf, da ein höherer Grad von körperlicher und geistiger Vollendung dasselbe schmückt, als man in dem übrigen Spanien findet. Von frühester Zeit war Catalonien als Gränzprovinz, zwischen dem letztgenannten Reich und Gallien, der stete Schauplatz langwieriger Kämpfe dieser Nationen — in allen haben sich die muthigen Frauen von aufopfernder, sich selbst durchaus nicht achtender Liebe erfüllt, gezeigt; die Kriege zwischen den Urbewohnern und

den Römern, zwischen jenen und den Gothen, Celten, Vandalen, zwischen diesen und den Mauren, den Mauren und den Franken, endlich zwischen den Parteien und Spanien selbst, für die Erbfolge auf den castilischen Thron haben die hellleuchtendsten Beweise eines hohen, uneigennützigen Muthes geliefert, und die neueste Zeit ist deren keinen schuldig geblieben. Der siebenjährige Kampf Napoleon's um den Besitz der pyrenäischen Halbinsel hat gezeigt, daß die catalonischen Frauen ihren alten Ruhm zu behaupten wußten, und des gewaltigen Helden welterschütternde Heere haben niemals Catalonien ganz unterjocht. V.

Cataract oder Wasserfall nennt man das Herabfallen einer Wassermenge von einer Höhe. Die Umgebungen können das schöne Schauspiel, welches die schäumende Wasserfluth gewährt, wenn sie sich in vielfachen Richtungen bricht und brausend wieder vereinigt in Dampf auflöst, den die Sonne in die Farben des Regenbogens kleidet, und mit donnerähnlichem Getös die Luft erfüllt, zu den herrlichsten Glanzpunkten der bunten, reichen Natur erheben. Sie sind die Zierde gefeierter Gebirgsgegenden, die Schweiz, Salzburgs erhabene Alpen, Italien und die meisten Gebirgsländer sind reich an Wasserfällen. Der Rheinfall bei Schafhausen, der Pissevache, der Staubbach und Reichenbach, der Arsefall im Gasteiner Thal, die Cascaden von Terni und Tivoli und mehrere in Schweden und Norwegen sind die bekanntesten europäischen. Amerika besitzt in Connecticut und am Niagarafall die großartigsten aller Wasserfälle. In einer Breite von 2226 Fuß stürzt beim Fort Niagara der wasserreiche Lorenzostrom mit einem meilenweit hinschallenden Donner nahe an 170 Fuß hoch herab. Der Kunstsinn der Menschen hat die Natur nachzuahmen gesucht, die berühmtesten künstlichen Cataracten sind im Garten von Marly, zu Versailles, beim Schloß Caserta in der Nähe von Neapel, zu Wilhelmshöhe bei Kassel und beim Lustschlosse Loo in Geldern. D.

Cathedrale, Cathedralkirche nennt man, von Cathedra

der Sitz oder Lehrstuhl, diejenigen Kirchen, an welchen ein Erzbischof oder Bischof seinen Sitz hat. Sie sind mithin gewöhnlich die Hauptkirchen eines bischöflichen Sprengels. —s.—

Cavaletta, in der Musik, bedeutet ein ansprechendes, gesangreiches Intermezzo (s. d.) in größeren Arien oder Instrumentalsätzen. R. S.

Cavatina, unterscheidet sich von zusammengesetzteren Arien durch Kleinheit der Form und Gedrängtheit des Gedankens. Rossini, und unter den Deutschen Weber, haben das Wort berühmt gemacht. R. S.

Caviar, oder Störrogen, wird aus den Eiern der Sewruge bereitet und sieht in der Regel dunkelgrün aus. Die Zurichtung des Caviars, wie er im Handel versendet wird, ist einfach. Man breitet den frischen Rogen auf Tische, säubert ihn durch hölzerne Messer von den Fleischfasern, sondert den ihm eigenen Schleim durch Siebe ab, versetzt ihn mit Salz und bringt selbigen endlich zum Verschicken in hölzerne oder steinerne Gefäße. Es gibt gepreßten und ungepreßten; der russische wird für den besten, der türkische, welcher in Blasen zu uns kommt, für den schlechtesten gehalten. Der Caviar reizt den Apetit, ist aber schwer zu verdauen.

Cayenne, Hauptstadt der französischen Guyanna (mit 200 Häusern und 1500 Einwohnern). Die Insel liegt bei Südamerika, ist zum Theil gebirgig, da wo sie bewohnbar ist, sumpfig, und deßhalb sehr ungesund, und wurde daher früher als Verbannungsort benutzt. Von ihr hat der Cayennepfeffer seinen Namen, ein äußerß feuriges Gewürz, das aus der Hülse oder dem Samen des sogenannten spanischen Pfeffers bereitet wird. Man sondert aus den Schoten des Capsicum baccatum (welcher nebst mehreren seiner Stammverwandten in unsern Gärten gezogen wird, und schon in Ungarn wild wächst) die Samenkörner, und mahlt diese sowohl als die Hülsen, nachdem sie getrocknet sind, zu einem feinen Staube, welchen man mit Weizenmehl und Gäscht knetet und bäckt.

Diese Masse wird sodann abermals gepulvert, und in wohl verschlossenen Gläsern vor Sonne und Feuchtigkeit gehütet und aufbewahrt, weil beides ihr die Kraft benimmt. Der Cayennepfeffer wird in Amerika in großer Menge gebraucht; für unsern Gaumen ist er ein so scharfes Gewürz, daß ein Gran davon auf die Zunge gebracht tagelanges, im Anfange fast unausstehliches Brennen verursacht. Die Ungarn essen die ganzen Schoten mit Essig, Oel und Pfeffer, so wie wir Gurkensalat essen. V.

Caylus, Marie Margarethe von Villette, Marquise von, war unter den Augen der Frau von Maintenon erzogen worden, und glänzte an Ludwig's XIV. Hofe sehr bald durch die liebenswürdigste Gewandtheit des Geistes. Die Souvenirs de Madame de Caylus sind für das Studium der Zeitgeschichte ein überaus interessantes Werk; Voltaire begleitete es mit Anmerkungen und es erschien zuerst in Amsterdam 1770, eine zweite Ausgabe veranstaltete Auger in Paris 1804. Man findet darin allerdings nichts weniger als historische Forschungen und Erörterungen, sondern vielmehr die Memoiren einer Dame der großen Welt, mit außerordentlicher Lebhaftigkeit dargestellt, und von treffenden Anekdoten und Charakterzügen gewürzt. Sie war an Herrn von Tubières, Marquis von Caylus schon seit 1686 verheirathet und starb ungefähr 1750. X.

Cecrops, der Stifter des athenienſischen Staates. Er wanderte 1550 vor Christus aus Aegypten ein, brachte den wilden Bergbewohnern Religion und Cultur, lehrte sie Ackerbau treiben, pflanzte den Oelbaum, den er der Minerva weihte, erbaute Athen, und 11 andere Städte, gründete die Schifffahrt und starb nach 50jähriger Regierung. — Man versetzte ihn unter die Sterne und errichtete ihm im Minerventempel ein prächtiges Grabmal.

Ceder (pinus cedrus). Dieser König der Bäume, ausgezeichnet durch seinen schlanken Wuchs, durch seine riesige Höhe, durch sein 2000jähriges Alter, von dessen wohlriechendem Holze der

Tempel Salomo's erbaut war, nennt den heiligen Boden des Berges Libanon als sein Vaterland. Dort, so wie an den Abhängen des Amanus und Laurus, gab es ehedem ganze Cedernwälder, welche, von Menschenhänden vertilgt, nicht wieder angebaut wurden, so daß sich größere Cedernwaldungen heut' zu Tage nur noch in Kleinasien und in der Gegend des kaspischen Meeres finden. Sein schlanker, bis 100 Fuß hoher Wuchs, sein an der Erde oft 30 Fuß weiter Umfang, die Dauerhaftigkeit und der Wohlgeruch seines Holzes, Eigenschaften, die eben so sehr in Erstaunen setzen, als Nutzen gewähren, haben diesem Baume von jeher eine verdiente Berühmtheit erworben. Seine langen, steifen Nadeln wachsen wie beim Lerchenbaum in Büscheln aus einer Scheide, fallen aber im Winter nicht ab. Seine 5 Zoll langen Zapfen stehen aufrecht. Einmal gepflanzt wächst er ziemlich schnell, und unter allen Hölzern besitzt keines die Dauerhaftigkeit der Ceder, welches dem wohlriechenden Harze zugeschrieben wird, von welchem es ganz durchdrungen ist, und das von den Aegyptern zu der Einbalsamirung ihrer Todten verwendet worden sein soll. In Deutschland scheint die Ceder nicht zu gedeihen, dagegen findet man sie häufig in englischen und französischen Gärten. Die Blumensprache gab ihr die Deutung: Ehrfurcht vor dem Alter.

Celäno. Eine der Harpyien, Tochter des Thaumas und der Elektra. (s. d.) Den gleichen Namen führt auch eine Tochter des Titanen Atlas, welche von Poseidon Mutter des Lykos wurde, so wie die Tochter des Hyamas, die von Apollon den Delphos gebar, welcher Letztere der berühmten Orakelstadt Delphi, früher Pytho, den neuen Namen gab. —ch—

Celebes, eine der Sunda-Inseln im chinesischen Meere, südlich von Asien und östlich von Borneo (s. d.), hat einen Flächeninhalt von 2500 □ Meilen, ist im Innern uns noch wenig bekannt, liefert aber da, wo die Niederländer eine Kolonie mit der Hauptstadt Makassar gegründet haben, aus seinen Bergen Gold und Eisen,

von den Plantagen Tabak, Reis, Zucker und Indigo. In den Wäldern sind Pferde, Rinder, Hirsche, Affen einheimisch, und die Gewässer erzeugen Schildkröten, welche über 300 Pfund wiegen. Die uns bekannten nördlichen Einwohner sind Bugisen, muhamedanischer Religion, Kaufleute und Seefahrer, deren Hauptstadt Boni ist; sie zeichnen sich durch Treue und Tapferkeit aus.

Celten oder Kelten, nach Einigen die Ureinwohner Europa's, gewiß aber die ersten Bewohner Galliens, des heutigen Frankreichs. Von Asien kommend überschwemmten sie Italien, Spanien, drangen nördlich bis zur Ostsee, drängten sich aber namentlich in Gallien zusammen. Spuren ihrer Nachkommen will man noch jetzt in den Pyrenäen, in der Bretagne und in den Hochlanden Schottlands finden. Sie waren ein großer, kräftiger Menschenschlag, mit langen, blonden Haaren, unerschrocken und tapfer. Die Hauptbeschäftigung der Männer war der Krieg; die Frau allein waltete und sorgte für das Hauswesen.

Cement, eigentlich jeder Kitt, besonders aber der aus Sand, Kalk mit Tropfsteinen gemengte, wie er oft zur Bekleidung hölzerner Säulen u. dergl. gebraucht wird, welche dadurch ein steinernes Ansehen erhalten.

Cenci, Beatrice, die schöne Vatermörderin, deren Reize Guido Reni's Pinsel verewigt hat, erregte nicht nur zu ihrer Zeit in ganz Rom und Italien das allgemeinste Aufsehen, sondern verdient auch noch jetzt wegen der Verkettung eines grausamen Schicksals, welches ein schuldloses, sanftes, mit allen Reizen des Körpers und der Seele geschmücktes Mädchen zu dem schrecklichsten aller Verbrechen trieb, die Thräne des theilnehmenden Mitleids. Graf Nicolo Cenci, der letzte Abkömmling eines alten, berühmten Geschlechts, war in seiner Jugend in den geistlichen Stand getreten, bis zur Prälatenwürde gestiegen und unter Pius V. Schatzmeister des päpstlichen Stuhles geworden; um aber seinen Namen nicht untergehen zu lassen, hatte er noch im späten Alter sich vermählt, und bei seinem

Tode seinem einzigen Sohne ein ungeheures Vermögen hinterlassen. Francesco Cenci war einer von den wenigen Menschen, welche die ewig gerechte Natur gleichsam im Zorn, in einem Augenblick erschöpfter Langmuth nur selten hervorzubringen pflegt; sein ganzes Leben und jede einzelne seiner Handlungen trug das Gepräge der rohesten Bosheit und der gewissenlosesten Härte. Durch ganz Italien war er wegen seiner Tücke und Verworfenheit bekannt; der schändlichsten Verbrechen überwiesen, war mehrmals sogar die Todesstrafe über ihn verhängt worden; seine unermeßlichen Schätze befreiten ihn. Er war jung vermählt gewesen, und besaß von seiner frühverstorbenen Gattin, deren Tod ihm gleichfalls zugeschrieben wurde, sieben Kinder, unter ihnen Beatrice, die jüngste Tochter. Mit der unnatürlichsten Grausamkeit wurden diese von ihm behandelt, es war nicht die Strenge eines Vaters, es war die ausgesuchte Bosheit eines Henkers, die er ihnen zeigte; eine ältere Tochter, die er auf eine Weise, die jedes menschliche Gefühl empören mußte, gemißhandelt, und die sich deßhalb an den Papst gewendet hatte, sah er sich genöthigt, zu verheirathen; um so ausgesuchter wurde die Unmenschlichkeit, mit der er der jüngern begegnete. So lange Beatrice Kind war, sah der lasterhafte Vater in ihr nur den Gegenstand seiner grausamen Willkür; allein das gemarterte Kind blühte zur Jungfrau empor, deren himmlische Schönheit und fleckenlose Tugend selbst den wilden Sinn des Teufels, den sie Vater nannte, bezähmen mußte: dafür ergriff ein weit gräßlicheres Gefühl Platz in seinem Herzen, das für jede Mahnung des Rechts nicht nur, sondern selbst für den Ruf der ewigen und heiligsten Naturgesetze verschlossen blieb. Beatrice, die sanfteste ihres Geschlechts, besaß gleichwohl ein feste, kräftige Seele und einen unerschütterlichen Muth; sie durchschaute ihren Zustand und in ihr begann ein Kampf, der einen furchtbaren Ausgang herbeiführen mußte, die Verzweiflung der hilflosen Tugend faßte sie an, und allmälig trat daraus schreckliche Gewißheit hervor, daß nur der Tod ihres Vaters sie zur Freiheit füh-

ren konnte. Lucretia, ihre Stiefmutter, ihre zwei Brüder, — zwei andre hatte Francesco Cenci ermorden lassen — waren im Bunde mit ihr, und auch ihr Geliebter, der Graf Guerra, ward in das Geheimniß gezogen. Mutter und Tochter wurden in der strengsten Haft gefangen gehalten, und dem ältern Bruder, Giacomo, mußte es darum überlassen bleiben, den Vater auf seine Villa Mondagrone zu locken, wo sich das fürchterliche Ende vorbereitete. Der Graf ward von seinen Unterthanen gehaßt und das Werkzeug der Ausführung fand sich in einem Jünglinge, Marzio, der hoffnungslos die schöne Beatrice liebte. Noch immer ward der blutige Ausgang verschoben, endlich, nach einer langen Unterredung mit ihrem Vater, erfaßte die Wuth des Wahnsinns die Seele Beatricens; es gab kein anderes Mittel, er mußte sterben. Es war eine sternenhelle Nacht, am 4. September 1598, als Marzio in das Gemach des Schlafenden eindrang. Der volle Mond beglänzte vom blauen, wolkenlosen Himmel das schuldbeladene Haupt, das von weißen Locken umwallt war; Marzio schauderte, allein sein Dolch traf sicher und schnell. Der Leichnam ward in den Garten hinabgestürzt, die Mörder entflohen nach Rom. Erst an des Geliebten Brust athmete Beatrice zum Leben auf, allein ein entsetzlicheres Dasein war es, zu dem sie erwachte, blutiger noch als die dunkle Vergangenheit! Marzio's Begleiter, auf dem Versuche eines andern Mordes in Neapel ertappt, hatte die That eingestanden und ward nach Rom gebracht, Marzio starb wahnsinnig auf der Folter. Unterdessen wurden Beatrice und ihre beiden Brüder im Palaste Cenci streng bewacht und die Untersuchung fortgeführt; der Papst selbst las die sämmtlichen Prozeßacten durch — der Spruch der Richter lautete auf Tod. Am 11. September 1599 ward das Urtheil vollzogen, Lucretia war gestorben und dem jüngern Bruder ward Leben und Freiheit geschenkt; Giacomo wurde mit der Keule erschlagen, Beatrice starb unter dem Beile der Mannaja (einer Art Guillotine, früher in Italien gewöhnlich); ihre Schönheit und der Heldenmuth, mit dem sie bis

zum letzten Augenblick ihr furchtbares Schicksal ertrug, und endlich unter dem Todesstreiche ihr junges, unglückliches Leben aushauchte, machte auf das versammelte Volk den erschütterndsten Eindruck. Ganz Italien beweinte das Loos der Vatermörderin. X.

Cendrillon, Cenerentola, Aschenbrödel, die Hauptperson eines artigen Mährchens, welchem ein alter Roman zum Grunde liegt. Ein reicher Mann hatte drei Töchter. Die zwei ältesten bewogen ihn, eifersüchtig auf die Schönheit der jüngsten und tugendhaftesten, dieselbe als Magd zu behandeln. Das arme, sanfte Mädchen auf jede Art gedemüthigt und zurückgesetzt, erwirbt sich nichts desto weniger die Gunst eines Zauberers, welchem sie, da er als armer Pilger verkleidet erscheint, wohlwollend Speise und Trank reicht, während ihn die Schwestern schnöde behandeln. Bald darnach gehen diese zu einem prächtigen Feste, welches der König den Schönheiten des Landes gibt. Cendrillon muß zu Hause bleiben und die niedrigste Arbeit verrichten. Da erscheint der Zauberer wieder, schmückt sie mit prächtigen Kleidern und führt sie an den Hof. Der König erblickt sie, wird von ihrer außerordentlichen Schönheit entzückt und bietet ihr seine Hand an. Da nahen plötzlich ihre Schwestern, Cendrillon, aus Furcht von ihnen entdeckt zu werden, entfernt sich schnell, verliert aber einen Schuh im Gedränge. Diesen findet der König und erklärt, nur diejenige würde seine Gattin werden, welcher der Schuh passe. Alle Damen probiren den Schuh; aber er paßt nur Cendrillon's Fuße, welche der Zauberer wieder herbeigeführt hat. Sie wird Königin und auf diese Art für ihre Bescheidenheit und langjährige Duldsamkeit belohnt. — Dieß Sujet hat in verschiedener Darstellung zu Novellen, Dramen und besonders Operntexten den Stoff gegeben. Am bekanntesten sind Nicolo Isouard's und Rossini's Operncompositionen.

Cenreli. In der Religionslehre der Tibetaner der in und durch die Natur wirkende, allverbreitete Stoff, die schöpferische

Gotteskraft, entsprossen der Blume Pema, ein Kind von strahlender Schönheit. Er bestand viele Incarnationen, und war in einer solchen der erste König von Tibet unter dem Namen Gina-thritztengo, geboren von Mangkiaba, einer Königin Hindostans. In Tibet lehrte er Ackerbau, Gesetz und Künste, und regierte ein und neunzig Jahre. Seltsam ist seine Gestalt. Eilf Menschenköpfe trägt er pyramidenförmig über einander, deren oberster mit Strahlen gekrönt, und um dessen holdrothes Antlitz sich himmelblaue Locken ringeln. Eine lange leuchtende Locke fällt über die Stirne, die eine Königskrone, geziert mit Blumenarabesken und funkelnden Edelsteinen ziert. — Einst erwachte aus tiefsinnender Selbstbeschauung der Gott, und erblickte die Welt, und sah, wie verdorben die Menschen geworden, und vom Pfad der Heiligkeit abwichen, da rannte er mit dem Kopf aus Trauer, Zorn und Verzweiflung an eine Mauer, daß jener in eilf Theile zersprang, doch rettend eilte der Gott Hopamé herbei aus dem höchsten Himmel, verband und heilte, und bildete aus jedem Stück einen besondern Kopf, daher die abenteuerliche Bildung, die auch acht Arme hat. Drei linke Hände tragen zum Gedächtniß die Blume Pema, einen Bogen und Pfeil, und ein wassergefülltes Kupfergefäß, drei rechte einen Betkranz von reinem Wasserkrystall, ein Rad, und einen alle Schmerzen stillenden Ring. Die beiden übrigen Hände sind stets zum Gebet gefaltet. Außerdem ist das Bild mit schönem weiblichen Schmuck behangen, und in reiche golddurchwirkte Gewande gekleidet. Eine weiße Pemablume von außerordentlicher Größe und blendendem Glanz ist der Thron dieses wunderbaren tibetanischen Gottes.

—ch—

Centauren, Kentauren. Fabelwesen, welche die griechische Mythe in einer seltsamen Zwittergestalt dachte und abbildete, Oberleib und Arme als Mann, alles Uebrige als Pferd. Viele vermuthen, daß berittene Bogenschützen scythischen Stammes die ersten Centaurensagen veranlaßt; oft auch findet man sie auf Abbil-

dungen statt des Bogens bloß mit einer Keule bewehrt. Ihren mythischen Ursprung erzählen die alten Dichter folgender Maßen. Ixion, ein Fürst der Lapithen in Thessalien, entbrannte in Liebe gegen Juno, verfolgte sie, und umfing statt ihrer ein Wolkengebild, aus welcher Umarmung der erste Centaur hervorging. Die Kinder solcher wilden Leidenschaft waren nichts weniger als sittsam und mäßig, vielmehr liebten sie die zügellosen Freuden, zu denen der übermäßige Genuß des Weines hinreißt. Sie schlossen sich dem stets berauschten Bacchantenzuge des Dionysos an, und theilten dessen rasende Orgien. Als sie zur Hochzeitfeier des Lapithenkönigs Pirithous mit Hippodamia, Tochter des Atrax, geladen waren, berauschten sie sich, und begannen Händel, welche einen lange dauernden Krieg zur Folge hatten und mit ihrer Niederlage endeten. In diesem stand auch Theseus dem Pirithous gegen die Centauren bei, und vertrieb sie vom Pelion. Sie flüchteten in die Gebirgsschluchten des innern Peloponnes, aber auch aus jenen Zufluchtsorten wurden sie von Herakles vertrieben, worauf sie auf die Insel der Sirenen flüchteten. Dort fesselte sie der süße Gesang dieser wunderbaren Wesen, aber der Mangel an irdischer Nahrung rieb sie endlich vollens auf. — Eine rühmliche Ausnahme von den gewöhnlichen Centauren, aber auch nicht von gleicher Abstammung mit ihnen, machte der Centaur Chiron (s. d.). Das Sternbild des Schützen im Thierkreis wird als Centaur dargestellt und abgebildet.

—ch—

Centeotl, auch Tonacajohua, die Ceres der alten Mexikaner, die Alles erhaltende und nährende Getreidepflegerin. Sie hatte im Gebiet der Totonaca's auf hohem Berg einen Tempel mit zahlreicher Priesterschaft, und dieses Volk weihte ihr auch nur milde Opfer, Früchte des Feldes und junges Geflügel, während die Mexikaner ihr Menschenopfer darbrachten. In Mexiko selbst hatte sie fünf Tempel, und man feierte ihr alljährlich drei große Feste. Die Priester wurden beschenkt, und die Vornehmen gaben sich gegensei-

tig Gastmahle, wobei sie einander ebenfalls mit kostbaren Gaben erfreuten. Priester- und Kriegertänze in den erleuchteten Tempeln und blutige Opfer beschlossen die Festfeier der Göttin Centeotl.

— ch —

Centifolie, Gartenrose, rosa centifolia, s. Rosen.

Centime, kleinste französische Scheidemünze, ungefähr $\frac{4}{5}$ Pf. oder $\frac{3}{10}$ Kr. rhein. Man hat 1 und 2 Centimenstücke von Kupfer und 10 und 20 Centimenstücke von Silber.

Centlivre, Susanne, geborne Freemann, eine der interessanteren Frauen, eben so beachtenswerth wegen ihrer poetischen Talente als denkwürdig durch ihre mannichfachen abenteuerlichen Schicksale, war 1670 zu Lincolnshire im nördlichen England geboren. Frühzeitig ihrer Eltern beraubt, von ihren Erziehern gemißhandelt, ohne Vermögen und Freunde, floh sie als 12jähriges Mädchen nach London. Unterwegs fand sie einen Studenten, der sie mit sich nach Cambridge nahm, wo sie, ihr Geschlecht verbergend, zwei Jahre studirte. Hierauf nach London gehend, lernte sie dort ihren ersten Gatten, Fox kennen; aber schon nach einem Jahre ließ sie dieser als Witwe zurück; ein gewaltsamer Tod im Zweikampfe entriß ihr auch den zweiten, Namens Carrol. Jetzt zwang sie die Noth, von ihren dichterischen Anlagen Gebrauch zu machen; ihre Produkte wurden beifällig aufgenommen, und auch als Schauspielerin ward ihr von allen Seiten Anerkennung zu Theil. Ein Hofbeamter, Joseph Centlivre, nahm sie zur Gattin und in sorgenlosen und glücklichen Lebensverhältnissen schrieb sie eine Anzahl von Lustspielen, von denen mehrere entschiedenen Beifall fanden. Sie sind geistreich gedacht, leicht und angenehm durchgeführt, mit Witz und Spott gewürzt. The Busy Body und A Bold stroke for a Wife sind die bekanntesten. Susanne Centlivre starb in London am 1. December 1723; ihre dramatischen Arbeiten erschienen 1761 in 3 Bänden im Druck.

T.

Cerberus. Ein Ungeheuer mit drei, nach andern mit funfzig bis hundert, Hundeköpfen, erzeugt vom Typhon und der Echidna. Es war der schreckliche Wächter des Plutonischen Reiches, und wohnte am Rande des Styx, da, wo die Schatten aus Charon's Nachen an die freudenlosen Ufer gleiteten. Alle Kommenden ließ er ein, den Ausgang wehrte er jedem. Sein Hauch war Pest, sein Geifer Gift. Aus letzterem entsproßte das tödliche Kraut Akonitum, (Eisenhut, Wolfswurz, Zierpflanze unserer Gärten). Es gehörte zu den dem Herakles von Eurystheus aufgetragenen Arbeiten, den furchtbar schrecklichen Höllenhund zu bändigen und auf die Oberwelt zu bringen. Gefesselt schleppte er das Ungeheuer aus dem Abgrunde; auf das Geheiß des Eurystheus, mußte er ihn wieder zurückführen. Die gewöhnliche Abbildung des Cerberus ist dreiköpfig, mit einem Drachenschwanz, neben Pluto sitzend. —ch—

Cerda, Bernarda Ferreira de la, eine gelehrte Portugiesin des 17. Jahrhunderts, in Oporto geboren, genoß zu ihrer Zeit der ausgebreitetsten Berühmtheit und wird noch jetzt in ihrem Vaterlande hochgeschätzt. Sie hatte sich von Jugend auf den philosophischen und mathematischen Wissenschaften gewidmet, verband aber mit einer tiefen Kenntniß derselben zugleich ein glänzendes dichterisches Talent und einen regen Sinn für die Künste. Sie hinterließ eine Sammlung von Gedichten und dramatischen Werken, die jedoch minder zu Begründung ihres Ruhms beitrugen, als ein größeres episches Gedicht, España libertada, das zuerst 1718 in Lissabon im Druck erschien und seitdem mehrere Auflagen erlebt hat, auch in verschiedene fremde Sprachen übersetzt worden ist.

X.

Ceremoniel. Die Art und Weise gewisser zu beobachtender Gebräuche. Es gibt ein Religions-, Hof-, Gesandtschafts-, Kriegs- und ein gesellschaftliches Ceremoniel. Im Staats- wie im Privatleben richtet es sich nach dem Range oder der augenblicklichen Geltung einer Person oder Sache. Unsere Art zu

grüßen, unsere Verbeugungen, Einladungen, Aufforderungen zum Tanze, Anreden, Adressen ꝛc. sind mehr oder minder Ergebnisse des Ceremoniels. Es ist ein Tyrann wie die Mode, aber ein absoluter, legitimer Herrscher, während die Mode republikanisch gesinnt, ewig reformirt, umstürzt und aufbaut, um wieder umzustürzen. Das Ceremoniel läßt sich vom geselligen Leben nicht wegdenken; es gibt gewisse allgemeine Regeln des Anstandes, die in den wechselseitigen Beziehungen und Berührungen der Verhältnisse höchst nöthige Schranken aufbauen, über welche sich hinwegzusetzen Niemand wagen darf. So frei und ungebunden sich die beau-monde (s. d.) in ihren Cirkeln bewegt, so gebunden ist sie durch gewisse Anstands- und Schicklichkeitsgesetze, die nie altern, mögen sie hier und da auch etwas modificirt werden. Sie werden heilig gehalten, wie es die Religionsgebräuche beim Gottesdienste der Griechen und Römer wurden; sie sind ein loses, leichtes, aber schwer und nur mit Gefahr zu zerreißendes Band, welches die Geselligkeit und in ihr den Anstand, den bon ton, die Unterhaltung, das Wohlbehagen und die Heiterkeit, umschlingt. — Das Hofceremoniel richtet sich nach bestimmten, nach Ort und Wichtigkeit verschiedenen Beziehungen. Darüber zu wachen, ist das Amt des Ceremonienmeisters. Dasselbe gilt vom Kriegs-, Gesandtschafts- und Kanzleiceremoniel. Den religiösen Ceremonien des christlichen Cultus liegt stets eine fromme Idee, die Beziehung an ein Mysterium ꝛc. zum Grunde. — Am weitesten ausgebildet ist das Ceremoniel in China (s. d.), wo es, statt das Erhabene, Feierliche, Ehrwürdige, Anständige zu repräsentiren, einen Charakter angenommen hat, der in den Augen des Europäers gerade die entgegengesetzte Wirkung hervorbringt, nämlich lächerlich wird.

Ceres, griechisch Demeter. Tochter des Saturnus und der Rhea nach der gewöhnlichen Mythe; eine Gottheit, deren hohe Bedeutsamkeit und weitverzweigter Cult hier nur angedeutet, nicht weitläufig erörtert werden kann. Ceres war Naturgottheit

im weitesten Sinne dieses Wortes, Gottheit der Erde, der Fruchtbarkeit, des Wachsthums, der Cultur, der Gesittung; sie war das belebende Element des Erdballs, die Seele desselben. Wie Bacchus den Weinbau, lehrte und führte sie den Getreidebau ein. Ihre Brüder, Zeus und Poseidon, liebten sie; dem ersten gebar sie die Proserpina, vom zweiten empfing sie das wunderbare Roß Arion. Voll Scham darüber verbarg sie sich in eine entlegene Grotte, und während ihrer Entfernung trat allgemeine Unfruchtbarkeit und Hungersnoth ein. Niemand wußte, wohin sich die Göttin verborgen hatte, bis Pan ihren Aufenthalt entdeckte, worauf Zeus sie durch die Parzen zurückführen ließ. Als Proserpina zur liebreizenden Jungfrau herangeblüht war, raubte sie Pluto, als sie eben unter fröhlichen Gespielinnen Blumen pflückte und Kränze wand, und führte sie mit sich in sein dunkles Reich. Den Nothschrei der Geraubten vernahm noch die Mutter, aber wohin die Tochter entführt sei, wußte sie nicht, da die Kluft, in welche sich Pluto's schwarze Rosse mit dem Wagen stürzten, sich über ihnen wieder geschlossen hatte. Gränzenlos war Demeter's Schmerz; an der Flamme des feuerspeienden Aetna zündete sie eine Fackel an, und durchirrte suchend den Erdkreis. Neun Tage und neun Nächte lang entbehrte sie jeglicher Nahrung, endlich, zu Eleusis in Celeus's gastliche Wohnung getreten, wo dessen alte Magd Jambe sie bewog, den ersten Labetrunk anzunehmen. Dankbar heilte sie Celeus's kranken Sohn, Demophoon; ja sie wollte ihm Unsterblichkeit verleihen, was durch die Neugierde seiner Mutter vereitel wurde; er starb in der Läuterungsflamme. Auf der Erde entstand indeß Jammer, Elend und Hunger, denn Ceres hatte ihr geflucht, da sie die Tochter verborgen hielt. Ehe Ceres Eleusis verließ, schenkte sie dem ältern Sohn des Celeus, Triptolemos, den bisher in jenen Gegenden unbekannten Weizen, lehrte ihm den Gebrauch des Pfluges, und ordnete an, daß man ihr Tempel baue. Sie verschmähte fortdauernd, in den Olymp zurückzukehren, Zeus sandte die schnelle Iris zu ihr, aber die

trauernde Göttin blieb unbeweglich, bis er dem Hermes gebot, in den Hades hinabzusteigen und Proserpina zurückzuholen. Pluto selbst widersetzte sich dem Befehl des mächtigsten Gottes nicht, und Proserpina hätte für immer zurückkehren dürfen, aber sie hatte bereits im Hades Speise genossen, wenn auch nur von einem Granatapfel gekostet, und so erhielt sie nur die Gewähr, zwei Drittheile des Jahres bei der Mutter, und ein Drittheil bei Pluto bleiben zu dürfen, der sie zu seiner Gemahlin und zur Königin der Unterwelt erhob. Als die Tochter wieder in den Armen der Mutter lag, löste diese den schweren Fluch, der auf allem Lande lastete, und die Erde grünte wieder mit verjüngten Frühlingsreizen. Segnend und beglückend waltete Ceres fortan, und dankbare Völker weihten ihr Tempel und Altäre, und feierten ihr freudenvolle Feste. So die Thesmophorien, wobei sie besonders als Gesetzgeberin verehrt wurde, als Gründerin des gesitteten Culturzustandes, der auf das regellose, schweifende Nomadenleben folgte; so die Eleusinien, mit deren berühmter Feier sich ein mysterieuser Dienst innig verband. Es war eine Priesterschule zu Eleusis, in welcher eine Geheimlehre fortgebildet wurde, deren Weihen man nur nach den strengsten Prüfungen und ewig bindenden Eiden den Würdigbefundenen ertheilte. Vieles, was die Mythe aus dem Leben dieser Göttin uns aufbewahrt hat, mag als geistreiche Allegorie gedeutet werden, und in dieser Beziehung erschließen sich auch dem tiefer Forschenden die eleusinischen Geheimnisse (s. d.). Abgebildet wurde Ceres als züchtig gekleidete Matrone, das Haupt mit Aehren bekränzt, eine Fackel oder auch eine Sichel tragend. Oft fallen ihre Abbildungen mit denen der Isis und der Artemis zusammen, weil sie dann gleich jenen als mächtige, allnährende, allsegnende Naturgottheit gedacht wurde. Jede fühlende Leserin wird, ohne daß wir sie darauf verweisen, der schönen Gedichte Schillers: Klage der Ceres und das eleusische Fest, eingedenk sein. —ch—

Ceridwen, auch Ked, eine keltische Gottheit der ägypti-

schen Isis, der griechischen Ceres (s. d.) ähnlich; der Name ihres Vaters ist Tegid; auch wurde ihr eine Tochter, Namens Llywy oder Llai, zugeschrieben. In dem Kessel der Ceridwen war das wunderwirkende Wasser alles Wissens, das zur kastalischen Fluth der Begeisterung für die alten Druiden wurde, welche dieser Göttin vorzüglich dienten. —ch—

Cervantes, Saavedra, Miguel de, der liebenswürdige Dichter des beliebtesten aller Romane, des unsterblichen Don Quixote, den 9. October 1547 zu Alcala de Henares von armen Eltern geboren, durch Juan Lopez gebildet, trat in seinem 22. Jahre zuerst mit der Idylle „Filena" auf. Arm von Geburt, ohne Gönner, vertrieb ihn die Sorge um einen elenden Lebensunterhalt aus Spanien; lange Jahre lebte er in Italien, focht bei Lepanto, ward von Seeräubern nach Algier gebracht, und kehrte erst 1580 in sein Vaterland zurück, noch immer mit Noth und Mangel kämpfend. Seine Novelle „der Gefangene" erzählt seine Schicksale; um dieselbe Zeit erschien der Schäferroman „Galatea." Cervantes begann jetzt für das Theater zu schreiben und lieferte eine Menge von Trauerspielen, die ohne die Nebenbuhlerschaft Lopez de Vega's bewundert worden wären; unter ihnen ragt „Numancia" als das Gebilde eines erhaben schöpferischen Geistes einzig hervor. Nach mehrjährigem Stillschweigen erschien „Don Quixote" und wurde mit dem allgemeinsten Jubel glänzend aufgenommen. Er ist das unübertreffliche Muster aller Romane und, von jeder Seite betrachtet ein vollendetes Meisterwerk, das alle Bedingungen der Unsterblichkeit in sich selbst trägt. Cervantes starb arm, wie er gelebt hatte, am 23. April 1616; nachdem er noch 12 Novellen und den Roman „Persiles und Sigismunda" beendigt hatte. Erst vor wenigen Jahren ward ihm in Madrid ein Denkmal gesetzt. „Don Quixote" ist in alle europäischen Sprachen übersetzt worden und wird noch lange Zeit unübertroffen und das herrlichste Vorbild eines Romans bleiben.

T.

Ceylon, eine Insel an der Südspitze von Ostindien, zu dem sie selbst gehört. Ueppig und fruchtbar, daß sie Elephanten in großen Herden ernährt, und die Reisernte einen hundertfältigen Ertrag gibt, mit einem Umfange von 900 □Meilen, und nur 1 Million Einwohner, haben menschliche Hände für den Anbau doch so wenig gethan, daß der jährliche Ertrag nicht einmal hinreichend für das Bedürfniß ist. Portugal, Holland und England haben sich abwechselnd um ihren Besitz gestritten, bis es endlich Letzterem gelang, Herr des Landes zu bleiben. Ihrer trefflichen Südfrüchte, ihrer feurigen Gewürze, und ihrer Perlen wegen war Ceylon schon im Alterthum berühmt, die Muscheln, welche jenen köstlichen Schmuck liefern, werden durch Taucher, oft 6000 an der Zahl, zu gewissen Zeiten des Jahres, und jedes Jahr an einer andern Stelle gefischt; außer dem bereits Genannten liefert Ceylon die edelsten Steine, Diamanten, Rubinen, Hyazinthen, Sapphire ꝛc. Gold, Queckſilber, Kupfer und Eisen; seine animalische Bevölkerung ist sehr groß; es nährt außer den Elephanten, Gazellen, Moschusthiere, Affen, Elenthiere, wilde Schweine, Rinder, Schafe, Hasen, Paradiesvögel, Papageien, Truthühner, Enten, Fasanen, Pfauen, Störche ꝛc. ꝛc., doch alle nur eine reiche Nahrungsquelle für furchtbare Raubthiere, für Tiger, Hyänen, Schakals, Bären, für Krokodile, Schlangen, so wie für mächtige Falken, Adler und Geier, denn der Eingeborne ißt außer Hühnern gar kein Fleisch, und auch dieses essen nur die niedern Kasten der Hindus. Die Frauen unter den Brahminen und Kschetrias (Priester- und Kriegerkaste) sind sehr hoch geehrt, dafür sind die der übrigen leider nur Sclavinnen. Die muhamedanische Bevölkerung ist gering, daher Vielweiberei dort nicht so Sitte ist, wie in dem übrigen Indien. Die Frauen der Reichen zieren sich mit jedem erdenklichen Schmuck, von dem großen Nasenringe bis zu den Ringen an den Füßen, von dem Carmin, womit sie die Fingerspitze roth, bis zu dem Safran, womit sie Gesicht und Busen

hochgelb färben. — Außerdem wissen sie nur die Laute zu schlagen, mit Goldfischchen und zierlichen Gazellen zu spielen, und die lieblichen, blumigen Gärten zu pflegen, oder die noch blumenreichern Dichter zu lesen — die Frauen der untern Kasten sind höchst bedauernswerth — sie sind die wahren Lastthiere der unumschränkten Herrn, und wären die Bedürfnisse jener Söhne der Natur nicht so äußerst gering, so wäre ihr Loos das traurigste. — V.

Cezelli, Constanze de, eine heldenmüthige Frau, deren Name durch Tapferkeit und glänzende Waffenthaten ebenso wie durch Edelsinn und Großmut bekannt geworden ist, stammte aus einer alten und angesehenen Familie in Montpellier, und war an Herrn von Barri de St. Aunez vermählt, der unter Heinrich IV. die Stelle des königlichen Statthalters von Leucate bekleidete. Es war im Jahr 1590, als 6000 Spanier, die in Narbonne gelandet waren, ihren Gemahl gefangen nahmen, der sich mit dem Heere des Herzogs von Montmorency in Languedoc vereinigen wollte; Constanze von Cezelli vertheidigte mit heldenmüthiger Anstrengung die Stadt, und selbst die Drohung der Feinde, sie würden ihren Gefangenen im Angesicht der Festung hinrichten, wenn diese nicht übergeben würde, machte sie in ihrem Entschlusse nicht wankend. Leucate ward Heinrich IV. erhalten; denn unsere Heldin ließ sich nicht zur Uebergabe bewegen, auch nachdem ihr Gemahl den Tod erlitten hatte; sie war sogar großmüthig genug, dem spanischen General Loupian, der sich gefangen in der Stadt befand, Leben und Freiheit zu schenken. Der König vertraute ihr in dankbarer und gerechter Anerkennung ihrer hohen und seltenen Verdienste den Posten einer Statthalterin von Leucate an, der auch nach ihrem Tode auf ihren Sohn übergehen sollte. X.

Chadidschah, aus dem fürstlichen Geschlechte der Koraitschiten in Arabien abstammend, lebte als junge, reiche Witwe in Mecca, und ward später Muhamed's Gemahlin. Ihr verdankt der-

selbe einen bedeutenden Antheil an den großen Erfolgen, deren sich in so außerordentlicher Schnelligkeit und Ausbreitung seine neue Lehre erfreute; denn sie war es, die ihn durch ihre Verbindung mit ihm in den Stand setzte, auch mit einiger äußerlichen Bedeutung aufzutreten, indem sie ihm ihre Reichthümer zu seinen Zwecken überließ. Muhamed hatte vorher in ihren Diensten gestanden und sich durch Gewandtheit des Geistes und durch Mittheilung seiner geläuterten Begriffe von Religion und Moral ihr Vertrauen, ihre Zuneigung und zugleich seine erste Schülerin gewonnen. Chadidschah starb, als Muhamed von Mecca nach Medina fliehen wollte, nachdem sie ihm sieben Kinder geboren hatte. X.

Chamäleon. Dieses Thier, dem man allgemein die Eigenschaft, seine Hautfarbe zu verändern, zugeschrieben hat, während neuere Reisende, wie z. B. Goldberry, dieser Behauptung widersprechen, lebt in der heißen Zone Asiens und Afrika's, gehört zu den Amphibien, ist mit schuppenartigen Körnern bedeckt, an beiden Seiten des Körpers eingedrückt, hat einen kurzen, dicken Kopf, die Größe und Form eines Frosches, sieht von Natur hellgrün aus und soll nur in Krankheiten eine gelbbraune oder schwarze Farbe annehmen.

Chambery, die Hauptstadt des Herzogthums Savoyen, in einer reizenden Hochebene, umgeben von Bergen, deren Abhänge mit Landhäusern geschmückt sind, und welches Chateaubriand mit einem arkadischen Gebirge verglich, zählt 12,000 Einwohner, und ist der Vereinigungspunkt des zahlreichen savoyischen Adels. Der gesellige Ton ist angenehm, die Gebildeten sprechen gut französisch, und der beliebte Spazierplatz Verney versammelt bei schönem Wetter die galante Welt, unter welcher sich die Frauen durch Schönheit der Formen und Regelmäßigkeit der Gesichtszüge auszeichnen. Die Stadt hat ein recht gutes Theater, Casino, und in der Nähe sind der Wasserfall des Albano und der Doria, der Landsitz Buisson und die Schwefelquelle von Boisse berühmt. Die Lage Chambery's

zwischen Italien, Frankreich, und der Schweiz begünstigt den Handel; wozu die Stadt Gazen, grobe Spitzen und Kanten, Seidenflor, wollene Strümpfe und Seife liefert. Die Luft ist vortrefflich und das Leben sehr wohlfeil.

Chamisso, Adelbert von, auf dem Schlosse Roncourt in der Champagne am 27. Januar 1781 geboren, durch die Stürme der Revolution mit seinen Eltern vertrieben, ward in Berlin erzogen und Page der Königin; diente hierauf bis zum tilsiter Frieden im preußischen Heere und kehrte dann nach Frankreich zurück, wo er bis zum Jahre 1812 als Professor am Lyceum zu Napoleonville angestellt war. Allein die Neigung sich seinem Lieblingsstudium, den Naturwissenschaften, ganz zu widmen, und die Anhänglichkeit, die er für sein zweites Vaterland gewonnen hatte, zogen ihn wieder nach Berlin, und hier war es, wo sich ihm die vortheilhafte Gelegenheit bot, Otto von Kotzebue 1815 auf seiner Reise um die Welt zu begleiten; 1818 nach Berlin zurückgekehrt, fand er dort durch seine „Bemerkungen und Ansichten auf einer Entdeckungsreise" empfohlen, eine Anstellung, in der er seit 1829 dem Fache der Botanik bei den dortigen wissenschaftlichen Instituten vorsteht. — Chamisso trat 1813 mit seinem Peter Schlemihl, dem von der Welt verstoßenen Schattenlosen, auf, und erregte durch dieses eben so liebenswürdige als geistreiche Mährchen allgemeine Bewunderung; in den letzten Jahren dagegen, seitdem 1831 die erste und 1834 die zweite Auflage seiner Gedichte erschien, hat Deutschland ihn als einen vortrefflichen Dichter achten gelernt, und ihm nach Uhland den ersten Platz auf seinem reichen Parnaß angewiesen. Seit 1830 gibt Chamisso in Verbindung mit G. Schwab den deutschen Musenalmanach heraus. Peter Schlemihl ist fast in alle europäische Sprachen übersetzt worden. In Chamisso's Dichtungen weht der Geist eines tiefen Ernstes, einer bittern Entsagung, einer glühenden Liebe für Recht und Freiheit; nur selten aber dann um so willkommener und freundlicher begegnet uns unter jenen dunkeln Gestalten ein innig

heiteres Lied, das wie die thauerfrischte Rose unter wehmuthdüstern Cypressen zum tiefsten Herzen spricht. T.

Chamouni. Ein sehr berühmtes Thal am nördlichen Abhange des Montblanc im Königreiche Sardinien, Provinz Savoyen. Es ist 5 Stunden lang, $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ Stunde breit, von 4000 Bewohnern cultivirt, welche alle Getreide und Gemüsesorten bauen, obgleich es 3200 Pariser Fuß über der Meeresfläche, und rings von ewigem Eise umstarrt liegt. Der riesige Montblanc (s. d.) und sechs Gletscher belagern dasselbe, das sogenannte mer de glace ist darunter der breiteste. Dennoch ist es während des Sommers höchst romantisch, und wird von so vielen Fremden besucht, daß es sich aus einer Wüste, welche vielleicht noch Niemand betreten hatte, seit 1741 zu einem Grade von Wohlstand erhob, welcher in Erstaunen setzt. V.

Champagne, eine Landschaft in Frankreich, welche sich durch reizlose Flächen, Heiden, Sümpfe, unangebaute dürre Stepden und trefflichen Wein auszeichnet. Der Kreideboden gibt dem Wein seinen außerordentlichen Antheil an Kohlensäure, wodurch derselbe so stark moussirt. Die bedeutendste Stadt der Champagne (welche sonst ein eigenes Reich ausmachte) ist Rheims, bekannt durch die prächtige Cathedrale, in welcher die französischen Könige gekrönt wurden, zu der die berühmteste Frau der romantischen Zeit, Johanne von Orleans, (s. Arc), Karl VII. führte, um ihn in sein, durch die Engländer verlorenes, Land wieder einzusetzen. V.

Champagner, ein Wein, welcher seinen Namen von der französischen Provinz Champagne hat, woselbst jedoch die geringste Quantität wächst, indem unzweifelhaft ist, daß in Petersburg allein mehr vertrunken wird, als die besten Jahrgänge hervorbringen. Er ist daher kein Produkt, sondern eine Fabrikwaare, welche in sehr verschiedenen Ländern, mit mehr oder weniger Glück und aus mehr oder minder schädlichen Substanzen bereitet wird,

Die beste Art, ihn darzustellen, ist die in der Champagne selbst befolgte und natürliche Methode. Jeder Wein, so lange er Most ist, entwickelt durch die Gährung viel Kohlensäure, und um so mehr, je zuckerreicher er ist. Füllt man demnach ungegohrnen Most in starke Flaschen, die Gährung auf diese Art unterdrückend, so tritt die Entwickelung des kohlensauren Gases erst beim Oeffnen der Flasche ein, und es entsteht das, was man Moussiren nennt. Der Champagner läßt sich daher aus jedem jungen süßen Wein bereiten; in Ermangelung des nöthigen Zuckerstoffes setzt man gewöhnlich Zucker hinzu. — So macht man denn dergleichen aus Trauben, Birnen, und Apfelmost, aus Johannisbeersaft ꝛc. Das Alter raubt ihm natürlich die Eigenschaft des Moussirens, so gibt es denn verschiedene Gattungen, welche man im Allgemeinen unter mousseux und non mousseux begreift, im Uebrigen aber nach den Orten, denen sie entnommen sind — oder auch auf andere willkürliche Weise benennt, wie Oil perdrix V.

Champignons. Eine Art eßbarer Schwämme oder Pilze, die ursprünglich aus Frankreich stammen, woher uns auch die besten getrocknet oder eingemacht zukommen, die indessen auch in unsern Wäldern, auf unsern Wiesen häufig zu finden sind. Da sie sich nicht leicht von andern, mitunter giftigen Pilzen unterscheiden, muß beim Genuß derselben die höchste Vorsicht angewendet werden. Man tauche nach dem Kochen einen silbernen Löffel in dieselben. Läuft dieser schwarz an, ist der Pilz giftig. Die äußern Kennzeichen sind ein gebogenes Dach von schmuzig weißer Farbe, unter demselben dunkelroth. Der giftige Schwamm hingegen ist meistens ganz flach, oben gelb mit schwarzen Tüpfelchen, unter dem Dache weiß oder orangegelb. L. M.

Champion. Als noch das Ritterwesen in seiner schönsten Blüthe stand, die Unschuld zu beschützen, den Wehrlosen zu vertheidigen und für die Dame zu kämpfen, deren Farbe man trug, die heiligsten Pflichten des Ritters ausmachten, da bildete sich, kurz vor

Beginn der Kreuzzüge in Spanien ein Verein, welcher sich die Lösung dieser Aufgabe zum einzigen Lebensziele stellte. Der romantische Sinn des damaligen Zeitalters verschaffte diesem Principe bald zahlreiche Anhänger, welche den Namen Champions erhielten, und überall, wo ein kräftiger Arm vonnöthen war, ihre Dienste anboten.

Champmerlé, Marie Desmares, die erste tragische Schauspielerin der alten französischen Bühne, und dreißig Jahre hindurch die Zierde derselben, war 1644 in Rouen geboren, und stammte aus einer angesehenen Familie. Ihr Vater hatte sich gegen den Willen seiner Eltern verheirathet, und war deßwegen enterbt worden, daher war es weniger der innere Drang des Talents, als vielmehr die Nothwendigkeit, ihren Unterhalt zu suchen, wodurch Marie Desmares bewogen ward, sich der dramatischen Kunst zu widmen. Sie verdankte ihre Ausbildung namentlich einem gewissen Laroque und zum Theil auch ihrem Gatten Charles Chevillet, Sieur de Champmerlé, der gleichfalls Schauspieler war. So betrat sie 1670 die Bühne des Hôtel de Bourgogne und erntete gleich in ihrer ersten Rolle, der der Hermione, so außerordentlichen Beifall, daß sie alle Nebenbuhlerinnen, unter denen vorzüglich die Desoeillets sehr geachtet war, in den Hintergrund zurückdrängte. Madame Champmerlé gehörte bis zu ihrem Tode, den 15. März 1698, dem Theater an, und keiner Andern ist es gelungen, sie in der Gunst des Publikums zu schmälern. Racine schrieb für sie die großen Rollen einer Berenice, Roxane, Iphigenia, Phädra, Medea und Ariadne.

X.

Chanson heißt in der französischen Musik jeder kürzere Gesang in Strophen; er kommt schon bei den Troubadours (s. d.) vor.

R. S.

Chantal, Jeanne Françoise Fremiot de, die Begründerin des Ordens der Heimsuchung, war im Jahr 1572 zu Dijon geboren, und bestimmte sich erst für das geistliche Leben, nachdem

ihr Gemahl Christoph von Rabutin, Baron von Chantal, durch einen gewaltsamen Tod auf der Jagd umgekommen war. Sie legte nach diesem traurigen Ereignisse das Gelübde ab, unverheirathet zu bleiben, und widmete sich ganz der Erziehung ihrer Kinder und der Pflege der Armen und Kranken, bis der heilige Franz von Sales sie zur Stiftung eines neuen Ordens vermochte, der 1610 in's Leben trat. Nach empfangener Einwilligung des päpstlichen Stuhles zur Verbreitung desselben, widmete sie ihr ganzes Leben diesem Berufe und stiftete nach und nach über 30 Klöster dieses Ordens. Sie starb im Jahre 1641, und Papst Clemens XII. sprach sie heilig.

X.

Chaos, der Uranfang aller Dinge, der dunkle Schoß, aus welchem die Welt hervorging, eine philosophische Idee, die verschieden ausgebildet, durch alle Mythenkreise zieht. Es ist die Finsterniß und das Wasser der Mosaischen Schöpfungsgeschichte, ist das Ginumgagap der nordischen Göttersage, das Wasser der indischen Mythe, auf welchen Brahma als erste belebende und bewegende Weltkraft auf dem Lotos schwimmt; daher auch in der altgriechischen Mythe aus dem Chaos Uranos und Gäa, Himmel, und Erde, entstanden, welche nun weiter zeugend die Eltern der unsterblichen Götter wurden. Auch die Nacht ist des Chaos schwarz geflügelte Tochter, und Mutter düstrer, unheimlicher Gewalten. — ch —

Chapone, Mistreß, die unter den durch literarischen Ruf berühmten Frauen ihres Vaterlands, das im verwichenen Jahrhundert namentlich an geistreichen Schriftstellerinnen durchaus keinen Mangel litt, einen ehrenvollen Platz behauptet, war 1726 geboren, und zeigte schon in früher Jugend ein so bedeutendes Talent, daß ein Roman, den sie schrieb, als sie kaum das neunte Jahr erreicht hatte, sich der allgemeinen Aufmerksamkeit erfreute. Nachdem Mistreß Chapone so bereits die Augen der gebildeten Welt auf sich gerichtet hatte, erschien von ihr ein ausführliches Werk über Erziehung, das noch jetzt große Achtung genießt. Außerdem sind von ihr mehrere Gedichte,

viele Briefe ꝛc. veröffentlicht worden, und eine Gesammtausgabe ihrer Schriften kam 1807 in 4 Bänden heraus. Mistreß Chapone stand in ununterbrochener freundschaftlicher Verbindung mit Demoiselles Carter, Borbault und Lady Montague. Sie starb in ihrem 75. Lebensjahre 1801.

Charade nennt man diejenige Abart des Räthsels, die den Sinn eines Wortes aus dessen einzelnen Sylben, deren jede eine für sich bestehende Bedeutung hat, errathen läßt. Um eine Charade gelungen zu nennen, muß darin zwischen den einzelnen Monosyllaben eine gegenseitige Beziehung obwalten und die Auflösung einen epigrammatischen Zweck, eine Spitze haben. Die französische und deutsche Sprache und namentlich die letztere eignen sich vermöge ihrer leichten und willkürlichen Wortform und Wortzusammensetzung am meisten zur Bildung von Charaden.

T.

Charakter, Charaktere, Charakteristik. (Vom griechischen charassein, eindrücken). Charakter ist das einer Person oder Sache von Natur so eingedrückte Merkmal, daß sie dadurch von allen andern deutlich zu unterscheiden ist. Das Charakteristische kommt als scharf distinguirendes Abzeichen sonach allen lebendigen und leblosen Wesen und Gegenständen zu, sofern diese als Exemplare ihrer Gattungen dastehen. Man spricht vom Charakter eines Baumes (d. i. von dem, was ihn, als den Repräsentanten seiner Species, z. B. die Fichte, von andern, z. B. von der Föhre, deutlich unterscheidet), eines Thieres u. s. w. Wenn vom menschlichen Charakter die Rede ist, so gilt es entweder dem, was der Mensch vor allen übrigen Wesen als eigenthümlich besitzt, oder was diesen oder jenen Einzelnen von Andern scharf sondert. Charakter des Einzelnen, ist also Alles, was ihm vorzugsweise als distinguirendes Abzeichen zukommt, folglich selbst Charakterlosigkeit, wenn sie an ihm sehr deutlich geworden. Der gewöhnliche Ausdruck „ein Mann von Charakter"

bezeichnet einen festen, consequenten Menschen im Gegensatze zu einem charakterlosen oder inconsequenten, dessen Denk- und Handelsweise dem Zufalle mehr als Grundsätzen unterthan ist. Charaktere, Zeichen, Abzeichen. Charakteristik ist die Kunst, einen Charakter in schöner Form wiederzugeben. (S. Plastik.)

B—l.

Charakter, — musikalischen, — hat eine Composition, wenn sich eine Gesinnung vorherrschend ausspricht, sich so aufdrängt, daß keine andere Auslegung möglich ist. So in der heroischen Sinfonie von Beethoven und in der militärischen von Haydn. Im höhern Sinne ist er sogar der moralische Hintergrund des Kunstwerks; denn wenn auch die Musik ohne Worte nichts Böses hinstellen kann, so hängt doch der moralische Mensch mit den ästhetischen, das sittliche Wesen mit dem künstlerischen dergestalt zusammen, daß das, was in unsittlicher Leidenschaft erzeugt ist, auch im Kunstwerk seinen Ursprung nicht verbergen kann. — Charakteristische Musik unterscheidet sich von der malerischen (pittoresken), daß sie die Seelenzustände während die andere Lebenszustände darstellt; meistens finden wir Beides vermischt.

R. S.

Charakter, — weiblicher. — Wie die Natur die Erdensorgen getheilt hat, sonderte sie auch die Kräfte für sie. Alles soll zu einem schönen Ganzen wirken, ein Ganzes sollen die strebenden Kräfte bilden. Ein Körper — steht die irdische Schöpfung da, dessen Haupt der Mann, dessen Herz das Weib ist. Der zartere, kleinere Theil ist deßhalb nicht der geringere. Vom Herzen strömt das lebentragende Blut in alle übrigen Theile des Leibes; ein Druck am Herzen — und das schöne, rege, gesunde Leben geräth in Stockung; ohne Herz kein Leben. Vom Haupte, als dem Sitze des Geistes, gehen Licht und Schatten über die Welt der Erscheinungen aus, die sich im Herzen erzeugen. Einig sei das Menschenleben! Gleichwie aber die Leidenschaft, ein Kind des Gemüthes, nie die leitende Hand des Verstandes fahren lassen darf, ohne zu

straucheln: so darf auch im großen Körper des Menschenlebens das Weib, als dessen Herz, nie des Hauptes Führung von sich weisen, wenn nicht Störung eintreten soll. Es ist hiermit gesagt, daß im Gemüthe der Gesammtwerth des Weibes, das Gemüthsleben, sein Charakter sei. Je treuer und heiliger die Ausbildung des Herzens betrieben wird, desto näher kommt das Weib seinem Berufe, desto klarer unterscheidet es sich vom Manne, desto deutlicher tritt der von der Natur angewiesene Charakter heraus: und so dürfte jenes Weib das liebenswürdigste sein, welches sich am weiblich reinsten charakterisirt und jenes Land das hierin glücklichste heißen, dessen Frauen im Allgemeinen dieses zarte Gepräge des Gemüthes an sich tragen. Deutschland, wir dürfen es mit Stolz aussprechen, ist dieses Land; die deutschen Frauen sind es, deren Charakter dem Normalwesen, dem Typus des Weibes, am nächsten steht. Der allzu leichte Elfentritt der Französin (ich spreche im Allgemeinen) leidet selten jenen Gang des ehelichen Verhältnisses, der zum wahren häuslichen Glücke führt; man findet zwar in Frankreich, selbst im frivolen Paris, der guten Menagen viele, aber wenig gute Ehen, denn so sparsam die Französin mit Geld und Gut, so verschwenderisch ist sie im koketten Austausche von Galanterien. Das äußere, in die Augen fallende Leben ist ihr Alles; das innre, edlere, höhere, Wenig oder Nichts. — Die Ungebundenheit der Italienerin, ihre schrankenlose Natürlichkeit und Männlichkeit lassen an kein reines Seelenbündniß denken. Das Kloster erzieht sie nicht für ein Leben, wie es ist; und tritt sie in dasselbe, sinkt sie oft beim ersten Schritte der Verführung, deren Sirenenstimme sie nie gehört, unwiderstehlich hingezogen in die runden Arme; ja, es zerstören an ihr Klima und Landessitte, was sie an Zartgefühl erübrigt. — Der Spanier und Portugiese verzehren sich am herrischen Sinne ihrer Gebieterin und schmachten in Eifersucht dahin. So (im Allgemeinen) im Süden. Der Bewohner des Nordens, kräftiger, strenger, redlicher — beherrscht das Weib, ohne es eben zu tyrannisiren, je-

doch meist weiß er an der besten Frau nicht viel mehr als die emsige Magd zu würdigen und zu fordern. Amerikanerinnen, Engländerinnen, Russinnen, Schwedinnen u. s. f. sind gute, wackere Hausfrauen, aber etwas steriler Gemüthsart. — Für den Morgenländer endlich ist das Weib — die Natur selbst schien dieses Gesetz gegeben zu haben — eine früh aufknospende, schnell verwelkende Blume. Er sammelt deren in Menge, labt sich oder schwelgt vielmehr an ihrem leicht verwehten Dufte, und ersetzt ihr Absterben mit immer frischen Blumen, den Abendländer bedauernd, daß er dem Weibe Vertrauen, ja Treue zolle, nicht begreifend, daß er dasselbe nicht gleich ihm, Falschheit befürchtend, einkerkere, und als Sklavin behandle. Er weiß am Weibe nicht das Höhere, an seiner Wesenheit wenig mehr als die Körperschönheit zu achten. — Nur der Deutsche (versteht sich, eben so allgemein gesprochen nur) ist geeignet für häusliches Leben, für häusliches Glück, weil nur er für Glauben an weibliche Redlichkeit Sinn hat, Geschmack an friedlicher Einförmigkeit mit der schönen Gabe vereint, oder wenigstens im nöthigen Grade verbindet, sich selbst zu genügen, nach innen zu leben und auch in beschränkten Kreisen sich heimisch und zufrieden zu fühlen. Seine gesammte Wesenheit wie sein gemäßigtes Klima unterstützen ihn hierin. Wenn der alte Germane, wie Klopstock sagt, in seinen Wald zurückkehrte, bedeckt mit dem Staube der Schlacht, begleitet vom Liede des Ruhmes, und ihm das Weib mit aller Innigkeit an die kräftige Brust sank: da, glaube ich, lag die Achtung, ein Säugling noch, am nahrungreichsten Quell; diese Achtung wußte sich das deutsche Weib zu erhalten. Achtung für Frauenehre wohnt unter uns, wie einst im Schatten der Eichen, jetzt in volkreichen, reinlichen, wohlhabenden Städten.

B — t.

Charakteristik der Tonleitern und Tonarten. Bereits im vorigen Jahrhunderte hat man angefangen, den einzelnen Tonarten Empfindung, Charakter u. s. w. beizulegen. Der

Dichter C. D. Schubart namentlich hat eine Charakteristik derselben geliefert, welche unläugbar viel Zartes und Poetisches enthält, jedenfalls aber über die Wahrscheinlichkeit hinausgeht. Er sagt z. B. C moll repräsentire ein weiß gekleidetes Mädchen mit einer Rosaschleife am Busen; G moll sei die Empfindung des Mißvergnügens, der Unbehaglichkeit, der Verstimmung. Vergleiche man nun die Mozart'sche G moll-Symphonie (diese griechisch-schwebende, wenn auch etwas blasse Grazie) oder das G moll-Conzert von Moscheles mit dieser Angabe, so ist das Unhaltbare derselben einleuchtend. Nicht zu läugnen ist, daß durch Versetzung der ursprünglichen Tonart einer Composition in eine andere, eine verschiedene Wirkung erreicht wird, und daß daraus eine Verschiedenheit des Charakters der Tonarten hervorgeht. Man spiele z. B. den „Sehnsuchtswalzer" in H dur oder den „Jungfernchor" im A dur, und man wird bald fühlen, daß sich die Töne gleichsam in einem fremden Kreise bewegen. Der Prozeß, welcher dem Tondichter diese oder jene Grundfarbe zur Aussprache seiner Empfindungen an die Hand gab, ist unerklärbar, wie der schaffende Genius selbst, der mit dem Gedanken zugleich die Form, das Gefäß gibt, das jenen sicher einschließt! Der wahre Componist trifft daher von selbst das Rechte, wie der wahre Maler seine Farben. Der Unterschied zwischen Dur und Moll muß unstreitbar zugegeben werden. Jenes ist das handelnde männliche Princip, dieses das Leidende, Weibliche. Einfachere Erfindungen haben einfachere Tonarten; zusammengesetzte bewegen sich lieber in einer fremden Region und sind deßhalb für Tonarten, welche das Ohr seltener vernommen hat. R. S.

Charfreitag heißt der Freitag vor Ostern, welcher zur Erinnerung an den Kreuzestod Jesu in der christlichen Kirche feierlich begangen wird. In der protestantischen Kirche wird er als der feierlichste Tag des Jahres betrachtet, in der katholischen aber nur als halber Feiertag gefeiert. Die Benennung desselben leitet

man gewöhnlich von dem altdeutschen Worte chaten ab, welches soviel als leiden, büßen bedeutet. —s—

Charitinnen, s. Grazien.

Charivari, Spott- oder Schimpfmusiken, auch Katzenmusiken genannt, die leider Personen jeglichen Standes gebracht worden sind, Sängerinnen wie französischen Deputirten — der Todfeind der Serenaden. Die Franzosen und Italiener übertreffen hierin die harmonischen Deutschen bei Weitem. R. E.

Charlatan. Diese Benennung stammt von dem italienischen ciarlare, schwatzen, plaudern. Zur Zeit, als die Arzneikunde noch in ihrer Kindheit lag, wo Universalmittel, Salben und Wunderpillen von geckenhaften Marktschreiern dem Publikum aufgeschwatzt wurden, und der noch allgemein mehr heimische Aberglaube diesen Betrügereien die Hand bot, war es die Aufgabe solcher Individuen, welche sich dem Geschäfte des Heilens widmeten, durch prahlende Redensarten und allerlei lächerliche Außenseiten die Aufmerksamkeit rege zu machen. Daher vorzugsweise gab man solchen Leuten den Namen Charlatane, zumal da die Arzneiwissenschaft bald würdigere Repräsentanten fand, und man erkannte, daß das Wissen Jener nur auf Charlatanerie hinauslief. Der Begriff ist also heut' zu Tage nur noch im Allgemeinen und zwar auf solche Personen jedes Standes anzuwenden, welche ein seichtes Wissen und Mangel an gründlicher Bildung durch Prahlerei zu verbergen suchen, oder die überhaupt aus Beschränktheit des Geistes das Wesentliche im Unwesentlichen, in Kleinigkeiten, im Alltäglichen suchen.

Charlotte, Elisabeth, Prinzessin von Baiern, war am 27. Mai 1652 in Heidelberg geboren und eine Tochter des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz. Schon in ihrer Jugend zeigte sie eine merkwürdige Abneigung gegen weibliche Beschäftigungen und erzählt selbst, sie habe von jeher lieber mit Waffen gespielt, als an Putz und Puppen Vergnügen gefunden. Eine Verbindung, die sie

mit dem jungen Herzoge von Kurland schließen sollte, kam nicht zu Stande, indem ihr Bräutigam sich entschieden weigerte, als er seine Braut kennen gelernt hatte. Bald darauf aber fand sich ein uugleich glänzenderer Freier in der Person des französischen Prinzen Philipp, des Bruders Ludwig's XIV., dessen erste Gemahlin Henriette von England gestorben war. Die Vermählung ward am 21. November 1671 vollzogen. Elisabeth lebte mit ihrem Gemahl in den ungetrübtesten Verhältnissen bis zu dessen Tode, der 1701 erfolgte. Eine Sammlung von Briefen, die sie an den Herzog Anton Ulrich von Baiern und an die Prinzessin Karoline von Wales, geborne Prinzessin von Ansbach, geschrieben hatte, erschienen in Paris; sie enthalten sehr interessante Beiträge zur Geschichte des Hofes Ludwig's XIV.

Charlotte, Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel, die unglückliche Gemahlin des Großfürsten Alexis Petrowitz, des Sohnes Peter's I., war 1684 geboren, und kam 1711 nach Rußland. Der Großfürst, über dessen eignes Schicksal und Tod ein geheimnißvolles Dunkel schwebt, das noch heute nicht ganz gelichtet ist, behandelte sie auf das Unwürdigste, und sie würde seinen Mißhandlungen erlegen sein, wäre sie nicht durch eine List ihrem schrecklichen Loose entgangen. Sie wurde angeblich krank, ließ das Gerücht ihres Todes verbreiten, und während ganz Rußland glaubte, ihr Leichnam sei der Gruft übergeben worden, hatte sie schon die Gränze erreicht und floh nach Frankreich. D'Auban, ein französischer Officier, hatte sie bei der Ausführung dieses gefährlichen Planes unterstützt und begleitete sie jetzt auf der Flucht. Beide begaben sich nach Westindien und die Gerettete vereinte dort bald ein heiliges Band mit ihrem Befreier. Von da an lebte sie die glücklichsten Jahre; ihr Gemahl starb 1757, Charlotte begab sich darauf nach Europa zurück und nahm ihren Aufenthalt in Brüssel, wo sie 1770 starb. Eine, freilich nicht mit streng historischer Wahrheit behandelte, Erzählung ihrer merkwürdigen Schicksale hat Zschocke

in seiner anziehenden Novelle „die Prinzessin von Wolfenbüttel" geliefert.

Charlotte Auguste, Prinzessin von Wales und Sachsen-Coburg. Wenn wir sehen müssen, daß das Schönste auf Erden den unabwendbaren Pfeilen des Geschicks am meisten ausgesetzt ist, und unter denselben gerade dann erliegen muß, wenn die Knospe zur vollen Blumenpracht aufzubrechen begriffen ist, dann möchte die Wehmuth jedes Herz in Thränen auflösen. Charlotte Auguste, das einzige Kind des Prinzen Georg von Wales, nachmals Königs Georg IV. von Großbritannien, und Karoline Luise Elisabeth's von Braunschweig, wurde am 7. Januar 1796 geboren. Schon wenige Monate nach ihrer Geburt traten zwischen ihren königlichen Eltern jene traurigen Mißverhältnisse ein, die sich später zu einer so beklagenswerthen Oeffentlichkeit entwickelten und den Gegenstand der heiligsten Häuslichkeit vor den Richterstuhl des gesammten Europa's zogen. Das königliche Kind, dem die Grazien schon an der Wiege lächelten, dem das wogenbespülte Albion drei mächtige Königskronen und das deutsche Festland eine vierte schmeichelnd in der Entfernung zeigte, wurde unter der Aufsicht der Gräfin Elgin zu Shrewsbury House erzogen, wodurch der unglücklichen Mutter wenigstens nicht aller Einfluß auf ihre einzige Tochter verwehrt war; später ward dem gelehrten Bischof von Exeter und dem Doctor Fisher, nachherigen Bischof von Salisbury, die Leitung des Unterrichts der Prinzessin anvertraut. Charlottens lebhafter Geist, die Entfaltung eines leichten Fassungsvermögen und das Reifen vieler seltener Anlagen des Gemüthes und der Seele schienen dem Inselstaate die glücklichste Zukunft zu verkünden und das englische Volk blickte mit steigendem Jubel auf seiner Kronen hoffnungsvolle Erbin, die mit den herrlichsten Talenten und einem wohlwollenden weichen Herzen auch die Frömmigkeit und die großen Eigenschaften des dritten Georg's zu vereinen versprach. In ihrem zwölften Jahre erhielt sie die Lady Cliffort zur Oberhofmeisterin, und von

dieser begleitet, nahm sie ihren Aufenthalt zu Bognor, wo ihr zarter Körperbau den Gebrauch des Seebades nöthig machte; hier, fern von den störenden Einflüssen des Hofes, entfalteten sich in reizender Liebenswürdigkeit alle Blüthen des heitern, lebensfrohen Kindes, das jetzt die Grenze des Alters der Jungfrau betrat, und dessen Gemüth, von frischer Jugendlust und einem unerschöpflichen, oft übersprudelnden Humor zur schönsten Vollendung erhoben, für das Große in der Natur wie im Leben immer empfänglicher wurde. So durchlebte Charlotte ihre Kindheit freundlich, ungezwungen, in einer schönen, gewaltigen Natur, von ihren Umgebungen angebetet, von ganz England mit dem innigsten Antheil an ihrem Lebensfrohsinn und an der erstaunlichen Entwickelung ihrer geistigen Fähigkeiten betrachtet. Die Begehung des 50jährigen Regierungsjubiläums des Königs, schon an sich ein seltenes, herrliches Fest, ward für Charlotten ein ernster Wendepunkt ihres Lebens, und die Feier desselben und der Augenblick, als der greise, schon geisteskranke Georg III. mit ahnendem Entzücken sie als die Erbin seines Reiches begrüßte, blieben nicht ohne tief ergreifenden, erfolgreichen Eindruck anf ihr Herz; sie erkannte die Würde und die Wichtigkeit ihres Standes, und ihr Geist empfing die Siegel einer feierlicheren Stimmung, einer bestimmt sich aussprechenden religiösen Richtung. Im Jahre 1813 brachen die Mißhelligkeiten ihrer königlichen Eltern öffentlich aus, und die Frage, ob der Mutter die Besuche bei ihrer Tochter ferner gestattet werden sollten, wurde sogar vor das Parlament gezogen; in der letzten Hälfte desselben Jahres lebte Charlotte zu Windsor und wurde unter den Augen ihrer Großeltern confirmirt. Unmittelbar nachher brachte der Prinz Regent die Vermählung seiner Tochter mit dem Prinzen Wilhelm von Oranien in Vorschlag, dessen Vater so eben zum Könige der Niederlande erhoben worden war; er ward in Warwickhouse eingeführt, allein die Prinzessin fühlte keine Neigung für den Bewerber, und so blieb die Idee ausgesetzt, bis nach Charlottens Mün-

digerklärung an ihrem 18. Geburtstage, wo der nun zum Thronerben des Königreichs der vereinigten Niederlande ausgerufene Prinz von Oranien seinen Wunsch an demselben Tage wiederholte, als Ludwig XVIII. am 26. April 1814 in London einzog und auf das Glänzendste und Feierlichste empfangen ward. Charlotte erklärte dem Minister Lord Liverpool brieflich, daß sie ihr Vaterland zu einem Zeitpunkte, der im Betreff ihrer geliebten Mutter für sie von der entschiedensten Wichtigkeit sei, nicht verlassen werde; eben so schrieb sie dem Prinzen, daß nichts, was seiner Person zum Vorwurfe gereichen könne, sie zu diesem Entschlusse bestimmt habe. Ihre Eltern und Großeltern und ganz England wünschten die beabsichtigte Verbindung, doch die Prinzessin sprach sich auf das Bestimmteste dahin aus, daß sie sich in dieser Angelegenheit von keinem fremden Willen, sei es auch der des gesammten Volkes, werde bewegen lassen. Uebrigens ließ sie den edeln Eigenschaften ihres Bewerbers die vollste Gerechtigkeit widerfahren, und daß ihr Herz den sanften Regungen keineswegs verschlossen war, sollte Europa unmittelbar darauf erfahren. Im Gefolge der verbündeten Fürsten, die damals von Paris aus den Prinzregenten besuchten, befand sich der Prinz Leopold von Sachsen-Coburg, ein junger Mann von einnehmender Gestalt, edeln Zügen und liebenswürdiger Bescheidenheit, der sich durch Muth und Tapferkeit im Kriege vortheilhaft ausgezeichnet hatte. Der Prinzessin vorgestellt, ward er bald ein häufiger und willkommener Gast zu Warwickhouse, und aus dem ungezwungen freundschaftlichen Umgange entstand in Beider Herzen die wahrste und heftigste Liebe. Charlotte äußerte ihr Wohlgefallen an dem schönen und geistreichen Fürstensohne, der seinerseits den Vater seiner Geliebten von dem Statt gefundenen unterrichtete und sich dessen Befehle erbat, nach Befinden England zu verlassen. Die Antwort auf diese eben so freimüthige, als edle Erklärung war den Liebenden die erwünschteste, der Prinzregent nahm den Herzog Leopold mit Freuden als den künftigen

Gemahl Ch. und Besitzer ihrer Kronen auf. Die Angelegenheiten seines Hauses riefen diesen nach dem Kontinent zurück, wo er dem wiener Kongreß beiwohnte, inzwischen aber mit seiner Braut einen fleißigen Briefwechsel unterhielt. Um dieselbe Zeit verließ die Prinzessin von Wales England am 9. August 1814. Charlotte war auf das Schmerzlichste bewegt; sie ahnte vielleicht, daß sie ihre Mutter nicht wiedersehen sollte. Der erste Tag des Jahres 1816 verkündete dem jubelnden England die bevorstehende Vermählung seiner Thronerbin; der Prinz Leopold landete am 21. Februar in Dover, am 14. März ward dem Oberhause die betreffende Anzeige gemacht und der 2. Mai vereinigte vor de Altar die Liebenden, welche ihre Residenz zu Camelford House nahmen. Das Volk begrüßte mit dem lautesten Jubel die Neuvermählten, wo es dieselben erblickte, der Prinz wurde von dem Vater seiner Gemahlin mit allen möglichen persönlichen Ehrenbezeigungen überhäuft, zum Ritter der königlichen Orden ernannt und ihm das Herzogthum Kendal angetragen; er schlug dasselbe mit dem Bemerken aus, daß er nur seiner Gemahlin einen höhern Rang verdanken wolle, der Feldmarschallsstab dagegen und der Sitz im geheimen Rathe wurden von ihm angenommen. Charlotte war im Besitz des geliebtesten Gatten vollkommen glücklich, und das königliche Ehepaar hatte keinen Wunsch mehr, als sich vom Hofe zurückzuziehen, um in der Einsamkeit des Landlebens alle Seligkeiten der Liebe ungestörter zu genießen. Sie bezogen demnach im Sommer das reizend gelegene Claremont und diese ländliche Zurückgezogenheit, dieses wahrhaft häusliche Leben gab ihnen in der Achtung der Nation, die sie einst beherrschen sollten, den höchsten Werth. Aber auf dem Gipfel irdischen Glückes pflegt die gewaltige Hand eines dunkeln Geschickes den Wonnetrunkenen zu fassen. Die schönste aller Hoffnungen umschwebte Charlotten, England empfing die Kunde davon mit allgemeiner Freude, und die ängstlichste Sorgfalt bewachte die Schritte der Prinzessin. Sie selbst behielt mitten im Geräusche

der Vorbereitungen ihre gewohnte Ruhe und Heiterkeit, bis die Nähe ihrer Niederkunft sich ankündigte. Die Entbindung von einem todten Sohne geschah unter einem 24stündigen fürchterlichen Kampfe, der das zarte Leben der Mutter jeden Augenblick zu vernichten drohte, am 5. Novbr. 1817; mit der innigsten Ergebung trug sie die Täuschung ihrer süßesten Hoffnungen. Ihr Gemahl dankte Gott für die Erhaltung des geliebteren Lebens seiner Charlotte, er ahnte nicht, daß er nach wenigen Stunden auch sie verlieren sollte. Sie klagte bald nach der Geburt über Schwäche, das Athmen ward schwer und durch häufige Krämpfe unterbrochen; Leopold kam nicht von ihrer Seite, sie sprach noch den einen Wunsch aus, daß er einst an ihrer Seite ruhen möge — es waren ihre letzten Worte. Sie verlor die Sprache und verschied nach einem schrecklichen Todeskampfe, die matte Hand in der ihres Geliebten. Um 6 Uhr früh am 6. November verkündete die große Glocke von St. Paul dem erschreckten London die Trauerbotschaft. Das rege Leben der ungeheuern Stadt schwieg, die königliche Familie war in der tiefsten Bestürzung, nur an dem alten Könige, dessen Geist schon dem Dasein vorangeeilt war, ging das furchtbare Ereigniß spurlos vorüber. Am 19., dem Tage der Beisetzung beider Leichen zu Windsor, herrschte Grabesstille durch ganz England; Prinz Leopold vermochte kaum den ungeheuern Schmerz zu tragen; Britannien trug seine schönsten Hoffnungen zu Grabe.

X.

Charlotte, die Tochter Johannes III. von Lusignan, Königs von Cypern und Armenien, eine ebenso schöne, als tugendhafte Frau. Anmuthig und liebenswürdig besaß sie eine Kraft des Geistes und einen heldenmüthigen, männlichen Charakter, den die Schule vieler bitterer Erfahrungen nur befestigte und stählte. Dem Befehle eines strengen Vaters gehorchend, hatte sie gegen ihre Neigung dem Herzoge von Coimbra, Johann von Portugal, ihre Hand gereicht. Nach dessen Tode vermählte sie sich zum zweiten

Male mit Ludwig von Savoyen. Von den Leiden dieser unglücklichen Verbindung erlöste sie endlich der Tod ihres Gatten, und nicht lange nachher rief das Hinscheiden des Königs, ihres Vaters, sie auf den Schauplatz kriegerischer Thaten. Sie folgte Johannes III. auf den Thronen von Cypern und Armenien; allein schon am Tage ihrer Krönung erfüllte ein Ereigniß von unheildrohender Vorbedeutung ihre Seele mit Besorgniß und Schrecken. Das Pferd, das man ausersehen hatte, die Königin zu der Feier zu tragen, stieß an einen Stein, bäumte sich, und Charlotte verlor die Krone vom Haupte. Die traurigen Ahnungen, welche dieser Zufall veranlaßte, gingen leider nur zu bald in Erfüllung. Ihr Bruder Jakob gewann den Sultan von Aegypten, bewog ihn zur Belagerung von Nicosia, und nöthigte dadurch die Königin zur Flucht. Sie wählte Rom zu ihrem Aufenthalte und starb daselbst 1487, nachdem sie ihren Neffen, den Herzog von Savoyen, zum Erben ihrer Staaten eingesetzt hatte. T.

Charlotte Amalie, des Herzogs Anton Ulrich von Sachsen-Meiningen Witwe, den 10. August 1730 geboren, eine der geistreichsten Fürstinnen ihrer Zeit, durch Würde, Weisheit, Milde und Religiosität ausgezeichnet, übernahm nach dem Tode ihres Gemahls, den 27. Januar 1763, bis zur Volljährigkeit ihrer Söhne die Obervormundschaft und die Regierung des Landes. Dieser Zeitraum war die Grundlage zum jetzigen Wohlstande des Landes, wie ihr ganzes Leben eine ununterbrochene Reihe edler und wohlthätiger Handlungen. Durch ein kaiserliches Edikt war ihr die Administration des Herzogthums gegen die Ansprüche der übrigen Fürsten des ernestinischen Hauses, mit Ausschließung der Prinzen aus der ersten Ehe ihres Gemahls von aller Nachfolge, zuerkannt worden. Sie führte dieselbe bis zum Jahre 1782 zum Segen des Landes, das die Früchte mancher Aussaat erst unter ihrem edeln Sohne, dem unvergeßlichen Herzoge Georg, zur Reife gedeihen sah. Auch nachdem sie vom Schauplatze des Regentenlebens abgetreten

war, blieb sie ein wohlthätiger Schutzengel und eine wahre Mutter für ihr Volk, und starb, geliebt und beweint von demselben, am 7. September 1801. R.

Charlotten, siehe Zwiebeln.

Charlottenbrunn, Marktflecken in Schlesien, 5 Stunden von Schweidnitz, der Gräfin Pückler gehörig und bekannt durch 7 dort befindliche salinische Stahlquellen, welche auf einem, mitten im Orte liegenden Felsen entspringen. Das Wasser hat einen angenehmen, frischen, säuerlichen Geschmack, wird zum Trinken und Baden benutzt, und leistet bei Nervenschwäche, Bleichsucht, Rheuma u. s. w. wesentliche Dienste. Ein Badehaus, so wie mehrere Privathäuser sind zur Aufnahme von Fremden, deren Anzahl sich jährlich auf 80 belaufen mag, eingerichtet; die Umgegend bietet mehrere angenehme Spaziergänge und ein seit 1830 zusammengetretener Verein läßt sich die Verschönerung derselben angelegen sein.

Charon. Ein düstrer Greis, der Sohn der Nacht und des Erebus, dessen ewig gleiches Amt es war, auf einem morschen Nachen die Seelen der Abgeschiedenen in Hermes Begleitung über den stygischen See, den Acheron oder den Cocytus zu führen, wofür er zwei Obolen bekam. Aber nur die Seelen durfte er überfahren, deren Körper dem mütterlichen Schoß der Erde zurückgegeben waren, die der unbestatteten Leichname mußten an den öden Ufern der Unterweltflüsse flattern und harren, bis ihr Körper zu Erde geworden, oder bis eine mitleidige Hand sie begrub. Doch genügte eine Hand voll Erde auf den Todten geworfen, und galt als Bestattung. Charon führte alle Seelen, denen sonach der Eintritt in die Unterwelt erlaubt war, hinüber, aber keine zurück.

—ch—

Charrière, Madame de St. Hyacinthe de, stammte aus einer angesehenen holländischen Familie und war im Haag erzogen worden. Von jeher den rauschenden Vergnügungen der großen Welt, in der sie erzogen war, abgeneigt, folgte sie um so lieber Herrn

von Charrière, der um sie warb, nach dessen Landgute in der Nähe von Neufchatel. Sie brachte daselbst ihr ganzes Leben, mit Ausnahme eines Aufenthalts in Paris unter den angenehmsten Verhältnissen zu; war von ihrem Gatten geliebt, von ihren Angehörigen geachtet, von einer reizenden Natur umgeben, und obschon weit entfernt von den Ansprüchen einer gelehrten Frau, so waren doch Musik und die Wissenschaften ihre Lieblingsbeschäftigungen geworden. Auch ihren literarischen Produkten theilte sich ein wohlthuendes Gepräge jener ruhigen Philosophie und jenes eingebornen Friedens mit, die in ihr neben der strengsten Tugend und einem unerschütterlichen Pflichtgefühl wohnten; leider blieben mehrere ihrer Werke unvollendet. Den ersten Platz unter denselben verdient der Roman: „Calliste“ oder „Lettres écrites de Lausanne;“ neben diesen ist auch der zweite „Mistress Henley, lettres neufchatelloises“ bekannt und beliebt geworden. Zuletzt erschienen von ihr „Oeuvres de l'abbée de la Tour“ in 3 Bänden, mehrere kleine Erzählungen enthaltend. Lesenswerthe Briefe an Herder, der Einzelnes von ihr übersetzt hat, finden sich in dessen Nachlasse im 2. Bande. Frau von Charrière starb 1806 in ihrem 60. Jahre auf ihrem Landgute.

B.

Charybdis. Ein schreckliches Ungeheuer weiblichen Geschlechtes, mit Gäa von Poseidon (Neptun) erzeugt. Ihr Heißhunger kannte keine Grenzen, sie raubte Menschen und Thiere und verschlang dieselben; wer ihr nahte, war unrettbar verloren. Als Herakles die Rinder des Geryon aus Eritheia trieb, raubte sie auch ihm einige, dafür aber traf sie der Rachestrahl des Zeus, der sie in's Meer stürzte. Seitdem führt bei Messina, in der Meerenge zwischen Sicilien und Calabrien ein Meeresstrudel, der den Schiffern äußerst gefährlich ist, nach ihr den Namen, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß nach diesem, wie von der gegenüberliegenden Scylla, sich erst die poetische Fabel bildete. Auch Ulysses, nahte auf seiner langen Irrfahrt diesen gefährlichen Punkten nicht ohne

Verlust. Sprichwörtlich sagt man noch heute bei einer von zwei Seiten gefahrvollen und zweifelhaften Lage, sich zwischen Scylla und Charybdis befinden. —ch—

Chastelet, Gabriele Emilie le Tonnelier de Breteuil, Marquise du, eine der gelehrtesten Frauen ihrer Zeit, war im Jahre 1706 geboren, und hatte von der Natur einen lebhaften Geist, schnelle Fassungskraft, Liebe für die Wissenschaften und einen durchdringenden Scharfblick empfangen. Selbst an den abstrakteren Wissenschaften fand sie Geschmack, erwarb sich bedeutende Kenntnisse in der Physik, Geometrie und Astronomie, und schrieb über Leibnitz und Newton. Dabei betrieb sie das Studium der lateinischen Klassiker und arbeitete an einer Uebersetzung des Virgil mit demselben Eifer, womit sie sich die englische und italienische Sprache angeeignet und deren Literatur kennen gelernt hatte. 1738 bewarb sie sich um einen Preis, den die Akademie auf eine Abhandlung über die Natur und das Wesen des Feuers ausgesetzt hatte, 1740 erschienen von ihr „Institutions de physique“ und eine Analyse des Leibnitz'schen Systems. Die letzten Jahre ihres Lebens beschäftigte sie die Uebersetzung des „Livre des principes“ von Newton; dieselbe kam erst nach ihrem Tode heraus, Paris 1756, 2 Bände. Sie starb im Kindbette am 10. August 1749; ihr Gemahl, der Marquis du Chastelet-Lomont, aus einer vornehmen lothringischen Familie, war Generallieutenant in französischen Kriegsdiensten; sie hatte in steter Verbindung mit allen Gelehrten der damaligen Zeit gestanden, und namentlich mit Voltaire in enger Freundschaft gelebt. 1806 erschien in Paris eine Sammlung von Briefen der Frau von Chastelet an den Grafen von Argental, worin auch ihr „Traité sur le bonheur“ mit abgedruckt ist. X.

Chateaubriand, François August Vicomte de, einer der berühmtesten Männer der Gegenwart, dessen Schriften in alle Sprachen übersetzt worden sind, der treue Anhänger der Bourbonen, der Reisende nach Jerusalem, der Dichter der „Martyrs“ und der

„Atala," ist 1769 in der Bretagne geboren, diente vor der Revolution im Heere, emigrirte nach Amerika, schrieb den „Essai sur les Revolutions" und den „Génie du Christianisme." Nach Frankreich zurückgekehrt, erschien seine bekannteste Broschüre: „De Bonaparte et des Bourbons," er folgte Ludwig XVIII. nach Gent, ward später Staatsminister und Botschafter in Berlin, London und Rom. Während der Zeit schrieb er „Reflexions politiques, la monarchie selon la charte," und nach Ludwig's XVIII. Tode „Le Roi est mort, vive le roi!" Unter seinen übrigen Schriften, die in 25 Bänden heraus kamen, und wofür er $\frac{1}{2}$ Million Franken bekam, sind noch die Memoiren über den Herzog von Berry zu bemerken, dessen Witwe neuerlich in ihm einen ihrer eifrigsten Anhänger und Vertheidiger fand.

Chateaubriant, Francisca von Foix, Gräfin, eine eben so schöne als unglückliche Frau, zu deren Füßen ein König seine Huldigungen niederlegte, und welche von der Hand des eigenen Gatten den Tod erleiden sollte. Sie war im Jahre 1495 geboren und schon in ihrem zwölften Jahre dem Grafen von Chateaubriant vermählt worden. Um seine junge Frau, die mit allen Reizen der höchsten Anmuth geschmückt war, den Augen der Welt zu entziehen, um sie so vor den Verführungen eines sittenlosen Hofes zu bewahren, reis'te der glückliche Graf mit ihr auf eines seiner Schlösser, das, von der Residenz entfernt, ihm den seltenen Schatz in ungetrübtem Besitz bergen sollte. Aber auch von dort drang die Kunde von der hohen Schönheit der Gräfin bis zu Franz I., der sich von der gepriesenen Anmuth überzeugen wollte, und den Grafen veranlaßte, seine Frau an den Hof zu bringen. Der List einiger Höflinge gelang es, die schöne Verborgene, der Anordnung ihres Gemahls zuwider, dem Könige vorzustellen, der alle seine Erwartungen übertroffen fand und ihr mit den ausgesuchtesten Huldigungen begegnete. Gefoltert von den Harpyien der Eifersucht, und in blinder Leidenschaft die Schuldlose verdammend, verließ ihr Gemahl

den Hof, und Franciska gewann jetzt über das Herz des Königs den entschiedensten Einfluß. Da rief diesen der Verlust von Mailand nach Italien, und die Gräfin war während der Abwesenheit des Geliebten den Verfolgungen ihrer Feinde, worunter die Mutter Franz's I., Anna von Savoyen, war, ausgesetzt. Demüthigungen aller Art, und endlich die Kränkung, sich nach des Königs Rückkehr von diesem zurückgesetzt, und dagegen die Herzogin von Estampes vorgezogen zu sehen, veranlaßten sie, sich vom Hofe zurückzuziehen und mit ihrem Gatten auszusöhnen; allein dieser, überzeugt, in seinen heiligsten Rechten beeinträchtigt worden zu sein, hatte unterdessen die blutigste Rache ersonnen; er empfing sie anscheinend ruhig, aber nur zu bald warf er die Maske der Verstellung ab. Ohne das furchtbare Schicksal zu ahnen, welches ihr bevorstand, sah sich die unglückliche Frau eines Tages in ihrem Zimmer plötzlich von dem Grafen und einigen Begleitern überfallen und gefesselt. Weder die zärtlichsten Bitten, noch die heiligsten Betheuerungen ihrer Unschuld und Reue waren im Stande, das Herz eines Mannes zu rühren, der in ihrem Besitze einst sein höchstes Lebensglück zu finden wähnte. Auf seinen Befehl wurden der Unglücklichen an Armen und Füßen die Adern geöffnet, und erst mit dem entflohenen Leben schien seine Rache befriedigt. Nach vollbrachter That floh er aus Frankreich, kehrte aber später an den Hof zurück, nachdem er die Herrschaft Chateaubriant dem Connetable von Montmorency geschenkt und dadurch das Andenken seiner blutigen Schuld verlöscht hatte. Franz I. aber vergaß in dem Umgange mit seiner neuen Freundin das unglückliche Opfer, das den Fehltritt, von ihm geliebt zu werden, mit dem Leben gebüßt hatte.

Chateauroux, Maria Anna, Herzogin von, war mit dem Marquis von Tournelle verheirathet, und wurde von demselben in ihrem 23. Jahre Witwe. Ihre zwei Schwestern, Frau von Vintimille und Frau von Mailly hatten das Herz Ludwigs XV. besessen, Frau von Tournelle, die jung, schön und geistreich war,

versuchte es mit nicht ungünstigerem Erfolg, den König für sich einzunehmen. Beide Schwestern wurden entfernt, und bald stand die neue Favorite an der Spitze einer Hofpartei, ward Hofdame der Königin, und, trotz den Vorstellungen des Kardinals Fleury, Herzogin von Chateauroux, mit einer jährlichen Rente von 80,000 Francs. Der Einfluß, den sie auf ihren königlichen Gönner ausübte, ist gerade kein nachtheiliger zu nennen; auf ihre Veranlassung entsagte er den prunkhaften Vergnügungen seines Hofes und wohnte dem Feldzuge in Holland bei. Hier war es, wo er in Metz, auf das Krankenlager niedergestreckt, am 4. August 1744 genöthigt ward, Frau von Chateauroux zu verbannen; diese war darauf gefaßt gewesen, und reis'te, unter den Verwünschungen des ganzen Landes, nach Paris. Nach Ludwig's Genesung war der Herzog von Richelieu für sie thätig und bewirkte ihre Aussöhnung mit dem Könige. Sie hatte den glänzendsten Triumph über ihre Feinde gefeiert, und war eben zur Oberhofmeisterin der Dauphine ernannt worden, als der Tod sie am 8. Dezember 1744 überraschte. Das Resultat eines unbefangenen Urtheils über sie würde dahin ausfallen, daß sie nicht die schlechteste in der Reihe derer war, welche Ludwig XV. beherrschten, vielmehr waren ihr edlere Gefühle und der Wunsch, für Frankreich Gutes zu wirken, nicht fremd gewesen. R.

Chemie, ein Zweig der Naturlehre, welcher sich damit beschäftigt, die in der Natur vorgefundenen Körper zu zerlegen, in einfachere Bestandtheile, und endlich in solche zu scheiden, (daher Chemie auch Scheidekunst übersetzt wird) welche sich entweder nicht mehr in einfachere Bestandtheile zerlegen lassen — wie die Gasarten, von denen man weiß, daß sie noch nicht einfache Körper sind — oder in solche, die man wirklich als einfache Körper zu betrachten hat, wie z. B. die Metalle, Phosphor, Schwefel u. s. w. In dem angeführten Sinne ist der Name Scheidekunst richtig, da aber dieses nicht die alleinige Aufgabe der Chemie ist, sondern sie sich auch mit der Verbindung, Zusammensetzung verschiedener, und der dar-

aus hervorgehenden Bildung neuer Körper beschäftigt, so ist er nicht umfassend genug. Es zerfällt die Chemie in mehrere Zweige, zuerst ganz allgemeine, in analytische Chemie oder Scheidekunst, in synthetische oder zusammensetzende Chemie, ferner eben so allgemein in theoretische und praktische — endlich in eine Menge specieller Zweige, in Mineral-Chemie, Pflanzen- und Thier- (Phyto- und Zoo-Chemie) in Feuer- (Pyro-) Chemie, in technologische Chemie im weiter umfassenden Sinne, und in Unterabtheilungen, welche auch zur Technik gehören, doch einzelne Zweige besonders berücksichtigen, wie Färberei, Glas, Metall, Salz, Production und Gewinnung, dann in agronomische, pharmaceutische und polytechnische Chemie ꝛc. Den Damen ist ein bedeutender Zweig derselben übergeben, welche man Culinar-Chemie, (deutsch: Kochkunst) nennt, und welche zur Erhaltung des Wichtigsten, was der Mensch sein nennt, zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit, nicht wenig beiträgt. Von geringem Interesse wäre es für die Damen, hier die Geschichte der Chemie weitläufig entwickeln, ihre Operationen beschreiben zu wollen, nur im Allgemeinen sei es gesagt, daß sie aus dem Arabischen stammt, durch die Sucht, Gold zu machen, vervollkommnet, dann in mehrere Systeme gezwängt worden ist, wovon eines immer weniger taugte als das andere, bis durch Lavoisier, Bertholet, Humphry, Davy, und durch den großen Berzelius, der Augiasstall gereinigt, und sie in ihrer Würde als exacte Wissenschaft aufgestellt worden ist. Jene Männer beobachteten Kräfte, welche früher ganz außer Acht gelassen waren, Elektricität, Licht und Magnetismus, als von dem eingreifendsten Einfluß — sie entdeckten die merkwürdige Wahlverwandtschaft, die Kraft, vermöge deren zwei zusammengesetzte Körper, mit einander vermischt, ihre Verbindungen verlassen, und über's Kreuz andere eingehen. Wenn man z. B. Schwefelsäure auf Küchensalz gießt, (Schwefel und Sauerstoff — mit Natrum und Chlor, oder nach älterem Ausdruck, Natron und Salzsäure), so verbinden sich die Schwefelsäure mit dem Natron, und die Salzsäure

entweicht als Gas, Chlor. — Ferner wenn man die so entstandene Verbindung, — Glaubersalz wird sie genannt — mit salzsaurem Kalk vermischt, so entsteht abermals eine wechselseitige Trennung, und eine neue Verbindung tritt ein — die Salzsäure verläßt den Kalk, und geht zum Natron des Glaubersalzes, mit demselben Kochsalz bildend — die Schwefelsäure des Glaubersalzes verläßt den Natron, und geht zu dem verlassenen Kalk, mit ihm Gips bildend — d. h. wie sich die Chemie poetisch ausdrückt, die Salzsäure hat zum Natron eine größere Verwandtschaft als zum Kalk, und eine größere Verwandtschaft, als die Schwefelsäure zum Natron hat, wogegen diese letztere wieder eine größere Verwandtschaft zum Kalk als zum Natron zeigt, wodurch diese Wechselwirkung, Entmischung und neue Mischung eintritt. In dieser Erscheinung liegt das Hauptmittel zu allen Arbeiten der Chemie. Daher das Hauptaugenmerk der Chemiker auf gründliche Erforschung der Verhältnisse gerichtet ist, in denen sich die verschiedenen Körper mit einander verbinden, und in denen so und so verbundene Körper, die Bande anderer Vereinigungen lösen. V.

Chemisette, ein französisches Wort, welches eigentlich das Diminutiv von Chemise (Hemd), also Hemdchen, kleines Hemd, bezeichnet, im gewöhnlichen Sprachgebrauche aber für Kragen, Kragentuch, ein zum weiblichen Anzug gehörendes Kleidungsstück gebraucht wird. Eine solche Chemisette ist meistens aus weißem, dichtem oder dünnem Zeug, als Batist, Tüll, Muslin u. s. w, verfertigt, doch erheischt die Mode mitunter auch andere Stoffe, und die Form ist steten Veränderungen unterworfen. L. M.

Chemnitz, die größte Fabrikstadt des Königreichs Sachsen im Erzgebirge, hat 16,000 Einwohner, liegt in einer angenehmen Gegend und treibt einen ausgebreiteten Handel mit seinen Fabrikaten, unter denen die Kattune und Strumpfwaaren die vorzüglichsten sind. Die jetzt gangbaren 46 Spinnmühlen wurden zuerst durch die Gebrüder Bernhard nach englischen Mustern dort eingeführt.

Die sehr guten Bleichen leiten ihre Entstehung schon aus dem 11. Jahrhundert her. In der Schloßkirche, des ¼ Stunde von der Stadt entfernten Schlosses, welches früher ein Bergkloster war, zeigt man eine aus einem Eichstamme künstlich geschnitzte Geißelung Jesu.

Chenille nennt man eine gewisse Art rauher, sammtartiger Fäden, deren sich der Seidenweber zu seiner broschirten Arbeit bedient, und die Damen zu einer besondern Stickerei, so wie auch noch zu manchen andern zierlichen Arbeiten brauchen. Der Stoff zur Chenille wird wie glatter Taft mit mehr oder weniger einzelnen Kettenfäden auf einem Seidenweberstuhl gewebt, hierauf in Streifen geschnitten und auf einer Spinnmühle über einen Faden gesponnen. Durch diese Verfahrungsweise erhält man rauhe, sammt- oder plüschartige Schnüre, welche die Franzosen nach den haarigen Raupen Chenille nennen. L. M.

Cheron, Elisabeth Sophie, eine berühmte Malerin, 1648 in Paris geboren. Je lieber unsre Aufmerksamkeit bei einem Talente verweilt, dessen Ausbildung nach den Ergebnissen der Kunstgeschichte dem männlichen Geschlechte vorzugsweise und fast ausschließlich vorbehalten zu sein scheint, um so freudiger begegnen wir einer Frau, die in ihrem Wirken mit dem Interesse ihrer Kunst noch ein historisches zu verbinden wußte. Als Tochter eines Malers genoß sie den Unterricht ihres Vaters und zeichnete sich schon in früher Jugend im Portraitiren vortheilhaft aus. Um die junge Künstlerin aufzumuntern, und ihre Anlagen weiter zu entwickeln, stellte sie der berühmte Le Brun 1672 der Akademie der Malerei und Bildhauerkunst vor, welche sie unter die Zahl ihrer Mitglieder aufnahm. Ebenso ward sie unter dem Namen der Muse Erato Mitglied der Ricovrati zu Padua. Mit entschieden glücklichem Erfolg lieferte sie außer vielen gelungenen Bildnissen auch historische Gemälde und machte sich dadurch selbst außerhalb Frankreich rühmlich bekannt. Den Ruhm ihrer Talente gründeten jedoch am dauerndsten ihre vortrefflichen Zeichnungen nach antiken geschnittenen Steinen, die, zum

Theil von ihr selbst gestochen, in einem Kupferwerke von 41 Blättern „Pierres gravées, tirées des principaux cabinets de la France“ erschienen. Elisabeth Cheron verstand außerdem die alten Sprachen und versuchte sich auch als Dichterin von Psalmen und Liedern; ihre „Cerises renversées“ wurden noch lange nach ihrem Tode, der 1711 erfolgte, geschätzt.

Cherub, in der vielfachen Zahl Cherubim, die Wächter mit feurigem Schwerte am Baume des Lebens, im Paradiese, aus welchem sie Adam nach dem Sündenfalle vertrieben. Sie sind Engel des zweiten Chors der himmlischen Heerscharen. — Nach Ezechiel waren Cherubim fabelhafte Thiere der hebräischen Mythologie von seltsam complicirter Gestalt. Auf ihnen fuhr Jehovah am Himmel einher. Auf dem Deckel der Bundeslade im Allerheiligsten waren zwei Cherubflügel angebracht, zwischen denen Jehovah thronend gedacht wurde.

Cherubini, Luigi, der große Tondichter, jetzt ein Greis von 74 Jahren, der wie ein Riese in unsere Zeit hereinragt aus jener alten, in welcher er neben seinen Kunstbrüdern, Mozart, Haydn und Beethoven wirkte und schuf. In Florenz war er geboren unter Orangenbäumen und Götterstatüen. Ein inniger Künstler schreibt irgendwo: „Lagt ihr vielleicht in einer Wiege, Beethoven und Cherubini, wie euch denn auch euer Vorname gemein ist, und gab vielleicht die Mutter dem italienischen Kinde ein Paar südliche Blumen mehr?“ — Luigi begann unter den gelehrten Felici's, Vater und Sohn, seine Studien, die er schon ganz früh in Compositionen verarbeitete. Der Erzherzog von Toscana ward auf ihn aufmerksam und brachte ihn nach Bologna, wo er Sarti's Schüler und Liebling wurde. Im 20. Jahre folgten schon Opern, welche die Italiener nur zu ernst und gelehrt fanden. Sein Ruf wird größer, er geht nach England und ein Jahr später nach Paris. Da hört er Haydn's Symphonien — zitternd und entzückt. Von nun an wendet er sich ganz der deutschen, edlern Muse zu

und bleibt ihr treu. Iphigenia und Demophon waren die nächsten Werke, Lodoiska, Elisa, Medea folgten. Deutschland, obschon bewegt von den neuesten Schöpfungen Mozart's, Haydn's und des jungen aufbrausenden Beethoven's, fängt an, seinen Namen öfter zu nennen. Der Wasserträger gibt ihm noch mehr Anspruch auf deutsches Ehrenbürgerrecht. Er wird 1805 nach Wien berufen; die hohe Faniska war hier sein erstes Werk. Nach einer schweren Krankheit wirft er seine ganze Kraft auf Kirchenmusik, und hat es mit wenigen Zerstreuungen durch kleinere komische Opern, durch die größern (Abenceragen, Anibarba) bis zu diesem Augenblicke gethan, wo er hoch gehalten dem Institut des pariser Conversatoriums vorsteht. Wie sehr seine Kirchencompositionen zu schätzen sind, sieht man daraus, daß Beethoven wenig Jahre vor seinem Ende freudig geäußert, „aus Cherubini's Requiem werde er sich Vieles ad notam nehmen." Manche stellen sogar diese Leistungen über seine dramatischen; es wird aber durch solches Vergleichen nichts erreicht, und wir stimmen, um ein Endurtheil zu geben, dem oben angeführten Künstler bei, welcher schrieb: „Dadurch, daß er jene berüchtigte italienische Endsylbe seinem Ideal opferte, ist er der er, ist — der bloße schlanke Cherub, den hohen Gott auf hoher Stirn und im Auge." R. S.

Cherusker, ein altgermanischer Volksstamm in der Gegend des heutigen Braunschweigischen, Nachbarn der Katten. Sie waren anfangs Freunde der Römer, als diese aber auf ihren Eroberungszügen immer tiefer in Deutschland eindrangen und auch den Norden zu unterjochen drohten, vereinigte ihr Fürst **Hermann** (Arminius) mehrere kleinere stammverwandte Völker und schlug den römischen Feldherrn Varus im 10. Jahr nach Christus im teutoburger Walde, in der sogenannten **Hermannsschlacht**. Sie bildeten von jetzt an den Cheruskerbund, widerstanden neuern Angriffen der Römer und später der Markomannen, nach Hermann's Tode aber zersplitterten sie sich in Folge neuer Kämpfe mit den Longobarden und Katten. Sie sind die wahrscheinlichen Stamm

väter der Thüringer. — Klopstock hat jene Schlacht, den Helden Hermann, seine edle, hochherzige Gattin Thusnelda (s. d.) und mehrere Cherusker-Fürsten in seiner „Hermannsschlacht" ꝛc. gefeiert.

Chester, Stadt in England in der Grafschaft Cheshire. Sie soll sehr alt, angeblich von den Römern erbaut sein und zählt 20,000 Einwohner, welche sehr industriös sind. Ein berühmter Ausfuhrartikel ist der Chesterkäse, von sehr feinem Geschmack, theils gelb, theils röthlich, von den Gourmands allem andern vorgezogen. Eine eigenthümliche Merkwürdigkeit bietet die sonderbare Bauart der Stadt. Die Belletage tritt so weit hinter dem Parterre zurück, daß ein breiter Altan daraus entsteht, welcher durch das Vorspringen des dritten Stockes ganz bedeckt wird. Dieses gibt durch ganze Straßen fortlaufende Gänge, welche zu Kaufläden benutzt werden.

V.

Chevreuse, Marie Rohan, Herzogin von, 1600 geboren, spielte in dem Bürgerkriege der Fronde eine bedeutende Rolle am Hofe Ludwig's XIII. Sie war die Tochter des Herzogs von Montbazon, Herkules von Rohan, und wurde 1617 mit Karl Albert, Herzog von Luynes, Connetable von Frankreich, vermählt; nach dessen Tode verband sie sich mit Claude de Lorraine, Herzog von Chevreuse. Eben so schön als geistvoll, aber zugleich herrschsüchtig und voll von Ränken und Umtrieben, wurde sie von Ludwig XIII. noch auf seinem Sterbebette gegen die Regentin für eine gefährliche Person erklärt und deßwegen mehrere Male vom Hofe verbannt; doch wußte sie die Regentin, Anna von Oestreich, für sich zu gewinnen, und intriguirte mit dieser gemeinschaftlich gegen den Kardinal Richelieu, der früher gegen ihre Reize nicht unempfindlich gewesen war. Endlich gelang es diesem Letztern, sie zu verdrängen, und mehrere Jahre lebte sie in der Verbannung in England; auch hier blieb sie jedoch keineswegs unthätig und warb gegen Frankreich. Nach Richelieu's Tode kam sie zurück und schloß sich den Feinden

Mazarin's an, nachdem sie vorher mit ihm sich in Plane gegen die königliche Familie eingelassen hatte. Die Herzogin von Chevreuse starb, 79 Jahr alt, im Jahre 1679. X.

Chezy, Wilhelmine Christiane von, eine Enkelin der berühmten Karschin, ist zu Berlin am 26. Januar 1783 geboren und eine Tochter Karl Friedrich's von Klenke. Ihre erste Erziehung gedieh unter der Leitung ihrer vortrefflichen Mutter auf das Erfreulichste; noch im zarten Mädchenalter strebte der Geist schon gewaltig empor in den Himmel der Dichtung. 1799 vermählte sie sich mit Herrn von Hastfer, allein bereits 1801 wurde diese unglückliche Ehe getrennt, und die junge Witwe begab sich auf die Einladung der Gräfin Genlis (s. d.), die sie in Berlin kennen gelernt hatte, nach Frankreich, wo sie ein Jahr zubrachte, und die „Empfindungen und Erfahrungen einer jungen Deutschen in Paris" schrieb. Kurz nachher lernte sie im Hause Friedrich Schlegel's ihren zweiten Gemahl, Anton Leonhard von Chezy, den rühmlichst bekannten Professor des Sanskrits in Paris, kennen. Sie blieb bis 1810 in Frankreich und studirte mit unermüdetem Eifer die alten und neuen, ja sogar die morgenländischen Sprachen. Mit Bewilligung des Herrn von Chezy, kehrte sie darauf nach Deutschland zurück, und nahm ihren Wohnsitz zu Darmstadt, wo sie ihre „auserlesenen Schriften" zum Besten der im Befreiungskriege Verwundeten schrieb, und sich durch edle Wohlthätigkeit und unausgesetzte Sorge für die Spitäler und Lazarethe am Rhein hochverdient machte. Die „Gedichte der Enkelin der Karschin" erschienen 1812, schätzbare „Uebersetzungen schottischer Lieder und Romanzen" 1818, und Beiträge von ihrer gewandten Feder fast in allen belletristischen Zeitschriften und Taschenbüchern. Während ihres mehrjährigen Aufenthalts in Dresden, wohin sie sich 1817 wandte, dichtete sie den Text zu K. M. v. Weber's Euryanthe. Herr von Chezy starb 1832 in Paris an der Cholera. Seine Witwe lebt gegenwärtig in Wien. X.

Chiffonière, das bekannte Behältniß zur Aufbewahrung weiblicher Kleidungsstücke, Bänder, Putzsachen oder dergl., welches fast in keinem Frauengemache fehlt, die Form eines Schrankes hat und theils mit Auszugkästen oder Fächern versehen ist. Die Benennung kommt von dem französischen Chiffon, Lappen.

Chiffreschrift, die vorzugsweise von den Diplomaten gebrauchte Geheimschrift. Man bedient sich dazu, beliebiger Zahlen, Zeichen, Punkte, Linien, welche die Stelle der Buchstaben oder Worte vertreten, oder auch, man bezeichnet Pagina, Zeile und Wort im Register eines Werkes, wo das Wort zu finden ist, welches man meint.

Chile oder **Chili**, ein Theil des mächtigen Andesgebirges, ein schmales Küstenland, dreihundert Meilen lang sich zwischen dem Rücken der Cordilleras und dem stillen Meer erstreckend. Mit unerschöpflicher Kraft wirkt auf jenen gesegneten Boden eine milde, freundliche Natur für ihre Söhne; das Klima, entweder durch die Höhe der Lage oder durch die Nähe des Meeres gemäßigt, gehört zu den lieblichsten der Erde. Vom 24. Grad südlicher Breite, bis zum 43. gelegen, ist es schon außerhalb der Wendekreise der eigentlichen heißen Zone, eine dreifache Längerichtung, stets parallel mit der Küste, theilt es ganz natürlich in das untere, mittlere und obere Chile. Das erstere liegt zunächst am Meere, hat ein üppiges, warmes Klima, das zweite besitzt in den 62 es durchschneidenden Flußthälern von den Andes herabkommend, eine Staunen und Bewunderung erregende Fruchtbarkeit, trägt allein über 200 heilkräftige Pflanzen, jede Ernte siebenzig- — achtzigfache Frucht, während am Meere dieselbe nur vierzigfältig ist. Alle von Europa dahin verpflanzten Gewächse gedeihen außerordentlich, und gelangen zur höchsten Vollkommenheit, die Thiere übertreffen, sich selbst überlassen, ohne Wartung und Zucht — die Racen, denen sie entnommen, sie werden größer, kräftiger, wirklich veredelt. Dort wohnen die noch unabhängigen Amerikaner, welche die Spanier jener Ge-

gend — Indios bravos, d. h. räuberische Indier, nennen, dort wohnen die Araucos, ein Volk, welches sich stets in seiner ursprünglichen Reinheit erhalten hat, und wahrhaft achtungswerth genannt werden kann, was auch die Schmähsucht der Spanier über dasselbe sagen mag. — Daß sie mit Härte und Strenge gegen die golddurstigen Europäer verfahren, und keinen schonen, der ihre Gränze betritt, wer mag dies, nach so furchtbaren Erfahrungen, welche die Armen auf Kosten ihrer Freiheit, ihres Lebens, ihrer Gesundheit, ihres ganzen Besitzthums gemacht haben, denselben verargen? Wer da weiß, mit welcher Barbarei, mit welcher satanischen Grausamkeit die Eingebornen behandelt wurden, der kann die Gutmüthigkeit der Araucos und ihren Edelmuth nicht begreifen, denn sie sind kühn, tapfer, kriegserfahren, und kampflustig, sind mit Feuergewehren wohl bewaffnet, und könnten an der Zahl eine halbe Million, leicht mit den schwächlichen, entarteten Spaniern fertig werden — doch fern von Raubgier, Rachsucht, begnügen sie sich, die Fremdlinge von ihren Gränzen auszuschließen. Dieß erhabene Volk lernt man in seinen Thaten, in seinen edlen Sitten am besten kennen, aus eines Spaniers Ercilla Schilderung, die Araucana — ein Heldengedicht in zwei Bänden. — Die Hauptstadt von Chile ist St. Jago, sie liegt auf der Höhe des Gebirges, 3000 Fuß über dem Meere (15 Meilen von demselben, und der Hafenstadt Valparaiso) und genießt daher der gesundesten Luft; dem Mangel eines schiffbaren Flusses ist durch einen trefflichen Kanal, der St. Jago mit den nächsten Strömen und mit der See verbindet, abgeholfen. Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß die Luft auf die Gemüthsstimmung des Menschen den wichtigsten Einfluß hat, so sieht man auch in dem heiter, frei und hoch gelegenen St. Jago, Menschen, welche sich in ihrer Fröhlichkeit und Herzensgüte auffallend von allen spanischen Bewohnern des Staates Chile auszeichnen, ein zweites Utopien glaubt der Fremde zu erreichen, denn die offenste Gastfreundschaft und die sorglose Freude, der lustigste Le-

bensgenuß, kommen ihm überall entgegen. Das weibliche Geschlecht, schöner als in Spanien, beinahe eben so schön als in Lima, weiter nördlich auf derselben Seite von Amerika, trägt durch seine ungezwungene Liebenswürdigkeit am meisten dazu bei — in allen Häusern wird Musik getrieben, überall getanzt, jeder Tag gleicht einem Feste. Nicht kostbare Assembleen sind es, welche gegeben werden, sondern kleine Vereine von Freunden, Verwandten, Bekannten, welche hier oder dort zusammen kommen, und das bilden, was wir Kränzchen nennen, nur mit dem Unterschied, daß nicht sechs Familien sich vereinen zu einem Besuche in jeder Woche, sondern daß Tag um Tag der Ort der Versammlung wechselt, und an jedem Tage da oder dort ein Ball ist, ein Conzert gegeben, eine Spazierfahrt gemacht wird. Zwar ist die Bildung der Frauen nicht groß, außer in ihrem Gebetbuche können sie in der Regel nicht lesen, desto mehr natürlichen Verstand, Witz, desto mehr muntere Laune haben sie, sind geschickte Lautenschlägerinnen und haben vortreffliche Stimmen. Von gleich trefflichen Eigenschaften sind ihre Schwestern amerikanischer Abkunft. Die Frauen der Araucos zeichnen sich wie die Männer, beinahe vor allen andern Völkerschaften der neuen Welt durch schönen Körperbau aus, die Gesichtsbildung weicht in etwas von den uns geläufigen Regeln der Schönheit ab, indem sie gedrückte Nasen haben und die Backenknochen hervor treten, doch ohne daß dies störend würde und einen unangenehmen Eindruck machte. — Zu der schönen Form gesellt sich dort nun auch ein reines Herz, Einfalt der Sitten, Güte und liebevolles Wesen, welches schon daraus erhellt, daß die sechs bis zehn Frauen, welche jeder Krieger rechtmäßig nehmen darf, und welche nicht wie in der Türkei Sklavinnen sind, nie in Streit gerathen, sondern friedlich, Hand in Hand für den Gatten gemeinschaftlich sorgend, den Weg ihrer Pflicht gehen. — Die Sitten dieses Volkes bieten vieles höchst Interessante, das Alles anzuführen der beschränkte Raum dieses Werkes verbietet. Der höchste Theil von Chile ist dem Anbau we-

nig günstig, desto zahlreicher ist das Wild, sind die Herden, und der Raubthiere gibt es fast gar keine, außer dem Condor (s. d.) und dem Geier lebt nur der Pagi, das einzige Säugethier, welches fleischfressend ist, und nie dem Menschen gefährlich wird; eben so gibt es weder giftige Gewürme noch Schlangen, wohl aber die zierlichsten bunten, unschädlichen Schlangen, nur von Insekten lebend — und diese letztern, Käfer und Schmetterlinge von der höchsten Pracht. — Reich ist das Meer an Fischen, eben so unerschöpflich sind die Wälder an bunten Vögeln, sind die Berge an kostbaren Steinen und Metallen. — V.

Chimära, Chimäre. Ein phantastisch gedachtes und abgebildetes Ungethüm, welches den furchtbaren Wind Typhon oder Typhaon und die schlangengestaltige, schreckliche Echidna zu Eltern hatte. Amisodaros in Lycien zog es auf. Es hatte den Kopf eines Löwen, den Leib einer Ziege, den Schwanz eines Drachen, und spie Feuer. Nach Einigen hatte es drei Köpfe gleich seinem Bruder, dem Cerberus (s. d.), und war die Landplage Lyciens, bis der Heros Bellerophon (s. d.) es erlegte. Von der wunderlich zusammengesetzten Gestalt des fabelhaften Ungeheuers kommt es her, daß man noch immer eine vernunft- und regelwidrige Idee und Ansichten, deren Wahrheit unerwiesen, deren Ausführung unmöglich ist, und die in das Gebiet der phantastischen Schwindele. gehören, Chimären, chimärisch zu nennen pflegt. —ch—

Chimay, Therese, Prinzessin von, Gräfin von Caraman. Sie war die Tochter des Grafen Cabarus, der als jüngerer Sohn seiner Familie kein bedeutendes Vermögen besaß und deßhalb gegen den Willen seiner Eltern in Saragossa die bürgerliche Tochter eines Kaufmanns, Otto Galabert, heirathete, und später selbst den Handel betrieb. Aus dieser Ehe entsproß 1776 die wunderschöne, talentvolle, geist- und gemüthreiche Therese, die früh gefiel und früh gefallen wollte. Gegen ihre Neigung und nur auf Zureden ihrer Eltern vermählte sie sich mit dem Parlamentsrathe v. Fonte-

nay zu Rouen und folgte diesem nach Paris, kurz zuvor, ehe die Revolution ausbrach. Mit dem Feuer ihres südlichen Vaterlandes ergriff sie die neuen Ideen, verband sich mit der Volkspartei, begeisterte die Häupter derselben und versammelte die öffentlichen Stimmführer um sich, die der schönen Frau fast eben so huldigten, als sie der Sache, welche sie ergriffen hatten, ergeben waren. Herr v. Fontenay, ihr Gemahl, aber hielt es mit der Gegenpartei und ging sogar zu den Emigranten über, so daß Therese, deren Gefühle für ihn nichts weniger als innig waren, die neue Gesetzgebung über Ehescheidungen benutzte und sich 1793 von ihm trennen ließ. Sie beschützte fortan Kunst- und literarische Vereine, widersetzte sich nach Kräften der Auflösung feiner Sitte und Schicklichkeit, und strebte den guten Ton der Geselligkeit aufrecht zu erhalten; besonders aber wurde sie der wohlthätige Engel derer, die unter der Schreckensherrschaft litten und bluteten. Ihrer siegreichen Schönheit gelang es, manchen Verurtheilten den Klauen der Tyrannei zu entreißen; bei ihr verlor der mit Recht verrufene Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heilige, sein Gift. Tausende segneten sie, und noch ist ihr Name in Bordeaux unvergessen, wo sie Viele vom Untergange nur dadurch rettete, daß sie sich mit Tallien verband, der 1794 dahin geschickt worden war, um Fusiladen und Noyaden einzurichten und den sie durch alle Künste der Zärtlichkeit zur Milde stimmte. Wegen dieser Schonung und Nachsicht wurden Beide vom Wohlfahrtsausschusse zur Rechenschaft gezogen, verhaftet und nach Paris geführt. Schon war ihr Tod gewiß, aber ein Aufschub in der Vollstreckung des Todesurtheils gab ihnen Zeit, Anhänger zu gewinnen. Therese ermuthigte Tallien, Alles zu wagen. Seinen Bemühungen und denen seiner Freunde gelang es, die Schreckensregierung zu stürzen, Robespierre fiel und der 9. Thermidor befreite Frankreich von seinem Tyrannen. Tallien war mehr ihr Werkzeug, als selbst energisch handelnde Person gewesen, der Lohn für sein Wagniß war Theresens Hand. Wo sich

jetzt die schöne Frau blicken ließ, ertönten ihr Beifallslaute; eben so ihre Herzensgüte, wie ihre Reize erhielten die allgemeinste Huldigung. Sie und Mad. Josephine Beauharnais verknüpften die aufgelösten Bande der Geselligkeit wieder; bei ihnen trafen sich Männer jeder Farbe, jedes Glaubens, oft in ihren Grundsätzen feindselig gestimmt, aber in der Anerkennung der Verdienste jener schönen Frauen einig; manche Versöhnung wurde hier vermittelt, manche harte Maßregel hintertrieben. Madame Tallien wurde jetzt auch Tonangeberin der Moden; durch sie fand die antike Tracht Eingang, die für ihre regelmäßigen, bestimmten Züge, ihre hohe, edle Gestalt wie geschaffen war, und Würde mit der reizendsten Anmuth verband. Die innige Freundschaft mit Mad. Beauharnais aber löste sich auf, nachdem diese Gemahlin des ersten Consuls geworden, und Napoleon für den nähern Umgang Josephinens nur Frauen von ganz unbescholtenem Rufe verlangte. — Treue in der Liebe war Theresens Tugend nicht; sie trennte sich darum auch von Tallien, blieb aber stets im freundlichen Verhältnisse mit ihm. In der Folge wurde sie mit Frau von Staël vertraut und machte bei dieser die nähere Bekanntschaft des Grafen Caraman, Prinzen von Chimay, den sie 1805 ehelichte. Er starb 1823. — Sie hat Kinder aus beiden Ehen und lebt jetzt abwechselnd in Paris und auf den ererbten Gütern ihres letzten Gemahls. A. B.

Chimborazzo. Ein Berg in den Andes in Südamerika, welcher lange Zeit für den höchsten der Erde galt, bis der Dhavalagiri des Himmalayagebirges in Asien, ihn seines Ruhms beraubte. Er mißt nach Humboldt 20,140 Fuß, liegt ganz nahe am Aequator, und erhebt sich aus der 9000 Fuß hohen Hochebene von Quito, noch mit einer relativen Höhe von 11,000 Fuß, weßhalb er nicht den imposanten Anblick gewährt, welchen man von einem 20,000 Fuß hohen Giganten erwarten könnte. Ueberraschend ist übrigens die Mannichfaltigkeit der Vegetation auf demselben, weil sich um seinen Gürtel alle Klimate vereinigen, von der Palmen und Ananas rei-

fenden Gluth des Aequators, bis zur ewigen Eis- und Schneeregion, in welche sich sein Haupt zwischen 4 und 5000 Fuß hoch erstreckt. So bietet er, so viel Raum vorhanden ist, Exemplare von beinahe allen Gewächsen, und Kunst vermöchte es ohne alle Mühe dahin zu bringen, Pflanzen, welche nur und allein in einer Gegend wachsen — wie die Linnea borealis bei Berlin, die Alpenpflanzen der Schweiz, oder die Eisvegetation von Lappland, das Rennthiermoos u. s. w. — mit Cactus und Aloen auf einer Längedimension von wenigen Meilen Jahr aus Jahr ein im Freien zu erhalten. Die Wälder, welche ihn umgrünen, geben eine große Menge von Thieren, sein greises Haupt gibt vielen Flüssen Nahrung. Ihn ganz zu ersteigen, ist noch Niemanden gelungen; die Luft wird in diesen Höhen so dünn, daß die geringste Bewegung außer Athem bringt, und daß dem, an eine solche Atmosphäre nicht gewöhnten Menschen das Blut aus allen feinen Theilen der Haut, aus Mund und Nase, aus den Ohren, den Augenwinkeln u. s. w. tritt; zudem ist die Kälte so schneidend scharf, daß man sich gegen dieselbe gar nicht schützen kann. V.

China. (Geographie.) Dieß Land einer uralten Cultur, einer die unsrige weit überragenden Zeitrechnung, ist auch das Land der Gegensätze, das Land des Grotteskten, des Barocken, geschmacklos-Phantastischen. Das Wort „chinesisch" ist in Europa mit „seltsam, sonderbar, pedantisch, komisch," gleichbedeutend geworden. Hier gibt es eine Morallehre voll Weisheit, Klarheit und Milde neben einer Religion voll der abgeschmacktesten Abgötterei, hier im Volke achtungswerthes Schicklich- und Sittlichkeitsgefühl, während zugleich körperliche Züchtigungen, denen der Geringste, wie der erste Minister unterworfen ist, nicht entehren; hier gibt es Poesien, die mit vielem Reiz die Sehnsucht und das Glück der Liebe feiern, während man die Frauen als eine Handelswaare betrachtet und der Kindermord für kein Verbrechen gilt. Hier wird die Schöne nicht durch den Heldenmuth ihres Anbeters bezaubert und überwunden,

sondern durch ein glänzendes Examen, durch Verse, durch seine Kenntniß der Klassiker. Hier gibt es keinen Adel, keine Hierarchie, keinen bevorrechteten Stand, sondern die Gelehrsamkeit allein, in den starren Formen voriger Jahrhunderte befähigt zum Staatsdienst, gibt Rang und Einfluß, macht Mandarinen der verschiedenen Classen, aber die Würde muß vom Sohn und Enkel immer wieder neu erworben werden. China besaß die wichtigen Erfindungen des Compasses, der Buchdruckerei, des Schießpulvers, wie ziemlich bestimmt ermittelt ist, Jahrhunderte früher als Europa; während der Occident diese Erfindungen aber verbesserte, vervollkommnete, blieben sie dort in ihrer Kindheit, in ihrem rohen Uranfange auf derselben Stufe stehen. Hier ist im Allgemeinen eine Neigung zur Mäßigkeit und doch eine raffinirte Küche, welche die französische übertrifft. Hier eine unübertroffene Geschicklichkeit in mechanischen Künsten, ein scharfer Erfindungsgeist in Erzeugnissen der Manufaktur; dabei aber kein Wechsel der Mode; die Tracht ist seit Jahrhunderten ohne die geringste Veränderung dieselbe geblieben. — Auf 247,900 □Meilen wohnen wenigstens 142 Millionen Menschen, größtentheils von mongolischer Abstammung, despotisch regiert von einem Kaiser, der sich den Sohn des Himmels nennt, in Ordnung und gesetzlichem Verband erhalten durch das Bambusrohr, in denselben Formen, wie vor Jahrhunderten sich bewegend und doch ewig neu und nie ganz durchforscht in ihrer Seltsamkeit, ihrer Gesetzgebung und Geschichte. China ist seiner Bevölkerung nach das größte Reich der Erde und steht an Flächenraum nur Rußland nach. Wer hat nicht von der großen chinesischen Mauer gehört, die 247 Jahre vor Christus vom Kaiser Thingwam erbaut, oft doppelt und dreifach über Abgründe, Flüsse und Berge in einer Länge von 150 geographischen Meilen an der Nordgrenze des Landes hinläuft; ein Riesenbau, gegen welchen selbst die kolossalen Bauten der Aegypter und Babylonier verschwinden? Wer sah nicht eine Abbildung des neun Stockwerk hohen Porzellanthurmes von Nanking? — Da fast

alle Naturkräfte personificirt sind, so sieht man eine außerordentliche Menge von Tempeln und zum Theil scheuslichen Götzenbildern. — In der Bildung der Oberfläche dieses großen Landes liegt eine fast trostlose Einförmigkeit. Die Gebirge, Seen, Ströme ꝛc. bieten nichts Malerisches; nur die Ufer des blauen Flusses und die Gegend um Dschehol, die Sommerresidenz des Kaisers, geben reizende Landschaftsbilder. In Hinsicht des Klima's kann man drei Bezirke annehmen. Im nördlichsten gedeihen Weizen, Gerste, europäisches Obst, Wein, Maulbeerbäume; im mittleren Thee, Reis, Kampher; der südlichste aber ist mit allen Erzeugnissen des tropischen Klima's gesegnet. Hier gibt es zwei bis drei Reisernten jährlich. Im Allgemeinen sind wenig Länder der Erde von der Natur mit allerlei trefflichen Produkten so reich begabt worden wie China. Die Berge enthalten alle Arten edle und unedle Metalle, Lasursteine, Porphyre, Jaspise, Topase ꝛc., herrlichen Marmor, den klingenden Stein Yu, Porzellanerde. Im Pflanzenreich zeichnen sich aus: herrliche Eichen, Firniß-, Talg-, Wachs-, Leim- und Theebäume. Aus den Zweigen und Früchten des Wachs- und Talgbaumes wird eine fettige Substanz gewonnen, welche verhärtet und in Lichter geformt, gebrannt wird. Der Theebaum ist vielleicht der größte Reichthum China's; alle übrigen Welttheile werden von hier aus mit diesem würzigen, sanft erwärmenden Getränke versorgt. Die ostindische Compagnie holt jährlich an 30 Millionen Pfund aus Canton. Nebst dem Thee ist Reis das Hauptnahrungsmittel. Er wird allgemein und auf die verschiedenste Art zubereitet genossen, und vertritt die Stelle des Brodes. Das Bambusrohr dient zum Bauen, zu allerlei Geräthschaften und zur Ausübung der Justizpflege. Aus dem Ruß von Camelien- und Rettigöl werden die unnachahmlichen Tusche gewonnen. Berühmt sind noch die großen Rhabarbarwurzeln, die Arzneipflanze Dschinseng, wovon eine Unze mit 8 Unzen Silber aufgewogen wird, die Frucht Litschi, welche eine säuerliche, gewürzhafte, wohlschmeckende Nuß

trägt, die Wasserpflanze Linekio mit ihrer mehlreichen Wurzel, die Wasserkastanie Pitsi ꝛc. Zu den Hausthieren gehören Pferde und Rinder, schwächer und kleiner als in Europa, Schafe, Schweine und Zwerghirsche, welche nur so groß wie eine englische Dogge sind und zum Vergnügen gehalten werden. Von wilden Thieren sind bemerkenswerth: Affen, Eichhörnchen, gelbe Ratten, deren Balg sehr geschätzt wird, Zibetkatzen, Biber, Murmelthiere, Tiger, Leoparden, Luchse, Elephanten, Nashörner; an den Küsten: Wallfische. Aus der Klasse der Vögel nennen wir nebst den Raub- und Waldvögeln die Zwergsperlinge, welche dem Kolibri gleichen, Kropfgänse, die zum Fischfang abgerichtet werden, Gold- und Silberfasane, Kasuare, Nashornvögel, Flamingo's und unzählige Enten, als Hauptbestandtheile aller Mahlzeiten. Es gibt künstliche Anstalten zum Ausbrüten der Enteneier. Unter den Amphibien sind: Schildkröten, Chamäleons und Schlangen von 24 Fuß Länge; von Fischen besonders Goldkarpfen, Lampreten, Störe, Aale, Hausen, Lachse. — Fischerei und Jagd ist Jedermann frei gegeben. Auf den zahlreichen Flüssen gibt es darum schwimmende Dörfer. Auf Flößen von Bambusrohr wohnen ganze Familien, bauen auf einem Wurzelgeflecht, welches mit Erde bedeckt ist, ihr Gemüse, treiben Fischfang und erziehen ganze Herden von Enten, welche ihnen folgen. — In der Klasse der Insekten kommen prachtvolle Schmetterlinge, von der Größe einer Fledermaus, vor, dann Seidenraupen, deren Larven auch zur Nahrung dienen. Dieses nützliche Insekt hat sich von hier aus über alle andere Welttheile verbreitet. Die Seide ist in China so allgemein, daß selbst die niedern und armen Volksklassen sich darein kleiden. Die ausgekrochenen Larven geben einen Schleim von sich, der das Wachs übertrifft und zu Lichtern gebraucht wird. Von Würmern dienen Tintenfische, Wegschnecken, Regenwürmer, Muscheln ꝛc. zur Nahrung. An den Küsten fischt man Perlenmuscheln. Die Chinesen verstehen es, große Perlen künstlich zu erzeugen. Sie stecken zwischen den

Mantel des lebendigen Thieres und die Muschelschale ein Stückchen Silberdraht und werfen die Muschel wieder in's Wasser. — China hat 163 Städte des ersten Ranges, 249 vom zweiten und 1183 vom dritten. Die Zahl der Festungen ist 297, die der zahllosen Dörfer aber gänzlich unbekannt. Die Hauptflüsse des Landes sind der blaue und gelbe Fluß, so von ihrer Grundfarbe benannt. Jeder hat einen Lauf von 430—450 Meilen Länge. Sie überschwemmen und befruchten das Land regelmäßig. Der natürliche Wasserreichthum wird noch durch unzählige Kanäle vermehrt. Der große Kaiserkanal steht in seiner Art einzig da, wie die berühmte Mauer. Er ist nach Beschaffenheit des Bodens 200—1000 Fuß breit, läuft über Seen und Moräste auf 20 Fuß hohen Dämmen aus Granitquadern fort, ist oft durch Felsen gebrochen und 60—70 Fuß tief in den Erdboden hineingearbeitet. Man kann auf diesem Kanal und seinen Verbindungen den Weg von Canton bis Pecking, 258 Meilen, in gerader Linie auf dem Wasser zurücklegen. — China ohne die Nebenländer: Mandschurei, Mongolei, Turfan ꝛc. wird in 15 Provinzen eingetheilt. Die Einwohner bestehen aus eigentlichen Chinesen, Mandschuren, Mongolen, Miaothen und Lolos (zwei halbwilde Gebirgsvölker) und Juden, welche bereits 200 Jahre vor Christus hier eingewandert sein sollen. Die Chinesen sind mongolischer Abstammung, zart und schmächtig von Gestalt. Hände und Füße sind klein. Die Hautfarbe ist ein bräunliches Gelb, das sich aber im Norden mehr dem Weißen nähert. Ihr Gesicht ist breit und flach, mit hervorstehenden Backenknochen, die Nase platt, das Auge schwarz, das Haar dunkelschwarz, die Stirne frei. Die Männer haben Anlage zum Dickwerden, doch sind ihre Muskeln schlaff und sie können körperliche Anstrengungen nicht gut vertragen. Die vielen Soldaten, welche die Gränzen, Canäle, Ufer, Festungen ꝛc. bewachen, sind alle verheirathet; haben Feldboden und betreiben Ackerbau. Der ledige Stand wird für schimpflich gehalten; es ist ein großes Unglück zu sterben, ohne

Kinder zu hinterlassen, welche auf dem Grabe der Eltern die alljährlichen Opfer bringen müssen. Der Ackerbau ist das ehrenvollste Geschäft. Jeden Frühling begeht der Kaiser die Feierlichkeit des Pflugführens in eigener Person, in der Nähe eines Tempels zu Peking, welcher dem Erfinder des Ackerbaues geweiht ist. Hier lenkt er und nach ihm alle Fürsten und Große des Reiches den silbernen Pflug und trägt bei dieser Verrichtung die Kleidung der Dorfbewohner. Hofsänger singen während dieser Ceremonie Loblieder zum Preis der Agricultur. — Auch der Gartenbau wird von ihnen sehr verständig getrieben. Manufakturen im Großen kennen sie nicht, jeder Arbeiter arbeitet gewöhnlich für sich und setzt seine Erzeugnisse unmittelbar an den Kaufmann ab. — Die Mandarinen, zugleich Regierungs- und Justizbeamte, Lehrer und Priester werden in verschiedene Klassen eingetheilt. Jeder muß mit der ersten Klasse beginnen und steigt erst nach einem strengen Examen in die zweite. — Der Kaiser ist Herr über Tod und Leben; wenn er ausreitet, werden die Fronten aller Häuser, an welchen er vorüberzieht, mit blauem Kattun verdeckt; Jeder, der dem Zuge begegnet, muß sich mit dem Gesichte platt auf die Erde legen. Sein Hofstaat ist zahlreich und glänzend, sein Harem ausgesucht; es wird von einer großen Anzahl Eunuchen bewacht. Im öffentlichen und gesellschaftlichen Leben herrscht ein langweiliges, steifes, lächerliches Ceremoniel. Es wird mit der heiligsten Ernsthaftigkeit betrieben und erfordert ein eigenes Studium. Alle Verrichtungen erheischen eine bestimmte Anzahl von Kniebeugungen, Arm- und Handbewegungen, die je nach dem Range der verschiedenen Personen modificirt werden. Ladet ein Chinese Jemanden zur Tafel ein, so muß dieß drei Mal schriftlich auf rosenrothem Papier, das dritte Mal kurz vor Anbeginn des Festes, geschehen. Schon die Kinder werden an Ernsthaftigkeit und ein steifes, abgemessenes Wesen in der Schule gewöhnt. Mit dem neunten Jahre werden die Geschwister nach den Geschlechtern von einander getrennt und streng abgeson-

dert; Geschwisterliebe existirt hier gar nicht; doch müssen die Kinder ihre Eltern über Alles lieben, im Nothfalle nur für sie arbeiten und ihnen, wenn es gefordert wird, das Leben zum Opfer bringen. Der Mann ist im Hause Tyrann, selbst die Frau ist seine Sklavin. Kindermord und Selbstmord sind keine Verbrechen, Betrug im Handel ist erlaubt. Seltsam ist der Gebrauch, daß Verwandte ihren Verwandten, Kinder ihren Eltern bei Lebzeiten schön geschmückte Särge zum Geschenke machen; es gilt dieß für ein besonderes Zeichen von zärtlicher Anhänglichkeit. Der allgemeine Charakter des Volkes ist ein Gemisch von Stolz, Bettelhaftigkeit, List und Kleinlichkeit, Ernst und Gemeinheit. Sie verachten alle anderen Nationen, nennen sie Barbaren und überschätzen Alles, was von ihnen selbst herrührt. Sie sind ungemein feig, eine Drohung mit Degen oder Pistole erschreckt sie bis zu Krämpfen. Die Polizei ist auf den Straßen mit Peitschen bewaffnet und erhält mittelst derselben Ruhe und Ordnung. — Hungersnoth ist nicht selten; denn da der Boden ziemlich vertheilt ist und Niemand mehr baut, als sein jährliches Bedürfniß erfordert, so folgt auf einen einzigen Mißwachs augenblicklicher Mangel. Der Kaiser muß dann seine Speicher öffnen lassen, welche die Abgaben an Getreide und Reis enthalten und das Volk speisen. — Sie haben kein Alphabet. Jedes Schriftzeichen bedeutet nicht, wie bei uns einen Ton, ondern eine Idee, einen Gegenstand; eine Vereinigung von Strichen repräsentirt einen Redesatz u. dgl. Die Religionsbücher enthalten zugleich Philosophie und Mythologie. Sehr verschieden von der unsrigen ist ihre Küche. Sie verspeisen nebst den gewöhnlichen Hausthieren und dem Wildpret auch Hunde-, Pferde-, Katzen-, Rattenfleisch, gebratene Regenwürmer, aufgeweichtes Leder, Heuschrecken, Schlangen, verschiedene Insekten, Vogelnester, in Oel und Zucker gebackene Rosen, Bambusknospen und sehr viel Confituren. Sie verschmähen jedes kalte Getränk als ungesund und genießen Wein und Thee warm, letzteren ohne Zucker und Milch.

Alle Speisen, stets geschmackvoll gewürzt, werden klein zerschnitten und statt der Gabel mit zwei kleinen Stäbchen von Silber oder Elfenbein zum Munde geführt. Häufiges Gesundheittrinken ist üblich; es wird von verschiedenen ceremoniellen Hand- und Armbewegungen begleitet, welche alle Anwesende a tempo nachzumachen genöthigt sind. Die höhern Stände berauschen sich mit Opium, welches sie leidenschaftlich rauchen. — Getanzt wird gar nicht. Sie haben nur Pantomimen, welche ihre Schauspieler aufführen. Ihre Dramen sind zahl- und formlos, ein Gemisch von Declamation und Gesang, größtentheils Melodram; aber mit Unsittlichkeiten vermengt, weßhalb die Frauen diesen Produktionen auch nicht beiwohnen dürfen. Die Musik ist ein sinnloses Geräusch. — Feiertage gibt es gar nicht, nur Neujahr (15. Januar) und die darauf folgenden Wochen sind Fest- und Ruhetage. — Eine merkwürdige Feier ist das Laternenfest, wo das ganze Land von einem Ende zum andern auf die sinnigste Art erleuchtet wird. Aus allen Fenstern, von allen Dächern hängen zahllose, bunte Lampen; man formt sie aus geöltem Papier in Gestalt von Drachen, Vögeln, Fischen ꝛc. Sehr beliebt sind auch die Feuerwerke, worin sie große Geschicklichkeit besitzen. — Sie spielen gern, namentlich eine Art Schach, welches aber von dem gewöhnlichen ganz abweicht, dann ein Spiel mit den Fingern, welches mit der italienischen mora Aehnlichkeit hat; auch richten sie Grillen ab und lassen diese mit einander kämpfen. — So viel in flüchtigem Umrisse über ein Volk, dessen Sitten und Gebräuche, Religion und Sprache, dessen Geschicklichkeiten und Verkehrtheiten, so weit sie uns durch die Reisenden bekannt geworden, kaum in mehreren Bänden erschöpfend geschildert werden könnten.

China, (Geschichte.) Es darf nicht befremden, daß die Urgeschichte eines solchen, noch jetzt in mährchenhaften Umrissen dastehenden Reiches, sich in dem Gebiete der Fabel bewegt. Selbst von dem Zeitpunkte an, wo chinesische Geschichtschreiber Thaten

und Namen aufgezeichnet, herrscht ein ewiges Hin- und Herwogen der Völkerzüge, ein oftmaliges, durch Eroberungen herbeigeführtes Aufeinanderfolgen der Dynastieen, Einwanderungen der besiegenden Völker, die sich aber, statt den Besiegten ihre Religion und Kultur aufzudringen, selbst die der Unterjochten aneigneten. 2600 v. Chr. regierte Kaiser Hoang-Ti; ihm folgten 3 Regenten, welche den Ackerbau beförderten, Canäle bauten, Gesetze gaben und Künste liebten. Nach diesen kamen 1767 bis 256 v. Chr. zwei Dynastieen in einer Einförmigkeit des Herrscher- und Regentenlebens, die keine hellen, lichten Punkte zuläßt; nirgends ein gefeierter Held, den die Lieder als Halbgott feiern, kein Herkules, kein Rustan, kein Cid. — Tschingwam, aus der Dynastie Tsin (256—207), ließ die große Mauer, gegen die Einfälle der tatarischen Horden, bauen. Von da an zerrütteten äußere und innere Unruhen das Reich. Herrscherfamilien wurden entthront, die Einfälle der Tataren erneuerten sich. 1218 n. Chr. bemächtigte sich der Mongolenfürst Chupilai des Thrones und gründete die Dynastie Chuan. Sie wurde 1368 von einem Buddhapriester gestürzt und die Mongolen vertrieben. Später überzogen die Mandschuren das Land und einer ihrer Fürsten bestieg den Thron. — Aus dieser Familie ging der weise und gerechte Khang-Hi hervor, unter ihm blühte das Land in Macht und Fülle. Seine Nachfolger lebten und regierten in einem gemüthlichen Schlendrian fort, der nur zuweilen durch Aufstände in einzelnen Provinzen unterbrochen wurde. Und so steht es bis auf unsere Zeiten! — Nur 1820 rissen sich die Provinzen Tunkin und Cochinchina los und wurden selbstständige Reiche.

China. (Frauen.) Sie sind zart gebaut, haben einen lichtern Teint als die Männer, kurze Nase, kleine, schwarze, feurige Augen, einen kleinen Mund mit purpurrothen Lippen, eine volle und doch graziöse Gestalt. Im nördlichern Theile sind sie von blendend weißer Hautfarbe, zerstören sie aber durch den häufigen Gebrauch der Schminke. Im Ganzen sind sie, selbst in den Augen

des Europäers, reizend, besonders anmuthig kleidet sie ein steter Hang zum Lächeln. Einer ihrer Hauptreize (für den Chinesen) besteht in dem kleinen, winzigen Füßchen, um das sie wohl von mancher eitlen Europäerin beneidet werden. Aber dieses Haupterforderniß dortiger Schönheit müssen sie auf Kosten peinlicher Schmerzen und der Grazie einer freien Bewegung erkaufen. Schon in zarter Kindheit werden ihnen die Zehen gewaltsam unter die Fußsohlen gebunden, der Fuß selbst auf jede mögliche Weise gepreßt und eingengt, so daß ihnen das Gehen sehr beschwerlich fällt. Freilich ist so ein stumpfes Füßchen dann nur 4—5 Zoll lang! Von einer öffentlichen Geltung, von Geselligkeit, von einer Rangstufe in der Gesellschaft wissen sie nichts. Sie sind Sclavinnen und haben, wenn sie die erste, rechtmäßige Frau sind, nur den Trost, Sclavinnen noch unter sich, (nämlich die unrechtmäßigen Frauen) zu haben. Die Gesellschaft der Männer dürfen und können sie durch ihre Unterhaltung nicht beleben. Der Schwiegervater darf vom Trauungstage an die Schwiegertochter nicht wieder sehen; er muß sich hinwegwenden, wenn sie ihm im Hause einmal zufällig begegnen sollte. Auch den nächsten Verwandten ist es nicht gestattet. Nur einmal im Jahre, am Neujahrstag darf die Frau, tief verschleiert, im Palankin oder im Wagen auf die Straßen und kann ihre Verwandten besuchen. Der junge Mann erhält die Braut von ihrem Vater um einen Kaufpreis. Bis dahin kennt er sie nur durch Schilderungen, erst am Hochzeitstage bekommt er sie zu sehen, doch geschieht dies durch heimliche Vermittelung alter Dienerinnen und Basen zuweilen früher. Die Braut wird am Hochzeitstage in einem verschlossenen Palankin, von Spielleuten und Fackelträgern begleitet, nach der Wohnung des Bräutigams getragen; auf halbem Wege begegnet er ihr in einem mit Ochsen bespannten Wagen. Hier empfängt er den Schlüssel zum Palankin, steigt aus, öffnet, und die Schöne zeigt sich ihm zum ersten Male ohne Schleier. Gefällt sie ihm nicht, so schickt er sie zurück und büßt den Kaufpreis ein. Von einer vor-

hergehenden Neigung, von den Süßigkeiten, Zärtlichkeiten des Brautstandes, von einer Seelenliebe, von einer moralischen Werthschätzung, der Basis einer dauernden Liebe und des folgenden Eheglückes, ist keine Rede! — Im Hause des Bräutigams, unter fortwährendem, betäubendem Musiklärm angekommen, nimmt sie an seiner Seite Platz, spricht mit ihm unter verschiedenen Bewegungen das Gebet Tien, trinkt einen Becher Wein, entschleiert sich auf einen Augenblick vor den Gästen und tritt in das Brautgemach. Von diesem Augenblicke an bemächtigt sich ihrer, beim Mangel aller Geistesthätigkeit, die peinlichste Langeweile, und um diese zu bannen, greift sie zur Tabakspfeife. Wer möchte ihnen ein solches Leben mißgönnen? — Will sich der Mann scheiden lassen, so werden keine großen Schwierigkeiten gemacht. Schon die erwiesene Geschwätzigkeit einer Frau ist ein vollgiltiger Scheidungsgrund. — Ihre Tracht ist im Ganzen sehr einfach, sie kennen keine Moden. Die Art, das Haar zu tragen, kleidet sie gut; sie ist in Europa, wo sie noch vor Kurzem herrschte, genugsam bekannt. Ihre Kleidung gleicht der männlichen beinahe ganz, bis auf den Schleier. Der Rock ist weit, vorn ganz geschlossen, und bedeckt sogar die Fußspitzen. Die Aermel würden die Lenden berühren, wenn man sie nicht zurückschlüge. In den Haaren tragen sie oft künstliche Blumen, Nadeln, schöne Schmetterlinge, welche gegen die Schwärze des Haares angenehm abstechen. Verheirathete Frauen verdecken ihr Gesicht bei festlichen Veranlassungen nicht, und so ist es reisenden Europäern möglich gewesen, uns ihre Reize zu schildern. Mädchen tragen als Kopfputz eine Art Krone aus Pappe, die mit Seidenzeug, Diamanten, Perlen ꝛc. bedeckt ist. — Ist eine Frau untreu, so kann sie der Mann als Sclavin verkaufen. Die Frauen erben niemals vom Manne, doch setzt er ihr willkürlich ein Geschenk im Testamente aus. Schon vom 9. Jahre trägt jedes Mädchen Pfeife und Tabak bei sich. Ihre Arbeiten bestehen im Sticken, auch malen sie Vögel, Blumen ꝛc. auf Gaze. — Und um dieses Leben, — wenn man es nicht lieber Ve-

getiren nennen will — um diese Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft, dürften wohl die Chinesinnen von keiner Europäerin beneidet werden! — —n.

Chinabaum, Fieberrindenbaum (cinchona officinalis) in die Familie der Rubiaceen gehörend. Dieser, durch seine Rinde so nützliche und allgemein bekannte Baum wächst in Südamerika, vorzüglich in Peru, auf den Bergen bei der Stadt Loja oder Lora. Wenn man ihm Zeit zum Wachsthum läßt, wird er hoch und stark; seitdem die Rinde aber zum kostbaren Handelsartikel geworden, und deßhalb immer abgeschält wird, erreicht er selten mehr seine völlige Größe. Seine Blätter sind länglich, herzförmig, die Blüten traubenartig. Die erste Veranlassung zur Kenntniß der wohlthätigen Kräfte des Chinabaumes wird auf verschiedene Weise erzählt. Ein mit Fieber behafteter Amerikaner, sagt man, habe seinen Durst zu stillen, aus einem Teiche getrunken, in welchen mehrere dieser Bäume gefallen, und sei nach diesem bitterschmeckenden Tranke gesund geworden, worauf er andern Kranken das Mittel mit Erfolg gerathen. Dieß veranlaßte eine Untersuchung des Baumes. Die Spanier brachten zuerst Rinde davon aus Mexiko und Peru zurück; und so ward das Heilmittel bald in ganz Europa bekannt. Als die Gemahlin des Vicekönigs von Peru, Gräfin Chinchon, in ein hitziges Wechselfieber verfiel, und auf den Rath des Stadtrichters von Lora, mit dem besten Erfolg Gebrauch von der sogenannten Fieberrinde machte, vertheilte sie selbige nachher selbst mit den größten Empfehlungen, worauf sie den Namen Gräfinpulver erhielt und forttrug, bis sie die Austheilung den Jesuiten übergab. Nun hieß es Jesuitenpulver; und als diese eine große Quantität davon nach Europa an den Cardinal Lugo sandten, nannte man es Cardinalspulver. Die jetzt gewöhnliche Benennung Chinarinde scheint von dem Namen der Gräfin Chinchon abzustammen. Die Abschälung der Rinde geschieht vom September bis zum November, weil es nur in dieser Jahreszeit auf den Bergen jener Gegenden

nicht regnet, und die Rinde sorgfältig vor Näſſe bewahrt werden muß. Junge Bäume schlagen nach dem Abschälen wieder aus, die alten sterben meistens ab. Man unterscheidet drei Sorten Chinarinde: weiße, gelbe und rothe, von 8 bis 9 verschiedenen Gattungen des Geschlechtes Chinchona. Die Königs-Chinarinde wird für die vorzüglichste gehalten. Die Engländer bringen die meiste Chinarinde nach Europa, und behalten natürlich die beste für sich. Sie kommt, in Thierhäute eingenäht, als Ballen von 100—120 Pfund nach Europa. Die zusammenziehende und stärkende Kraft dieses unschätzbaren Arzneimittels ist allgemein bekannt.

L. M.

Chinesisches Porzellan. Die Grundlage alles Porzellans ist ein Thon, welchen man Kaolin nennt. Diese Masse, wahrscheinlich verwitterter Feldspath, kommt derb, mehr oder weniger fest verbunden, an vielen Orten der Erde vor, Oestreich, Sachsen, Preußen, England, Finnland, China und Japan u. s. w. besitzen dieselbe. Nach der Beschaffenheit des Kaolin ist die Bereitungsart verschieden. Aus diesem nun, und Petuntse, Granit, dessen Feldspath gleichfalls verwittert ist, wird das chinesische Porzellan gewonnen, zu dessen reinster Sorte noch ein drittes Mineral, Hoasche, der feinste Topfstein, kommt. Fast alles chinesische Porzellan wird in dem großen Dorfe Kink-ta Kink bereitet, in welchem über eine Million Menschen wohnen, die sich nur damit beschäftigen, und 900 Porzellanöfen in Bewegung setzen. Das chinesische Porzellan ist auf dem Bruch röthlich, mit einem blauen Schmelz glasirt, mit baroken Verzierungen überdeckt, fest, dicht, in der Masse ganz weiß. Eine Abart desselben, nahe bei Canton verfertigt, kam sonst unter dem Namen „indisches Porzellan" zu uns; das japanische unterscheidet sich von dem chinesischen auffallend durch die ganz weiße Glasur, die sehr lebhaften, grellen und bunten Farben der Malerei, die große Feinheit, und das daher leicht eintretende Zerspringen bei zu großer Hitze. Diese Porzellansorten waren, be-

vor man dieselben, oder ähnliche in Europa nachahmen lernte, hoch geschätzt. Die Meißner Fabrik, und jetzt die, ihr in nichts nachstehende, in der vortrefflichen Malerei aber weit voran eilende Berliner Porzellanmanufactur, liefern alle Gegenstände, welche sich daraus bereiten lassen — so dem höchsten Luxus, als dem niedrigsten Gebrauch gewidmet, in einer, die Chinesen um Vieles überragenden Vollendung. V.

Chios, siehe Archipelagus.

Chiromantie, das Wahrsagen aus den Linien der Hand. Betrügerei und Aberglauben haben sich verbunden, aus dieser angeblichen Kunst Vortheil zu schöpfen. Wir finden ihrer schon vor Jahrtausenden bei den Griechen erwähnt, welche sie wahrscheinlich von den Indiern erhalten haben, woher auch die unsrige durch die Zigeuner stammt. Die Bestimmungen werden abweichend gegeben; Einige nennen die Linie, welche die Wurzel des Daumens umgibt, die Lebenslinie, Andere nennen diejenige so, welche in größter Stärke, zunächst unter den Fingern hinläuft, ihre Richtung, ihre Länge soll die Lebensdauer bestimmen, und wenn sie am Ende verästelt ist, will man die Zahl der Krankheiten daraus erkennen — sie heißt nach einigen Bestimmungen auch die allgemeine, und soll die Körperkraft andeuten. Eine dritte welche sich zwischen beiden, parallel mit der Letztern, durch die Hand zieht, heißt die Kopflinie, der ganze Raum zwischen der allgemeinen und der Kopflinie wird die Tischlinie genannt, und je breiter dieser Raum ist, desto besser soll der Tisch gedeckt sein. Die Erhöhungen haben wieder besondere Namen, Berge; so heißen die fünf, zunächst der Finger, vom Daumen angefangen, Venusberg, Jupiters-, Saturn-, Sonnen- und Merkurberg; der Raum, welchen die lange Erhöhung vom kleinen Finger nach der Handwurzel bildet, Mondberg, und derjenige, welcher mitten in der Hand, näher am Daumen, zwischen der Lebens- und der Kopflinie liegt, heißt der Marsberg. Hierbei ist noch besonders zu bemerken, daß man nur wahrsagen soll aus derjenigen

Hand, deren Daumen beim Händehalten oben liegt. Das Ganze ist für uns höchstens zu einer sinnigen Spielerei zu benutzen. V.

Chiron. Der berühmteste und weiseste der Centauren, Saturn's und der Philyra Sohn, war Erzieher mancher Göttersöhne und Heroen, und aller Wissenschaft kundig, vornehmlich aber der Wundarzneikunst und der Musik. Den Aeskulap bildete er zum großen Arzt, und Herkules, Achilles, Aktäon, Kastor und Pollux, Jason und Andere waren seine Schüler. Das Schicksal wollte es, daß der erstgenannte die willenlose Ursache seines Todes wurde; in dem Vertilgungskampfe, den Herkules gegen die lapythischen Centauren aus Ixion's Geschlecht bestand, flüchteten einige derselben Schutz suchend, zu Chiron, Herkules verfolgte sie, und schoß nach ihnen mit Pfeilen, die in dem Blute der lernäischen Schlange vergiftet waren. Ein solcher verwundete Chiron in den Fuß; da der Centaur unsterblich war, mußte er die quälendsten Schmerzen erdulden, und konnte nicht eher sterben, bis Zeus seine Unsterblichkeit von ihm nahm, und sie dem Prometheus schenkte. Man bildete ihn oft lorberbekränzt, und eine Leier im Arme haltend, ab.

— ch —

Chirurgie ist derjenige wichtige Theil der Heilkunde (s. d.), welcher die Behandlung der äußern Krankheiten, oder die der innern durch äußere Mittel umfaßt, und den Namen von den griechischen Wörtern Hand (Cheir) und Werk (Ergon) erhalten hat. Weil aber in vielen Fällen das äußere und innere Verfahren, Instrumentalhilfe und Arzneimittel nicht zu trennen sind, kann man eigentlich die Chirurgie nicht von der Medicin trennen und muß dieselbe bloß als die Kunst bezeichnen, welche mit bloßer Hand oder Instrumenten zur Heilung der Uebel wirkt. In den ältesten Zeiten umfaßte die in der Kindheit begriffne Heilkunde alle Lehren vereinigt und dasselbe Individuum war Arzt, Chirurg und Apotheker. Später lernten die Menschen die Anwendung innerer Mittel damit verbinden und aus den geschichtlichen Dichtungen Homer's

erfahren wir, daß die gefeierten Helden zugleich Chirurgen waren, denn Achilles that den Rost seiner Lanze auf die Wunde des Telephus und Patroklus schnitt einen Pfeil aus dem Fleische. Die Griechen machten den Aeskulap, den Gott der Heilkunst zum Sohn des Panakee träufelnden Sonnengottes, und verehrten das göttliche Geschenk so, daß Könige, Krieger und Priester sie übten. Aber schon beim Argonautenzuge waren Melampus, der Centaur Chiron und dessen Schüler Aeskulap die Aerzte, und vor Troja verbanden die Söhne des Letztern, Machaon und Podalirius, die Wunden der Griechen. Schon 2460 Jahre vor Christus waren in China der König Cinigo und sein Nachfolger Ho-Hamti als Aerzte berühmt, und Indiens sagenreiche Vorzeit hatte Gaukler zu Aerzten. Der weise Salomo, der 200 Jahre nach dem trojanischen Kriege regierte, hatte viel Sinn für die Heilkunst, die er verstand. In den Tagen der Vorzeit waren die Tempel das Forum der priesterlichen Aerzte, und die Instrumente wurden im Heiligthume aufbewahrt. Die ägyptischen Gottheiten waren zugleich Aerzte gewesen, und man betete Osiris, Apis, Hermes als Wohlthäter der Menschheit an, und heilte in den Tempeln nach ihren heilig gehaltenen und niedergeschriebenen Vorschriften. Aber die Kenntniß mußte beschränkt sein, weil die Grundlage der Chirurgie, die Anatomie aus Abscheu vor der Verstümmelung der heilig geachteten Leichen nur unvollkommen bekannt war. — Hippokrates, der göttliche Genius von der Insel Kos, dessen Werke die heilige Schrift der Aerzte sind, sammelte mit riesigem Fleiße und unendlich praktischem Scharfsinn das damals (460 Jahr vor Christus) Bekannte, läuterte und vermehrte es mit seiner gediegenen Erfahrung und gab uns die erste Schrift über Medicin und Chirurgie. Nach ihm, der alles Bekannte erschöpft hatte, schweigt die Geschichte über das Vorwärtsschreiten, bis 200 Jahre später Erasistratus und Herophilus in Alexandrien Leichname zergliederten und wichtige Entdeckungen machten. Einige Jahre nach Christus trat C. Celsus,

ein gebildeter Römer und Nichtarzt, als Schriftsteller auf, und zeigte die Fortschritte der Chirurgie seit Hippokrates. Zu dieser Zeit fingen die Sklaven an Chirurgie auszuüben, und die Kunst machte wenig Fortschritte, welche der Brand der Bibliothek in Alexandrien noch mehr hemmte. Nur die Araber bewahrten sie vor dem gänzlichen Untergange, übersetzten die geretteten griechischen Schriften, und erfanden viele Instrumente und Mittel. Im Mittelalter übten Mönche, Priester und Juden die Chirurgie, bis zur Zeit der Kreuzzüge den Geistlichen die blutigen Operationen verboten wurden, und wegen der nach Europa verpflanzten Ausschlagskrankheiten, die Zunft der Bader, und nach Verbannung der Bärte durch Erzbischof Wilhelm von Rouen, Barbierstuben entstanden, wodurch die Chirurgie von der Medicin getrennt, und von den Universitäten verwiesen ward. Nur einzelne große Köpfe in Frankreich bewahrten den wissenschaftlichen Werth einer Kunst, die alte Knechte oder niedere Frauen übten. Ambrosius Paräus von Laval hat den Ruhm, die Chirurgie auf's Neue begründet zu haben, und sein Ruf rettete ihm das Leben in der Blutnacht. Nach ihm blieb sie in Frankreich stehen, schritt aber in England, Italien, Deutschland und Holland rasch vorwärts. Vor hundert Jahren aber erstand in Frankreich eine neue Chirurgie, und die größten Köpfe erhoben sie zur Norm für Europa. Jetzt, wo eine Gemeinschaft des Wissens alle gebildeten Völker umfaßt, ist die Chirurgie ein edles, mit der Medicin innig verbundenes Wissen, und nur in der Ausübung häufig davon getrennt; und neben den größten Namen des Auslandes verdienen in Deutschland genannt zu werden Rust, Gräfe, Dieffenbach, Langenbeck, Walter, Chelius u. s. w. — Die Chirurgie ist wie die Geburtshilfe das mehr Positive und Sichere der Heilkunst; ihr Erfolg kann unsicher sein, aber selten wird die Erkenntniß und Wahl des Heilverfahrens schwankend sein.

D.

Chlor ist ein von Scheele entdeckter, einfacher Körper, der

nur in Verbindung mit andern Körpern vorkommt, und davon getrennt sogleich verdunstet und welcher lange Zeit hindurch oxygenirte Salzsäure hieß. Das Chlor riecht pikant und erstickend, sieht grünlich aus und schmeckt unangenehm, hat aber außer mehrern merkwürdigen chemischen Eigenschaften die Kraft, üble Gerüche, Dünste und Ansteckungsstoffe zu zerstören, und hält den Proceß der Fäulniß thierischer Körper auf. Dieserhalb benutzt man es als Reinigungsmittel der Luft in den von Guyton de Morveau erfundenen Räucherungen, wobei es sich entwickelt, oder als Chlorkalk, den man ausstreut, mit Wasser aufsetzt und umrührt, oder mit Schwefelsäure versetzt. D.

Chocolade, eine gelind geröstete, in einem erhitzten Mörser zu einem weichen Brei gestoßene Masse von Cacaobohnen (s. d.), welche mit Zucker, Gewürznelken, Cardamomen und Vanille versetzt in blecherne Formen gegossen, und nach dem sie darin erkaltet, als Chocoladentafeln aus denselben genommen, und in Papier gewickelt werden. Die Art der Zubereitung dieses sehr beliebten Getränks ist verschieden, und es kann mit Milch und Eiern, in Wasser mit und ohne Eier und in Wein gekocht werden. Ohne alles Gewürz und Zucker heißt sie Gesundheitschocolade, und ist nichts weiter als reine Cacaomasse, die jetzt durch Hilfe des Alles fördernden Dampfs, in großer Quantität bereitet wird. Als Erfinder der Chocolade nennt man die Amerikaner, welche sich dieses Getränks lange vor dem ersten Besuche der Spanier bedienten. Die beste und feinste Sorte ist die mailändische Vanillenchocolade; dann folgen die wiener und andere deutsche und ausländische Fabrikate. Auch hat der Name in der Medicin Aufnahme gefunden, und es gibt isländische Moos-chocolade, Salepchocolade, Chinachocolade, Gersten-chocolade u. s. w. L. M.

Choin, Marie Emilie Joly de, von einer adeligen Familie aus Savoyen abstammend, zu Bourg geboren, erhielt eine Anstellung als Hofdame bei Madame Charlotte Elisabeth von Or-

leans, der zweiten Gemahlin Monsieurs, des Bruders Ludwig's XIV. Hier wurde sie vom Dauphin, dem einzigen Sohne des Königs, bemerkt, und ohne schön zu sein, ja selbst ohne sich durch Anmuth und Liebenswürdigkeit oder Geist auszuzeichnen, gewann sie seine Zuneigung in dem Grade, daß von vielen Seiten behauptet wird, er habe sich mit ihr nach dem Tode seiner Gemahlin heimlich vermählt. Wenigstens ist soviel gewiß, daß des Prinzen Liebe zur Verschwendung und Sittenlosigkeit aufhörte, und daß sein Lebenswandel geregelter und zurückgezogener ward. Niemals aber hat Frau von Choin Einfluß am Hofe gewonnen, ja selbst der Aufwand, den sie machte, blieb durchaus ein geringer, denn mit der edelsten Uneigennützigkeit lehnte sie die Anerbietungen des Dauphins, ihr Reichthümer zuzuwenden, ab. Sein Tod veranlaßte sie, sich gänzlich zurückzuziehen, und fortan nur ihren Kindern und einem beschränkten Kreise von Freunden zu leben. Unbemerkt endete 1744 ihr Leben, das längst vergessen war, noch ehe der Tod sie abgerufen hatte. A. B.

Cholera wurde häufig von den Aerzten diejenige Krankheit genannt, welche mit Brechen und Diarrhöe auftrat, die Organe des Unterleibes angriff, dabei aber nur selten tödlich wurde. Seit einigen Jahren aber ist mit diesem Namen ein gefährliches und tödliches Uebel benannt worden, welches in unsrer Zeit aus jener gutartigen Krankheit sich erzeugt hat, und, die Welt durchlaufend, zum Schreckenslaute für die Menschheit geworden ist, indem bis jetzt über zehn Millionen durch sie getödtet worden sind. Ein geheimnißvolles Dunkel waltet über dem Entstehen aller epidemischen Krankheiten, die ohne besonders klare Ursachen sich erzeugen und in verderblichen Wanderungen die verschiedensten Geschlechter der Erdbewohner heimsuchen, um in ihren Reihen zu wüthen. Fast wäre man versucht, in den alten Wahn von einem Ahriman und Ormuzd zu verfallen, und das Dasein eines mit dem guten streitenden bösen Princips zu glauben, denn kaum hatte der kühne

Geist über das schmachvolle Leiden der Pocken zu triumphiren begonnen, als auch schon das neue Uebel verheerend aus dem Osten, der Wiege des Menschengeschlechts, dem Sitze seines Paradieses, dem Quell der menschlichen Leiden seit den Tagen der Schöpfuug, dem Ursprungsorte aller bösartigen Krankheiten, auftauchte, um das Triumphgebäude der lebenerhaltenden Wissenschaft, wie einst den himmelanstrebenden Thurm, zu vernichten, und die ungemeßne Zahl der Opfer zu fordern, welche die Kunst und vielfältige segensreiche Einrichtungen dem Geiste des Verderbens abtrotzten. Langsam wandelten noch die Blattern über die schwächer bevölkerten Theile der Erde — mit gewaltigem Riesenschritte aber die orientalische Brechruhr durch die gestiegne Menschenzahl, und wie Regen und Hagel schlug sie am verderblichsten ein in die dickste Saat. Hier ist nicht der Ort, die Bemühungen der Aerzte zu verfolgen, welche die Natur des Uebels zu ergründen strebten, noch zu erforschen, wie sie vom örtlichen Uebel Indiens zum allgemeinen Weltübel sich erheben konnte. Nur in der Kürze ist es erlaubt, ein Uebel zu beleuchten, das, wie alle Krankheiten die Phasen der Zunahme und Abnahme zu durchlaufen hat, bis es spätere Zeiten einst werden verschwinden sehen. Seit 1817 von englischen Aerzten geschildert, wurde die gewöhnliche Brechruhr unter klimatisch-tellurischen Bedingungen, worunter eine große Hitze und feuchte Emanationen stehender Gewässer, vielleicht auch das gleichzeitige Schmelzen ungeheurer Flächen des ewigen Polareises obenan stehen, zu dem vielartigen Uebel, welches wir jetzt Cholera morbus nennen, und das häufig ohne die eigentlichen Hauptmomente der Krankheit, Brechen und Abweichen, tödtlich werden kann, mit oder ohne Krämpfe in wenigen Stunden oder nach Tagen erst verläuft und überhaupt die unendlichste Verschiedenheit der Symptome an den verschiednen Individuen zeigt. Unter den glücklichen Himmelsstrichen, wo die Menschen von besserer Nahrung leben, erreichte sie nur in einzelnen Fällen ihre vollendete Schrecklichkeit und hinsichtlich der Sterblichkeit ihre volle

Wirkung. Sie findet dagegen in allen Klassen Opfer, die sie für die Verachtung eines regelmäßigen Lebens bestraft. Nicht bloß der arme, in elender Hütte, unreiner Luft, bei unverdaulicher, schlechter und durch den Genuß des Branntweins vergifteter Nahrung lebende Mensch — auch der üppige Bewohner der Paläste, auf seidnem Pfühl ruhend, umgeben von allen Wonnen des Lebens, wird ihr zur Beute. Aber nicht nur jene Ursachen, sondern auch tiefeingreifende Leidenschaften, übertriebene geistige Anstrengungen und Seelenleiden stimmen die Organe des Unterleibes, besonders die gallerzeugende Function der Leber, krankhaft und zur Erregung geneigt; neben dem Armen und dem Schlemmer ist auch der körperlich geregelt, aber geistig unmäßig Lebende, der Ehrsüchtige, der Zänker, der giftig Zornige, der Kummergebeugte und der tief Leidenschaftliche gleich fähig zu erkranken. Die Frage: ob die Cholera ansteckend sei, hat zu vielen Erörterungen Veranlalassung gegeben und noch sind die Aerzte darüber nicht einig. Nach den Beobachtungen vorurtheilsfreier Männer ist sie nicht ansteckend, und wenn einzelne Beispiele dagegen zu sprechen scheinen, so muß man erwägen, daß viele Menschen denselben ursächlichen Momenten unterworfen sind, und Viele durch die Nähe eines Cholerakranken leicht in die zur Entstehung erforderliche Stimmung versetzt werden. — Das Krankheitsbild ist im Allgemeinen folgender Art: Nach kurzem Uebelbefinden und Störungen der Verdauung, besonders mehrtägigem unbedeutenden und leichten Abweichen entsteht heftiges Erbrechen und Absonderung schleimiger Theile in bedeutender Menge. Dabei tritt Beklemmung des Herzens ein, Kälte der Haut, schwache und heisere Stimme, örtliche und allgemeine Krämpfe und Zuckungen, ein gewisses Absterben der Haut, die runzelig, todtenfeucht und bläulich wird, und wobei der Puls schwach, oft nicht fühlbar ist, der Kranke ist unruhig, wirft sich umher und die Function der Nieren erscheint geschwächt. Die einmal überstandene Krankheit schützt nicht vor dem nochmaligen Ergriffenwerden bei einem spätern neuen

Ausbruche der Seuche. — Nicht das ängstlich dürftige Leben und das Entwöhnen von kräftig stärkender Nahrung schützt dagegen, sondern begünstigt vielmehr die krankhafte Neigung. Vor sehr erhitzenden Gewürzen, reizenden Speisen, wie die geräucherten und gesalznen Delicatessen des Auslandes, vor Liqueur, besonders aber vor allen Gemüthsbewegungen hüte man sich. Ebenso sind kindische Angst, aufbrausende Stimmung, Zorn, Aerger, fortwährendes Vorführen trauriger Bilder; große körperliche Anstrengungen, wie heftiges Tanzen; Erkältungen, ungesunde Stubenluft, vieles Sitzen zu scheuen. Ein ruhiges Gemüth, häufige Bewegungen in der freien Luft, angemessene warme Bekleidung, fleißiger Genuß des kalten Wassers und eine gesteigerte Reinlichkeit bewahren am besten vor dem gefürchteten Uebel. Nächstdem vernachlässige man auch das kleinste Uebelbefinden nicht in der Zeit der Epidemie; ohne furchtsam zu sein, beobachte man Vorsicht und ein zeitig genommenes Brechmittel, welches die vielfach erregende, reichlich vorhandene Galle ausführt, Verschlucken von Eispillen, Trinken von kaltem Wasser, und Umschläge und Waschungen mit demselben, warme Einreibungen, kurz Alles, was die Hautthätigkeit anregt, werden sich immer heilsam erweisen. Die Cholera hat nach ihrem verschiedenartig sich äußernden Charakter verschiedene Namen. Die bei uns und vorher bekannt gewesene, gutartige Brechruhr hat man Cholerine genannt, und sie verhält sich zu jener wie die junge Pflanze zum ausgewachsenen Baume. Der Name Cholera aber kommt vom griechischen Worte Chole, Galle, her, weil die Alten, gewiß mit dem größten Rechte diese Krankheit, als von abnormer Gallbereitung herrührend ansahen. Merkwürdig ist es, daß die Influenza (s. d.) häufig ein Vorläufer der Cholera gewesen ist, und viele ähnliche Symptome im verjüngten Maßstabe gezeigt hat.

D.

Chopin, Friedrich. Dieser durch seine geist- und gehaltvollen Compositionen und durch sein dramatisches Clavierspiel der

neuesten Zeit angehörende Virtuos wurde 1811 in Warschau, wo sein Vater Professor an der Universität war, geboren, erhielt frühzeitigen, aber schlechten Clavierunterricht, und ging, wie jedes Talent, seinen eigenen Weg. Deutschland lernte ihn zuerst in Wien kennen, welches er aber bald verließ, um nach Paris zu gehen und dort als Antipode von Herz (s. d.) aufzutreten. Seine Compositionen tragen vorzugsweise einen elegischen Charakter, sie erinnern an Spohr, doch wäre ihm vielleicht eine gewisse Einseitigkeit „welche verschiedene Dinge, aber mit demselben Auge sieht" vorzuwerfen. Chopin ist ein durchaus bedeutender musikalischer Geist; wenn Herz, Czerni u. A. mehr für die Augen, für einen Abend, für ein Ballpublikum schreiben und spielen, so klingen seine Töne lange noch in nachfolgenden Tagen und begegnen verwandten Echo's. Sein Spiel ist eine Fortsetzung und Erweiterung des Field'schen, er ist berufen, das Pianoforte zum vollendetsten Instrumente zu erheben; er ähnelt Paganini, ohne ihm nachzuahmen, er ist ein glänzender Stern am musikalischen Horizonte, er ist ein willkommener Damm gegen die musikalischen Jongleurs neuerer Zeit. Die Clavierspielerin Clara Wieck hat ihn studirt, verstanden und in Deutschland eingeführt. Von seinen Compositionen erwähnen wir: Variationen aus Don Juan über „La ci darem la mano," ein Concert, 12 große Etüden, ein Trio, Masurken und Notturno's.

Chor in der Musik, drückt die Empfindungen der Masse aus, während die Arie einzelne, das Duett, Terzett ꝛc. verschiedene ausspricht. Da die Menge, will sie sich geltend machen, die einzelnen Interessen hintenansetzen, sich concentriren muß, so bedarf sie, um zu wirken, einfacherer, allgemeinerer Mittel. Händel verstand den Chor am kräftigsten zu behandeln. Wie in den griechischen Tragödien, findet man auch in Oratorien und Opern Doppelchöre, Gespräche im Großen zwischen zwei Parteien. Daß man unter Chor auch Gesellschaften von Musikern versteht, ist bekannt. Bei

den Griechen war der Chor ein Verein von Tänzern und Sängern, um öffentliche und religiöse Feste zu verherrlichen. Später ward er das vorzugsweise Eigenthum der dramatischen Poesie, beschäftigte sich aber in der Tragödie nicht unmittelbar mit dem Inhalte des Drama, sondern war vielmehr der Repräsentant des Gefühls, welches der Dialog auf die Zuhörer bewirkt hatte. Schiller in seiner Braut von Messina macht uns den Chor der Alten anschaulich. R. S.

Choral, der einfache Kirchengesang, der seinen Ursprung von den ältesten Zeiten der christlichen Religion herleitet. Wie Musik die höhere Sprache ist, mit der wir das Heilige verehren, anreden dürfen, so hat sie die schöne Sitte unserer Väter auch zur Begleitung der Andacht bestimmt. Ein Gebrauch, der nur mit dem Verschwinden des Christenthums selbst aufhören wird. Er ist somit ohne Rücksicht auf bestimmten Tact oder Ausdruck einer vereinzelten Gesinnung das laute Gebet der Gemeinde, und schreitet am würdigsten in Dreiklängen fort, die auf jeder einzelnen Sylbe ausruhen. Hilarius, Bischof von Poitiers, soll die ersten Choräle componirt haben. Unter den Neueren bemerken wir Hiller, Schicht, Werner u. A. R. S.

Choregraphie. Wie in der Musik die Töne durch Noten bezeichnet werden, so hat man auch für den Tanz Zeichen erfunden, mittelst welcher es möglich ist, dem Schüler auf dem Papiere diese Kunst zu lehren. Jede Tour, jeder Tact, die Stellung der Füße, die Haltung der Arme, die Bewegungen des Leibes, für Alles gibt es Zeichen zur Verdeutlichung. Thoinet Arbeau wird als der Erfinder der Choregraphie genannt. Taubert's vollkommener Tanzmeister und Winterschmid's Anweisung zur Choregraphie geben über diesen Gegenstand nähern Aufschluß

Chouans. Ein Spottname, welchen man in der Revolutionszeit den Bewohnern der Vendee beilegte, und den sie von Schleichhändlern erhalten haben, die sich an dem Geschrei der

Nachteule (Chat huant im schlechten Patois Chuan oder Chouan) erkannten, als ihr Gewerbe überflüssig wurde, sich zu Räuberbanden zusammen rotteten, und endlich an die königlich Gesinnten in der Vendee anschlossen. V.

Chrestomathie, eigentlich Excerpte aus einem Schriftsteller, besonders einem Prosaiker. Neuerdings gab man diesen Namen vorzugsweise jenen Lesebüchern, welche, zu Erlernung einer fremden Sprache, eine Sammlung der besten Stellen von den vorzüglichsten Schriftstellern derselben enthalten. (S. Anthologie.)

Chriemhilde, s. Gudrun.

Christ, der. Nach der Himmelfahrt Jesu wagten es die Jünger und Anhänger desselben nicht, sich öffentlich zu zeigen, aber durch das wichtige Ereigniß am ersten Pfingstfeste wurden sie ermuthiget, begeistert für die Wahrheit traten sie heraus unter das Volk, und predigten, daß ihr gekreuzigter Herr und Meister, der von Gott durch die Propheten verheißene Messias (s. d. A.), oder nach griechischem Ausdrucke Christus sei. Manche zwar, ergriffen durch die lebhafte Verkündigung des nahe herbeigekommenen Heils, wurden gläubig und traten dem neuen Bunde bei, Andere aber spotteten der Anhänger des gekreuzigten Christus, und nannten sie spottweise Christianer oder Christen. Anfangs wurden die Christen von den Heiden, namentlich von den Römern, bloß für eine jüdische Secte gehalten, und es trafen sie daher auch alle gegen die Juden gerichteten Verfolgungen. Später aber nahmen die Bekenner der Lehre Jesu diese Benennung als Ehrennamen an, und erduldeten um seinetwillen die unglaublichsten Martern. Der Name Christ bezeichnet demnach einen aufrichtigen, standhaften Bekenner der Lehre Jesu Christi. Da es nun der innerste und eigentliche Geist der von Christus geoffenbarten Lehre ist, daß nicht der bloße Name, nicht die bloße Taufe, nicht das Abendmahl allein, nicht Dogmen und Glaubenssätze den Christen zum Christen machen, sondern die Befolgung des ersten und höchsten Vernunftgesetzes: Gott über Alles

und den Nächsten zu lieben als sich selbst, und da das Reich der von Gott durch Christus geoffenbarten Lehre einzig und allein das Reich der Tugend, der moralisch und religiös reinen Gesinnungen ist, so verdient den Namen eines Christen auch nur der, der diesem Gesetze der Liebe überall vollkommen genüget, und sich eifrig bestrebt, seine moralisch und religiös reinen Gesinnungen durch Wort und That kräftig, wirksam und fruchtbringend in das Leben heraustreten zu lassen. —s—

Christenthum. Kein Volk lebt ohne Religion. Denn Religion ist nichts Anderes als das unsichtbare Band, welches den Menschen mit Gott verbindet. Schon durch das Anschauen der Natur mit ihren tausendfachen Offenbarungen, schon durch das Gewissen wurde ein solches Band geknüpft. Liebe und Furcht, Wünsche und Dank trieben die Menschen schon vor Jahrtausenden an, einem großen unsichtbaren Wesen zu dienen. Ihm erbauete man Altäre, ihm rauchten die Opfer, ihm dampfte Thier- und Menschenblut. Mochte man immerhin mehrere göttliche Wesen verehren, ja, mochte man deren so viele annehmen, als äußere, kräftige Wirkungen in der Natur sich regten, — ein Band doch war geschlossen mit den unsichtbaren Mächten, — man liebte und glaubte, man hoffte und fürchtete. — Auf eine höhere Stufe trat in dieser Hinsicht der denkende Geist des Menschen durch den israelitischen Glauben. Nur einen Gott nahm man jetzt an; aber nicht als einen Gott für Alle erkannte man ihn, — man hielt ihn nur für einen Nationalgott, nur für den Gott der Israeliten. — Die Morgenröthe am innern, geistigen Himmel der Menschen hatte begonnen. — Höher und immer höher stieg aus der Morgenröthe die Feuersonne, — Christus erschien. Nun wurde es Tag, voller Tag. Nun gab es Licht und Glanz und Herrlichkeit. Nun schlugen die Herzen frei, nun sahen die Augen hell, — denn allen Zwang und jede Binde löste der Herr. Alle Scheidewände fielen. Er verkündete Allen nur einen Gott, der Allen ein liebender Vater ist. Er

zeigte den Menschen Weg und Ziel: ewiges Leben durch Liebe. Und das ist die innerste, tiefste Bedeutung des Christenthums. „Liebe Gott über Alles, und deinen Nächsten als dich selbst;" das war daher das Grundgesetz, welches Christus predigte, gewaltig und doch sanft, — kurz, und doch für alle Zeiten. Denn nicht für ein Jahrhundert nur, — so lange die Erde steht, so lange noch Menschenherzen schlagen und Menschenaugen den Himmel anschauen, wird seine Lehre giltig sein, weil sie unentbehrlich ist. Einfach — und doch rein und wahr und göttlich: ist sie geeignet, die Bedürfnisse des Herzens aller Völker zu allen Zeiten zu befriedigen, ist geeignet, dazustehen als Weltreligion. Und nicht untergegangen ist daher die Lehre, die der Gottmensch stiftete, die er durch seinen Wandel bestätigte, durch seinen Tod besiegelte und verherrlichte. Schon im 4. Jahrhundert wurde das Christenthum zur Staatsreligion erhoben. Als solche hat es sich immer behauptet. Daß aber diese Religion der Liebe sehr oft zur Quelle des Streites und der Zwietracht wurde, lag nicht an ihr, sondern an den Menschen. —t—

Christiania, die Hauptstadt Norwegens, am Fuße des Eggeberges, im Halbmonde um die äußere Bucht des Christianiafiorden erbaut, vom Flüßchen Agger durchströmt, hat 18,000 Einwohner und so reizende Umgebungen, daß sie mit den südlichen Städten Europa's rivalisiren könnte, wenn nicht der Typus einer nördlichen Region hier der Natur aufgeprägt wäre. Längs dem Meerbusen erheben sich auf Inseln Vorgebirge und Uferhöhen, geschmückt mit den anmuthigsten Landhäusern, zwischen englischen Parkanlagen und Blumengärten. Die Höhe des Eggeberges, der botanische Garten auf dem Föien, die Sommerresidenz des Reichstatthalters und die prachtvollen Landhäuser Alewold, Bogstadt, Frogner, Wäckeröe und Skogen, sind angenehme Ausflüge in die Umgegend. Das gesellige Leben in Christiania ist einfach, heiter und ungezwungen; man übt Gastfreundschaft ohne glänzende Gastmähler, man liebt

die Musik und findet dort ein musikalisches Lyceum, eine dramatische Gesellschaft und 4 Klubbs. Die Stadt hat eine Universität und viele andere wissenschaftliche und Wohlthätigkeitsanstalten; der Handel ist bedeutend.

Christine Marie, verwitwete Königin von Spanien, geborne königliche Prinzessin von Sicilien, ist die Tochter des nachmaligen Königs Franz I. von Neapel, aus seiner Ehe mit Marie Isabella von Spanien, und Urenkelin der großen Maria Theresia (s. d.). Das noch nicht abgeschlossene politische Leben dieser Fürstin gestattet bis jetzt in seiner Unentschiedenheit noch keine feste und gemessene Charakteristik; doch tritt in dem Drange der Zeit, welchem sie unerschüttert die muthige Stirne bietet, und aus dem Eifer, mit welchem sie strebt, die Rechte ihrer Tochter zu bewahren, jene Festigkeit des persönlichen Charakters und jene fast männliche Energie hervor, welche, gepaart mit Wohlwollen und Güte, bereits in früherer Jugend ihr Eigenthum waren. Viel scheint sie von dem Geiste ihrer Großmutter Marie Karoline (s. d.), die in einer wichtigen Zeit das Königreich beider Sicilien mit männlicher Kraft und Umsicht beherrschte, geerbt zu haben. Sie wurde am 27. April 1806 zu Palermo geboren, wo ihr Vater, damals noch Kronprinz, lebte. Später, am Hofe zu Neapel, gab sie viele Beweise von Scharfsinn, Selbstständigkeit und Besonnenheit, wie sie in einem so jugendlichen Alter nur selten gefunden werden; sie unterhielt sich mit Künstlern und Gelehrten, und offenbarte in ihren Urtheilen über Gegenstände der Kunst ein sicheres und geläutertes Urtheil. Als im Jahre 1829 ihr Oheim (der Bruder ihrer Mutter), König Ferdinand VII. von Spanien seine dritte Gemahlin durch den Tod verloren hatte, reichte er Maria Christinen seine Hand. Sie verließ im September dieses Jahres Neapel, und hielt im December ihren feierlichen Einzug in Madrid. Das Volk empfing sie mit Jubel, und als sie den, für eine Frau die nicht Spanierin ist, erschütternden Anblick eines Stiergefechtes, ohne zu erbleichen, ertrug, jauchzte die Menge und

rief: „viva la reyna!“ Ging sie in der einfach-zierlichen Tracht der Andalusierinnen am Arme des Königs auf dem Prado spazieren, so lief der Ausruf: „Seht, wie sie die Mantilla und Basquina trägt; sie ist in der That die schönste Frau auf dem Prado!“ von Mund zu Munde. — Bald hatte Marie Christine durch ihre Liebenswürdigkeit das Herz des Königs unauflöslich an sich gefesselt. Auf ihre Fürsprache wurden Verbrecher begnadigt, ihr Einfluß selbst im Kabinete des Königs erzielte wohlthätige Maßregeln für das Land, und Spanien erblickte in ihr nach einer düstern, Argwohn-erfüllten Zeit, seinen guten Engel, den Verkündiger einer besseren Zukunft. Es war eben so des stets kränklichen Königs, wie auch derjenigen mächtigen Partei, welche den Infanten Don Carlos (Bruder Ferdinand's) von der Thronfolge ausgeschlossen zu sehen wünschten, eifrigster Wunsch, im Falle des Ablebens des Königs, das Scepter in den Händen der jungen, thätigen und muthvollen Königin zu wissen. Ferdinand erließ deßhalb, als Marie Christine Mutter zu werden hoffte, ein Decret, nach welchem das frühere Gesetz, welches die Frauen von der Erbfolge in Spanien ausschloß, aufgehoben wurde, und im Falle der Geburt einer Prinzessin, diese zur Thronerbin erklärt ward. Trotz der Protestationen aller ausländischen Zweige der spanischen Regentenfamilie trat dieses Gesetz, als es die Anerkennung der Cortes erhielt, in Kraft. Marie Christine gebar im October 1830 eine Tochter, welcher später die Großen des Landes, da kein männlicher Erbe folgte, als ihrer dereinstigen rechtmäßigen Beherrscherin huldigten. Später schenkte sie ihrem Gemahl noch eine Tochter, und als der König tödtlich erkrankte, übernahm sie die Regentschaft, führte dieselbe mit Kraft und Umsicht, erließ treffliche Verordnungen, und versprach durch ihre Handlungsweise für Spanien eine schöne Morgenröthe. — Nach Ferdinand's Genesung verlor sie zwar einen Theil ihres öffentlichen Einflusses, aber nicht ihre Popularität und die Anhänglichkeit der Partei, in deren Interesse sie gehandelt und welche sie erhoben hatte. — 1833 starb Fer-

dinand, und Isabella's Thron stand plötzlich auf dem Krater eines Vulkans. In mehreren Städten des Reiches empörten sich die Anhänger des Don Karlos, welcher früher aus Spanien verwiesen, sich zu Don Miguel nach Portugal begeben hatte. In den nördlichen Provinzen widersetzten sich ihr die Karlisten mit offener Waffengewalt. Christine aber verlor weder den Muth noch die Besonnenheit; sie zog treue Freunde in ihre Nähe, berief Andere, die Talent und Einfluß besaßen, aus der Verbannung zurück, unterdrückte mehrere Aufstände in der Hauptstadt, organisirte ihr Ministerium, stand selbst an der Spitze der Staatsgeschäfte und befestigte den Thron ihrer Tochter nach Innen und Außen. Sie sandte eine Hilfsarmee nach Portugal, um in Gemeinschaft mit Dom Pedro den Usurpator, Don Miguel, zu bekriegen, und der Donna Maria (s. d.), die rechtmäßige Krone zu verschaffen, gab dem Lande eine neue Verfassung, berief die Versammlung der Procures, gab neue Gesetze für das Schulwesen und die Volkserziehung, und entwickelte in jeder Hinsicht die bewundernswürdigen Eigenschaften von Energie, Thätigkeit, Ausdauer, Kühnheit und Großmuth. — Zwar noch im Kampfe mit der Gegenpartei des Landes, noch gerüstet gegen die Armee des Prätendenten, noch schwankend zwischen mannichfachen politischen Interessen von Außen, schreitet Marie Christine dennoch bis jetzt auf der eingeschlagenen Bahn muthvoll vorwärts und scheint mit jedem Schritte festern Fuß zu fassen, und ihre Selbstständigkeit, wie den Thron ihrer Tochter immer entschiedener zu behaupten. Wie aber auch immer im Conflict der Ereignisse und Interessen das politische Loos dieser Fürstin sich für die Zukunft gestalten möge, so kann ihren persönlichen und Regenteneigenschaften doch die unparteiische Geschichte Bewunderung und Anerkennung nicht versagen. — Ihre ältere Schwester ist die Herzogin von Berry (s. d.), und wer möchte wohl in dem Charakter dieser beiden Frauen die auffallendste Aehnlichkeit läugnen?

A—n.

Christine, Königin von Schweden Wenn schon an und für sich die Erscheinung einer Frau auf dem Throne deßwegen eine interessante ist, weil uns in der Weltgeschichte eben auf Thronen nur wenige denkwürdige Frauen begegnen, so wird dieses Interesse noch bedeutend erhöht, wenn sich, wie bei Christinen an ihre Person die Erinnerung eines großen Vaters, und an die Krone, die sie trug, das Andenken an eine Königin knüpfte, die 250 Jahre vorher alle drei skandinavischen Reiche unter ihrem Scepter vereinigt hatte: und Christine, die Tochter des edeln Gustav Adolf, die Nachfolgerin jener thatkräftigen Margarethe (s. d.), vermochte es über sich, ihrem Glauben und ihrer Krone zu entsagen! — Gustav Adolf war 1626 aus dem Feldzuge in Polen zurückgekehrt, als ihm seine Gemahlin, Marie Eleonore von Brandenburg, Christinen gebar; nach des Vaters Willen sollte sie stark und männlich gebildet werden; früh schon wurden ihre Sinne, und später ihr Geist mit dem Geräusche der Waffen, mit des Krieges eisernem Spiele vertraut gemacht, daneben aber ihre Erziehung den würdigsten Männern anvertraut. Von Seiten ihrer Mutter ward ihr wenig Aufmerksamkeit geschenkt; Christine liebte daher über Alles ihren Vater, und eine außerordentliche Lebhaftigkeit, ein kräftiger Wille und eine glühende Liebe für Ruhm und Thatenglanz pflanzten sich in ihre junge Seele. Bei seiner Abreise nach Deutschland empfahl Gustav Adolf seine vierjährige Tochter dem Senate und der Sorge seiner Schwester. Schon nach 2 Jahren hatte er das Ziel seiner glorreichen Laufbahn auf den Ebenen von Lützen gefunden, die sechsjährige Christine, der das Reich, dessen Angelegenheiten der würdige Kanzler Oxenstierna leitete, den Eid der Treue und des Gehorsams schwor, konnte ihrem Vater nur kindliche Thränen weinen, während der edle Bernhard von Weimar ihn rächte. Christine war so tief erschüttert, daß man ernstlich für ihre Gesundheit fürchtete; nachdem aber die irdischen Reste des gefallenen Königs in der Ritterkirche von Stockholm in stiller Feier ihre Ruhestätte gefunden hatten, da

schien sein hoher Geist in dem königlichen Kinde wieder aufzuleben, Christine erhob sich aus dem weiblich weichen Zustande der Frauen, und mit männlicher Thatkraft und strengem Eifer umfing sie das ernste Reich der Wissenschaften und das heitere Gebiet der Künste. Ihre Anlagen entwickelten sich erstaunend schnell, mit dem 8. Jahre waren ihr die deutsche, französische und lateinische Sprache geläufig; dann studirte sie Geschichte, Mathematik und Philosophie, und eignete sich hierauf mit unermüdlicher Thätigkeit und Lernbegierde das Griechische, Spanische und Italienische an, ja sogar die morgenländischen Sprachen blieben ihr nicht fremd. Als 1636 Oxenstierna nach der Schlacht von Nördlingen aus Deutschland zurückkehrte, übernahm er es, das Herz der jungen Königin für ihre Pflichten als solche, für die Grundsätze des ewigen Rechtes, der gesetzmäßigen Freiheit und einer geeigneten Verwaltung zu erwärmen: in Allem fand er die gelehrigste Schülerin, und in dieser das empfänglichste Gemüth für das Große, Wahre und Gute! Dabei entwickelte sich der jugendliche Geist zu einem Grade von Selbstständigkeit, die ihrem Alter weit voraus schritt, und sich als die heilsame Frucht mehrerer Schläge des Schicksals ausbildete, worunter der Verlust ihrer Tante, der Schwester Gustav Adolf's, der härteste war. An ihrem 19. Geburtstage, im Jahre 1644, wurde Christine für volljährig erklärt, und leistete den Eid auf die Verfassung des Reiches. Ihre ersten Handlungen waren der Abtragung von Pflichten der Dankbarkeit geweiht, welche die Treuen, die während ihrer Minderjährigkeit, theils im Innern für das Wohl des Landes gewirkt, theils im Auslande die schwedischen Waffen siegreich geführt, und ihnen den Ruhm und Glanz der Zeiten Gustav Adolf's erhalten hatten, öffentlich auszuzeichnen bestimmt; der staatskluge Oxenstierna ward zu der Würde des Grafenstandes erhoben; ihm vor Allen gehörte das Verdienst, im Sinne des gefallenen Helden das Land regiert zu haben. Leider aber blieb Christinen's Ohr nicht lange für die Einflüsterungen taub, die sie vor der Uebermacht des Ein-

flusses warnten, den der Reichskanzler auch nach ihrer Thronbestei-gung, zum allgemeinen Besten und zur Freude der Nation, fort-während behauptete. Gegen ihn bildete sich eine Partei am Hofe, an deren Spitze Magnus Gabriel de la Gardie stand, ein junger Mann, von vortheilhaftem Aeußern und edlem Charakter, aber nicht ohne Eitelkeit und Sucht zu glänzen, von Christinen merklich ausgezeichnet, und um ihn bleibender an sich zu fesseln, mit ihrer Nichte vermählte. Der Einfluß, den er gewann, ward bald über-wiegend, und äußerte sich selbst bei den Friedensunterhandlungen, die zu Osnabrück und Münster angeknüpft worden waren, und de-ren Verzögerung die Ungnade des hochverdienten Oxenstierna her-beiführten, während die Heere, zu deren Oberbefehl, nach des ta-pfern Torstenson Tode, Wrangel nach Deutschland abgegangen war, immer bedeutendere Fortschritte machten. Der Vetter Christinens, Karl Gustav, kehrte damals vom Heere, bei dem er nicht ohne Auszeichnung gedient hatte, zurück und glaubte die Hand der Kö-nigin, mit der er erzogen worden war, für sich zu erlangen, erhielt aber von derselben ausweichende Antworten und stieß auf gemachte Schwierigkeiten, die keinen andern Grund hatten, als die Neigung Christinens zu dem Grafen de la Gardie, der für den Prinzen die Befehlshaberstelle in Deutschland auswirkte, wohin derselbe zurück ging. Kurz darauf wurde der Friede abgeschlossen, den ganz Eu-ropa nach dreißigjährigen Stürmen ersehnt hatte, und Karl Gustav kehrte 1650 nach Schweden zurück. Während dessen hatten zwei dänische Prinzen, der Kurfürst von Brandenburg, Johann Kasimir von Polen und die Könige von Portugal und Spanien um Chri-stinens Hand geworben, alle wurden von ihr ausgeschlagen, aber auch Karl Gustav, dessen Wahl die Wünsche der Nation begünstig-ten, wies sie entschieden zurück, und erklärte, sich nie vermählen zu wollen, obgleich sie die Verdienste dieses letzten Bewerbers in so weit anerkannte, daß sie demselben, mit Zustimmung des Senats und der Stände, die Thronfolge zusprach. Hierauf und nachdem

noch mehrere wichtige Staatsangelegenheiten auf das Beifälligste geordnet waren, ließ sich Christine mit dem höchsten Glanze und einem Prachtaufwande krönen, der von ihrer gewohnten Einfachheit sehr abstach. Denn wie ihr Charakter überhaupt ein männlicher war, so grenzte ihre Gleichgiltigkeit für Kleidung, Putz und Schmuck an Vernachlässigung. Dabei war die Abhärtung, die sie sich gegen alle Elemente angeeignet hatte, so groß, daß sie selbst die Sorge für ihre Gesundheit aus den Augen setzte. Jagd und Reiten waren ihre liebsten Unterhaltungen, und eine ihr angeborne Unerschrockenheit ließ sie, selbst in Augenblicken dringender Gefahr, niemals Fassung und Besonnenheit verlieren. Christine war streng, gerecht, aber eben so unerbittlich, wenn sie strafte, als willig, das Gute und Verdienstliche anzuerkennen und freigebig, oft verschwenderisch, zu belohnen; mit unermüdlichem Eifer und warmer Liebe begünstigte sie Künste und Wissenschaften und strebte unaufhörlich darnach, ihrem Volke Licht und Aufklärung zu Theil werden zu lassen. Die größten Geister der Zeit verweilten an ihrem Hofe oder unterhielten wenigstens eine Verbindung mit ihr, denn außer vielen Franzosen zeichnete sie auch holländische und deutsche Gelehrte und Künstler aus. Die Großen des Reiches eiferten ihrem Beispiele nach, vorzüglich ließ es der Graf de la Gardie an keiner Gelegenheit fehlen, dem Beispiele der Königin zu folgen; die Periode seines Glanzes aber nahte sich ihrem Ende, und einige unüberlegte Handlungen führten **1653** seinen Sturz herbei, seit welchem Christine ausschließend dem spanischen Gesandten Pimentel ihre Gewogenheit schenkte. Indessen ward unter dem Adel und vor Allem unter der Geistlichkeit die Meinung laut, der Spanier wolle die Königin zur Annahme der katholischen Religion veranlassen; auch das Volk murrte wegen des argen Druckes, den die Erschöpfung der Finanzen, durch die Verschwendung des Hofes herbei geführt, nothwendig machte. Diese und andere Ursachen vielleicht auch ihre eigene Eitelkeit, einen Schritt zu thun, der die Augen von ganz

Europa auf sie richten mußte, erneuerten in ihr den schon früher gefaßten Entschluß, dem Throne zu entsagen. Am 16. Juni 1654 entband sie in feierlicher Versammlung die Stände ihres Eides und verpflichtete dieselben dem Pfalzgrafen Karl Gustav. Unmittelbar nachher verließ sie, nur von 4 Edelleuten begleitet, Schweden, und reiste zunächst durch Deutschland nach Antwerpen, von wo sie, einer Einladung des Erzherzogs Leopold folgend, in Brüssel einen glänzenden Einzug hielt, nachdem sie die ganze Reise bis dahin in Mannskleidern zurück gelegt hatte. Am Tage nach ihrer Ankunft in Brüssel schwor sie in des Erzherzogs und Pimentel's Gegenwart den lutherischen Glauben ab. Nachdem sie sich von da nach Rom zu reisen entschlossen und den Papst davon benachrichtigt hatte, wurde sie von demselben mit großem Gepränge eingeholt, und zog unter den größten Feierlichkeiten in die Hauptstadt der Christenheit ein; der Papst selbst, Alexander VII., confirmirte sie, und sie nahm den Namen Alexandra an. Mehrere Monate verweilte sie in Rom, mit dessen Kunstschätzen sie sich auf das Genaueste bekannt machte; dann entschloß sie sich zu einer Reise nach Frankreich; Ludwig XIV. hatte ihr den glänzendsten Empfang bereitet, überall ward sie mit Festlichkeiten bewillkommnet, und in Paris mit einem unerhörten Aufwand von Pracht und Verschwendung aufgenommen. Diese Umstände und der günstige Eindruck, den sie bei den Franzosen zurück gelassen hatte, waren hinreichend, sie bald nach ihrer Rückkehr nach Rom zu einem zweiten Besuch in Frankreich zu bestimmen; sie kam im October 1657 wieder in Fontainebleau an. Hier aber begab sich ein Ereigniß, das einen längern Aufenthalt in Paris, wohin sie erst nach mehreren Monaten sich begeben durfte, weder für den König, noch für sie selbst wünschenswerth machte. In ihrem Gefolge nämlich befanden sich der Graf Sentinelli und der Marquis Monaldeschi, zwei Italiener, die sich, auf Christinen's Gunst eifersüchtig, tödtlich anfeindeten. Monaldeschi, ihr schon längst verdächtig, ward als Verräther entlarvt, indem man Briefe

von ihm auffing und der Königin zustellte; er selbst mußte auf ihre unbefangene Frage, „was derjenige verdiene, der sie verrathe," sein Urtheil sprechen — Christine ließ ihn tödten. Zwar genoß sie in Paris noch die Freuden des Carnevals, ihr Betragen dabei mißfiel aber so sehr, daß sie alsbald die Rückreise nach Rom antrat, und sich daselbst für längere Zeit niederließ. Dennoch konnte sie im Laufe der Jahre den bittern Erfahrungen nicht entgehen, die ein Vergleich ihrer Gegenwart mit dem, was sie einst gewesen und besessen, ihr nothwendig bereiten mußte; auch blieb das gute Vernehmen mit dem Papste nichst ungestört, und so eilte sie denn, als 1660 der König Karl Gustav gestorben war, nach Schweden. Man empfing sie mit allen Ehren ihrer ehemaligen Würde, sie erlangte jedoch nicht den mindesten Einfluß — ihr Uebertritt zur katholischen Religion hatte sie für immer vom Throne ausgeschlossen, und um sie zu entfernen, ward ihr selbst nicht für ihre Person die Ausübung ihres Glaubens vergönnt. Sie mußte von Neuem ihre Abdankungsakte unterschreiben, und verließ, nachdem man ihr die Fortbezahlung ihrer Rente zugesichert hatte, abermals ihr Vaterland, versuchte jedoch, als das Mißverhältniß mit dem Papste ihr immer lästiger zu werden begann, zum zweiten Male dahin zurück zu kehren. An der Grenze kam ihr von Seiten der Regentschaft die Weisung zu, ihren Priester zu entfernen; Christine wollte sich dazu nicht entschließen, und reiste sogleich zurück. In Hamburg erhielt sie die Nachricht vom Tode des Papstes Alexander, und von der Erhebung Clemens IX. auf den päpstlichen Stuhl; sie hoffte diesen durch eine Feier für sich einzunehmen, ließ ihre Wohnung erleuchten und gab dem Volke ein glänzendes Fest. Dasselbe wurde jedoch durch einen Volksauflauf gestört, und die Ruhe nicht ohne Blutvergießen wieder hergestellt, die Königin mußte aber sogleich die Stadt verlassen. Sie kehrte nach Rom zurück, wo bald nachher von Clemens IX. die dreifache Krone auf Clemens X. überging. Auch dieser starb 1667, und in dem neuen Papste, Innocenz II.,

fand Christine einen strengen unerschütterlichen Gebieter, mit dem sie in kurzer Zeit in offenbare Reibungen gerieth, in Folge deren ihr der päpstliche Jahrgehalt entzogen ward. Christine lebte von nun an wieder ganz den Wissenschaften, bei ihrem unermüdeten Streben nach Allseitigkeit sollte ihr nichts fremd bleiben; sie versuchte sogar, in den Sternen zu lesen. Die Stimme des Ehrgeizes aber ließ sich in ihr noch im späten Alter vernehmen, und ihr Eifern nach politischer Wichtigkeit starb nur mit ihrem Tode. Dieser ereilte sie mitten in einer ruhigen Thätigkeit am 19. April 1689; sie war damals 63 Jahre alt und sah ihrer Auflösung so muthig und ungebeugt entgegen, wie sie sich durch ihr ganzes Leben bewährt hatte. Der Papst ließ sie unter feierlichem Gepränge in St. Peter beisetzen und ihr daselbst ein prächtiges Denkmal errichten. Die Königin Christine hat die entschiedensten Verdienste um die Förderung der Künste und Wissenschaften und war wie der sterbende Reichskanzler Oxenstierna treffend und erschöpfend beurtheilte, bei all ihrer Beweglichkeit, bei ihrer Größe und ihren Schwächen, ihrer Leidenschaft und den Widersprüchen ihres Charakters doch immer die Tochter des großen Gustav Adolf geblieben.

X.

Christine, von Dänemark, eine Tochter des Königs Christian II., hatte sich, nachdem ihr erster Gemahl Franz Sforza, Herzog von Mailand, 1544 mit Tode abgegangen war, zum zweiten Male mit dem Herzoge Franz von Lothringen und Bar vermählt, und spielte in der damaligen Zeit der Feindseligkeiten zwischen Frankreich und Oestreich eine bedeutende politische Rolle. Nach des Herzogs Tode führte sie die Regentschaft, da sie aber von mütterlicher Seite her eine Nichte des Kaisers Karl V. war und König Heinrich II. eine Einmischung in den Krieg von ihr befürchtete, so erklärte er sie ihrer Würde als Regentin von Lothringen für entsetzt und ernannte an ihre Stelle einen französischen Edelmann, den Grafen Nicolaus von Vaudemont, zum Regenten, in-

dem er sie zugleich der Erziehung ihres Sohnes, des nachherigen Karl's II. enthob, und diesen in Paris mit seinen Söhnen erziehen ließ. Karl II. heirathete später eine königliche Prinzessin von Frankreich, Christine aber begab sich nach Mecheln und starb daselbst 1590. R.

Christine von Frankreich, ein Tochter Heinrich's IV. und der Marie von Medicis, war im Jahre 1606 geboren und verlebte ihre Jugend an dem Hofe ihres Vaters und nach dessen 1610 erfolgtem Tode unter der Regentschaft ihrer Mutter in Paris. Sie war schön, geistreich, gebildet und tugendhaft, und es fehlte daher nicht an Fürsten, die von nah und fern um die Hand der Königstochter warben; dieselbe ward dem Herzoge Victor Amadeus von Savoyen zu Theil, welchen sie in einer langen und glücklichen Ehe mit mehrern Kindern beschenkte. Nach dem Tode ihres Gemahls führte sie während der Minderjährigkeit ihres ältesten Sohnes die Zügel der Regierung mit Geschick und Klugheit und starb im hohen Alter 1683. X.

Christine von Lothringen, eine Tochter des Herzogs Karl II. welcher Claudia, die Tochter des Königs Heinrich II., von Frankreich zur Gemahlin hatte, war 1565 geboren, und wurde noch ziemlich jung mit dem Großherzoge von Toskana, Ferdinand, vermählt, nach dessen Tode sie 1609 die Regentschaft führte. Die Schriftsteller der damaligen Zeitperiode rühmen an ihr eine seltene Schönheit, vereint mit hohen Geistesgaben, eine außerordentliche Klugheit und Sicherheit bei Leitung der Regierungsangelegenheiten, und eine thätige Beförderung der Künste und Wissenschaften. Sie vermählte ihren ältesten Sohn Cosmos II. mit der Schwester des Kaisers Ferdinand II. Marie Magdalene von Oestreich; durch diese Verbindung ward sie während des 30jährigen Krieges in das Interesse des Hauses Habsburg verflochten, und unterstützte den Kaiser mit Truppen und Geld. Nach dem Tode ihres Sohnes 1620 übernahm sie von Neuem die Regentschaft und starb 1639. R.

Christoph, Madame, Exkaiserin von Haiti, war die Gemahlin Christoph Henri's, eines Sklaven auf St. Domingo, der während des Negeraufstandes daselbst die Partei der Schwarzen ergriff, sich durch Tapferkeit auszeichnete, bis zum Brigadegeneral stieg, nach Dessalines's Tode Präsident, 1811 aber sogar unter dem Namen Heinrich I. Kaiser von Haiti wurde. 1822 wurde er nach einer sehr verständigen Regierung bei einem Aufstande von seiner eigenen Armee entthront und tödtete sich, da ihn Krankheit an sein Lager fesselte, und er den Empörern nicht entgegen treten konnte, durch einen Pistolenschuß. Mad. Christoph, die ihrem oft heftigen, zur Willkür geneigten Gemahl eine milde, sanfte und liebende Gattin gewesen, trat vom Throne herab in die bescheidenen Kreise des Privatlebens. Sie verließ Amerika, wo Alles sie schmerzhaft an die Größe ihres Verlustes erinnerte, und ging mit ihren beiden Töchtern nach Europa, wo sie in Livorno unter Italiens mildem Himmel ein Asyl fand. Vor einigen Jahren brachte sie einen Winter in Dresden zu, und erwarb sich daselbst durch Bildung, Geist und Anstand die allgemeinste Theilnahme. Besondere Auszeichnung widerfuhr ihr und ihren liebenswürdigen Töchtern, von welchen die jüngere durch ihre Gedichte in französischer Sprache einen schönen Beruf zur Poesie beurkundete, im Hause der edlen Fr. v. d. Recke und des gemüthvollen Uraniasängers Tiedge. Bei geringen äußern Reizen, welche zwei junge Negerinnen in den Augen eines Europäers haben mögen, erwarben sich die Töchter der Mad. Christoph durch Grazie, Geist, Anmuth und Lebhaftigkeit der Unterhaltung die aufrichtige Huldigung derer, welche die Güter der Seele höher zu schätzen wissen, als die zufällige Gabe der Schönheit. — Da das Klima Dresdens der Gesundheit der Damen nicht zusagte, so kehrte Mad. Christoph wieder nach Livorno zurück, wo sie aber den Schmerz hatte, ihre älteste Tochter bald durch den Tod zu verlieren.

Christoph, Sanct oder der Heilige, stammte muthmaßlich

aus Syrien, ließ sich in Antiochien taufen und erlitt gegen die Mitte des dritten Jahrhunderts in Kleinasien den Märtyrertod. Seine Verehrung war ehemals sehr weit verbreitet, aber dessen ungeachtet sind seine Lebensumstände sehr dunkel. Er wird gewöhnlich in Riesengröse abgebildet, wie er das Christuskind durch einen Fluß trägt. Christophorus bedeutet nämlich Träger Christi. Besonders zu Pestzeiten nahm man zu ihm seine Zuflucht. Seinen Namenstag feiert die griechische Kirche den 9. Mai und die römische den 25. Juli.

—s—

Christus, s. Jesus Christus.

Chromatisch, s. Tonarten, Tonleitern.

Chroniken, so viel wie Annalen (s. d); doch hat man in neuerer Zeit namentlich diejenigen Bücher Chroniken genannt, welche die geschichtlichen Begebenheiten einzelner Länder oder Städte enthalten. Die Chronika der Bibel erzählen die Geschichte des jüdischen Volkes bis zu dessen Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft.

Chronische Krankheiten. Man versteht darunter entweder Krankheiten, die ohne Fieber (s. d.) entstehen und eine Zeit lang fortdauern, oder solche Fieber, welche sich an die gesetzmäßige Zeit ihres Verlaufs nicht binden oder zu einer andern Krankheit hinzutreten; zu den ersten gehören namentlich die abzehrenden oder hektischen Krankheiten.

Chronologie, s. Zeitrechnung.

Chronometer. Nichts ist für den Seemann wichtiger, als genau zu wissen, auf welchem Punkte der Erde er sich befindet. Hierzu bedient man sich der Chronometer oder Seeuhren, welche von einem Engländer Harryson erfunden wurden, gegen Wärme und Kälte unempfindlich und so genau gearbeitet sind, daß sie täglich nur eine ganz geringe und stets regelmäßige Abweichung haben, mit der Axendrehung der Erde vollkommen übereinstimmen, und die Längengrade zur See angeben. Ihre Genauigkeit geht so weit, daß

man, an irgend einem Orte des Meeres versenkten Gegenstände nach einer langen Reise mittelst des Chronometers wieder fand.

V.

Chryseïs, eigentlich Astynome, die Tochter des Apollopriesters Chryses, wurde im trojanischen Kriege auf einem Streifzuge von Agamemnon (s. d.) gefangen und dessen Beute. Da er sich weigerte, dem bekümmerten Vater seine Tochter zurückzugeben, so sandte der Gott auf des Priesters brünstige Bitte durch seine Pfeile den Tod in's griechische Lager. Agamemnon fand sich nun zwar bewogen, das Mädchen zurückzuschicken, raubte aber dem Achilles (s. d.) die schöne Briseïs, welche dieser erbeutet hatte, wodurch der verderbliche Zwist zwischen beiden Helden entstand, und die Einnahme Troja's lange Zeit verzögert wurde.

Chrysolith, ein Edelstein von olivengrüner Farbe und wenigem Feuer, welcher in Lava und Basalt gefunden wird. Da er nicht sehr hart ist, seine Politur also leicht leidet, wird er nicht besonders geachtet — der Olivin ist ihm an Farbe ähnlich, doch noch weniger hart. Der brasilianische Chrysolith führt diesen Namen ganz mit Unrecht, indem er ein weit kostbareres Mineral ist, nämlich Beryll; glüht man diesen letztern, so erhält man einen Stein, welchen der größte Kenner nicht vom reinsten Brillant unterscheiden kann; wenn er nicht seine Härte prüft, welche ihn allein charakterisirt. V.

Chrysopras, eine Achat- oder Chalcedonart, von der Farbe unreifer Aepfel, ist halb durchsichtig, und wird nur in größeren Stücken geschätzt; er findet sich in Schlesien und Böhmen in solcher Quantität, daß in dem Dom auf dem Hradschin in Prag eine Kapelle ganz und gar mit handgroßen und noch viel größern Stücken ausgelegt ist, so daß die Wände völlig damit überkleidet sind. Sonne und Wärme nehmen ihm die Farbe, was man vermeidet, indem man einen solchen Schmuck im Finstern und in feuchten Räumen aufbewahrt. V.

Chrysostomus, d. Heil., hieß eigentlich Johannes, denn den Beinamen Chrysostomus gab man ihm, seiner hinreißenden Beredsamkeit halber, erst nach seinem Tode. Er wurde gegen das Jahr 344 in Antiochien geboren, trieb frühzeitig das Studium der heiligen Schrift und faßte den Entschluß, durch Fasten und Wachen Herr seiner Leidenschaften zu werden. Im Jahr 374 ging er zu den Einsiedlern auf den benachbarten Gebirgen, zog sich aber nach vier Jahren in eine noch tiefere Einsamkeit zurück. Eine gefährliche Krankheit, die Folge seiner rauhen Lebensart, nöthigte ihn, im Jahr 381 Hilfe in Antochien zu suchen. Hier wurde er zum Diakonus, und bald darauf zum Priester geweiht. Durch die Gewalt seiner Rede gewann er Heiden, Juden und Ketzer für die reine Lehre. Sein Name wurde bald im ganzen Morgenlande berühmt. Deßhalb ließ ihn der Kaiser Arkadius im Jahr 397 heimlich aus Antiochien entführen, um ihn zum Bischof von Constantinopel zu erheben. Als Bischof verbesserte er durch sein Beispiel die Sitten der Geistlichen und trug überhaupt Viel zur Verbreitung des Christenthumes bei. Doch wie überall das Gute, so fand auch Chrysostomus bald Neider und Feinde, an deren Spitze die Kaiserin Eudoxia und Theophilus, Patriarch von Alexandrien, standen. Er wurde verbannt und entfloh bei Nacht. Indessen schreckten ein Volksaufstand und ein Erdbeben den Kaiser so sehr, daß er sein Urtheil widerrief, und Eudoxia den Chrysostomus zur Rückkehr einlud. Er zog im Triumphe ein. Doch nur von kurzer Dauer war die Ruhe. Er beleidigte bald darauf den Ehrgeiz der Kaiserin und mußte im Jahr 404 Constantinopel auf immer verlassen. Bei einem Feste sollte nämlich die Bildsäule der Kaiserin aufgestellt werden. Chrysostomus eiferte gegen mehrere dabei Statt findende heidnische Gebräuche. Eudoxia fühlte sich dadurch gekränkt, und Chrysostomus mußte, ungeachtet 40 Bischöfe, der abendländische Kaiser Honorius und der Papst Innocenz sich für ihn verwendeten, in's Exil gehen. So allgemein wurde der fromme Mann bedauert, daß

der Kaiser von Eifersucht getrieben ihn an die äußerste Spitze des schwarzen Meeres bringen lassen wollte; allein der 63jährige Greis, welcher die Reise in der glühendsten Sonnenhitze mit unbedecktem Haupt zu Fuß machen mußte, erlag den Beschwerden und starb am 14. September 407 im Oratorium des heiligen Basilius zu Comana. Seine zahlreichen Schriften zeigen so große Lebendigkeit und Fülle der Einbildungskraft, Klarheit in der Darstellung, Schmuck in treffenden Bildern, und hinreißende Beredsamkeit, daß man wohl nicht mit Unrecht behauptet hat, Chrysostomus sei von keinem andern christlichen Redner übertroffen worden.

— s —

Chudleigh, Marie, in der englischen Grafschaft Devonshire 1656 geboren, wuchs in ärmlichen Verhältnissen auf und genoß eine dürftige Erziehung. Um so mehr verdient der Umstand volle Anerkennung, daß sie Alles, was sie als Dichterin geliefert hat, sich selbst und ihrem unermüdlichen Fleiße, den ein bedeutendes natürliches Talent unterstützte, verdankt. Von ihren Schriften, unter denen sich auch mehrere dramatische Dichtungen befinden, sind es namentlich ihre lyrischen Poesien, die einen entschiedenen Beifall fanden. Ihre Lebensumstände und namentlich ihre ehelichen Verhältnisse scheinen wenig glücklich gewesen zu sein. — Sie starb 1710. An ihren Gedichten ist es weniger eine glänzende Diction und eine schwunghafte Phantasie, als vielmehr eine hohe Klarheit und ein angenehmer Versbau, der dieselben auszeichnet. Die dritte Auflage erschien 1722 in London. X.

Chyryn ist der Name einer persischen Sklavin, deren Geschichte von orientalischen Dichtern oft besungen worden ist. Sie war von ausnehmender Schönheit und sanftem, hingebendem Charakter. Der Prinz Khosrou-Perwyz entflammte in leidenschaftlicher Liebe zu ihr und gab ihr zum Zeichen seiner unwandelbaren Treue einen Ring. Chyryn's Herr ward von dem Verhältnisse unterrichtet und da er die Verbindung des Fürstensohnes mit der nie-

dern Sklavin für unwürdig hielt, gab er Befehl, die letztere umzubringen. Chyryn aber bestach durch den Eindruck ihrer rührenden Anmuth den Henker, flüchtete und verbarg sich in der Hütte eines alten Einsiedlers, bei dem sie mehrere Jahre zubrachte. Inzwischen bestieg Perwyz den Thron von Persien und empfing eines Tags den Ring, den er der todtgeglaubten Geliebten als Unterpfand seiner Neigung geschenkt hatte. Chyryn ward jetzt zur Herrscherin erhoben und verlebte lange und glückliche Jahre an der Seite ihres Gemahls. Nach dessen Tode brachen Haß, Neid und Verfolgung über sie herein; sie duldete Alles; als aber Perwyz's Sohn und Nachfolger sie mit seiner Liebe bestürmte, da war ihr Entschluß gefaßt. Sie bat den Fürsten, das Grab ihres geliebten Todten besuchen zu dürfen. Er gestattete es, nicht argwöhnend, daß er sie nie wiedersehen würde. Ein tödtliches Gift verzehrte auf dem Leichensteine des Geliebten schnell, wie sie es gewünscht hatte, ihr Leben. — Chyryn lebte zu Anfang des 5. Jahrhunderts.

R.

Cibo, Katharina, aus einem sehr alten italienischen Geschlecht, das mehrere historisch merkwürdige Namen in seinem Stammbaume aufzählt, entsprossen, die Schwester des Cardinals Innocenz Cibo, ward durch Vermittlung des Papstes Leo X. an Maria Varano, Herzog von Camerina, vermählt, aber nach wenigen Jahren schon Witwe, und weihte von da an ihr ganzes Leben der Religion und den Wissenschaften. In ganz Italien tönte der Ruf ihrer seltenen Gelehrsamkeit wieder, die sich namentlich in dem Gebiete der Philosophie und Theologie bewegte, daneben aber eine außerordentliche Kenntniß der alten und classischen Sprachen umfaßte. Katharina Cibo, die auch als die Stifterin des ersten Kapuzinerklosters genannt wird, starb zu Florenz 1557.

R.

Cicade, eine Zirpengattung, wovon es verschiedene Arten gibt. Am bekanntesten ist die Singcicade, unsere Grille, de-

ren schwirrender, weittönender Laut oft traulich und melancholisch an Sommer- und Herbstabenden die Stille des Zimmers unterbricht. Ihr Körper ist grün oder braun, die Oberflügel sind glänzend, durchsichtig, auch oft bunt gefärbt. Jenen Ton bringen die Männchen hervor, indem sie zwei knorpelige Schuppen am Untertheile ausziehen und zusammenfalten. Bei den Alten war die Cicade als musikalisch dem Apollo geweiht und die athenienſischen Damen trugen eine goldene Grille als Schmuck in den Haaren. Reizend ist Anakreon's Gedicht an die Cicade. Er singt von ihr:

Dich, Cicade, muß ich glücklich preisen,
Einem stolzen Weltbeherrscher gleich,
Fröhlich singend deine muntern Weisen,
Thronst du auf der Bäume höchstem Zweig.
Labst dich von des Morgens frischem Thaue,
Dein ist Alles, was das Auge sieht,
Dein sind alle Blumen auf der Aue,
Dein ist Alles, was im Walde blüht.

Und zum Schlusse:

Du, der Erde Mutterschoß entsprossen,
Bist an Weisheit, bist an Liedern reich,
Deine Brust ist jedem Schmerz verschlossen,
Grille, ja den Göttern bist du gleich! —

(S. Anakreon's Lieder von C. E. Möbius. Leipzig, 1833.)

— n.

Cicci, Marie Luise, eine der gelehrtesten Frauen Italiens im vorigen Jahrhundert, war am 14. September 1760 in Pisa geboren und empfing ihre Bildung, nachdem sie beide Eltern früh verloren hatte, in einem Kloster ihrer Vaterstadt. Sie widmete sich schon während ihres Aufenthaltes daselbst dem eifrigsten Studium der italienischen Dichter, unter denen sie vor Allen Dante begeisterte. Nachdem ihre Erziehung vollendet war, verließ sie das Kloster und lebte hinfort im Hause ihres Bruders ihren dichteri-

schen Beschäftigungen, neben denen sie auch die andern Wissenschaften, und selbst die philosophischen und mathematischen, mit regem Fleiße betrieb. Die englische und französische Sprache hatte sie sich bereits bis zur vollkommensten Fertigkeit angeeignet. Dabei war Marie Luise Cicci von bezaubernder Liebenswürdigkeit und ihr Haus der Vereinigungspunkt der gebildeten Welt von Pisa. Von mehrern gelehrten Gesellschaften ward sie als Mitglied aufgenommen. — Sie starb in der Blüthe ihrer Jahre, am 8. März 1794. Ihrem Bruder verdanken wir die geschmackvolle Ausgabe ihrer Poesien, die nebst einer Lebensskizze der geist- und gemüthvollen Dichterin 1796 in Parma erschienen. X.

Cicero, Marcus Tullius, der größte Redner des Alterthums, der Demosthenes (s. d. A.) der Römer, 106 vor Christus zu Arpinum geboren, widmete sich frühzeitig schon dem Studium der griechischen Schriftsteller, der Philosophie, Dicht- und Redekunst, und fand seine letzte Ausbildung in Athen, das damals noch immer der Mittelpunkt der Wissenschaften war. In seinem 30. Jahre betrat er die Laufbahn des öffentlichen Staatslebens, ward Quästor in Sicilien und trat dann in Rom als Redner auf, strafte den Verres, vereitelte Catilina's Verschwörung, ward Consul und als Vater des Vaterlands begrüßt. Kurz darauf von Feinden und Nebenbuhlern verdächtig gemacht, wählte er eine freiwillige Verbannung, kehrte aber nach 10 Monaten wieder nach Rom zurück. Sein Einzug glich einem Triumph; er gewann den frühern Einfluß wieder, und erwarb sich mehrfach den Dank der Republik. Seine Reden gegen Antonius, unter dem Namen der philippischen, bekannt, brachten diesen gegen ihn auf; Cicero ward geächtet und auf seinem Landgute Tuskulum den 7. December 43 vor Christus ermordet. Mehrere seiner bewundertsten Werke hat Wieland meisterhaft übersetzt. Sein Leben ist von Plutarch beschrieben worden. T.

Cicerone. Die unzähligen Kunstschätze und Alterthümer

Italiens haben es nothwendig gemacht, daß sich Leute vorzugsweise mit dem Studium derselben beschäftigten, um den Tausenden von Fremden, welche theils aus Neugierde, theils zur Belehrung dahin wallfahrten, als Führer und Erklärer nützlich zu werden. Die Gesprächigkeit, welche solche Männer sich in der Regel aneignen, war Ursache, daß man ihnen scherzhafter Weise — in Bezug auf den großen Redner — den Namen Cicerone gab, was endlich zum Sprachgebrauch wurde.

Cichorie, (cichorium,) Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der **composita**, unter welchen sie mit andern, deren Blümchen zungenförmig sind, die Gruppe der Cichoreen bildet. Sie gehört in die 19. Linné'sche Classe, hat einen gemeinschaftlichen Kelch, eine doppelte Reihe Blättchen, Spreublätter auf dem Fruchtboden und den Samen auf der Spitze. Die gemeine Cichorie wächst durch ganz Europa wild, vier andre Arten in Griechenland, Italien und auf Cypern. Die Wurzel der Cichorie wird auf mannichfache Weise benutzt. In der Arzneikunde zu Absuden, zum Färben, indem aus ihrem milchartigen Safte eine schöne blaue Farbe gefertigt wird, vorzüglich aber als beliebtes Kaffeesurrogat, in welcher Eigenschaft eine Gräfin Randow sie zuerst gebraucht haben soll. Von einem Gallenfieber in der Reconvalescenz begriffen, wurde ihr die Cichorie vom Arzt als Morgengetränk empfohlen, leistete gute Dienste und wurde seitdem allgemein. Von der seit einiger Zeit zu diesem Zwecke besonders angebauten und veredelten Cichorie wird die Wurzel gesäubert, zerschnitten, abgewelkt, gewässert, wieder abgetrocknet, im Backofen halbbraun geröstet, und dann in Pulverform dem gewöhnlichen Kaffee beigemischt, oder auch allein abgekocht getrunken. Kenner werden den Geschmack leicht unterscheiden; auch ist die Wirkung desselben anders als beim gewöhnlichen Kaffee. Er sättigt weit mehr und hinterläßt denjenigen, die nicht daran gewöhnt sind, Schwere und Trägheit in den Gliedern, und erhitzt. Die ärmere Classe hingegen, welche ihn täglich trinkt, empfindet

nichts davon, und die Behauptung, daß er den Augen schädlich sei, hat sich nicht bestätigt. L. M.

Cicisbeat, Cicisbeo. Sobald in Italien, namentlich in Florenz und Genua, ein Mann aus den höhern Ständen geheirathet hat, gestattet er der Frau einen Hausfreund (Cicisbeo), welcher sie in Gesellschaften, Concerte, Theater, zu öffentlichen Lustbarkeiten und auf Promenaden begleitet, sie beschützt, bei der Toilette unterhält, ja sogar zu jeder Tagesstunde unangemeldet besuchen darf, was selbst der Gemahl aus übertriebener Delikatesse nicht thut. Da nun dieses Verhältniß nichts Sträfliches hat, und es den Gatten der Mühe überhebt, für die Unterhaltung seiner Frau selbst zu sorgen, so besteht es trotz der Eifersucht der Italiener und gehört zum guten Ton. Die Pflichten eines solchen Hausfreundes sind aber in der That kein süßes Geschäft. Immer genöthigt die Rolle eines nachgiebigen, gefälligen Verehrers und Anbeters zu spielen, muß er die Launen seiner Gebieterin mit immer gleicher Langmuth ertragen, ohne selbst Ansprüche auf eine Neigung machen zu dürfen. — In neuerer Zeit hat übrigens diese Sitte sehr abgenommen, und die Ehen haben sich auch in Italien mehr dem ernsten, soliden und traulichen Charakter der Deutschen genähert.

Cid, Don Ruy Diaz, Graf von Vivar, mit dem ruhmvollen Beinamen el Campeador, der Vertreter des Ritterthums, der Held unzähliger Sagen und Lieder, war im Jahr 1026 wahrscheinlich zu Vivar, nahe bei Burgos, geboren. Seine Geschichte, der Gegenstand von Hunderten von Gesängen, ist so reich mit Blüthen der Dichtung durchflochten, daß die historische Wahrheit von dem Schmuck der Erfindung fast nicht mehr zu trennen ist. Aus einem altberühmten castilischen Geschlechte herstammend, fallen unter die lange und glorreiche Regierung Fernando's des Großen die ersten Thaten seines Ruhms. Von den Qualen einer unglücklichen Liebe zu Ximenen, der schönen Tochter des Grafen Lozano von

Gormaz, der von Ruy's Hand fiel, in die Schrecken des Kampfes getrieben, bestieg der noch nicht 20jährige Jüngling sein edles Roß Babieca und zog gegen die Mauren, die unter 5 Fürsten verheerend in Castilien eingefallen waren. Von seinem ritterlichen Schwerte erlag der Feind, Ruy sandte die Fürsten gefangen an Fernando, der ihm zum Dank seine geliebte Ximene zuführte. Seines Königs Kämpfer gegen Ramiro, den König von Aragonien, erfocht er den Besitz von Calahorra, und als Fernando gestorben und das Reich unter seine 3 Söhne getheilt hatte, siegte Sancho im Bruderkriege über die übrigen, denn der Campeador trug seinen Banner. Nur noch die einzige Stadt Zamora leistete tapfern Widerstand für Alfonzo; vor ihren Mauern fiel Sancho und Alfonzo ward zum Thron berufen, nachdem ihm der Cid zu Burgos einen feierlichen Eid, daß er an des Bruders Ermordung keinen Antheil habe, im Namen der Stadt Castiliens abgenommen hatte. Mit heldenmüthiger Treue diente Ruy seinem neuen Fürsten und kämpfte für sein Reich, auch nachdem er die Wandelbarkeit der königlichen Gnade erfahren hatte. Kein Unglück vermochte den Helden zu beugen, den die glänzendsten Siege mit immer frischen Lorbern krönten. Sein Schwert trieb die Mauren nach Afrika zurück, unterwarf Valencia und züchtigte Don Pedro von Aragonien. Ein Fels in der Gegend von Terruel heißt noch heute Peña del Cid. Die Eroberung Murviedro's 1095, war seine letzte Waffenthat; der Cid starb 1099 im 74. Jahre. Die Sage berichtet, daß sein Leichnam noch gerüstet, mit seinem Schwerte Tizona umgürtet, auf sein treues Schlachtroß Babieca gesetzt, die Mauren, welche nach des Campeadors Tode Valencia wieder zu nehmen versuchten, geschreckt und zur Flucht gezwungen habe. Donna Ximene versenkte ihn darauf zu Cardena in Castilien in eine Grabstätte, die noch jetzt seine Gebeine aufbewahrt. — Die unsterblichen Thaten des Cid wurden zuerst Anfangs des 13. Jahrhunderts in dem Gedicht Poema del Cid el Campeador gefeiert; spätere Lieder sammelte Escobar, aus

dieser und Debing's „Sammlung altspanischer Romanzen" übersetzte Herder 70 in seinem „Cid." Das Leben des Helden ist von J. von Müller im 8. Theil seiner Werke nach historischen Quellen bearbeitet worden. B.

Cider. Nicht nur aus den Trauben der Kraft und Wärme spendenden Rebe wird Wein gewonnen, sondern auch verschiedene Aepfel- und Birnensorten liefern einen wohlschmeckenden Saft, der dem Weine gleicht und an vielen Orten häufig getrunken wird. Dieses Getränk heißt Cider und wird vorzugsweise in England und Frankreich, besonders in der Picardie und Normandie, in großer Menge bereitet. Man pflückt zu diesem Zwecke die Früchte gegen Ende des Herbstes, läßt sie einige Zeit liegen, damit sie durchreifen, zermalmt sie dann mittelst Walzen, feuchtet den dadurch entstandenen Brei mit Wasser an und preßt ihn dann, wie die Trauben. Der abfließende Saft wird in Fässer gefüllt, setzt hier alle herben und unreinen Stoffe ab, gährt lange Zeit und gibt bis Anfang März ein süßes, wohlschmeckendes, aber auch berauschendes Getränk. Später bekommt der Cider einen scharfen, etwas zusammenziehenden Geschmack, und mousirt wie Champagner. In tropischen Gegenden wird auch aus Zuckerrohr, aus Palmensaft, wie auch aus Rosinen, welche zu diesem Zwecke mit Zucker, Weinsteinsalz, Vitriolöl ꝛc. versetzt werden, Cider bereitet. — In Deutschland liefern die Rheingegenden guten Cider, der, mäßig genossen, ein gesundes Getränk ist. D.

Cimarosa, Domenico, ein früher mit Recht beliebter Operncomponist, geboren 1755 zu Neapel, ward von Sacchini gebildet und schon mit seinen ersten Erzeugnissen beifällig aufgenommen. Vorzugsweise in der komischen Oper ist er neu, natürlich und liebenswürdig. Von Petersburg, wohin er einen Ruf als Kapellmeister erhalten hatte, ging er nach Wien. Seine Oper „Il matrimonio segreto" machte ihn zum Liebling des Publikums, so wie des Kaisers Leopold II., der sie sogar an einem Abende zwei

Mal aufführen ließ. Von Wien aus besuchte er seine schöne Heimath, starb aber bereits 1801 in Venedig. Sein Tod wurde an mehrern Orten feierlich betrauert. R. S.

Cinti-Damoreau, Mad., neben der Grisi und Malibran die Hauptzierde der großen Oper zu Paris. Sie ist 1802 geboren, von lebhaftem Aeußern, graziös im Spiel und besonders paßt ihr seelenvolles Auge, das ihren Vortrag belebt, zu ihrer charakteristischen Erscheinung. Ihre Stimme ist glockenhell, ihre Kunstbildung aus der italienischen Schule.

Cirani, **Elisabeth**, die Tochter eines Malers, war die berühmteste unter drei Schwestern, die sich derselben Kunst geweiht hatten. Sie wurde 1638 zu Bologna geboren. Ihr Vater Giovanni Andrea Cirani pflegte schon in dem Kinde den Keim des Malertalentes, das sich später zu einer seltenen Vollkommenheit entwickelte. Die Schwestern Cirani bildeten sich vornehmlich nach der Manier Guido Reni's, und Elisabeth kam dem gefeierten Meister in ihren Werken am nächsten. Correcte, kräftige Zeichnung, lebhaftes, sprechendes Colorit und eine herrliche Schattirung zeichnen ihre Gemälde aus. Sie starb 1665 an Gift und ward in der Kirche St. Dominico neben Guido Reni beigesetzt. X.

Cirkassien, eigentlich **Tscherkassien**, eine Provinz im asiatischen Rußland, nördlich von der Statthalterschaft Kaukasien, südlich und westlich von Imerethi und Abchasien, östlich von Daghestan begränzt. — Wer hätte nicht von der Schönheit der cirkassischen Frauen in Reisebeschreibungen und Romanen, die der Pracht und Ueppigkeit morgenländischer Lebensweise erwähnen, gelesen; wer nicht gehört, daß sie auf den Sclavenmärkten der Levante gleich nach den Georgierinnen das kostbarste Geschmeide sind, womit der Moslim seinen Harem schmückt, welches der Niedere seinem hohen Gebieter als theuerstes Geschenk verehrt? — Cirkassien, ein Land von einem edlen Menschenschlage bewohnt, der halb in barbarischer Rohheit, halb in ritterlicher Galanterie le-

bend, Heldenmuth mit Raubluſt paart, und die äußern und innern Elemente zu einer hohen Cultur in ſich trägt, iſt uns bis jetzt mehr durch die Kunde von ſeinen ſchönen Frauen, als durch die Forſchungen der Reiſenden bekannt geworden. Erſt in neuerer Zeit haben wir, durch Beſitznahme Rußlands und den dadurch lebhafter gewordenen Verkehr Europa's mit dieſer fernen aſiatiſchen Provinz, genauere Nachweiſungen über das Land, ſeine Bewohner, Verhältniſſe und Sitten erhalten. Cirkaſſien, am Kamme des Kaukaſus gelegen, ein herrliches Thal- und Hügelland, bietet namentlich auf den beiden Kabardas, den Einſchnitten des Vorder- und Mittelgebirges, eine Reihe fruchtbarer Landſchaften, deren gemäßigter Himmel mit den ſchönſten Gegenden Italiens wetteifert. Der Frühling erſcheint hier frühzeitig und kleidet die Triften und Hügel mit grünem Sammet, mit Teppichen von Veilchen und anderen Blumen. Schon im April blühen Kirſch,- Mandel- und Aprikoſenbäume; im Mai prangen ſchon die erſten Früchte auf den Zweigen. Anfangs Juli erntet der Landmann bereits Weizen, Reis und Hirſe. Auf freiem Felde wachſen Melonen, an Bergbehängen und Zäunen die ſchönſten Trauben, deren Beeren über einen Zoll lang, zuckerſüß und wie Glas durchſichtig ſind. Wilde Bienen (der Göttin Meriſſa heilig) füllen die hohlen Baumſtämme des Waldes mit Honig und Wachs. In den dichten Gebüſchen von Eichen, Buchen und Tannen wohnen Herden von Hirſchen, Bären, Luchſen und Haſen. Die Gewäſſer, welche in tauſendfachen Richtungen die Landſchaften durchſchneiden, liefern die wohlſchmekkendſten Fiſche, namentlich Forellen. Auch die Berge ſind reich an Kupfer und Eiſen, worauf aber nur ein unbedeutender Bergbau betrieben wird. — Die Einwohner ſind eine kriegeriſche Nation, die theils unter ſich, theils mit den Gränzvölkern in beſtändiger Fehde lebt. Zwar Rußland unterthan, haben ſie doch unter ihren eigenen Fürſten eine Art Unabhängigkeit bewahrt. Sie theilen ſich in fünf Klaſſen: Fürſten, Edle, von dieſen Freigelaſſene,

Freigelassene der Letztern und endlich Leibeigene. Jeder Fürst ist der Oberlehnsherr der Edlen, wie diese wieder die Herren ihrer Leibeigenen sind. Die Männer aller Stände sind vorzugsweise wohlgestaltet, haben einen schönen Wuchs und muskulösen Körperbau. Schultern und Brust sind breit, die Gegend über den Hüften schmal; denn schon von Jugend auf tragen sie einen Gürtel, der den schlanken Wachsthum befördert. Augen und Haare sind braun, der Kopf lang und schmal, die Nase gerade. Sie tragen weite Oberröcke, lange Beinkleider nach tatarischer Art und eine kurze, melonenförmige Mütze, und verzieren ihre Kleidung mit Gold und Silber, Tressen und Bändern, metallnen Zierathen u. dgl. Im kriegerischen Schmucke gleichen sie den Rittern des Mittelalters, wappnen sich mit Brustharnischen, Arm- und Beinschienen von glänzendem Stahl, und tragen Köcher, Degengehänge, Pistolen und Flinten von ausgesuchter Schönheit. Ihr Gang, jede ihrer Bewegungen ist voll Anstand, ihre Miene voll Ausdruck, feurig, muthvoll, überlegen. — Der Fürst von Warschau hält sich eine solche prächtige, cirkassische Leibgarde. — Die Frauen, berühmt wegen ihrer Schönheit, sind dennoch lange nicht so reizend wie die Georgierinnen. Zwar haben sie einen blendenden Teint und seltenes Ebenmaß der Glieder, und übertreffen an schlankem Wuchse alle Anderen, denn schon dem 6jährigen Mädchen wird eine Schnürbrust angelegt, die erst bei der Verheirathung vom Bräutigam mit dem Dolche getrennt wird; doch ist die Nase etwas aufgestülpt und die Haarfarbe röthlich. Der Bräutigam kauft die Jungfrau vom Vater, muß sie aber nach der Landessitte scheinbar entführen oder von einem Freunde entführen lassen. Bis zu dem Augenblicke, wo die junge Frau ein Kind geboren, darf sie sich vor Männern, selbst vor ihrem Vater, nicht blicken lassen. Von da an aber ist ihr Leben ganz im Widerspruche mit dem der übrigen Orientalinnen frei und ungezwungen; sie werden von den Männern mit ritterlicher Galanterie behandelt, so daß ein Cirkassier zu Pferde, wenn er

einer Frau zu Fuße begegnet, absteigt und ihr sein Roß für die Strecke des Weges, welche sie zurückzulegen hat, anbietet. Dessen ungeachtet verkaufen aber doch Eltern ihre Kinder, oder Edle ihre Leibeigenen weiblichen Geschlechtes an türkische Sclavenhändler, ja sie müssen es oft, wenn z. B. die Tochter sagt: sie habe einen Eid darauf abgelegt, weil der Eid für heilig und unverbrüchlich gehalten wird. Oft kehren solche cirkassische Schönheiten reich beschenkt aus den Harems von Constantinopel und Alexandrien zurück und veranlassen andere dadurch zu dem erwähnten eidlichen Gelübde. — Die Cirkassierinnen müssen, trotz der Verehrung, welche ihnen von den Männern erwiesen wird, alle häuslichen Arbeiten verrichten, da diese bloß dem Kriegshandwerke und der Jagd obliegen. Reiche Frauen, die selbst viele Sclaven haben, verschmähen es nicht für ärmere zu arbeiten, ihnen Kleider und Geräthschaften zu verfertigen, ohne dafür auch nur ein Wort des Dankes zu verlangen. Der Diebstahl, an dem Eigenthume einer feindlichen Partei verübt, ist nicht im geringsten ehrenrührig, und ein Mädchen kann ihrem Jüngling keinen größern Vorwurf machen, als den: er habe noch nicht einmal eine Kuh gestohlen. Dies bezieht sich freilich auf die Ansicht, daß Muth, List und Verschlagenheit die Hauptzierden des männlichen Charakters sind. Alle Mädchen lernen kochen, nähen, weben, sticken und Kleider verfertigen. In diesen Arbeiten herrscht viel Geschmack, und namentlich sind ihre Stickereien von seltener Schönheit. Den freieren Umgang, welcher ihnen gestattet ist, mißbrauchen sie nie. Eifersucht ist hier völlig unbekannt. Ihr Charakter ist mild, freundlich, gehorsam und von einer Liebenswürdigkeit, die bei mehr Bildung bezaubern würde. Sie werden beinahe für unverletzlich gehalten, denn ein Verfolgter wird (wie ein neuerer Reisender erzählt) augenblicklich geschützt, sobald er sich unter den Schutz eines Weibes begibt, oder ihre Brust mit seinem Haupte berühren kann. Eheliche Zwiste schlichtet der Ortsherr und hat das Recht, bei wichti-

gen Fällen den schuldigen Theil zu verkaufen. Die Fürsten übergeben ihre Kinder männlichen Geschlechtes gewöhnlich einem oder dem andern Edlen zur Erziehung, und sehen den Sohn erst bei dessen Verheirathung wieder, was freilich eine große Kälte unter den Familiengliedern hervorbringt. Die Verwandtschaftsgrade werden sehr ausgedehnt, und der Fremde, welcher sich unter den Schutz Eines Tscherkassen begibt, kann auch sicher auf den seiner zahlreichen Angehörigen rechnen. Stirbt ein Familienvater, so erhält die Mutter die Verwaltung des Vermögens, nach ihr die Gattin des ältesten Sohnes. — Die Cirkassier bekennen sich zur muhammedanischen Religion; doch ist ihr Gottesdienst mit vielen christlichen, ja sogar heidnischen Gebräuchen ausgeschmückt. Sie verehren das Kreuz und mehrere Heilige; so auch ihre Schutzgöttin Merissa, und opfern für die Gottheit Thiere, Brot u. dergl. Sie begehen das Oster-, Weihnachts- und Neujahrfest mit kirchlichen Ceremonien, mit Spiel und Tanz, wovon sie große Liebhaber sind. —n.

Circe, Kirke, eine Tochter des Helios und der Perse, Schwester des Aëtes, berühmt als mächtige, durch Schönheitreiz und melodische Stimme verführerische Zauberin, welche im Westende der Insel Ääa einen Feenpalast bewohnte, den zahme Löwen und Wölfe bewachten. Sie brauete Liebestränke, übte oft und gern ihre übernatürliche Macht, und besaß vorzugsweise die Gabe der Verwandlung. Den römischen König Picus, der ihre Leidenschaft nicht erwiederte, verwandelte sie in einen Specht. Die Scylla wurde von ihr aus Eifersucht in jenes berüchtigte Ungeheuer verwandelt, das die Meerenge zwischen Sicilien und Calabrien so gefahrvoll machte, und als Odysseus (Ulysses) auf seiner Fahrt ihr verrufenes Gebiet betrat, verwandelte sie durch Zaubertränke und das Berühren ihrer magischen Gerte zwei und zwanzig seiner Gefährten in Schweine, die jedoch ihre Vernunft behielten. Odysseus aber widerstand nicht nur ihrem Zauber, weil ihn Hermes (Merkur) mit kräftigern Gegenmitteln versehen hatte, sondern er be-

drohte die unheilvolle Schönheit ſehr ernſtlich, wenn ſie ſeine Gefährten nicht entzaubern wollte. Sie fügte ſich, und die Verwandelten gingen ſchöner, als ſie zuvor geweſen waren, aus ihrer thieriſchen Metamorphoſe hervor. Und der Held Odyſſeus beſiegte nicht nur Circe's Zaubergewalt, er beſiegte auch ihr Herz, und aus dem anfänglichen Kampf und Streit entſprang ein ſchöner, ſüßtraulicher Friede. Ein ganzes Jahr weilte der Held im Genuſſe ungeſtörten, einträchtigen Beiſammenſeins bei der reizenden Zauberin, dann rieth und rüſtete ſie ihn zu einem Beſuch im Reiche der Unterwelt, und zeigte ihm nach ſeiner glücklichen Rückkehr liebevoll den Weg in ſein Heimathland. Ihre beiderſeitige Liebe hatte zwei Söhnen, Agrios und Latinos, das Leben gegeben. —ch—

Circenſiſche Spiele. Das römiſche Volk, wenn es denjenigen, der in ſeinem Namen die Welt regierte, in dieſem Geſchäft nicht ſtören ſollte, verlangte außer Unterhalt auch Beluſtigungen, und ſo entſtanden jene prachtvollen Schauſpiele, Ovationen, Triumphe. Da aber nicht täglich ein Triumphator durch die Straßen ziehen konnte, bauete man Theater, bauete man in jedem Theile der Stadt einen Circus, in welchem Thiergefechte, See- und Landſchlachten gehalten wurden, und dieſe hießen nach dem Circus, circenſiſche Spiele, und gaben, von dem Volke, was freudetrunken demſelben zulief — oder auch von einem öfters in Zeiten der Noth gehörten Ausrufe, „Panem et circenses," — Gelegenheit zu dem Sprichwort, daß die Römer nur Brot und Schauſpiele brauchten, um zufrieden zu ſein. In der That waren dieſe Spiele (für Rom, was die Stiergefechte für Spanien, und die Pferderennen, Hahngefechte ꝛc. für London ſind) von einer außerordentlichen Pracht, und konnten wohl unterhalten. Die Schönheit des Anblicks wurde durch einen unendlichen Zug von allen Statüen der Götter, und von allen Prieſtern derſelben noch erhöhet. Die bronzenen, marmornen, goldenen Bildſäulen, wurden durch den reſpect. Göttern geheiligte Thiere fortgeſchafft, durch Hirſche, Rehe, Löwen, Panther, Tiger ꝛc. Die

Statüen hochgeehrter Kaiser, wie des vergötterten Cäsar, durften nicht fehlen, Elephanten, Kameele, Zebra, Strauße ꝛc. verherrlichten das Fest, die Kämpfer selbst gingen paarweise, ihnen folgten die Thiere, zum Streit und Opfer bestimmt. Im Circus, während die Zuschauer sich Plätze suchten, ward das Opfer gebracht, worauf die Spiele selbst begannen, welche in Wettrennen zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß, ferner in Faust- und Ringekämpfen (Pancratium, worin Beides vereint war), Kampfspielen zu Pferde, Carousells, Thiergefechten, Thier- und Menschengefechten und Seeschlachten bestanden. — Zu den Letzteren wurde der Circus unter Wasser gesetzt; bei Thiergefechten verbluteten oft an einem Tage mehrere Hundert Löwen und Elephanten — und Tausende von Menschen (Sklaven, in Fechterschulen dazu abgerichtet). B.

Circumpolarsterne, diejenigen Sterne, welche dem wahren Nord- oder Südpol nahe stehen; der Polarstern selbst gehört zu ihnen. Im weitläufigsten Sinne nennt man alle die Sterne so, welche bei uns und in südlicher Breite niemals untergehen, also die Sternbilder des großen und kleinen Bären, der Kassiopeia, des Drachen ꝛc. ꝛc. Der Astronom aber bezeichnet damit nur diejenigen, welche einen Grad und weniger vom Pol entfernt sind; er bedient sich ihrer sowohl zur Bestimmung der Mittagslinie, zur Stellung der astronomischen Instrumente, zur Prüfung ihrer Stellung, als endlich zur genauen Bestimmung des Sternentages. B.

Circus, das öffentliche, gewöhnlich ungeheuer große Gebäude ohne Dach, in welchem die circensischen Spiele (s. d.) gehalten wurden. Der große Circus in Rom hatte beinahe 10,000 Fuß Länge, 2200 Fuß Breite, und war aus drei geraden Mauern und einer halbrunden, an der einen kürzern Seite zusammen gesetzt. Er enthielt auf den beiden langen und der runden Seite reihenweise sich über einander erhebende Sitze für die Zuschauer, deren er 300,000 gefaßt haben soll, war mit einem breiten Wassergraben ver-

sehen, welcher die Thiere abhielt, zu den Menschen zu kommen, und diesen gefährlich zu werden, und hatte in seinem Innnern einen grossen Kampfplatz — die Arena, welche durch eine 12 Fuß breite und 8 Fuß hohe Mauer in zwei Theile getheilt war. — Sie hieß die Spina, diente bei Wettläufen die Kämpfer in der Richtung zu erhalten, trug kleine Tempel, Obelisken ꝛc., und an der gekrümmten Seite sieben Säulen, auf welchen große Kugeln ruheten, davon bei jedem Umlaufe eine abgenommen wurde, um die Zahl der noch zu machenden Reisen zu bezeichnen. So wie dieser große Circus, waren alle andern, nur mit geringeren Dimensionen, gebaut.

V.

Cisterzienser Nonnen. Unter den vielen Orden, welchen die Regel des heiligen Benedict zur Grundlage ihrer besonderen Regel diente, war auch der der Cisterzienser, welcher nach dem Stammkloster Citeaux genannt und im Jahre 1098 gestiftet wurde. Später nannten sich viele der Ordensglieder, aus Achtung gegen den heiligen Bernhard, Bernhardiner. Der Orden, welcher sehr strenge Regeln, namentlich in Hinsicht der Andacht und der Kasteiungen, hatte, breitete sich sehr schnell aus. Auch bildeten sich bald zahlreiche Nonnenklöster. Die Nonnen tragen als Ordenskleidung feine weiße Zeuge, mit Talar und Vorderstreifen von schwarzem Taffet, und einem weißen, mit schwarzem Taffet verzierten Schleier. Jetzt gibt es noch Klöster dieses Ordens in Spanien, in den östreichischen Staaten, in Polen und in der sächsischen Oberlausitz. In letztgenannter Provinz bestehen noch zwei reichbedachte Cisterzienser-Nonnenklöster, nämlich Marienstern und Marienthal.

—s—

Citronat, die Frucht des Citronatbaumes, einer Abart des Citronenbaumes, welche in Stücken geschnitten, in Zucker eingemacht und meist von Italien aus uns zugesandt wird. Die Früchte werden in salzigem, dann in süßem Wasser eingeweicht; man läßt sie dann am Feuer aufwallen und übergießt sie zuletzt mit Syrup oder

geschmolzenem Zucker. Es gibt trockenen und feuchten Citronat; sein Gebrauch ist bekannt.

Citronenbaum, (citrus medica), ursprünglich einheimisch in Persien, in allen südlichen Ländern cultivirt, bei uns aber nur in Gewächshäusern gezogen. Eine Art der in die natürliche Familie der Agrumen gehörigen Pflanzengattung, von Linné in die 18. Klasse gesetzt. Der Hauptcharakter der ganzen Gattung ist eine beerenartige, vielfächerige Frucht, deren Samen sich in einem kloßigen Brei eingebettet findet. Der Baum erreicht eine mäßige Höhe, hat eirunde, scharf zugespitzte, am Blattstiel mit kleinen, herzförmigen Blattansätzen versehene, lebhaft grüne, glänzende Blätter, welche, leicht gerieben, einen angenehmen Geruch geben, und als Thee medicinisch gebraucht werden. Das Holz gibt eine schöne, gelbe Farbe, die namentlich zum Wollfärben anwendbar ist. Die ungemein stark und wohlriechende weiße Blüthe des Citronenbaumes ist perennirend, und man findet Frucht und Blüthe gleichzeitig. Alle Arten von Citronen müssen rein- und dünnschalig, saftig und wenig fleischig sein, und eine liebliche, nicht bittre Säure haben. Die portugiesischen und sicilianischen sind die besten. Wegen ihres mannichfachen Nutzens sind die Citronen ein wichtiger Handelsgegenstand geworden. Sicilien allein versendet jährlich viele Tausend Kisten. Da die Früchte aber vor ihrer völligen Reife abgenommen werden müssen, erhalten wir sie nie in ihrer vollkommenen Süßigkeit, so wenig wie die Apfelsinen und Pomeranzen (s. d.). In den Bläschen der äußern gelben Schale ist ein feines Oel enthalten, welches theils als Arzneimittel, theils zu Parfümerien, so wie auch als ein wesentliches Ingredienz zum Limonadenpulver und zur Punschessenz angewendet wird. Außerdem benutzt man die Schale frisch und getrocknet, abgerieben oder fein geschnitten für viele Speisen, Compots, zu dem meisten Backwerk und Conditorwaaren. Der Saft dient zu Punsch, Limonade, Gelées, Crêmes, Backwerk, und als liebliche Säure und Würze an manche Gerichte, Suppen, Brühen, Sülzen u. s. w. Zum Ge-

tränk, mit Wasser vermischt, gewährt der Citronensaft eine angenehme Kühlung und wird bei Blutwallungen häufig medicinisch verordnet. L. M.

Ciza, Ziza, Zigilia. Eine Göttin der Sorben, von welchen sie als Fruchtbarkeit spendende Wohlthäterin verehrt wurde. In der Lausitz, der Gegend von Meißen, auch um Saalfeld, wo noch die Sorbenburg Kunde von dem Volksstamme gibt, der einst das Land bewohnte, war diese Göttin gekannt, und die Stadt Zeitz verdankt ihr den Namen. Ob die sorbische Ciza gleichbedeutend war mit der Cisa oder Cisara, welche Rhätier und Vindelicier als Getreidegöttin, gleichsam als Ceres verehrten, ist eine noch nicht mit Bestimmtheit erörterte Frage. Diese Gottheit hatte hauptsächlich in dem alten Augsburg Opferdienst und Festgepränge, und ein Steinkopf über dem Thor der St. Ulrichskirche daselbst soll das Bild der Cisa sein und einst geweissagt haben. Der Kopf trägt an der Stirne kleine Flügel und hat schlangenartige Locken, wie die Medusa oder eine Furie. —ch—

Clairon, Josephe Leyris de la Tude, eine der gefeiertsten Schauspielerinnen der französischen Bühne des vorigen Jahrhunderts, 1722 zu Condé in Flandern von armen Eltern geboren, betrat schon als Kind durch Talent und Gesangsfertigkeit ausgezeichnet mit 12 Jahren das Theater in Paris. Nachdem sie bei der italienischen Oper mehrere Jahre mit entschiedenem Glück sich im Soubrettenfache bewegt hatte, debutirte sie beim Théatre français in der Rolle der Phädra. Es war in der glänzendsten Periode der Dumenil (s. d. A.), deren außerordentliche Leistungen mit dem beifälligsten Erfolge gekrönt waren; um so gespannter waren die Erwartungen, eine Nebenbuhlerin der berühmten Heldin auftreten zu sehen. Demoiselle Clairon feierte einen vollkommenen Triumph; das kunstsinnige Paris war voll von ihrem Lobe, und seine Dichter, Voltaire an der Spitze, lagen zu ihren Füßen. Sie entschied sich jetzt ganz für das Fach der Heldinnen und spielte dieselben mit unerhör-

tem Beifall; ihre Darstellungen der Charaktere waren so zur Bewunderung hinreißend, daß das Auge dabei die unansehnliche Gestalt und die nichts weniger als schönen Züge der Darstellenden vergaß. Dabei lebte sie in ununterbrochenen Mißverhältnissen mit ihren Kunstgenossen; bei einer solchen Gelegenheit, wo sie sich weigerte, mit dem Schauspieler Dubois aufzutreten, wurde sie vom Publikum mit lauten Schmähungen empfangen und verließ 1765 die Bühne, deren erste Zierde sie gewesen war. Sie wandte sich aus Frankreich an den Hof des Markgrafen von Ansbach und brachte daselbst 12 Jahre zu, nach deren Verlauf sie nach Paris zurückkehrte, um die letzten Jahre ihres Lebens der Theorie ihrer Kunst zu widmen, und für dieselbe junge Talente zu bilden. Kurz vor ihrem Tode 1803 erschienen von ihrer Feder die interessanten „Mémoires d' Hippolyte Clairon et reflexions sur la declamation théatrale.

T.

Clairvoyance. Die höchste Stufe des Somnambulismus in der Lehre von dem thierischen Magnetismus, wobei der Clairvoyant, oder die Clairvoyante nicht nur sich selbst innerlich anzuschauen vermag, sondern auch wissen soll, was in andern, mit der magnetisirten in Verbindung und Rapport gesetzten Personen vorgeht, ja vermögen soll, tiefe Blicke in die ferne Zukunft zu thun. Die Zeit dieser Meinungen und des Glaubens an dieselben ist vorüber.

V.

Clara, die Heilige, wurde 1193 zu Assisi geboren und stammte aus einer reichen, adeligen Familie. Schon in dem zarten Kinde zeigte sich mächtig der Sinn für geistliche Uebungen und Büßungen, verbunden mit hoher religiöser Schwärmerei. Zur Jungfrau herangeblüht fühlte sie sich plötzlich zu einem edlen Jüngling in Liebe hingezogen, der aber ihre Neigung verschmähte. — Alle Qualen getäuschter Leidenschaft durchbohrten sie. — Da träumt sie in einer Nacht, sie sei gestorben und in den Chor der Seligen aufgenommen, verrichte den Dienst der Engel am Throne der Him-

melskönigin und ihr Geliebter blicke von der Erde zu ihr empor, flehend um ihre Fürbitte bei der gnadenreichen Mutter des Welterlösers. — Ihr Inneres war plötzlich umgewandelt, die irdische Liebe wich aus ihrem Herzen und gab einer höhern, göttlichern Raum. — Sie floh, damals 18 Jahre alt und von bezaubernder Schönheit, aus dem väterlichen Hause und ging in das Kloster Portiuncula nahe bei Assisi, wo der heilige Franciscus, Stifter des Franziskanerordens, als Prior lebte. Ihm gab sie ihren Wunsch, das Geräusch der Welt zu verlassen, sich fortan nur dem Ewigen zu weihen und einen weiblichen Orden nach der Regel der Franziskaner zu stiften, zu erkennen. Sogleich legte sie ihren Schmuck ab, ließ sich das schöne Haar abschneiden und kleidete sich in das härene Gewand der Büßerinnen. Vergebens suchten sie ihre Eltern zurück in das väterliche Haus und zu den Freuden der Welt zu locken. Eine Schwester folgte ihr vielmehr zu gleichem Berufe in das heilige Asyl. Das außerordentliche Ereigniß und der Ruf von der ungewöhnlichen Schönheit der schönen Büßerin, lockte eine große Volksmenge in das Kloster, so daß es geschlossen und bald darauf nicht weit davon ein kleineres erbaut werden mußte, welches man der frommen Clara und den Töchtern aller Stände, die sich unter ihrer Regel vereinigten, erbaute. Sie wurde hier Aebtissin, kam durch viele Wunder bald in den Ruf der Heiligkeit und leuchtete Allen als ein Muster der Frömmigkeit, Kasteiung und Selbstabtödtung vor. Nach ihr nannten sich die Nonnen Clarissinen. Papst Innocenz IV. bestätigte den Orden 1246. — Clara starb 1253, sechzig Jahre alt und wurde 1285 vom Papst Alexander IV. unter die Heiligen versetzt.

Claude de France, Königin von Frankreich, die Tochter Ludwig's XII. und der Anna von Bretagne, 1499 geboren. Schon als Kind wurde sie an den Erzherzog Karl von Oestreich, der später als Karl V. den deutschen Kaiserthron bestieg, verlobt. Aber ihre Mutter, welche diese Verbindung auf das Lebhafteste betrieben hatte, starb 1514, und die funfzehnjährige Prinzessin mußte auf des

Vaters Geheiß ihrem Bräutigam entsagen und dem Thronerben Frankreichs, Franz von Valois, ihre Hand reichen. Diese Ehe war zwar ein Werk der Politik; denn Claude brachte das Herzogthum Bretagne und die Grafschaften Blois, Coucy, Montfort, Etampes, Asti ꝛc. an die französische Krone; aber die junge Königin, obgleich nicht von besonderer Schönheit, wußte durch die trefflichsten Eigenschaften des Geistes und Herzens sich dennoch die Achtung und Ehrerbietung des flatterhaften Gemahls zu erwerben. Franz liebte sie nicht, aber er begegnete ihr stets mit Auszeichnung und benutzte häufig in wichtigen Angelegenheiten ihren Rath und ihre Vermittlung. — Das Volk liebte sie und nannte sie allgemein „die gute Königin," wegen ihrer Sanftmuth und Herzensgüte. Sie übte tausend Werke der Mildthätigkeit und starb allgemein betrauert nach einer zehnjährigen Ehe 1524, im 25. Lebensjahre. Sie hatte ihrem Gemahl drei Prinzen und vier Prinzessinnen geboren.

R.

Claudia. Zur Zeit des zweiten punischen Krieges wurde Rom von Hannibal hart bedrängt. Um das Volk zu ermuthigen, befragte der Senat das Orakel. Dieses antwortete: „Wollt ihr den Feind besiegen und aus Italien vertreiben, so holt die steinerne Bildsäule der Göttermutter, die zu Pessinunt in Phrygien steht, und bringt sie nach Rom." Man sandte sofort eine Botschaft an den König von Pergamus und bat ihn um die Auslieferung des Heiligthums. Dieser willfahrte dem Ansuchen, doch erhielten die römischen Abgesandten zugleich von der Pythia zu Delphi die Weisung, das Götterbildniß bei seiner Ankunft in Rom nur den Händen des unbescholtensten Mannes anzuvertrauen. Die Wahl fiel auf einen jungen Mann, Namens Scipio Nasica. Als das Schiff aber mit dem Heiligthume in der Tiber ankam, blieb es plötzlich auf unbegreifliche Weise fest stehen, und konnte durch keine Anstrengung weiter bewegt werden. — Unter der Zahl von Roms ausgezeichneten Männern und Frauen, welche im feierlichen Zuge nach Ostia hinausge-

gangen waren, um das Götterbildniß einzuholen, befand sich auch die edle Römerin Quinta Claudia. Sie war als putzsüchtig bekannt, und die Mißgunst hatte darum nicht unterlassen, ihren guten Ruf zu beflecken. Im Bewußtsein ihrer Unschuld beschloß sie jetzt durch das Herbeiführen eines Götterausspruches sich von jedem Verdacht zu reinigen. Sie löste ihren Gürtel, band ihn an das Schiff und flehte mit erhobenen Händen und lauter Stimme zu den Göttern: Wenn mein Wandel rein, wenn mein Herz ohne Schuld und Fehle, dann gewährt, o hohe Götter, daß meiner Hand dieß Schiff gehorche und der Widerstand schwinde, der das Palladium Rom vorenthält! — Kaum hatte sie dies Wort gesprochen, als das Schiff sich erhob und unter dem Jubelruf der begeisterten Menge leicht von Claudia's Gürtel gezogen, sich nach dem Landungsplatze hin bewegte. — Claudia's Ehre war gerettet und Rom verehrte von nun an die Verleumdete als eine der edelsten Frauen, für deren Sittenreinheit selbst die Hohen des Olymps gezeugt. R.

Clauren, H., das Namensanagramm des königl. preußischen geheimen Hofrathes Carl Heun, der als Romanschriftsteller vielfach bekannt ist, und einige Zeit fast allgemein beliebt war. Er wurde 1771 zu Dobrilugk in der Niederlausitz geboren, studirte in Leipzig und Göttingen, wurde Sekretair des Ministers von Heinitz in Berlin, trat in den Staatsdienst, nahm aber später eine Privatanstellung an. 1803 war er Buchhändler in Leipzig, ging 1806 nach Polen, wurde im folgenden Jahre Sekretair des Fürsten von Hardenberg, und bald darauf Hofrath. Er bekleidete von da an mehrere Stellen im Staatsdienste. — Er trat zuerst mit „der grauen Stube" und „der Mimili" als Erzähler auf. Letztgenannte Erzählung machte wegen ihres Patriotismus und der darin enthaltenen Schilderung der Schweiz, so wie der originellen, naiv-sentimentalen Heldin, ungemeines Aufsehen. — Er gab hierauf sein Taschenbuch Vergißmeinnicht heraus, welches auf keiner Damentoilette fehlen durfte. Rasch folgte nunmehr Roman auf Roman. Man ver-

schlang begierig, was der Dichter in die Lesewelt sandte; Alles war ein Modeerzeugniß, und die Modelust wollte Befriedigung. Er arbeitete auch für das Theater, und seine Stücke behaupteten einige Jahre lang das Repertoir. — Bald aber kühlte sich die Theilnahme für diesen Damenliebling ab, und die vorherrschende Frivolität seiner letztern Erzeugnisse entfremdete ihm bald die Neigung des eleganten Publikums. Clauren war als unterhaltender Schriftsteller ein bedeutendes Talent. Seine Darstellung ist lebendig, charakteristisch; der Stil pikant, oft witzig, seine Erfindung leicht und gefällig. Später verfiel er in Monotonie. — Auf einen höhern als vorübergehenden Werth können seine Schriften keinen Anspruch machen.

Clavier, das weit verbreitete Tasteninstrument, welches in alter Zeit erfunden, der Orgel nachgebildet zu sein scheint. Seines großen Umfanges und der deßhalb möglichen Vielstimmigkeit halber erhob es sich bald zum Hauptinstrument, und ward immer mehr vervollkommnet, bis es selbst wieder durch das Fortepiano und den Flügel verdrängt und vergessen worden ist. Doch hat man namentlich in Wortzusammensetzungen den Namen des Stamminstruments beibehalten, und hört daher oft „Claviervirtuos," „Clavierson ate" u. s. w. Im vorigen Jahrhunderte galten die Silbermannischen Claviere für die besten, später kamen die Wiener Instrumente in Ruf und sind es geblieben. Die ältern Meister, wie Stein, Lauterer, sind jetzt den neuern, Conrad Graf, Nannette Streicher, Wacke, Melzer, Franz Bayer u. a. gewichen. — Die Ausbildung und Vervollkommnung des Instruments durch Virtuosen ist äußerst schnell vorgerückt, so daß fast in jedem Jahrzehend neue Schulen erschienen. Den Anleitungen von J. S. Bach (s. d.) und seinem Sohn Emanuel folgten die bekannten von Clementi, Cramer, A. E. Müller; in neuerer Zeit die von Hummel, Kalkbrenner, und eben arbeitet Moscheles an einer. An einer geistreichen, den trocknen Stoff belebenden Darstellung und einer von Pedanterie freien Methode fehlt es auch hier noch. Siehe Fortepiano, Flügel, Etuden. Clavierauszug (Arrangement)

heißt eine ursprünglich für andere Instrumente oder Singstimmen geschriebene, dem Claviersatz angepaßte Composition. — Clavier- oder Diskantschlüssel s. Schlüssel. R. S.

Clematis, auch Waldrebe genannt. Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Ranunculeen. Letzte Ordnung der 13. Linné'schen Klasse. Dieses rankende Gewächs umschlingt jede Stütze, die es erreichen kann, wird häufig in Büschen, Hecken und Zäunen getroffen, aber auch als Bekleidung von Gartenlauben und Wänden. Besondere Kennzeichen sind: ein corollinischer, 4 bis 8 blätteriger Kelch, mangelnde Nektarien und gefiederter Haarschopf. Die zahlreichen Arten der Clematis sind über die ganze Erde, mit Ausnahme der kalten Zonen, verbreitet. Clematis vitalba (gemeine Waldrebe), ein kletternder Strauch mit dunkelgrünen, adrigen, gefiederten Blättern und herzförmigen Blättchen; die weißen Zwitterblumen, welche im Juni büschelweise hervorkommen, haben vier lederartige Blätter und einen angenehmen Geruch. Schöner ist die spanische Waldrebe (Clematis viticella), mit purpurfarbenen, gefüllten Blumen. Das zähe Holz hat einen gelben Splint und rothbraunen Kern, und kann zum Einlegen benutzt werden. Aus den biegsamen Ruthen flechtet man Körbe u. s. w. Noch zwei andere Arten, Clematis flammula und Clematis erecta, im südlichen Europa und in Deutschland wild wachsend, haben medicinische Wirkung, und deren Rinde und Blätter werden in den Apotheken benutzt. L. M.

Clemence-Isaure, auf einem Landschlosse bei Toulouse 1464 geboren, verlor frühzeitig ihre Eltern und weihete sich dem Dienste der heiligen Jungfrau. Noch ein Kind, trat sie in ein Kloster, und wuchs dort in den strengen Uebungen der Buße auf, die der Orden vorschrieb, dem sie sich zugesagt hatte. So reifte sie zur blühenden Jungfrau heran, unbekannt mit dem Geräusche der Welt, ihren Vergnügungen eben so fremd, wie ihren Leidenschaften und Stürmen; das Kloster war ihre Welt, und jenseits der Mauern,

die den freundlich kleinen Garten umschlossen, wußte sie nichts, was ihr theuer war, was sie ersehnen oder beweinen konnte; neben einer gewissenhaften Erfüllung ihrer Pflichten war die zarte Sorge, die sie für ihre Lieder und für ihre Blumen hegte, der einzige wärmende Sonnenstrahl, der in ihrer Seele bebte, die einzige Mahnung an das Leben — und an das Lieben! Es war ein lauer, duftiger Abend, wie er dem gesegneten Süden eigen, als Isaure mit der Pflege ihrer blühend bunten Kinder beschäftigt, sich durch die süßen Klänge einer Harfe überrascht sah, die einen rührenden Gesang begleiteten; begierig, die Gestalt des Sängers zu entdecken, blickt sie durch eine Spalte der Mauer; ihr Auge durchdringt das umrankende Grün und begegnet einem fremden Blicke. Isaure verläßt erschreckt den Garten — sollen aber ihre zarten Blumen ungewartet, unerquickt verschmachten? Nicht ahnend, welch süßes Gefühl ihr bereits im Kelch der Herzensrose schlummere, besucht sie ferner die Stelle, und täglich vernimmt ihr Ohr ein neues seelenvolles Lied, den Sänger aber wagte sie durch kein ermunterndes Wort zu beglücken. Auch er hauchte schüchtern klagend nur seine Töne, welche die Bitte aussprechen, ihm eine Blume zu schenken — sie ward ihm, und in jauchzenden Klängen bebte die Gluth der treuesten Liebe, der heiligsten Anbetung mit dem feurigen Zoll des Dankes über seine Lippen. So sang er ihr sein Gefühl und sie vertraute den Blumen ihr Herz! Immer klagender aber wurden die Töne seines Liedes, immer schmerzlicher seine Weisen; denn obgleich die Blumen nicht ausblieben, hatte doch Isaure es sich zur strengsten Pflicht gemacht, nur durch die Vermittelung derselben zu dem Geliebten zu sprechen. Eines Abends blieb dieser aus, umsonst harrte seiner die Liebende — er kehrte nimmer wieder. Raoul, Graf von Toulouse, hatte seinen Vater und die Heere seines Vaterlandes in den Krieg gegen den Kaiser Maximilian begleitet; er suchte den Tod und fand ihn in der Schlacht von Guinegaste. Clemence-Isaure aber vergaß des Treuen nicht; sie stiftete ihm ein Denkmal,

indem sie die Jeux floraux begründete, in denen die Blumen, welche die Sprache ihrer Gefühle gebildet hatten, in Gold und Silber nachgeahmt, als Dichterpreise den wetteifernden Minnesängern gespendet wurden; aber mehr als ihre Lieder feierten ihn die Thränen, die sie dem Theuern nachweinte. So endet die rührende Geschichte Raoul's und Isaurens; ihre Liebe war ihr Leben, dieses hörte auf, aber jene dauerte fort, denn so wie der Preis des Sängers höher steht, als das Lied, womit er ihn feiert, so hat sich die Sprache der Blumen, aus dem Blüthenkelche eines rein und treu liebenden Herzens entsprossen, erhalten, wenn schon das Herz selbst längst gebrochen ist.

X.

Clementi, Muzio, Pianofortecomponist und vortrefflicher Lehrer, geboren zu Rom 1750, im Sterbejahr J. S. Bach's, auf dessen Grundlage er seine Lehre fortbaute, die wiederum J. B Cramer erweiterte. Ein reicher Engländer, den Clementi's Talent interessirte, nahm den fleißigen Künstlerjüngling mit nach England. In seinem 2. Werke, was dort entstand, brachte er zuerst die noch jetzt gebräuchliche, als künstlerisch schön erkannte Form der Sonate auf. Nach verschiedenen Anstellungen und Reisen in Frankreich und England besuchte er 1781 Wien, wo Mozart und Haydn seine Freunde wurden, und späterhin zu verschiedenen Malen Paris, Wien und Petersburg. Im Jahre 1820 — 1821 hielt er sich in Leipzig auf, und starb 1832, als im 82. Jahre, auf seinem Landgute Evesham in der Grafschaft Wortchester. — Seine berühmtesten Schüler sind Field, Ludewig, Berg, Klängel, Zeuner. — Außer seinen viel bekannten Sonaten, von denen die späteren, die bei weitem mehr phantastischer sind, schrieb er auch das große Etudemark Gradus ad Parnassum, das sich durch Vielseitigkeit der mechanischen Uebungen, durch Solidität im Stil, der gewisser Eigenheiten halber sich leicht erkennen läßt, und auch in einzelne Werke seiner Schüler übergegangen ist, wie durch charakteristische Haltung jeder besondern Studien auszeichnet.

R. S.

Cleopatra. Es gibt Charaktere in der Geschichte, welche die Welt durch ihren Einfluß auf die Ereignisse in Erstaunen setzen, deren Mangel an moralischer Würde aber keine Liebe, keine Verehrung, sondern nur ein kaltes Bewundern, ein schmerzliches Bedauern über die falsche Anwendung großer Eigenschaften, wo nicht gar Verachtung, zuläßt. Was ist namentlich das Weib mit allen Reizen, allen geistigen Kräften, allen holden Talenten, ohne den Demant aller dieser Reize, ohne die edle Weiblichkeit? Das Weib ist bei allen großen Eigenschaften weniger groß als der Mann, fehlt ihr die zarte Sittsamkeit, die sonnengleiche Milde, die Sanftmuth und die fromme Ergebung. Cleopatra war berufen, durch ihre Gaben in der Welt zu glänzen und segensreich zu wirken; sie zog es vor, auf Kosten ihrer Eitelkeit und Herrschsucht, Blut zu vergießen, Bürgerkriege zu entzünden, namenloses Unglück zu säen und durch Selbstmord schmachbedeckt zu enden. — Julius Cäsar, Roms Dictator, kam nach Alexandrien, als Cleopatra, Gemahlin und Mitregentin ihres Bruders Ptolemäus von dem Vormund desselben, Pothinus, ihres Antheils an der Regierung beraubt, nach Syrien geflohen war, um von da aus ihr Recht mit Gewalt der Waffen geltend zu machen. — Cäsar, bestochen durch Cleopatra's Jugend und seltene Schönheit, warf sich zum Vermittler auf und setzte es nach einem hartnäckigen Kriege durch, daß sich Cleopatra nunmehr nach dem Tode ihres ältern Bruders und Gemahls dem jüngern Bruder vermählte und zur Alleinherrscherin von Aegypten erhoben wurde. Er zeugte mit ihr einen Sohn und kehrte dann nach Rom zurück. Cleopatra, die, als ihr Bruder das 14. Jahr erreicht hatte, diesen zum Mitregenten annehmen sollte, strebte nach Alleinherrschaft und vergiftete deßhalb den eigenen Bruder, der ihr jene Würde streitig machte. Sie ging darauf nach Rom, um durch die Macht ihrer Schönheit das Volk zu bezaubern, dessen Dictator sie in ihre Fesseln geschlagen hatte. Cäsar empfing sie ihres Ranges würdig, seine Liebe bereitete ihr einen der größten Triumphe, denn er ließ

im Tempel der Venus ihre Bildsäule neben der der Göttin aufstellen. Das Volk, zwar geblendet von der zauberischen Allmacht der fremden Königin, murrte dennoch über eine solche Entweihung der heiligen Stätte, und Cleopatra kehrte nach Aegypten zurück.— Bald darauf fiel Cäsar unter den Dolchen der Verschworenen. Die Mörder flohen und fanden — so hieß es — Schutz und Unterstützung bei Cleopatra. An der Spitze der römischen Herrschaft standen jetzt drei Helden: Antonius, Octavius und Lepidus. — Antonius, vielleicht der schönste Mann seiner Zeit, der mit einer Sängerin als Herkules und Omphale verkleidet auf einem mit Löwen bespannten Wagen ganz Italien durchzogen hatte, eilte jetzt mit einer Flotte nach Kleinasien, um sich an die Spitze des Heeres zu stellen. An Ciliciens Küste gelandet beschied er Cleopatra vor sich. Sie sollte sich von jenem Verdachte, der gegen sie obwaltete, reinigen. — Und Cleopatra erschien, aber nicht als Beklagte, mit thränenden Augen, gelöstem Haar, tiefer Betrübniß in den Mienen, nicht mit Beben und Zagen vor dem Richter: nein! sie hatte sich anders gerüstet, um seine Strenge zu entwaffnen. Beim Schalle der Flöten und Cymbeln schwamm über die blauen Wogen hell wie ein Schwan, mit Gold und Purpur geschmückt, eine Galeere heran. Am Bord derselben lag auf seidenen Kissen unter funkelndem Thronhimmel, als Venus gekleidet, Cleopatra. Mädchen und Knaben in reizender Tracht umgaukelten sie als Nymphen und Amoretten.—Gesänge ertönten und die Königin lächelte süß wie die Liebesgöttin, und war so schön wie diese, da sie dem Meere entstiegen im Triumphzuge nach der Küste schwamm. Als Cleopatra bei Cäsar hilfeflehend erschienen war, da war sie nur jung und schön wie Aphrodite. Seit jener Zeit waren die Reize geblieben, aber zu ihnen gesellte sich noch die Kunst zu gefallen, die Klugheit des gereiften Geistes und tausend Eigenschaften der Koketterie, durch die sie ihres Sieges über jeden Mann von gewöhnlichem Charakter sicher war. Zeitgenossen erschöpfen sich in der glänzendsten Schilderung ihres heitern und doch sinnigen Wesens, ihrer

Anmuth, ihres bezaubernden Blickes, des herzgewinnenden Lächelns, der zarten Schmiegsamkeit ihres Wesens, der Süßigkeit ihres hinreißenden Gesanges und ihrer bezaubernden Rede. Und dennoch leuchtete, aus allem ihrem Wesen, die Königin hervor! — Als sie so vor Antonius erschien, zu seinen Füßen sinken wollte — war der Krieger besiegt und nur der galante Römer zeigte sich in der feurigsten Huldigung, welche er ihr von da an darzubringen strebte. Von diesem Augenblicke wechselten Feste, Spiele und Lustbarkeiten aller Art. — Antonius, wie seine Umgebung, schien ganz bezaubert; es war von keiner Klage, von keiner Rechtfertigung mehr die Rede, der Held Roma's schmachtete in den Fesseln der neuen Circe. Antonius ließ die Waffen ruhen und schwelgte wie ein Gott in Aegypten. Sie war stets um ihn, aß, trank, jagte, würfelte mit ihm, sang ihn mit holder Stimme in den Schlummer und erweckte ihn nur, um ihm neue, prächtige Schauspiele zu geben. Er, der sonst flatterhaft, sich leicht aus den Fesseln einer Geliebten gewunden, um einem neuen Sterne zu folgen, fühlte hier seine Macht gebrochen. Aber Antonius hatte eine Gattin in Rom. Fulvia war häßlich, aber voll männlichen Geistes. Nicht des Antonius Treulosigkeit, wohl aber seine Schwäche, seine Sorglosigkeit empörte sie. Er schlummerte in den Ketten der Zauberin, während ihm seine Gegner in Rom die Weltherrschaft zu entreißen drohten. Fulvia bot von Rache und Ehrgeiz erfüllt dem Octavius ihre Hand an; aber er verschmähte sie. Das gedemüthigte Weib sammelte jetzt ein Heer und wollte Italien erobern, aber sie wurde geschlagen und entfloh nach Griechenland. Antonius erwachte auf einen Moment, denn er sah die wachsende Macht des Octavius und seiner Gegner, die ihm Alles zu entreißen drohten. Er fand seine Gattin in Athen, beschuldigte sie, durch ihre unbesonnene Handlung Zwietracht zwischen ihm und Octavius entsponnen zu haben und demüthigte das gekränkte Weib nur noch mehr. Sie starb. Der Friede wurde vermittelt, die Hand der Octavia (Schwester des Octavius), welche An=

tonius verlangte, sollte ihn für immer befestigen. Octavia (s. d.) war schön und geistvoll, hingebend bis zur Aufopferung. Zwei Jahre fesselte sie den Antonius, der Aegyptens Königin vergessen zu haben schien; da fielen die Parther in Syrien ein und Antonius eilte an der Spitze eines Heeres dahin, um die übermüthigen Feinde zu züchtigen. Er ließ Octavia in Italien und eilte nach Antiochia, Syriens Hauptstadt. Hier war er wieder in der Nähe der Geliebten. Mit tausendfachem Reiz geschmückt tauchte ihr Bild in seiner Erinnerung auf, er konnte die Sehnsucht, sie wieder zu sehen, nicht unterdrücken, er rief sie zu sich und sie erschien. Mit erneuter Gluth ward er der Ihrige, schmachtete als Sklave zu ihren Füßen. Er schenkte ihr, als wäre er Roms Alleinherrscher und hätte die Eroberungen der Republik zu vergeben, Cypern, die Küsten von Phönizien, Creta, Cilicien ꝛc. Endlich, nachdem er einen Winter durchschwelgt, zog er dem Feinde entgegen; aber sein Geist war bei der Geliebten geblieben und er froh, durch seine Niederlage — uneingedenk der eigenen Schmach — den Feldzug schnell beendigen zu können. Er eilte wieder nach Aegypten zur Königin zurück. — Octavius, empört über seines Schwagers doppelt schmähliches Betragen, wollte schon zum Schwerte greifen; aber Octavia, die verschmähte, hartgekränkte Octavia, wurde sein guter Engel. Sie flehte um Aufschub, sie wollte Frieden und Versöhnung vermitteln. Eilig flog sie nach Athen, schrieb an ihren Gatten und beschwor ihn, aus Aegypten hierher zu kommen. Antonius wurde tief erschüttert von der Aufopferung des edlen Weibes. Er beschloß, sich den Fesseln der Zauberin zu entwinden und zu seiner Pflicht, zur Tugend zurückkehren; er wollte heimlich, ohne Abschied fliehen. Aber Cleopatra, die ihn sorgfältig belauschen ließ, durchschaute seine Absicht. Sie warf sich weinend zu seinen Füßen, drohte sich das Leben zu nehmen, wandte alle Gewalt, deren ihre Ueberredung, ihre Liebkosungen nur mächtig waren, an, und er blieb. Von einem Streifzuge nach Armenien zurückgekehrt, zog er mit Pomp in

Alexandrien ein, erklärte Cleopatra für seine einzige, rechtmäßige Gemahlin und vertheilte alle Länder des Orients unter die Kinder, welche er mit ihr erzeugt. — Octavia kehrte nach Rom zurück, nicht um ihren Bruder zur Rache, nein! um ihn zum Frieden zu mahnen. Das edle Weib wollte nicht um das Opfer eines Bürgerkriegs die blutende Wunde ihres Herzens heilen. Sie blieb nach wie vor, als wäre nichts geschehen, als wäre sie noch immer des Antonius Gattin, in seinem Palaste wohnen. Als aber Antonius seine Scheidungsacte und den Befehl an Octavia, sogleich seinen Palast zu verlassen, nach Rom schickte, da ergrimmte ganz Rom darüber. Der Krieg war nun nicht mehr zu vermeiden. Octavius erklärte, das römische Volk müsse die Waffen gegen Cleopatra ergreifen, welcher der bethörte Feldherr die Hälfte der römischen Besitzungen im Orient geschenkt hatte. Antonius hatte sich mit Cleopatra nach Athen begeben; treue Freunde suchten ihm zum Frieden zu rathen, aber die Königin folgte ihm auf allen Schritten; er beschloß den Kampf zu wagen. Noch besaß er ja die Legionen des Orients und eine mächtige Flotte. Da Cleopatra eine Seeschlacht zu sehen wünschte, so befahl er den Kampf zur See und erwartete seinen Gegner bei Actium. Aber das Schmettern der Hörner, das Getobe des Kampfes, der Donner der Wogen und das Rasseln der Pfeile erfüllten das Herz der Königin mit panischem Schrecken, sie ließ ihr Schiff umwenden; und floh mit vollen Segeln. 60 ägyptische Schiffe folgten ihr eben so schnell; noch kämpften die Römer. Kaum aber sah Antonius seine Geliebte fliehen, so vergaß er seine Pflicht und eilte ihr auf dem schnellsten Schiffe nach. Seine Ehre war längst in seiner blinden Leidenschaft untergegangen. Octavius hatte gesiegt. Und Antonius? Er vergaß bald in den Armen der Geliebten, unter rauschenden Festlichkeiten seine Schmach und die drohende Gefahr. Anders Cleopatra: der neue Sieger konnte ja ein neuer Besiegter, ein von ihr Besiegter werden; Antonius Gestirn ging unter, jenes des Octavius stieg

mit aller Pracht und Herrlichkeit empor. Während ihre Liebkosungen Antonius einschläferten, unterhandelte sie heimlich mit Octavius und machte so, eine schon eingeleitete Versöhnung zu nichte. Octavius nahte sich jetzt zu Wasser und zu Lande. Antonius ging ihm noch einmal entschlossen entgegen; aber beim Anbeginn des Kampfes floh Cleopatra abermals. Jetzt dämmerte es in seiner Seele fürchterlich. „Sie hat mich verrathen!" rief er und floh nach Alexandrien zurück. — Cleopatra hatte sich inzwischen in dem prachtvollen Mausoleum neben dem Tempel der Isis, welches sie für ihr dereinstiges Grabgewölbe bestimmt hatte, verborgen, und von ihrer Dienerin die Nachricht verbreiten lassen, als hätte sie sich selbst getödtet. — Antonius, noch einmal ihrer hingebenden Liebe trauend, ergriffen von diesem Opfertode, durchbohrte sich mit dem Schwerte, indem er ausrief: „Bald werde ich mit Dir vereinigt sein!" — Aber die Wunde tödtete nicht sogleich, mit dem Tode ringend erfuhr er, daß Cleopatra lebe; er ließ sich zu ihr hintragen und starb in ihren Armen. — Cleopatra befand sich jetzt in des Octavius Gewalt; alle Lockungen ihrer Schönheit, alle Künste wandte sie an, um auch über ihn den Sieg davon zu tragen. Aber umsonst. Octavius behandelte sie zwar als Sieger edel und mit allen der gefallenen Größe gebührenden Rücksichten; aber es wurde ihr bald klar, daß er sie nur tröste und ermuthige, um sie von einem Selbstmorde zurückzuhalten. Denn er wollte durch sie, die mächtige noch immer unübertroffene schöne Königin, seinen Triumphzug in Rom verherrlichen; vor seinem Wagen sollte sie in goldenen Fesseln einherschreiten, und dies Bild sollte dem Stolz des römischen Volkes schmeicheln und den Glanz von des Imperators Thaten erhöhen. — Diesen Gedanken konnte ihr Stolz nicht ertragen. Inzwischen wurde sie streng bewacht, da Octavius ihren Entschluß ahnte. Dennoch gelang es einer treuen Dienerin, ihr in einem Körbchen unter Früchten und Blumen eine lebende Natter zu bringen; sie legte sich diese, während sie

zum Scheine Anordnungen zu einem Feste treffen ließ — an den Arm und verschied in Folge des Bisses wenige Minuten darnach ohne Schmerz. Sie wurde in jenem Mausoleum neben Antonius beigesetzt (im Jahr 30 vor Christus). Ihr wohlgetroffenes Bildniß mit der Schlange am Arme prangte bei des Octavius Triumphe, so auch ihre mit Antonius erzeugten Kinder. — Um Wissenschaften und Künste hatte sie sich während ihrer Regierung vielfach verdient gemacht; sie ließ kolossale Gebäude errichten, die zum Theil noch jetzt in ihren Trümmern Staunen und Bewunderung erregen. Cleopatra starb in ihrem 39. Lebensjahre und im 22. ihrer Regierung.

— n.

Clölia, eine junge Römerin, deren Name durch seltene Beweise von Muth und Vaterlandsliebe auf die Nachwelt gekommen ist. Sie befand sich unter den 10 Jungfrauen, welche der römische Senat nach dem Friedensschlusse mit Porsenna, diesem als Geiseln senden mußte. Bald aber wurde der Clölia der Aufenthalt unter den Feinden ihres Vaterlandes unerträglich, und als sie einst mit ihren Gefährtinnen am Ufer der Tiber spazieren ging und in der Ferne die geliebte Vaterstadt erblickte, da reifte in ihr der Entschluß zur Flucht. Mit Beredsamkeit wußte sie die Freundinnen für ihren Plan zu gewinnen, und sie zu bewegen, sich mit ihr in den Fluß zu stürzen, um so vielleicht die Freiheit und das jenseitige Ufer zu gewinnen. Obschon von den Feinden durch Pfeile verfolgt, erreichten die heldenmüthigen Jungfrauen doch glücklich die heimischen Gestade. Aber die kühne That, obschon bewundert, konnte von dem Consul Publicola nicht gebilligt werden. Man fürchtete den mächtigen Gegner und entschloß sich, die Flüchtigen wieder zurückzusenden. Porsenna blieb durch so viel Beweise von Edelmuth nicht ungerührt; er schenkte den Jungfrauen die Freiheit und der Clölia außerdem ein prächtig gezäumtes Pferd. Das erkenntliche Vaterland errichtete der Heldin, in Bezug auf jene Schenkung, ein Standbild zu Pferde in der Via sacra, welches noch zu

Plutarch's Zeiten stand, oder wenigstens von ihm erwähnt wird.

R.

Clotilde, Margarethe, Eleonore von Vallon Chalys, aus einem edlen Geschlechte stammend, wurde 1405 geboren und schon in früher Kindheit an den Hof des Grafen von Foix versetzt, wo sie die sorgfältigste Erziehung und den Unterricht erhielt, welcher nach den Ansichten jener Zeit für ein edles Fräulein der passendste schien. Rasch, wie ihre Schönheit, entwickelten sich auch ihre geistigen Fähigkeiten. — Noch übte und ehrte man damals in dem schönen Südfrankreich die holde Kunst der Troubadours. Mit der Luft schon athmete das Kind die Liebe und Neigung zur Poesie ein. Die Töne des nahen Italiens wurden ihre zweite Muttersprache. Schon im elften Jahre sang sie Petrarka's Canzonen zur Laute und übersetzte sie in's Französische. — Bald wurde die reizende Blume aus der Verborgenheit, in welche sich die Bescheidene zurückgezogen, an's Licht gebracht; zahlreiche Freier warben um die Huldin, als sie kaum in die Jahre der Jungfrau getreten war. Sie reichte dem Berengar v. Surville, der jung, geistvoll und blühend wie sie, ihrer vollkommen würdig erschien, die Hand. Aber nur wenig Blüthenmonde einer glücklichen und friedlichen Ehe waren dem holden Ehepaare vergönnt. Die Engländer hatten damals den größten Theil Frankreichs erobert und Karl VII. war nahe daran, seine Krone zu verlieren. Berengar, tapfer und voll Vaterlandsliebe, eilte seinem bedrängten König zu Hilfe. So zärtlich auch Clotilde ihren Gatten liebte, so tief erkannte sie doch auch, was Ritterehre und Vasallenpflicht erheischten; sie suchte darum seinen edlen Entschluß nicht zu hemmen, sie sah ihn darum mit Bekümmerniß, aber ohne laute Wehklage scheiden und sich den Vaterlandsrettern anschließen. Und als Berengar unter dem Panier der begeisterten Johanna d'Arc 1430 im ritterlichen Kampfe seinen Tod gefunden, da trauerte sie wohl tief, überließ sich aber nicht der Verzweiflung zum Raube. Sie widmete sich fortan nur

der Erziehung ihres einzigen Sohnes und der Dichtkunst. Kalt blieb sie gegen alle Bewerbungen, die der jungen, reizenden Witwe galten, und verdrängte durch keine zweite Neigung ihre erste Liebe aus dem treuen Herzen. Ihre Dichtungen waren ein großer Theil religiösen Inhalts, gehören zu den zartesten, innigsten poetischen Ergießungen der französischen Sprache, als diese noch nicht vom kalten Regelzwange eingeengt war. — Clotilde starb im hohen Alter 1490 und blieb bis zu ihrem letzten Augenblicke im vollen Besitze aller ihrer geistigen Kräfte. A. B.

Cloud, St., Marktflecken an der Seine zwischen Paris und Versailles, mit 200 Häusern und 1300 Einwohnern. Hier ist ein prachtvolles königliches Lustschloß mit einem reizenden Park; hier wurde Heinrich III. durch Clement ermordet, hier hielt Napoleon sein prächtiges Hoflager, und hier haben die Pariser ihre schönsten Landhäuser. — Zum Feste des heil. Chlodoald strömt die halbe Bevölkerung von Paris nach St. Cloud und ergötzt sich theils durch Ausflüge in die reizenden Umgebungen, theils an Schaustellungen, Feuerwerken, Theater im Freien ꝛc. Der letzte Sonntag des Festes heißt darum auch der schöne Sonntag; zu dieser Zeit ist den Besuchenden auch der Park geöffnet und die Wasserkünste spielen, indem sich die Fluth in zunehmender Breite über 6 hohe Absätze in großer Masse in das Thal stürzt und eine reizende Cascade bildet. Im obern Theile des Parks auf dem Gipfel eines Hügels steht ein hoher Thurm, die Diogeneslaterne genannt, von der man eine imposante Aussicht über Paris und die reizende Landschaft hat.

Cochenille, die prachtvollste rothe Farbe, welche von einem Insekt gewonnen wird. Dasselbe lebt auf dem Cactus coccinellifer, der dazu eigens gepflanzt wird, und ist zwar in allen heißen Ländern, besonders aber in Mexico zu Hause. Die Generationen dieser kleinen wanzenähnlichen Thiere, erneuern sich drei Mal in einem Jahre; nach dem Hervorbringen der Eier werden die abgestor-

benen Mütter mit einem Pinsel von der Pflanze genommen, die Jungen bleiben, bis sie größer werden und sich abermals vermehrt haben, zur zweiten Ernte, und die Enkel zur dritten übrig — von welcher man denn so viel als möglich in trockenen Häusern vor dem Untergange durch die Regenzeit verwahrt, um sie im nächsten Frühjahre wieder auf die Cactuspflanzen zu setzen. Die eingesammelten Thiere werden in siedendem Wasser getödtet oder in einem Backofen gedörrt, und es wird eine ungeheure Quantität davon — nahe an 1,000,000 Pfund im Werth von 10 Millionen Thaler, ausgeführt. Die Farbe, welche sie liefern, ist höchst prächtig, und fast unvergänglich. Man färbt damit Scharlachroth, Carmoisin, Purpur, Zimmtbraun, Violet und Gelb — und alle Stoffe Wolle, Baumwolle, Leinen und Seide nehmen dieselbe an. V.

Cochet, Anna Marie, berühmt als Malerin und durch die kühne Hingebung, mit welcher sie ihren Oheim aus der Gefangenschaft befreite. Andreas Cochet wurde nämlich als Theilnehmer der Verschwörung von 1817 in Lyon gefänglich eingezogen, und erhielt nur mit Mühe die Erlaubniß, von seiner Nichte Anna Marie besucht zu werden. Unter dem Vorgeben, daß seine Großmutter dem Tode nahe sei, erlangte sie mit vielen Schwierigkeiten vom Marschall Marmont die Vergünstigung, den Gefangenen unter Begleitung von Polizeiwache in das Haus der Kranken führen zu dürfen; und während dieser in Thränen zu zerfließen schien, entfernte sie unter einem Vorwande die Begleiter und verhalf ihrem Oheim zur Flucht. Vor ein Untersuchungsgericht gestellt, wurde Demoiselle Cochet zu einjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt; nach Verfluß desselben heirathete sie den durch ihre List Befreiten. Sie ist im Jahr 1799 geboren und hat sich außer dieser heldenmüthigen Befreiung ihres Gatten, die in ganz Frankreich bekannt wurde und ihr den Beinamen einer zweiten Gräfin von Lavalette verschaffte, durch mehrere vortreffliche Gemälde berühmt gemacht, die allgemeine Anerkennung gefunden haben. Darunter führen wir namentlich die

Darstellung der Zusammenkunft Napoleon's und Alexander's auf dem Niemen an, welches Bild auch im Auslande einen bedeutenden Ruf erlangt hat. X.

Cochinchina, Provinz des anamesischen Kaiserthums in Hinterindien, ist ein schmales Küstenland am chinesischen Meere. Der Flächeninhalt soll 2800 □ Meilen, und die Volksmenge 1,300,000 betragen. Die Cochinchinesen sind chinesischer Abkunft, und stammen aller Wahrscheinlichkeit nach von den Chinesen ab, welche bei dem Einfalle der Mandschuren von da auswanderten. Der Menschenschlag ist klein, aber kräftig. Die Frauen werden gleich den Tunkinesinnen für schön gehalten; doch entstellen sie in den Augen des Europäers die schwarzgebeizten Zähne und roth gefärbten Lippen. Ihre Tracht ist sehr einfach, und besteht aus einem wollenen oder seidenen Hemde, das bis an die Knie reicht. Darunter tragen sie weite Beinkleider von verschiedener Farbe, auf dem Kopfe einen Turban, der bei den Männern aus schwarzem, bei den Frauen aber aus blauem Krepp besteht. Letztere wickeln das schwarze glänzende Haar auch in einen Knoten über dem Scheitel, oder lassen es in langen Zöpfen herabhängen. Die Vornehmen tragen Schuhe, welche vorn stumpf und zurückgebogen sind. Die goldgelbe Farbe ist nur dem König und seiner Familie gestattet. Das Betelkauen ist allgemeine Sitte. Die Frauen stehen hier in größerer Achtung, als bei vielen andern asiatischen Völkern. Sie dürfen allein ausgehen, Besuche annehmen und sich vor Fremden unverschleiert zeigen. Der Mann hat nur eine rechtmäßige Frau, darf sich aber Nebenweiber halten. Die Töchter bekommen fast gar keine Ausstattung. — Ihre Hochzeiten sind sehr feierlich, doch findet eine priesterliche Einsegnung nicht Statt. Die Bewerbung um ein Mädchen geschieht durch die Eltern des Jünglings mittelst mehrerer Speisen, welche den Eltern der Jungfrau angeboten werden. Essen diese davon, so ist der Heirathsantrag angenommen. Oft muß auch der Bewerber den Eltern der Geliebten mehrere Jahre als Sklave dienen. Sobald die Ehe-

leute Kinder bekommen, nehmen sie den Namen derselben an. Man trauert bei Sterbefällen in weißen Kleidern. Die Ehre eines schönen Begräbnisses ist das Streben eines Cochinchinesen, so lange er lebt; die prächtig geschmückten Särge werden schon bei Lebzeiten bestellt und prunken als Hausgeräthe in der Wohnung. Nach dem feierlichen Begräbniß folgt stets ein großes Gastmahl. Man gibt der Leiche viele Kostbarkeiten, sogar bedeutende Summen Geldes mit in's Grab. — Wie bei den Chinesen, sind auch hier die äußern Höflichkeitsformen sehr wichtig. Frauenzimmer setzen sich beim Grüßen und beugen den Kopf bis auf die Knie herab. Bei Gastmählern herrscht die strengste Rangordnung. Bei jedem Besuche muß man irgend ein Geschenk machen. Lobt ein Vornehmer in der Wohnung eines Niedern irgend ein Hausgeräthe, so muß es ihm dieser am folgenden Tage als Geschenk übersenden. Wohlhabende reisen in Palankins, welche von vier Personen getragen werden. Man liebt hier leidenschaftlich das Spiel, namentlich Schach, Kartenspiele, auch Glücksspiele mit Münzenwerfen ꝛc. Zu den öffentlichen Vergnügungen gehören Wettrennen in Kähnen, Schauspiele, die aus dem Chinesischen übersetzt sind, Kämpfe ꝛc. Die Musik ist sehr lärmend. Der Tanz wird nur von öffentlichen Tänzern bei Feierlichkeiten ausgeübt. Man sieht hauptsächlich auf schöne Bewegungen und weniger auf Sprünge und rasches Toben. — Abschreckend ist die Unreinlichkeit der untern Volksklassen. — Die Cochinchinesen verehren, eben so wie die Chinesen, den Ackerbau als die edelste Beschäftigung. Nebenbei treiben sie noch Gartenkultur und Fischfang, Seidenbau und Viehzucht. Jede Haushaltung sorgt ferner für die wichtigsten Lebensbedürfnisse, und so sind viele Handwerker, als: Schneider, Schuhmacher, Bäcker ꝛc. entbehrlich. Da hier, wie im ganzen Kaiserthume Anam alle Männer geborne Soldaten sind, so liegt der größte Theil der häuslichen Geschäfte den Weibern ob. Das tropische Klima wird durch die Seewinde sehr gemäßigt. Der Boden ist ungemein fruchtbar. Die Wälder haben,

außer verschiedenen Arten wohlriechender Hölzer, z. B. Adler- und Rosenholz, auch eine Menge Bäume, deren Holz zum Färben, Bauen und zu Geräthschaften dient. Merkwürdig sind die Firniß-, Gummi- und Pechbäume, so wie das Bambus und spanische Rohr. Vom Zuckerrohr gibt es zwei Gattungen, wovon die eine von den Einwohnern roh gegessen wird. Indigo wächst in großer Menge, so auch Baumwolle. Am häufigsten wird Reis gebaut, wovon es 6 Sorten gibt, so auch Thee, der aber dem chinesischen an Wohlgeschmack nachsteht. Zu erwähnen ist noch der giftige Bohonupasbaum und eine Art Rosen, die 3 mal täglich ihre Farbe verändern, des Morgens weiß, Mittags blaßroth und Abends hochroth erscheinen. An Mineralien findet man Eisen, (vieles gediegen) Gold, Waschsilber, Platina, Salz, Marmor, Alabaster, Rubinen, Smaragde, Topase. Aus dem Thierreiche sind besonders anzuführen: das Rhinozeros, die Unze, der Panther, der wilde Hund, der Königstiger, Elephanten, Büffel, Ochsen, Pferde, Kühe. Die Milch der Letztern wird aber nicht genossen. An Fischen ist ein ungeheurer Ueberfluß, das Meer liefert Muscheln, Austern, Korallen. Groß ist der Reichthum an Geflügel. Enten werden in Schaaren zu 15,000 nach der Ernte auf die Reisfelder getrieben. Bemerkenswerth sind noch die Meerschwalben, Papageien, Kolibris und Goldfasane. Von Amphibien gibt es Eidechsen von 3—4 Fuß Länge, Krokodile, Schildkröten und Riesenschlangen. — Die ärmere Klasse ist trotz des Reichthums an Nahrungsmitteln in der Wahl derselben nicht lecker, und verzehrt Ratten, Mäuse, Würmer, Frösche und auch viel Hundefleisch. Sogar Krokodile werden als Leckerbissen verspeist. — Die Hauptstadt von Cochinchina und zugleich die Residenz des Kaisers ist Hué, an der Mündung des gleichnamigen Flusses. Sie ist zwar regelmäßig, aber armselig gebaut. Nur die kaiserlichen Gebäude, die Juryhäuser und Getreidemagazine sehen stattlich aus. Der Hauptbazar ist eine engl. Meile lang. Die Befestigungswerke sind ausnehmend schön und ganz nach europäischer Art angelegt. Die

Zahl der Einwohner wird sich auf 40,000 belaufen. Es haben sich hier viele Chinesen als Kaufleute niedergelassen, welche in der Regel große Reichthümer erwerben.

Cockburn, Katharine, die Tochter eines Kapitains von der englischen Marine, 1679 geboren, zeigte schon in früher Jugend ein beachtenswerthes Talent für die Dichtkunst, und eignete sich, ohne Anweisung zu erhalten, die lateinische und französische Sprache an. 17 Jahr alt, schrieb sie das Trauerspiel Inèz de Castro, welches beifällige Aufnahme fand. Später weihte sie sich mit glücklichem Erfolge den ernstern Wissenschaften, vorzüglich dem Studium der philosophischen Systeme, und begann damit, Locke's „Versuch über den menschlichen Verstand" zu commentiren, der ihr mit einer auserlesenen Sammlung Bücher ein Geschenk machte. Unter ihren dichterischen Erzeugnissen, die unter dem Titel: „die neun Musen" 1751 erschienen, verdienen die Dramen: „die unglückliche Freundschaft," „die Liebe in der Verwirrung," „der arme Sünder" und „ein Aufstand in Schweden" ehrenvolle Erwähnung. Eine Gesammtausgabe ihrer Werke erschien zwei Jahre nach ihrem Tode, der sie zu London, wo sie sich mit ihrem Gatten (einem geschätzten Prediger) aufhielt, inmitten einer reichen Thätigkeit 1749 überraschte. R.

Cocon. Ein eigenthümliches Gehäuse, welches sich der Seidenwurm, behufs seiner Verwandlung, spinnt. Es besteht aus einem 900 bis 1000 Fuß langen Faden, welcher regelmäßig aufgerollt ist, und sich abspinnen läßt, hat die Gestalt eines Taubeneies, ist röthlich, orangegelb, grün oder weiß, und wird benutzt, um durch Abhaspeln in heißem Wasser die Seide zu gewinnen. V.

Cocosbaum. Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Palmen (s. d.), von Linné in die 6. Klasse gewiesen. Einheimisch in allen tropischen Ländern, ursprünglich aus Ostindien stammend. Die bekannteste und nützlichste Art ist die Cocos nucifera (Cocospalme, Calappebaum). Der Stamm ist hoch, an der Basis verdickt, etwas gebogen und ungleich geringelt. Die Blüthen

kugelig zusammengerollt, die Früchte eiförmig. Dieser Baum macht oft den ganzen Reichthum der Völker aus, wo er einheimisch ist, und übertrifft an Nutzbarkeit alle andern Gewächse. Der angeschnittene Blüthenkolben liefert den sogenannten Palmenwein, den man entweder frisch trinkt, oder zur Bereitung des Araks und Zuckers verwendet. Der Stamm schießt gerade in die Höhe, ohne sich in Nebenäste zu zertheilen; er erreicht eine Höhe von 60 bis 80 Fuß, und trägt oft schon im Alter von sechs Jahren über 30 Früchte. In einer dünnen Röhre von Holz führt er eine bedeutende Menge Mark bei sich, weßhalb er nur ein mittelmäßiges Bauholz liefert; das Mark selbst dient als Dünger. Aus dem Gipfel schießen die Blätter hervor, welche gefiedert, etwa 10 Fuß lang und 1½ Fuß breit, sehr hart sind und eine rückwärts gebogene, schwertähnliche Gestalt haben. Mit diesen Blättern decken die Indianer ihre Hütten, verfertigen Mäntel, Sonnenschirme und andere Geräthschaften daraus und schreiben auf die Spitzen derselben. Aus den zarten Fasern bereiten sie schöne Matten, aus den großen, stärkern, Besen. An der Spitze des Stammes, mitten in der Krone des Baumes, befindet sich der sogenannte Palmenkohl, der als Gemüse gegessen wird. Er besteht aus einer großen, aus dem Blumenbusch hervorgehenden Knospe, welcher die Nüsse entspringen. Rings um die dicke Herzknospe wachsen noch viele kleinere, denen man den Saft abzieht. Da er schon nach 24 Stunden sauer wird, pflegt man Arak daraus zu destilliren. Außer der Cocospalme gibt es noch 10 andere Arten, die jedoch von geringerm Nutzen sind. L. M.

Cocosnuls. Frucht des Cocosbaumes. Eiförmig, am Ende stumpf zugespitzt, dreiseitig und von der Größe eines Menschenkopfes. Die äußere Schale ist bräunlichroth, oft auch grünlich oder bleichgrau, hanfartig und hat viele Fasern, aus welchen Seile und Stricke verfertigt werden. Die zweite Schale ist braun, hart wie Stein und sehr glatt. Man bedient sich ihrer zu Drechslerarbeiten. Die dritte ist weich und weiß, bestehet aus einer zwei

bis drei Finger dicken, schwammigen, trockenbastigen Hülse, in welcher der eigentliche Nußkern, von der Größe eines mäßigen Apfels und der Festigkeit einer Mandel liegt. Ausgewachsen und frisch enthält die Cocosnuß einen sehr wohlschmeckenden Saft, Cocosmilch genannt, ein liebliches, kühlendes Getränk, dem man auch die Kraft zuschreibt, Wassersucht heilen zu können. Man rechnet 3 bis 4 Pfund auf jede Nuß. Durch langes Liegen trocknet dieselbe ein und wird gelb. Innen an den Ecken der harten Nußschalen befindet sich ein weißes, wie frische Mandeln schmeckendes Mark, welches sich allmälig verdichtet, und endlich den Grad von Festigkeit erlangt, den wir an den nach Europa gekommenen Nüssen antreffen. Aus dem Kerne wird das Cocosöl gewonnen; frisch, an Speisen zu gebrauchen, späterhin als Brennöl und zu Haut- und Haarsalben benutzt. L. M.

Coda nennt man in der Musik ein freies Anhängsel zum Schlusse, gleich viel, ob es aus Motiven des Vorhergehenden besteht oder nicht. R. S.

Cognac. Ein feiner französischer Branntwein, welcher besonders im südlichen Frankreich, aus verschiedenen Mostgattungen und aus den Trestern des Weins, über Pfirsich-, Pflaumen- und Aprikosenkerne abgezogen, gewonnen wird, daher sein eigenthümlicher, den Pflaumen oder Zwetschen ähnlicher Geschmack. V.

Cohäsion, nennt man diejenige Kraft, vermöge deren die kleinsten Theile eines jeden Körpers aneinander hängen. Es gehört eine Reihe von Vorstellungen dazu, um dasjenige, was der Physiker unter dem Worte Cohäsion versteht, zu begreifen. Diese alle zu entwickeln, ist in so beschränktem Raume unmöglich, wir müssen daher zu Beispielen unsere Zuflucht nehmen. Der Marmor ist gewiß Jedem bekannt, er ist ein fester, harter Stein, doch gehört nur das Glühen im gewöhnlichen Ofen dazu, um zu machen, daß er in Staub zerfällt; denn wie fest er auch ist, die Gluth des Ofens trennt die Bande der Cohäsion, welche seine einzelnen Theil-

chen zusammen hält; er löst sich in Kalkpulver auf. Das Eis ist ein ziemlich fester Körper; der milde Hauch des Frühlings sprengt die festen Brücken, welche der Winter über Bäche und Flüsse gewölbt, die Cohäsion verringert sich, das Eis wird mürbe, es löst sich in Wasser auf. Das also, wodurch die wahrnehmbaren Körper als solche bestehen, ist die Cohäsion, eine Kraft, welche wir nicht definiren, deren Wirkungen wir nur warhnehmen können. Allein ob in ihrem geheimsten Innern auch unbekannt, hat der Mensch sie dennoch sich untergeordnet und bedient sich ihrer in hundert und tausend Fällen. Zwei Flächen möglich glatt — (wie Spiegelgläser z. B.) hängen, wenn man sie auf einander legt, mit nicht unbedeutender Kraft aneinander, noch viel mehr, wenn man eine Flüssigkeit dazwischen bringt; den höchsten Grad aber erreicht ihr Zusammenhang, wenn die dazwischen gebrachte Flüssigkeit nach einiger Zeit erstarrt. So wird die Cohäsion, überall angewendet, meistens aber ohne daß man es weiß; man nennt es Pappen, Leimen, Kleben, Löthen, Verschmelzen, Schweißen, 2c. Der Maurer bedient sich des Mörtels, um die Steine zu verbinden, welche das Haus bilden sollen, und war der Mörtel gut, so müssen die Steine zerbröckeln, bevor sie von einander lassen. Der Kupferschmied verzinnt seine Geschirre, indem er das schmelzende Metall über das erhitzte Kupfer streicht; der Goldschmied vergoldet Messing und Silber 2c. Immer ist es die Cohäsion, mittelst deren vollbracht wird, was man beabsichtigt. V.

Coiffure, die französische Benennung für Kopfputz (s. d.).

Colbjörnsen, Anna, die Gattin des norwegischen Predigers Jonas Ramus in Norderhug, ist berühmt wegen ihres Muthes und ihrer Entschlossenheit, welche sie 1716 in dem Kriege zwischen Karl XII. und Friedrich IV. von Dänemark, an den Tag legte. Karl XII. nämlich beschloß das reiche Kongsberger Silberbergwerk zu zerstören, um so dem Feinde den empfindlichsten Schlag beizubringen. 800 Mann Schweden unter Anführung eines Ober-

sten näherten sich in dieser Absicht Kongsberg. Die Nacht überraschte sie und sie sahen sich genöthigt, im Norderhuger Pfarrhofe zu übernachten. Anna's Gatte war krank und so oblag ihr allein die Bewirthung der fremden Gäste. Ihre Freundlichkeit und Aufmerksamkeit machte diese arglos und sie sprachen darum in ihrer Gegenwart unzweideutig von ihrem Plane, in der Morgendämmerung die 400 norwegischen Dragoner, welche eine halbe Meile weiter lagerten, zu überfallen und sich so den Weg nach Kongsberg zu bahnen. Mit hochklopfender Brust hörte und errieth die patriotische Frau den gefahrdrohenden Anschlag. Unter irgend einem Vorwande suchte sie sich zu entfernen, schickte einen reitenden Boten zu den Norwegern, ließ diese von der Gefahr in Kenntniß setzen und forderte sie auf, die Schweden im Dunkel der Nacht zu überfallen und so den Handstreich zu vereiteln. Vorgeblich um bei der großen Nachtkälte die Schweden zu erwärmen, zündete sie ein großes Strohfeuer an, welches jedoch den anrückenden Norwegern beim Ueberfalle leuchten und die Schwäche des Feindes verrathen sollte. — Unter peinlichem Harren, während dessen die kühne Frau aber ihr Gleichmuth keinen Augenblick verließ, verging eine Stunde. Da schmetterten plötzlich die norwegischen Hörner und von allen Seiten geschah der stürmische Angriff. Der schwedische Oberst wurde gefangen, seine Leute theils getödtet, theils versprengt — Kongsberg war gerettet! Jene Entschlossenheit und Kühnheit eines Weibes hatte dem Vaterland in diesem Kriege den wesentlichsten Dienst geleistet, so wie denn Anna auch im Verlauf des ganzen Feldzuges mehrfache Beweise von Geistesgegenwart und der wärmsten Vaterlandsliebe ablegte. — Ihr Todesjahr ist unbekannt. —

Colbran-Rossini, die Gattin des berühmten Componisten, glänzte zur Zeit ihrer Blüthe als einer der ersten Sterne am italienischen Opernhimmel. Sie hatte einen Contraalt vom reinsten Metall und der vollendetsten Ausbildung. Rossini, der sich 1820 mit ihr vermählte, schrieb die meisten Partien seiner Opern,

namentlich den „Arſace" in der „Semiramis" für ihre Stimmlage. 1822 befand ſie ſich mit der italieniſchen Operngeſellſchaft unter Roſſini's und Barbaja's Leitung in Wien, und das dortige muſikaliſche Publikum hatte, obgleich die Sängerin bereits vom Gipfel ihres Glanzes herabgeſtiegen war, vielfache Gelegenheit, die noch ſchönen Mittel und die vortreffliche Ausbildung derſelben zu bewundern und ſich ſo ihre frühere Ruhmesperiode zu vergegenwärtigen. — Seit jener Zeit hat ſie ſich von der Bühne zurückgezogen und lebt mit ihrem Gatten, in Anmuth und Liebenswürdigkeit des Charakters, eine holdſelige Muſe, die ihn noch oft zu ſeinen Tondichtungen begeiſtert, in Paris.

Cöleſtinernonnen. Papſt Cöleſtinus V., welcher vor ſeiner Erhöhung lange Zeit als Einſiedler gelebt hatte, ſtiftete gegen das Ende des 13. Jahrhunderts einen Kloſterorden, dem er die geſchärfte Regel der Benedictiner gab, und dem auch einige Nonnenklöſter zugehörten. Häufige Geißelung war eine der Hauptregeln dieſes Ordens, der in neuerer Zeit ganz verſchwunden iſt. Die Ordenstracht beſtand in weißen Unterkleidern mit weiten Aermeln und ſchwarzem Skapulier. Die Ordensglieder lebten nur dem beſchaulichen Leben. —s—

Cölibat nennt man den durch kirchliche Geſetze beſtimmten eheloſen Stand der Geiſtlichen in der katholiſchen Kirche. Dieſer Gebrauch ſchreibt ſich von dem 4. Jahrhundert her, wo das Kloſterweſen in Aufnahme kam, und namentlich mehrere Biſchöfe ſich entſchloſſen, unverheirathet zu bleiben. Im 11. Jahrhundert verordnete Gregor VII. den Cölibat der Geiſtlichen, um ſie gleichſam zu einer großen, weit vergliederten Familie zu vereinigen; allein es verging beinahe noch ein Jahrhundert, ehe dies Geſetz namentlich in Deutſchland volle Giltigkeit erlangte. Seit dieſer Zeit aber wird es in der römiſchen Kirche mit aller Strenge beachtet. In der griechiſchen Kirche ſind nur die Erzbiſchöfe, Biſchöfe und Kloſtergeiſtlichen an den Cölibat gebunden. —s—

Colibri. Der kleinste Vogel, welcher existirt — (Colibri mimimus, kaum bemerklich größer als eine Hummel). Seine Eierchen sind nicht so groß als eine Erbse, das Nest wie eine Nußschale. Diese zarten Vögelchen zeichnen sich durch einen wunderbar schönen, metallisch glänzenden Farbenschmuck aus, sind äußerst lebhaft, leben unter einander oft im Streit, fliegen mit außerordentlicher Schnelligkeit, wobei sie wie Feuerfunken in der Sonne glänzen, leben meistens nur vom Nektar der Blumen, welchen sie mit ihren feinen, langen Schnäbeln und der röhrenförmigen Zunge aussaugen, und sind überhaupt so zart, daß man sie mit Wasserspritzen schießt. Man braucht nämlich nur ihr Gefieder zu benetzen, um sie zum Fliegen untüchtig zu machen. Der Kolibrifresser, eine schreckliche Spinne, deren Körper fast so groß ist, wie der des Sperlings, mit langen, dickbehaarten, starken Füßen, macht gewöhnlich dem poetischen Leben der kleinen Thiere ein Ende, indem sie dieselben mit einem Sprunge erhascht, und ihnen das Blut aussaugt. Nach Europa hat man sie noch nicht lebend gebracht; einige Gattungen derselben unterhält man in Amerika im Zimmer, wo sie von Honigwasser sich nährend, ein paar Wochen ausdauern, dann aber auch sterben. V.

Coligny, Henriette von, Tochter des Grafen Jean de Coligny, ward 1618 geboren und stammte aus der berühmten französischen Familie ab, deren Namen durch den Admiral von Coligny, den Märtyrer der Bluthochzeit (s. d.) weltgeschichtlich geworden ist. Schön und geistvoll wurde sie noch sehr jung mit Thomas Hamilton, Grafen von Hadington, vermählt. Aber der Tod trennte diese glückliche Ehe bald und Henriette reichte ihre Hand später dem Grafen de la Suze. Auch diese Verbindung war keine glückliche. Des Grafen düsteres Gemüth, seine grenzenlose Eifersucht wurde der Quell vielfältiger Uneinigkeiten und entfremdete dem Gemahl das Herz der bis dahin zärtlichen und liebenswürdigen Gattin. Sie trat zur katholischen Religion über, um beim Parlamente auf die

Trennung dieser Ehe antragen zu können, die auch sofort erfolgte. — Henriette wurde von ihren Zeitgenossen als eine der geistvollsten und schwärmerischesten Dichterinnen geehrt; namentlich sind es ihre Elegien, die sich durch Zartheit und reizende Sanftmuth auszeichnen. Aus ihnen tönt der Schmerz über das früh geschwundene Lebensglück, den zeitlich entblätterten Lenz, wie er in der Brust der Dichterin lebte, in rührenden, das Mitgefühl anregenden Weisen. Sie starb 1673 in Paris. Ihre Gedichte erschienen gesammelt in 2 Bänden, Paris 1684. — n.

Colik oder Leibschneiden wird der krampfhafte Schmerz in den Gedärmen genannt, der aus mancherlei Ursachen entsteht und in verschiedenen Graden, von einzelnen vorübergehenden, unangenehmen Empfindungen bis zur anhaltenden, oft unerträglichen Schmerzhaftigkeit gesteigert vorkommt, und selbst den Tod herbeiführen kann. Erkältung, kalte Füße, besonders beim weiblichen Geschlechte, Genuß unverdaulicher oder säuerlicher und sehr kalter Nahrungsmittel und Leckereien, kaltes und säuerliches Getränk, selbst auch erhitzende Genüsse führen dieses Uebel herbei. Sie fängt mit Gefühl von Druck und Schwere im Unterleibe, Kollern, Ekel, Aufstoßen, selbst Erbrechen, Apetitlosigkeit, Auftreibung des Leibes nach dem Essen, Verstopfung oder Abweichen an. — Es gibt besondere Arten derselben, die hinsichtlich der Ursachen wichtig und nach denselben benannt sind, als die Windcolik, Gallencolik, Wurmcolik, Bleicolik der Maler, Töpfer, Maurer und Schriftsetzer, Cidercolik vom Genuß der Obstweine, Kupfer- und Metallcolik der Metallarbeiter, Colik von Gallen- und Nierensteinen, Colik nach Unterdrückung gewohnter Absonderungen oder Hautkrankheiten, katarrhalische und rheumatische Colik, und die bei Gicht und in blutreichen Körpern vorkommenden Colikschmerzen. D.

Coliseum oder Colossäum, das große flavianische Amphitheater zu Rom, das erhabenste, großartigste, altrömische Baudenkmal, noch in seinen Ruinen ehrwürdig und staunenerregend, wurde

von den Kaisern Vespasian und Titus in den Jahren 172—177 nach Christus erbaut. Es ist durchaus von Stein und erhielt den Namen Colossäum von seiner riesenhaften Größe, die, was Kühnheit der Anlage und Ausführung betrifft, hinter den Wunderbauen der Pyramiden, hinter Babylons Werken und dem Mausoleum der Artemisia nicht zurückbleibt. Davy nennt es ein Gigantenwerk, den Versammlungssaal der Titanen, welche den Olymp gestürmt. Es besteht aus drei über einander stehenden Säulenreihen und enthielt 85,000 Sitze und über denselben noch eine Gallerie, welche 20,000 Menschen fassen konnte. Alle Sitze schweben auf Arkaden, deren die untere Reihe als Zugänge 80 enthält; solcher Arkaden zählt das Gebäude vier Stockwerke über einander. Das vierte Stockwerk besteht aus einer großen Mauer mit einer doppelten Reihe, jede von 40 Fenstern, die zwischen 80 viereckigen Pfeilern angebracht sind. Die innere Einrichtung dieser Stockwerke war so daß das erste mehr vorsprang, als das zweite, und eben so war es mit den übrigen. 12,000 gefangene Juden wurden mehrere Jahre lang zu diesem Baue verwendet, 15,000 Menschen sollen sich zehn Jahre mit der Bildhauerarbeit beschäftigt haben und 10 Millionen Scudi oder römische Thaler hat der Riesenbau gekostet. Sein Umfang beträgt außerhalb 2013 rhein. Fuß, innerhalb 916; der längste Durchmesser 350 und die Höhe 193 Fuß. Hier wurden Gladiatorenspiele, Thierkämpfe und Naumachien, d. h. Seegefechte, gegeben. Zu den letztern wurde die Arena oder der Kampfplatz durch unterirdische Kanäle mit Wasser gefüllt und so in einen See verwandelt. Am Einweihungstage unter Titus wurden hier 9000 wilde Thiere erlegt. Die Tavertinsteinblöcke, aus welchen das ganze Gebäude errichtet ist, sind 5 Fuß hoch und 8—10 Fuß lang. Sie waren nicht mit Mörtel, sondern durch eiserne Klammern mit eingegossenem Blei mit einander verbunden. Durch eine künstliche Vorrichtung wurde mittelst Balken über der obersten Mauer ein großes Tuch ausgespannt, welches die Volksmenge bei drückender Sonnenhitze schützte. Der

Fußboden ist mit einem Mörtel, der dem Marmor gleichkommt, gepflastert. Das Innere des Amphitheaters endigte oben über den Stufen mit einem Porticus von 60 Marmorsäulen, welche senkrecht über die Pfeiler gesetzt waren. Es ist unmöglich, in Worten von der Pracht und imposanten Größe dieses Wunderbaues eine deutliche Vorstellung zu geben. Die einfallenden Barbaren verwüsteten es, konnten aber nur einzelne Theile zertrümmern. Drei Viertel des Ganzen stehen noch. Von dem Materiale des niedergestürzten Theiles wurden drei der größten Paläste und der Hafen Ripotta zu Rom gebaut. — Weder Zeit noch Menschenhände konnten ein Werk zertrümmern, das gleich den Pyramiden von Memphis aus einem Jahrtausend in das andere hineinragt und zu seinen Füßen Generationen verrinnen sieht, wie Sand. — Rom ist ein Grab gesunkener Herrlichkeiten, ein Kirchhof, wo welterschüttende Erinnerungen in ehernen Särgen ruhen; seine Denkmäler haben seine Geschichte überdauert. Auf den Trümmern des Coliseums sitzt in düsterer Mitternachtstunde Klio ernst sinnend und murmelt inhaltschwere Worte von den Heroen und Göttern, von den Legionen und Adlern, von den Cäsaren und der capitolinischen Glorie, von der Weltherrschaft und von dem erschütternden Sturze des Riesencolosses, dessen Trümmer selbst noch Colosse sind. Und wie die Erde nur ein großes Buch, in welches die drängenden Völker und Generationen ihre Thaten mit ehernen und steinernen Lettern einschreiben zum Gedächtniß ihres Daseins: so reden diese Lettern zu den kommenden Geschlechtern bald von der Größe und Macht ihrer Zeiten, bald von der Vergänglichkeit derer, welche die Göttergedanken des Genies in diesen gewaltigen Schriftzügen ausgedrückt, lesbar für die künftigen Zeiten, belehrend, ermuthigend oder auch demüthigend durch ihre himmelan ragende Größe. Aber auch das Coliseum wird dereinst sinken, wie Memphis Pyramiden, und wie Babylons Wälle und Artemisia's Mausoleum schon gesunken sind; denn nichts ist ewig, was irdisch ist. —n.

Colla parte, steht sehr oft bei den die Solostimme beglei-

tenden Instrumenten, und zeigt an, daß sich diese dem freiern Vortrag jener anschmiegen sollen. R. S.

Collier, s. Halsband.

Colombine, die weibliche Charaktermaske der Italiener in der Komödie und Pantomime. Sie ist in der Regel Pantalon's Tochter und Arlequin's Geliebte, der sich durch allerlei listige Streiche von seinem Nebenbuhler befreit und Colombine erobert. Die Grundlage des Charakters ist gewöhnlich Verschmitztheit, Koketterie, treue Liebe, Naivetät und anmuthige Schalkhaftigkeit.

Colonna Vittoria. Vor dritthalb hundert Jahren bezeichnete dieser Name in Italien nicht allein die erste lebende Dichterin, sondern auch das Muster der Treue, Anmuth und Schönheit. Berühmte Zeitgenossen waren stolz auf die Bekanntschaft mit einer Frau, deren seelenvolle Lieder nicht allein alle der Mitbewerberinnen bis dahin überragten, sondern die auch dem großen Michel Angelo noch in seinen spätern Jahren Liebe einflößte und ihn zu innigen Gesängen begeisterte. Vittoria stammte aus einer edlen Familie, ihr Vater bekleidete die Würde eines Großconnetables von Neapel. Das goldene Zeitalter italienischer Kunst und Literatur war im Aufblühen und in der Familie Colonna ein gewisses Patronat der Poesie seit Petrarka's Zeiten erblich; die junge Vittoria erhielt also die sorgfältigste Erziehung, und ihre Schönheit und des Kindes lebhafter Geist versprachen etwas Außerordentliches. Vier Jahr alt wurde ihr Schicksal an das des jungen Don Fracesco d'Avalos, Marquis von Pescara geknüpft, dem sie künftig ihre Hand reichen sollte. Beide wetteiferten von jetzt an in der glücklichsten Entwikkelung ihrer geistigen Fähigkeiten, und während ihr junger Verlobter sich in ritterlichen Künsten übte, folgte Vittoria den unschuldigen Spielen ihrer früh erwachten Phantasie. Beide hatten das 17. Jahr erreicht, als glänzendere Anträge, wie die Bewerbungen der Herzoge von Braganza und von Savoyen Vittoria's Eltern in ihren Plänen irre machten; allein der Papst that den Ausspruch, daß das Band

des Verlöbnisses nicht zerrissen werden dürfte, und die Liebenden wurden 1507 zu Neapel vereinigt. Das glückliche Paar, in edler Liebe zu den Genüssen des Geistes die Flatterfreuden der Welt leicht entbehrend, genoß vier Jahre die Seligkeit einer ungetrennten Vereinigung; nur einen Wunsch erfüllte das Schicksal nicht, die Ehe blieb kinderlos. Da schloß sich Neapel der Ligue gegen Ludwig XII. von Frankreich an, und der Marquis von Pescara mußte dem Rufe der Ehre folgen. Er gerieth, wenige Monate nach der Trennung von Vittoria, in der Schlacht von Ravenna in französische Gefangenschaft, wurde zwar bald wieder befreit, aber nur, um von dem Kriege, der noch über 15 Jahre dauerte, fast unaufhörlich fortgerissen zu werden. Nur selten und auf wenige Tage sah er seine Gemahlin wieder, deren einzige Gesellschaft in der Abgeschiedenheit von ihm die Musen zu sein pflegten. So verflossen 14 Jahre, ohne daß beide älter für einander wurden; dieselbe treue Zärtlichkeit und dieselbe Begeisterung für das Edle und Herrliche verschönten die Studien der Dichterin wie die Thaten des Helden. Unterdessen wuchs das Ansehen des Marquis zu einer solchen Höhe, daß ihm selbst Neapels Königskrone vom Hofe Frankreichs angetragen wurde, wenn er an seinem Vaterlande zum Verräther werden wollte; er wies diese Anträge öffentlich zurück. Es kam endlich 1525 zu der blutigen Schlacht von Pavia, zu deren siegreichem Ausgange der Muth und die Klugheit des Marquis wesentlich beitrugen, der schwer verwundet nach Mailand gebracht wurde. Vittoria, zu ihm eilend, hatte kaum die Hälfte der Reise zurückgelegt, als ihr die Nachricht von ihres Gemahles Tode begegnete. Nachdem sich die tiefgebeugte Witwe von dem furchtbaren Schlage, der ihr anfangs alle Besinnung geraubt, so weit erholt hatte, kehrte sie nach Neapel zurück. Die Liebe und Bewunderung, die sie bis dahin zwischen ihrem Gatten und der Kunst getheilt hatte, schien von nun an ganz auf dieser zu ruhen; sie gab sich ihrer Neigung zur Poesie ganz hin. Italien verlieh ihr den Beinamen: die Gött-

liche, und in ihrer Einsamkeit wurde das Andenken des geliebten Todten, welches sie selbst die Sonne ihrer Gedanken nannte, was für Petrarka einst die Erinnerung an seine Laura gewesen war. Ueber 100 Sonette weihte sie seinem Gedächtniß und nach 16 Jahren noch konnte sie nichts singen als ihn. — Nach und nach jedoch nahmen die Ideen der Dichterin eine religiöse Richtung, und in 200 religiösen Sonetten, denen sich ein größeres Gedicht in Terzinen „der Triumph des Kreuzes," anschließt, ergoß sich Vittoria's ganze Seele. Sie lebte meist zu Ischia, oft auch in Rom, im 52. Jahre ihres Alters begab sie sich in ein Kloster zu Orvieto, doch, wie es scheint, ohne ein Ordensgelübde abzulegen, denn bald nachher zog sie den Aufenthalt in einem andern Kloster zu Viterbo vor. Sie starb in Rom 1547. Ihre religiösen Dichtungen gehören zu den vollendetsten ihrer Art; unerreicht darin ist die Verwandlung früherer Bilder der Liebe in Bilder des frommen Glaubens. Ihr Name glänzt in allen berühmten italienischen Werken ihrer Zeit; auf eine unvergängliche Weise aber hat ihn Ariosto im 37. Gesange seines Orlando Furioso verherrlicht. B.

Colonnade, eine mit einem Gebälke bedeckte Säulenreihe. S. Säulenordnung.

Colophonium ist ein aus dem Terpentin gewonnenes, zerreibliches Harz, das seinen Namen von der ionischen Stadt Colophon hat, von wo man es sonst bezog. Es wird zum Bestreichen der Violinbogen, zum Feuerwerk, zu einigen Pflastern und von manchen Handwerkern gebraucht. D.

Coloratur ist in der Musik das Blumenwerk, das man namentlich um Melodien von Gesangstücken legt, sei es in Passagen, Rouladen ꝛc. Je sinniger es gewählt, und je durchsichtiger der Grund verhüllt ist, desto reizender erscheint es. R. S.

Columbia. Der Theil von Amerika, welchen Columbus zuerst als festes Land erkannte. Nach dem Entdecker nennt sich seit 1819 der mächtigste Freistaat in dem ehemaligen spanischen

Amerika. Columbia liegt vom 6. Grad südlicher bis zum 12. Grad nördlicher Breite, stößt an das stille Meer bei Guajaquil und Quito, schließt die Wunder der Tropenländer, den Cotopaxi, Pichincha, Puracée, Chimborazzo, Cimbo, Ciambe, die Hochebene von Quito ꝛc. in seine Gränzen, dehnt sich über die ganze Nordküste von Südamerika bis zum Ausfluß des Orinocco hin, und stößt demnach nördlich an die Landenge von Panama, südlich an Brasilien und Peru, und enthält die Provinzen Carracas, Venezuela und Neugranada. Der Flächenraum dieses Reiches umfaßt ungefähr 65,000 □Meilen, und hat darauf nicht viel mehr als 3 Millionen Einwohner, welche fast in gleichen Theilen aus Negern, Mulatten und Indiern bestehen. — Die weißen Einwohner verschwinden der Zahl nach, fast ganz, da man sie nur in den Städten sieht, und betragen von der Bevölkerung höchstens den 10. Theil. Das Land ist zu jung, um davon etwas Wichtiges und Bestimmtes sagen zu können. Man vergleiche die Artikel Carracas und Quito. Ein Bezirk in Nordamerika, in welchem die Bundesstadt Washington liegt, heißt ebenfalls Columbia, auch führen noch drei Grafschaften in den Vereinigten Staaten, so wie drei Städte denselben Namen.

V.

Columbus, Christoph, der unsterbliche Entdecker Amerika's, dem nur die Ungerechtigkeit des 16. Jahrhunderts den Namen Columbia entzog, war 1447 im Genuesischen geboren. In seiner Jugend schon durch Muth, Geistesgegenwart und Lernbegierde ausgezeichnet, trieb ihn die Lust zu Seefahrten und Entdeckungen nach Portugal. Hier faßte sein lebhafter Geist den Gedanken auf, Indien durch eine Fahrt nach Westen auf kürzerm Wege, als man damals pflegte, zu erreichen. Er wandte sich um Unterstützung eines solchen Unternehmens an mehrere Höfe, wurde jedoch nirgend beachtet, und erlangte endlich von der Königin Isabelle von Spanien 3 unbedeutende Fahrzeuge mit 120 Mann. Mit dieser ärmlichen Ausrüstung ging er unter Segel, und fand nach einer halb-

jährigen Reise, die von unendlichen Gefahren unterbrochen war, San Salvador, Cuba und Hispaniola. Nach einer einjährigen Abwesenheit nach Spanien zurückgekehrt, wurde er mit Ehren überhäuft und rüstete sogleich eine zweite, größere Expedition, an deren Spitze er die Küste des amerikanischen Continents entdeckte. Am Hofe verleumdet, schickte man ihm einen Untersuchungsrichter nach, der den großen Columbus in Ketten werfen und gefesselt zurückbringen ließ. Der allgemeine Unwille zwang endlich den König, dem ungerecht Eingekerkerten eine dritte Unternehmung anzuvertrauen. Die Fahrt war von fürchterlichen Stürmen begleitet. Columbus landete endlich fast ganz von Mannschaft und Schiffen entblößt, auf Jamaica, wo er über ein Jahr unter den Wilden lebte. Auf einem elenden Fahrzeuge erreichte er Hispaniola, fand aber dort, da ihn das Vaterland ohne alle Unterstützung gelassen hatte, seine Festung zerstört und Alles verloren. Auch in Spanien, wohin er deßhalb reiste, erlangte er für die von ihm entdeckten Länder nichts, und starb in Harm und Armuth am 20. Mai 1506. Sein Leichnam ward nach seinem Willen auf Hispaniola in der Domkirche beigesetzt und in sein Grab begleiteten ihn die Ketten, die das undankbare Spanien dem großen Manne gesandt hatte.

T.

Combination, im Allgemeinen die Zusammenstellung von mehreren, in eine gewisse Reihe oder Ordnung, im gewöhnlichen Sprachgebrauche aber die Fertigkeit, aus gemachten Wahrnehmungen oder Erfahrungen Schlüsse zu ziehen und Urtheile zu fällen, durch welche man der Wahrscheinlichkeit nahe kommt.

Comersee, eine der reizendsten Gegenden Europa's, die den erhabenen, großartigen Charakter der Alpen mit dem ewigen Azur des hesperischen Himmels und dem glühenden Prunk einer südlichen Vegetation vereinigt. Er dehnt sich höchstens eine Stunde breit von Como nordwärts 7 Meilen lang nach dem Veltlin zu, wo die neuangelegte, herrliche Bormiostraße vor den tirolischen Gletschern

der Ortlesspitze in die lombardische Ebene hinabführt. Gegen Süden spaltet er sich in zwei Arme, von denen der eine bei Como, unfern der schweizerischen Gränze des Cantons Ticino, der andere bei Lecco endet. Gegen 700 Fuß über dem Meere rings von hohen Gebirgen umgeben, strömen ihm außer den Flüssen Adda, bei deren Einfluß er mit dem See von Chiavenna in Verbindung steht, Mera und Lira noch über 60 Waldbäche zu. Die umkränzenden Gebirge senken sich gegen die Ufer des Sees steil herab, und verleihen ihm ein hochromantisches Gepräge. Die Fahrt auf dem Comersee, den ein Dampfboot befährt, gehört zu den genußreichsten Stunden einer italienischen Reise, an den freundlichen Ufern, von Wein, Orangen, Cypressen und Oliven umwachsen, drängen sich die herrlichsten Villen, meist Eigenthum reicher Mailänder: Varenna, Domaso, Cadenabbia, die Villen Tanzi nächst Torno, Melzi, Sommariva, die berühmte Pliniana mit der malerischen Cascade und die prächtige Villa d'Este, von der Königin Karoline von Großbritannien zu einem Palast eingerichtet, den die Engel der Freude und der Liebe bewohnen sollten, sind Punkte, an denen die wehmüthig dankbare Erinnerung aller der Glücklichen, die hier die Wonne des Lebens in reichen Zügen schlürften, ewig hängen wird. Jeden Morgen geht von dem 6 Meilen entfernten Mailand ein Eilwagen nach Como, wo die Reisenden das Dampfboot empfängt. Wer nach Mailand kommt, versäumt nie, den reizenden See von Como zu befahren. X.

Commentar, Auslegung, Erläuterung, Erklärung.

Commodo, eine musikalische Vortragsbezeichnung; so viel als bequem, gemächlich, mit Phlegma. N. S.

Communion, Gemeinschaft. Vereinigen wollte Jesus Christus durch seine Lehre die große Menschengesellschaft zu einer Gemeinschaft. Er wollte sie umschlingen mit dem Banden heiliger, brüderlicher Liebe. Er wollte, daß Brüder seien und Schwestern Alle, die da wohnen vom Aufgang bis zum Niedergang, und Einer fördere des Andern Heil und mildere des Andern Leid. Diese

heilige Gemeinschaft, mehr noch sinnbildlich darzustellen, setzte Jesus bei der letzten Mahlzeit, welche er am Vorabende seines Todes mit seinen Jüngern genoß, die Feier einer Mahles ein, bei dessen Genusse sie sich seiner erinnern und die Gemeinschaft mit ihm erneuern sollten. Zu diesem Ende feierten die ersten Christen bei ihren religiösen Versammlungen ihre Liebes- oder Gastmahle s. Agapen. Sie priesen dabei in heiligen Gesängen die Wohlthat der Erlösung, und ermunterten sich wechselseitig zur Standhaftigkeit und Treue im Glauben an den Herrn. Auf diesen Gebrauch stützt sich auch die Ansicht einiger Kirchenlehrer, daß man das Abendmahl nicht Einzelnen, z. B. Kranken, sondern nur in Versammlungen reichen solle. Später betrachtete man die Communion mehr als das öffentliche Bekenntniß, ein Christ zu sein und als die Inanspruchnahme der durch Christum erlangten Erlösung und göttlichen Gnade. Mithin ist die Communion das feierlichste Bundesmahl, das je begangen werden kann. Denn es ist die Weihe und Erneuerung des Bundes, für Wahrheit, Recht und Liebe zu leben, zu kämpfen und zu sterben. S. Abendmahl. —t—

Comparativ, in der Grammatik der erste Steigerungsgrad, wodurch ein Gegenstand oder dessen Eigenschaft mit einem anderen verglichen wird. Der Comparativ ist zweifacher Art, entweder positiv oder negativ. Z. B. A ist schöner als B. Dieß ist der positive Comparativ. Dagegen aber: A ist weniger häßlich als B, negativer Comparativ ist. R.

Compendium, wörtlich Abkürzung oder Ersparung. Gewöhnlich eine Sammlung, worin die Lehrsätze und Hauptmaximen einer Wissenschaft kurz und bündig zusammengefaßt sind. Commentar ist das Entgegengesetzte, denn hier werden alle Principien ausführlich erläutert, daher commentiren, so viel wie erklären, mit Nachweisungen versehen, gründlich und umfassend abhandeln.

R.

Compiacevole, (in der Musik) gefällig, einschmeichelnd.

R. S.

Compilation, wörtlich Plünderung, die Zusammtragung von Sätzen, Principien, Stellen ꝛc. aus verschiedenen Schriften zu einem Ganzen. Es ist das Werk des Gelehrten und für die Wissenschaft, da Verschiedenes zu einer raschern, faßlichern Uebersicht zusammengestellt ist, von großem Nutzen.

Compliment, Complimente, Beweise von Achtung, Theilnahme, die in gewissen, äußerlichen Formen bestehen; auch so viel wie Artigkeit, Höflichkeit, Verbindlichkeit. Die Complimente sind nationell verschieden und ein Bestandtheil des Ceremoniels (s. d.). Für die Complimente im gewöhnlichen Leben gibt es eigene Complimentirbücher; doch der Gebildete, Wohlerzogene wird stets von selbst das Richtige wählen und die goldene Mittelstraße zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig zu behaupten wissen.

R.

Componiren, zusammensetzen, in der Musik ein Tonstück aus den verschiedenen Akkorden, Harmonien, Melodien ꝛc., welche eine Empfindung ausdrücken sollen, zusammensetzen; daher Composition, die Zusammenstellung Alles dessen, was ein Musikstück ausmacht. Man spricht auch in der Malerkunst von einer Composition und bezeichnet damit die Art der Zusammenstellung aller, ein Gemälde ausmachenden Gegenstände. (S. Malerei.) Componist, der Schöpfer eines Musikstückes. S. Tondichter und Tonsetzer.

Compot. (Kochkunst.) Mit diesem Namen bezeichnet man die süße Zugabe zum Braten, als Gegensatz zum sauern Salat. Das Compot besteht entweder aus eingemachtem, oder gekochtem, frischem und gebackenem Obst und andern hierzu tauglichen Ingredienzien. Die Früchte werden zu diesem Zwecke entweder in Butter geschmort, oder mit Wein oder Wasser zu Muß gekocht, mit Zucker

oder Syrup versüßt, mit Zimmt und andern Gewürzen bestreut, mit Citronenscheiben, Citronatschalen belegt ꝛc.

Con. Mit dieser (italienischen) Präposition sind viele Hauptwörter zusammengesetzt, mit denen der Componist den Vortrag genauer bezeichnet. Unter dem Artikel „Vortrag" wird weitläufiger besprochen, in wie weit solche Bezeichnung ästhetisch erlaubt sei. Hier folgen die gebräuchlichsten Zusammensetzungen — con affetto, mit äußerst lebhaftem Gefühl — con afflizione, kummervoll — con agilità, hurtig, flink — con agitazione, heftig, bewegt — con allegrezza, heiter, munter — con amore, mit Liebe, Vorliebe — con anima, seelenvoll — con brio, traurig — con delicatezza, mit feiner Behandlung jeder einzelnen Note — con diligenza, fleißig ausgearbeitet — con discrezione, sorgsam, dem Andern nachgebend (in Duetten u. s. w.) — con dolore, schmerzlich — con espressione, ausdrucksvoll — con fermezza, fest auftretend — con fuoco, feurig auflodernd — con grandezza, gewichtig, auch (ironisch) gespreizt — con gravità, schwer, auffallend — con grazia, mit Anmuth — con gusto, mit Geschmack, Wahl — con impeto, hastig, heftig — con leggerezza, spielend, behend — con molto espressione, mit tiefem Ausdrucke — con moto, erregt, bewegt — con passione, leidenschaftlich — con piacevole, gefällig, einschmeichelnd — spirito con sentimento, gefühlvoll — con spirito, geistvoll — con tenerezza, weich und zart — con tristezza, betrübt.

Con sopra, zu deutsch, wie vorher; steht in der Musik bei Stellen, die in der Wiederholung denselben Ausdruck ꝛc. verlangen. R. S.

Concav, so viel wie ausgehöhlt. Man nennt so Brillengläser, die nur auf einer Seite vertieft sind, plan-concave, die auf beiden Seiten ausgehöhlten concav-concave. Dem Concaven entgegengesetzt ist das Convexe, wo die eine Seite erhaben, halbrund ist. Sind beide Seiten convex, so bildet das Glas eine Linse. Nach Beschaffenheit dieser Concavität oder Convexität wer-

den die Lichtstrahlen verschiedenartig gebrochen. Concave Brillengläser sind für Kurz-, convexe für Fernsichtige. Telefkope und Operngläser sind aus mehrern concaven und convexen Gläsern zusammengesetzt.

Concert, im Allgemeinen ein musikalischer Wettstreit, findet aber in der Musiksprache eine zweifache Anwendung und zwar: — heißt jede öffentliche Aufführung vollstimmiger Musikstücke (s. Musikfeste) ein Concert, während auch jedes Tonstück, welches ein Virtuos als Solospieler vorträgt, diesen Namen führt. In letzterer Beziehung sagt man Soloconcert, wenn in einem solchen Tonstücke die Hauptstimme einem Instrumente, Doppelconcert, wenn die Hauptrollen zwei Instrumenten zugetheilt sind, und Concertsymphonie, wo die Instrumente abwechselnd oder auch zusammengreifend mit einander wetteifern. Ein Instrumentalconcert besteht in der Regel aus 3 Theilen; dem Allegro, Andante und Finale. Kürzere Concerte, in welchen diese Theile nicht so scharf hervortreten, heißen Concertino. Diejenigen Instrumente, welche die Solostimme in Hauptsätzen begleiten, nennt man concertirend, oder auch obligat. Derjenige, von welchem bei Aufführung großer Musikstücke die Leitung des Tactes und die Einheit des Spieles abhängt, und welcher in der Regel die erste Violine spielt, heißt der Concertmeister, während der Musikdirector das Ganze leitet.

Conchylien, d. h. Schalthiere, eine eigene, zahlreiche, zu den Würmern gehörige Thiergattung. Sie zeichnen sich durch die kalkartige Schale aus, die ihren weichen Körper umgibt und sich aus der Haut (dem Mantel) absetzt, anfangs weich, dann hornartig, zuletzt hart und spröde wird. Haben diese Thiere nur eine Schale, so heißen sie Schnecken (s. d.), mit zwei Schalen Muscheln (s. d.). Theils entstehen sie aus Eiern, theils werden sie lebendig geboren. Das Junge bringt den Ansatz zur Schale schon mit auf die Welt. — Oft sind diese Schalen von so wunderbarem, buntem, künstlichem Bau, daß sie den reizendsten Anblick gewähren, und

darum in kostbaren Sammlungen (Conchylienſammlungen, Conchylienkabineten) aufgeſtellt werden. B.

Concilium oder griechiſch Synode, bezeichnet urſprünglich eine Verſammlung, daher vorzüglich eine Verſammlung von Geiſtlichen, welche ſich vereinigt haben, um ſich über die vorhandenen oder die von dieſen abweichenden Lehren und über kirchliche Disciplin zu berathen. Die letzte allgemeine Kirchenverſammlung fand im Jahre 1545 zu Trident Statt, wo man den katholiſchen Lehrbegriff im Gegenſatze zu dem proteſtantiſchen feſtzuſetzen bemüht war. Unter den Proteſtanten haben nur die Reformirten im Jahr 1618 zu Dordrecht ein Concilium gehalten, von welchem die Lehren Calvin's „von der Gnadenwahl" beſtätigt wurden. —s—

Conclave, heißt der Ort, wo ſich die Cardinäle zur Wahl eines neuen Papſtes verſammeln, und daher wird das Wort auch zur Bezeichnung dieſer Verſammlung ſelbſt gebraucht. Im Jahre 1274 wurde zu Lyon die Einrichtung des Conclave durch eine Kirchenverſammlung beſtimmt. Zehn Tage nach dem Tode des Papſtes ſollten ſich die eben anweſenden Cardinäle in dem Palaſte verſammeln, in welchem der Papſt ſtarb, und zwar alle in einem Saale, deſſen Eingänge alle bis auf eine Thüre und ein Fenſter verſchloſſen oder vermauert werden ſollten, damit Niemand mit Einem der Wählenden allein ſprechen könne. Iſt nach drei Tagen noch keine Wahl zu Stande gekommen, ſo erhalten die Wähler Mittags und Abends nur ein Gericht, welches nach dem fünften Tage auf Brot, Wein und Waſſer beſchränkt wird. Da die Päpſte gewöhnlich in Rom ſterben, ſo iſt daſelbſt im vaticaniſchen Palaſte eine Gallerie zum Conclave eingerichtet worden. Hier ſind in einer Reihe eine Menge Zellen neben einander, deren jede nur 20 □ Fuß groß iſt, und die durch einen dünnen Verſchlag von einander getrennt ſind. Vor dieſen Zellen geht ein ſchmaler Gang, welcher die Wohnung der Cardinäle, von der ihrer Bedienung und Gehilfen trennt. Ein Jeder darf nämlich zu ſeiner Bequemlichkeit nur höch-

stens drei Begleiter mit in das Conclave bringen, welche Conclavisten genannt werden. In das Conclave gehen die Cardinäle, nachdem sie eine Messe gehört haben, zu zwei und zwei, und dürfen dasselbe nicht eher wieder verlassen, als bis die Wahl vollzogen ist. —s—

Concordat. Die schriftliche Urkunde über einen Vergleich zwischen Kirche und Staat, oder zwischen dem Papste und einem weltlichen Fürsten. Nur die Vergleiche, welche der Papst als Oberhaupt der römischen Kirche, nicht aber die Verträge, welche er als weltlicher Regent schließt, nennt man Concordate. —s—

Concordia, die Eintracht, wurde von den Römern personificirt und als Göttin verehrt. Camillus weihte ihr einen Tempel unter dem Capitol und der Dictator Marcius eine Bildsäule. Ihr Symbol waren die zwei verschlungenen Hände. Man bildete sie besonders auf Münzen sitzend oder stehend, im linken Arm ein Füllhorn, im rechten einen Oelzweig oder Heroldsstab. Die Römer feierten ihre Tempelweihe den 16. Januar. B.

Concret, ursprünglich fest, zusammengewachsen, das Gegentheil von abstract (s. d A.), was als Merkmal an einem Gegenstande mit diesem zusammen gedacht wird. Hoch und niedrig z. B. sind abstracte Begriffe, in Verbindung aber mit Berg, Thal ꝛc. werden sie concrete. — Concret ist also Alles dasjenige, was wirklich im Leben vorhanden ist und dessen Merkmale mit demselben auch fest zusammenhängen; z. B. Haus, Thal, Lilie, schwarz, Tanz ꝛc. Trägt der Geist aber diese Merkmale zusammen, und es heißt Pflanze, Farbe, Bewegung, Bau, Gebirge ꝛc., so werden es abstracte Begriffe.

Condolenz, Mitgefühl, Beileidsbezeigungen gegen die Verwandten beim Todesfalle eines Bekannten oder Freundes. Bei uns äußert sich diese Beileidsbezeigung durch Schreiben (Condolenzschreiben) oder Visiten (Condolenzvisiten). Bei andern Völkern ist sie verschieden. Stirbt z. B. bei den Cirkassiern ein

Krieger, so versammeln sich die Freunde in seiner Wohnung, fallen auf die Knie und schlagen sich unter Wehklagen heftig die Brust, bis der nächste Verwandte ausruft: Es ist genug! Die Chinesen haben besonders ceremonielle Condolenzbriefe. Bei manchen wilden Völkern vertritt ein festliches Mahl, wobei stark gegessen, getrunken und des Todten gedacht wird, die Condolenz. Bei dieser Veranlassung stimmt man auch z. B. bei den Nadowessiern feierliche Gesänge an, welche den Geschieden preisen und die Hinterlassenen trösten. B.

Condor, oder **Kondor**, der größte Raubvogel, zum Geiergeschlecht gehörig, ist schwarz, hat einen runzeligen, nackten Hals und einen dünnen Kragen von weißen Federn. Seine ungeheure Größe und Kraft, (er wird 4—4½ Fuß hoch und soll von einer Flügelspitze bis zur andern 14 Fuß messen. Humbold fand einen jungen Condor 9 Fuß) macht ihn Menschen und Thieren gefährlich, denn man hat Beispiele, daß er einzelne Personen förmlich angriff. Um ihn zu fangen, wird eine ausgestopfte Thierhaut mit zähem Thon gefüllt. Der Raubvogel läßt sich täuschen, will sich seiner vermeintlichen Beute bemächtigen, kann selbige aber nicht fortbringen, und wird bei dieser Gelegenheit leicht getödtet. Er lebt auf den Anden in Südamerika, und fliegt unter allen Vögeln am höchsten. B.

Confect, Confituren, Conditoreigebäcke aus feinem Mehl und Zucker, denen mit der Hand oder mittelst hölzerner oder blecherner Formen beliebige Gestalten gegeben zu werden pflegen. Das Backen selbst geschieht in einer verschlossenen Röhre auf einem Roste. Das Bisquit (s. d.) ist das einfachste Confect. Man unterscheidet gewöhnlich trockene Confituren und eingemachte Früchte, und versteht unter jenen das eigentliche Confect und die überzuckerten (candirten) Sachen, unter diesen die feinern, aus Früchten mit Zusatz von Gewürzen bereiteten Leckereien.

Confession, Bekenntniß, daher vorzüglich in religiöser Hinsicht, das Glaubensbekenntniß. Man bezeichnet mit diesem

Worte gewöhnlich die Urkunde, welche eine religiöse Partei als die Grundlage ihres Glaubens und Lehrens aufstellt, so wie auch diese Parteien selbst, als reformirte, evangelische Confession. Unter der augsburgischen Confession versteht man das Glaubensbekenntniß, welches die Anhänger der Kirchenverbesserung den zu Augsburg versammelten Ständen vorlegten und vorlasen.

— s —

Confirmation, Bestätigung, Versicherung, daß Etwas gewiß sein soll. Man bezeichnet mit diesem Worte eine religiöse Handlung, welche billig für eine der bedeutungsvollsten gehalten werden möchte. Im Namen des neugebornen Weltbürgers hatten Erwachsene bei der Taufe desselben gelobt, daß er treu bleiben wolle den Gesetzen Gottes und nachfolgen dem Beispiele Jesu Christi, in dessen Bruderbund er eben durch die Taufe aufgenommen ward. Jetzt, — nach einer Reihe von Jahren — ist die Unterweisung in den Lehren des Christenthums vollendet. Der junge Weltbürger wird aufgenommen in die Gesellschaft der Erwachsenen. Er selbst gelobt nun feierlich am Altare des Allheiligen, das Gelübde zu erfüllen, welches einst liebende Taufzeugen am Morgen seines Lebens für ihn ablegten. Er selbst verspricht: Gott und Christo, seiner Kirche und der Tugend treu zu bleiben bis in den Tod. Er selbst besiegelt darauf dieses Gelöbniß durch den ersten Genuß des heiligen Gedächtnißmahles Jesu. Hohe, bedeutungsvolle Handlung! wichtig für den Confirmanden, wichtig für dessen Eltern! — Vergangen sind die harmlosen Jahre der Kindheit. Gediehen ist die zarte Pflanze zu einem Früchte verheißenden Baume. Und daß er Früchte bringen wolle, reif und schön, — er selbst gelobt es hier feierlich im Angesichte des Allwissenden. Dank, fromme Wünsche, herzliche Gebete begleiten Alle dahin, — manche Gefahr ist überstanden, — und manche Gefahr auch drohet noch. Das fühlet das Herz der Eltern, das fühlet das Herz der Kinder. Aber auf zu dem Einen blicken Beide, — und

der Eine ist Gott. Und hin zu dem Einen streben Beide, — und der Eine ist Christus. Und dieser Blick und dieses Streben theilt die Nacht jeder bangen Besorgniß. Sterne des Trostes und der Kraft steigen auf aus der Stunde der Confirmation. Unter diesen Sternen reichen Eltern und Kinder sich die Hand. Und wie die Sterne leuchten, so leuchten auch die Thränen in den Augen der Glücklichen. Und zu den Glücklichen tritt im Geiste nun der Herr, und es ist, als legte er liebend und freundlich Allen die Worte in das Herz: „Meinen Frieden lasse ich euch!" — In den ersten Jahren nach der Einführung der Reformation übte man die Confirmation nicht, theils weil man dadurch die Wichtigkeit der Taufe zu beeinträchtigen glaubte, theils weil man dadurch das katholische Sacrament der Firmung für unentbehrlich zu erklären fürchtete. Aber gegen das Ende des 16. Jahrhunderts wurde sie namentlich durch Spener's Vermittelung in einigen und bald darauf in allen protestantischen Ländern eingeführt, doch ohne besondere Vorschriften über die Form. —t—

Confucius, wird von seinem Vaterlande China mit Stolz unter den ersten Namen genannt und war ohne Zweifel ein Christ, der nicht nur in Bezug auf Bildung und Aufklärung seine Zeit um Jahrtausende überflügelt hatte, sondern mit vollem Recht zu den denkendsten Köpfen aller Zeiten gerechnet wird. Die Glieder seiner Familie, die noch gegenwärtig die angesehenste in China ist, verlieren sich bis 2000 vor Christus, um welche Periode Hoang-ti, der Gesetzgeber von China, der Gründer der Dynastie Chang wurde; sie zählt bereits 75 bis 100 Geschlechter seit Confucius, der sein Vaterland mit dem Namen Koung-tsee benannt, und der im Jahr 550 vor Christus das Licht der Welt erblickte. Schon als junger Mensch zeichnete er sich rühmlich aus und erhielt bald die Stelle eines Mandarins; der Einwirkung eines sonderbaren Umstandes ist es zu verdanken, daß er sich auf das Studium der Philosophie legte; nach den Gebräuchen des Landes nämlich mußte er

mehrere Jahre, um den Tod seiner Mutter zu betrauern, in gänzlicher Abgeschiedenheit zubringen, und während dieser Zeit war es, daß sein Geist die Tiefen der Weltweisheit und der ewigen Naturgesetze durchforschte und erfaßte. Er entwarf den Plan, eine ausführliche Darstellung der Lehren der Moral zu unternehmen und der Gründer einer Schule zu werden, in der seine Grundsätze forterben sollten. Dies Alles hat er im Laufe eines langen Lebens vollbracht, und sein System hat neben dem Ruhme der höchsten Klarheit und der tiefsten und vernünftigsten Moral noch das faktische Verdienst, in die Gesetzgebung des größten und bevölkertsten Reichs der Erde innig verwebt worden zu sein. Confucius weihte sein ganzes Leben mit dem unermüdlichsten Eifer seinem großen Werke; eine bedeutende Anzahl von Schülern verbreitete seine Lehre in kurzer Zeit durch das ganze ungeheure chinesische Reich. Confucius selbst starb 479, 9 Jahre, ehe Sokrates geboren ward. Noch heute, nach Verlauf von 22 Jahrhunderten, steht auf seinem Grabe der morsche Stamm eines Baumes, der einst die Ruhestätte des großen Philosophen beschattet hatte. — Seine ganze Darstellung der Moral läßt sich auf wenige Grundsätze zurückführen und ist höchst einfach und naturgemäß entwickelt; allein auch außer seinen philosophischen Systemen hat er sich namentlich um die Geschichte seines Vaterlandes hochverdient gemacht, indem er dessen historische Quellen ordnete und vervollständigte. Dabei sind alle seine Werke mit einer lakonischen Kürze und Präcision abgefaßt, die noch jetzt die Bewunderung China's und in keiner Uebersetzung irgend einer Sprache wiederzugeben ist. Ein gedrängter Auszug seiner sämmtlichen Schriften erschien in Amsterdam 1688 in französischer Sprache.

X.

Congestion, heißt der heftige, nicht naturgemäße Andrang gewisser Säfte, namentlich des Blutes nach irgend einem Theile des Körpers, wodurch eine Anhäufung derselben entsteht und so eine Krankheit veranlaßt wird.

Congo oder **Kongo**, ein bedeutendes Negerreich auf der Westküste von Afrika, den Portugiesen, welche dasselbe kolonisirten, gehörig. Es erstreckt sich von dem Vorgebirge Lopez Gonsalva, nahe unterhalb des Aequators, bis zum Cap Negro in einer Länge von 250 Meilen, und ist vom atlantischen Ocean, vom Kaffernlande, östlich und nördlich aber von Oberguinea und vom Innern Afrika's begränzt, oder auch nicht begränzt, indem man nicht recht weiß, bis wohin man Congo ausdehnen soll. Da es ganz in der Tropenregion liegt, so würde das Klima dieses merkwürdigen Landes sehr heiß sein, allein die steten Seewinde, die Nähe des Meeres überhaupt, die Feuchtigkeit der Atmosphäre, und daher rührende häufige Regen, endlich die Höhe der Berge, und die kurze Dauer des Tages — dort wie in allen Tropenländern nur 12 Stunden während, — mildern die zu große Hitze. Es gibt dort zwei trockene und zwei nasse Jahreszeiten, die letzteren bei den Sonnenwenden, dagegen die ersteren bei dem jedesmaligen Durchgang durch den Aequator, daher finden auch vollständig zwei Ernten Statt. Der Boden ist überhaupt äußerst fruchtbar; zu dem Zuckerrohre, den herrlichsten Palmen, Pisang, Cassien, Tamarinden, Manglebäumen, zu den Yams, Manchiok und Pataten, brachten die Europäer Citronen, Feigen, Pomeranzen, mehltragende Gräser, wie Mais und Reis, Gartengewächse 2c., so daß ein Reichthum von nützlichen und Arzneipflanzen zu finden ist, der in Erstaunen setzt. In gleich großer Menge ist das Thierreich ausgebreitet, und es finden sich dort die größten, merkwürdigsten Geschöpfe, der Elephant, das Rhinoceros, das ungeheure Flußpferd (der Hippopotamus), die riesige Giraffe, unter allen Thieren dasjenige, welches die größte Höhe erreicht (bis 24 Fuß) — sind dort zu Hause. Neben ihnen wohnen Büffel- und Antilopenherden, Affen und äthiopische Schweine, Zebra's und Hunderte von andern großen und kleinen Thieren, aber auch beinahe alle Raubthiere, welche die Luft, das Land und das Meer aufzuweisen hat; denn so reich wie der

feste Boden bevölkert ist, sind auch die andern Elemente bedacht. Die Neger jenes Reichs bilden nicht einen zusammenhängenden Staat, sondern sind zertheilt in viele kleine Nationen, welche jedoch alle mehr oder weniger eine gleiche Abkunft, einen gemeinsamen Stamm verrathen, denn sie sind kleiner, minder schwarz (mehr olivenbraun), haben nicht so dichtes, sondern ein länger gekräuseltes, röthliches Haar, wodurch sie sich auch von den Kaffern und den Negern in Guinea unterscheiden, haben minder aufgeworfene Lippen, überhaupt eine angenehmere Gesichtsbildung. Ein großer Theil des Volkes ist von den Portugiesen zum Christenthume bekehrt worden. Im Innern des Landes wohnen in bedeutender Anzahl die Schaggas, aus der Mitte von Afrika kommend, sich als Eroberer rings umher verbreitend und furchtbar machend. Sie gehören noch jetzt zu den wildesten Völkern, sind kriegerisch, und waren lange Zeit die besten Sklavenlieferanten, indem sie bloß Krieg führten, um Neger anderer Stämme zu fangen, und den Engländern zu verkaufen. Sie schlachten ihre eigenen Kinder, um sie zu essen, und sind große Freunde von dieser Kost, fangen deßhalb auch fremde Kinder ein, welche sie zu diesem Endzwecke mästen. — Man trifft dort die orientalische Sitte der Vielweiberei. Des Reiches eine Hälfte wird von einem Könige, die andere von einer Königin regiert. In beiden Theilen werden Menschenopfer angestellt. Im Uebrigen leben die armen Frauen dort in einem traurigen, höchst untergeordneten Verhältniß, sind die eigentlichen Sklavinnen ihrer Männer, und müssen für alle Bedürfnisse des gebietenden oder schlafenden Herrn sorgen. Untreue der Frauen wird hart gestraft und die Eifersucht der Männer bedient sich eines Zauberers, Mumbo Jumbo, als Hüter derselben. V.

Congregation. Dieses Wort, welches eigentlich Versammlung bedeutet, wird in der römischen Kirche in dreifacher Bedeutung gebraucht. 1. bezeichnet man damit die Versammlung der Cardinäle und anderer päpstlicher Beamten, um über irgend ei-

nen kirchlichen, politiſchen, militäriſchen oder auch die Verwaltung betreffenden Gegenſtand zu unterhandeln. 2. die Geſellſchaft mehrerer Klöſter von derſelben Regel, welche eine regulirte Corporation bilden. 3. die Provinz eines geiſtlichen Ordens.

— s —

Congreſs, vom lateiniſchen Worte congredi, zuſammentreten, nennt man eine Verſammlung von Fürſten oder deren Geſandten zur Beſprechung eines gemeinſchaftlichen Intereſſe. Erſt ſeit den letzten 20 Jahren iſt dieſe Benennung allgemeiner geworden. Der Wiener Congreß 1814, 1815 hatte die Stiftung des deutſchen Bundes, der Aachener 1818 die Räumung Frankreichs von den verbündeten Heeren zum Zwecke. Der nächſte zu Karlsbad beſchäftigte ſich mit Maßregeln gegen mögliche Aufſtände, der zweite zu Wien 1819 mit der Auslegung der Bundesakte. Die folgenden Congreſſe zu Troppau, Laibach und Verona 1821 und 1822 bezogen ſich auf die italieniſchen Angelegenheiten. — Mit demſelben Namen bezeichnet man auch die Verſammlung der Abgeordneten der nordamerikaniſchen Freiſtaaten unter einem Präſidenten, die zu Columbia Statt findet und die höchſte Gewalt der Union ausübt. B.

Conring, Marie Sophie, war die Tochter des berühmten Arztes und Staatsrechtslehrers Hermann Conring in Helmſtädt. Sie wurde bis in ihr drittes Jahr in Altorf erzogen, kam dann nach Nürnberg, wo ſie eine förmliche gelehrte Bildung erhielt und namentlich Geographie, Poeſie, Mythologie und fremde Sprachen ſtudirte, auch Malerei trieb. Trotz ihrer Neigung zu ernſten Studien und ſchönen Wiſſenſchaften blieben ihr die ökonomiſchen Kenntniſſe nicht fremd. Sie beſchäftigte ſich nach ihrer Verheirathung mit dem Profeſſor Schellhammer, als erfahrne, praktiſche Hauswirthin mit der Theorie und Praxis der feinern Kochkunſt und der Bereitung von Früchten, Confituren, Gelés, zuſammengeſetzten Eſſigen und mehrern Getränken und Speiſen für Kranke ꝛc. in großer Mannichfaltigkeit, wozu ihre Kenntniß der

Diätetik und der ökonomischen Chemie sie wesentlich unterstützte. 1697 gab sie eines der besten Kochbücher jener Zeit unter dem Titel: „Die wohlunterwiesene Köchin, von Confect, Früchten, Säften, Essig" zu Braunschweig, und 1699 „Der wohlunterwiesenen Köchin zufälligen Confecttisch" heraus. Beide Schriften wurden mehrmals aufgelegt. Die vielfach thätige Frau hat auch „des Glückes Wankelmuth" von Boccaccio aus dem Lateinischen übersetzt und ein Schauspiel „Alexander der Große" so wie verschiedene Gedichte geschrieben. Sie starb um 1720. — Ihre Schwester Elisa Sophia, war zu ihrer Zeit gleichfalls als Dichterin geschätzt, übertrug Mehreres aus dem Holländischen, übersetzte die „Weisheit Salomonis" in deutsche Verse, und starb 1718 als Gemahlin des Gouverneurs von Handeln, Barons von Reichenbach.

Consecration, Einweihung, nennt man in der katholischen Kirche die Einweihung eines Erzbischofes oder Bischofes zu seinem Amte, vermittelst der Einsalbung mit dem heiligen Oele. Ebenso die nach katholischem Lehrbegriffe während der Consecration Statt findende Verwandlung des Brotes und Weines in den Leib und das Blut Christi. In der protestantischen Kirche versteht man darunter die Einweihung des Brotes und Weines beim Abendmahle.

— s —

Consequenz, von consequi, verfolgen, ist eine Folge, die aus einer innern Nothwendigkeit hervorgeht. Diese letztere ist entweder eine logische, die aus den Gesetzen des Denkens oder eine moralische, die aus den Grundsätzen des Willens entspringt. Jene logische Consequenz findet ihre hauptsächliche Anwendung auf Verstandesurtheile und wissenschaftliche Sätze. Die moralische Consequenz geht aus Maximen hervor, in sofern diese selbst aber keine von der Vernunft gebotenen sind, kann die Consequenz auch der Moralität entgegen handeln. Der Gegensatz ist Inconsequenz, s. d. A. B.

Conservatorium nennt man eine Anstalt zu zweckmäßi-

ger Bildung der Musik. Das Vaterland solcher Institute ist Italien, und es verdankt demselben, was die Verbreitung eines schönen Gesanges betrifft, sehr viel. Viele solche Musikschulen entstanden aus reichen Schenkungen und Vermächtnissen, andere, z. B. das zu Mailand, wurden auf öffentliche Kosten gegründet. Sehr berühmt waren früher die 3 Conservatorien in Neapel, doch sind sie neuerlich bedeutend gesunken, eben so die 4 in Venedig, die gegenwärtig noch zu den besten gehören. Nach diesen italienischen Vorbildern legte man 1784 in Paris eine Musikschule an, die 1795 den Namen Conservatoire erhielt und für 600 Schüler ausgedehnt ward; der Ruhm dieser Anstalt hat sich erhalten, sie ist unzweifelhaft die erste der Art in Europa. In Deutschland gab es dergleichen lange nicht, dafür leisteten die Singechöre an den Schulen Ausgezeichnetes. Der Leipziger Thomanerchor, dem eine Reihe berühmter Cantoren vorstand, behauptet seinen ehrenvollen Ruf bis auf den heutigen Tag. Unter den Singakademien that sich die Berliner vor allen hervor. Eigentliche Conservatorien haben sich in Wien und Prag gebildet; beiden gebührt das größte Lob, und sie dürfen sich sowohl im Gesange als in der Instrumentalmusik mit dem Pariser messen. Die Sonntag, die Grünbaum, Kalliwoda und viele andere große Namen fanden hier ihre Ausbildung. T.

Consistorium, die Versammlung, das Collegium geistlicher Räthe, welche eine Behörde über die Angelegenheiten der Kirche bilden. Das römische Consistorium ist aus sämmtlichen Cardinälen unter dem Vorsitze des Papstes zusammengesetzt und entscheidet über wichtige, allgemeine Kirchenangelegenheiten. Das bischöfliche Consistorium ist aus den Canonicis einer Kathedrale und andern geistlichen Räthen gebildet. — Bei den Protestanten besteht das Consistorium aus weltlichen und geistlichen Räthen, welche eine Behörde bilden, die über die Geistlichen Aufsicht führt und alle kirchlichen Angelegenheiten ordnet, so unter Andern auch Ehescheidungen, Dispensationen 2c.

Console, der Vorsprung an einer Mauer zum Tragen eines Simses, Erkers, Balkons, einer Büste, Tischplatte 2c. Es gibt Consolen als Meubles, aus Holz, Metall 2c., welche an der Mauer, besonders an Pfeilern und unter Spiegeln 2c., befestigt werden, um Uhren, Büsten, Blumenvasen u. dgl. zu tragen. Form, Größe, Farbe richtet sich theils nach dem zu tragenden Gegenstande und der Tapisserie der Wände. Dem guten Geschmack bleibt es überlassen, das Elegante und zugleich Richtige davon zu wählen. —

Consonanz, in der Musik der angenehme Zusammenklang verschiedener Töne. Die Quarte, Quinte und Octave sind mit dem Grundton vollkommene Consonanzen; die Terz und Sexte aber unvollkommene. Jene dürfen weder erhöht noch erniedrigt werden, weil sie sonst ihren Charakter als Consonanzen verlieren; diese dagegen bleiben auch durch den Unterschied eines halben Tones, als große oder kleine Terz und Sexte immer Consonanzen.

Constantia, die Tochter Constantin's des Großen (s. d) war mit dem Consul Gallicus verlobt. Als sie aber auf dem Grabe der heiligen Agnes von einer unheilbaren Krankheit befreit wurde, nahm sie sofort die göttliche Lehre des Christenthums an, ließ sich taufen und entsagte der ehelichen Verbindung mit ihrem Bräutigam; von nun an entschlossen, ihr Leben allein dem Dienste des Glaubens und der Ausübung frommer Werke zu widmen. Sie nahm die beiden Töchter des Gallicus aus seiner ersten Ehe zu sich, gewann dieselben, so wie später ihren Vater für das Christenthum und wählte ihre Wohnung bei dem Grabe der heiligen Agnes. Hier baute sie eine prächtige Kirche und beschenkte dieselbe reichlich. Ihre Wohnung wurde später in ein Kloster der heiligen Agnes verwandelt. Hier starb sie gottergeben, ihrem Berufe treu und verehrt als Wohlthäterin aller Nothleidenden, gegen die Mitte des 4. Jahrhunderts. Die Kirche feiert ihr Gedächtniß den 18 Februar. — Gallicus, in frommer, heiliger Liebe der Verlobten treu, litt später unter Kaiser Julian den Märtyrertod. —n.

Constantia, die Kaiserin, war die Tochter des Königs Roger I. von Sicilien und 1155 geboren. Um die einzige Erbin des schönen Königreichs warb, trotz der Mißgunst der italienischen Fürsten, Kaiser Heinrich VI. der Hohenstaufe, und vermählte sich mit ihr, trotz aller Hindernisse, 1185, in ihrem 30. Jahre. Papst Cölestin krönte sie 1191 feierlich; aber von nun an knüpften sich Kriegsstürme an ihr Schicksal, gegen welche Heinrich eben wegen jener italienischen Besitzthümer mit abwechselndem Glücke ankämpfen mußte. Tankred riß, begünstigt von einer Partei, 1189 die Herrschaft über Sicilien an sich, der Krieg entbrannte mit neuer Heftigkeit, Constantia wurde 1191 von den Bürgern von Salerno gefangen und an den Usurpator Tankred abgeliefert, der sie in strengem Gewahrsam hielt, bis endlich nach zwei Jahren der Papst dadurch, daß er das ganze Land mit dem Bann belegte, ihre Freilassung bewirkte. — Heinrich eroberte Sicilien 1194 wieder; aber Constantia erfreute sich dieses ihres Besitzes nicht lange; sie endete schon 1198 ihr von rauhen Stürmen erschüttertes Leben. — Durch diese Heirath kam Sicilien an Deutschland und wurde die Ursache der blutigsten Kämpfe der Hohenstaufen um dies ihr rechtmäßiges Erbe. Um dieses Erbe wieder zu erobern, zog Konradin, der letzte Hohenstaufe, gegen Neapel, wurde geschlagen, gefangen und starb auf dem Blutgerüste.

Constantia, Königin von Sicilien, eine durch ihre Frömmigkeit, wie durch ihren Edelmuth ausgezeichnete Frau, war die Tochter König Manfred's und der Beatrix von Savoyen. Nach des letzten Hohenstaufen Konradin's tragischem Ende war sie die einzige rechtmäßige Erbin von Neapel und Sicilien. Sie vermählte sich 1261 mit Peter, König von Aragonien, und brachte diesem die Ansprüche auf beide genannte Königreiche als Heirathsgut mit. Erst nach der sicilianischen Vesper (s. d.), wo das Volk, angeführt von Johann Procida, sich gegen die Unterdrückungen und Erpressungen Karl's von Anjou empörte und in einer Nacht alle

Franzosen ermordete, gelangte sie zum Besitze von Sicilien. Zwar belegte sie und ihr Land Bonifaz VIII., der Freund Karl's von Anjou, nach jenem Ereigniß mit dem Banne; aber sie beherrschte ihre Unterthanen mit Weisheit und Milde, und erhielt später wieder die Lossprechung der Kirche. — Als die Großen von Sicilien nach Konradin's schmählichem Tode darüber eingekommen waren, daß zu seiner Sühnung auch der gefangene Fürst Karl von Salerno auf dem Blutgerüste sterben sollte, ließ ihm die Königin an einem Freitage das Todesurtheil verkündigen und ihm anzeigen, er möge für das Heil seiner Seele sorgen. Der Prinz, gefaßt und todesmuthig, ließ ihr erwiedern, er sei bereit zu sterben und, um so lieber an dem Tage, wo sein Heiland, Jesus Christus, am Kreuze geblutet habe. — Diese fromme, muthige Ergebenheit rührte die Königin und sie sprach zu dem Abgesandten: „Da der Fürst um dieses Tages willen den Tod so willig annimmt, so will auch ich ihm aus Liebe zu dem, der an diesem Tage den Tod erlitten, um uns zu erlösen, Gnade widerfahren lassen." — Sie schenkte ihm großmüthig das Leben und löste seine Fesseln. — Constantia starb von ihren Unterthanen beweint, 1297 zu Rom mit der Kirche ausgesöhnt und gottergeben, nach einem tadellosen, nur durch Segnungen bezeichneten Lebenswandel. B.

Constantia, Königin von Frankreich, mit dem Beinamen Candida oder Blanca, den sie wegen ihres außerordentlich weißen Teints empfing, war eine Tochter des Grafen Wilhelm von Arles und seit 998 mit dem Könige Robert von Frankreich vermählt, den der Papst gezwungen hatte, sich von seiner frühern Gemahlin zu trennen. Ihr Name ist hauptsächlich darum auf die Nachwelt übergegangen, weil sie es war, die zuerst aus der Provence Troubadours nach Frankreich kommen ließ; denn im Uebrigen war Constantia stolzen Sinnes, herrschsüchtig und grausam; sie ging sogar so weit, einen Freund des Königs Hugo von Beauvois unter den Augen desselben tödten zu lassen, weil sie ihn im Verdacht hatte, er wolle ihren Ge-

mahl zu einer Wiedervereinigung mit Bertha, seiner frühern Gemahlin, überreden. Selbst gegen ihre eigenen Kinder war sie so hart, daß ihr ältester Sohn, Robert, den sein Vater 1017 zu seinem Nachfolger hatte krönen lassen, flüchten mußte, um den Nachstellungen seiner Mutter zu entgehen, die ihrem dritten Sohne Hugo die Nachfolge in der Regierung zuwenden wollte. Der Gram über mehrere mißlungene Versuche, diese Absicht zu erreichen, machte sie zur Beute eines frühen Todes; sie starb 1032 in Melun und wurde in St. Denis beerdigt. X.

Constantin, Flavius Valerius Claudius, der Große, römischer Kaiser, Sohn des Cäsars Constantius Chlorus und der heiligen Helena, wurde im Jahr 274 nach Christus zu Naissus geboren. In seinem 30. Jahre wurde er von seinem Vater zum Erben eingesetzt und nahm von Gallien, Hispanien und Britannien Besitz. 312 schlug er den Gegenkaiser Maxentius vor Rom, nahm die Stadt ein und wurde Herr von Italien. Ehe die Schlacht begann, erschien ihm am hellen Mittage ein flammendes Kreuz am Himmel, mit der Umschrift: In hoc signo vinces (durch dieses Zeichen wirst du siegen!) Christus erschien ihm die folgende Nacht im Traume und befahl ihm, eine dem Kreuze ähnliche Fahne in der Schlacht zu tragen. Constantin gehorchte und siegte. Von diesem Augenblicke an neigte sich das Gemüth Constantin's, der bis dahin noch Heide war, zu der heilbringenden Lehre des Christenthums. In Gemeinschaft mit Licinius, dem Imperator der oströmischen Besitzungen, gab er ein Edict zu Gunsten der Christen heraus und erwarb sich so in dem spätern Kriege gegen Constantin die lebhafteste Unterstützung derselben, die nach ihrer Zahl damals schon sehr mächtig waren. Er besiegte den Licinius, versprach ihm, als dieser sich gefangen gab, das Leben zu schenken, brach aber den Schwur und ließ ihn erdrosseln. Jetzt war er Alleinherrscher des ungeheuern römischen Reiches, das aus den gesegnetsten und bevölkertsten Ländern dreier Welttheile bestand. Er gab seiner Monarchie einen glänzenden Aufschwung, ver-

besserte das Militärwesen, begründete treffliche Staatseinrichtungen, erbaute auf der Stelle des alten Byzanz Constantinopel mit unerhörter Pracht, so daß es das 1000jährige Rom verdunkelte, führte einen glänzenden Hofstaat ein und bekriegte mit vielem Glück die barbarischen Gränzvölker. Aber sein Leben war nicht ohne Züge von Willkür und Grausamkeit. Auf Anstiften seiner zweiten Gattin, Fausta, ließ er seine beiden Söhne erster Ehe hinrichten, als er aber sein Unrecht einsah, die Gemahlin selbst ersticken. Er schlug die Gothen, nahm 300,000 Sarmaten in sein Reich auf, theilte dasselbe in 4 Theile unter seine 3 Söhne und einen Neffen, wodurch der gewaltige Coloß nach seinem Tode wieder zerfiel. Er war es aber auch, der die Verfolgungen der Christen hemmte, das Christenthum zur Staatsreligion erhob, die heidnischen Tempel schließen ließ, Kirchen erbaute und zu allen seinen höhern Beamten nur Christen wählte. 337 auf einem Feldzuge gegen die Perser erkrankte er, ließ sich nach Nikomedien bringen, und am heiligen Pfingstfeste im 63. Jahre seines Lebens durch die Taufe in die Gemeinde der Christen aufnehmen. In der göttlichen Lehre des Heilands hatte auch Constantin oft bei schweren Gewissensbissen Trost und Versöhnung gefunden. Er starb am 22. Mai 337, von Heiden und Christen tief betrauert. — Wegen seiner Verdienste um das Christenthum wurde er im 4. Jahrhundert unter die Zahl der Heiligen versetzt. —n.

Constantina, Flavia Julia, war die älteste Tochter Constantin's des Großen und an Hannibal, König von Pontus, vermählt. Nach dessen Ermordung erregte sie, von Herrschsucht getrieben, eine Empörung gegen ihren Bruder Constans I., und nachdem dieser in Gallien getödtet worden war, stellte sie gegen den Usurpator Magnantius einen Gegenkaiser auf, der jedoch im Kampfe umkam und den Thron ihrem zweiten Bruder, Constans II. hinterließ. Dieser vermählte seine Schwester mit Constantius Gallus, der Statthalter von Antiochien wurde. Hier entwickelte sich nun der

schwarze Charakter und die Grausamkeit dieser Frau auf das Verderblichste. Der Geschichtsschreiber Marcellinus nennt sie eine Furie und gibt ihr die grausamsten Verfolgungen Schuld. Ihr Benehmen und das des Gallus, der ganz unter ihrem Einflusse stand, erregte zuletzt die allgemeinste Entrüstung; die Stimme der Unzufriedenheit und die Klage der Unterdrückung erreichten zuletzt das Ohr des Kaisers, der Gallus abrief; Constantina starb unterwegs, ihr Gemahl aber mußte den Tod unter dem Beile des Henkers erleiden. X.

Constantinopel, das alte Byzanz, die Stadt Constantin's des Großen, wo dieser Herrscher auf der alten Hellas Trümmern das oströmische Kaiserthum gebaut, die Wunderstadt, wo Erinnerungen von mehr als zwei Jahrtausenden schlummern, wo hoch das Kreuz glänzte, bis christliche Entartung und fanatische Gewalt es stürzten und der Halbmond mit bleichem Lichte an seine Stelle trat, Constantinopel, ehemals die Stadt der Paläste, die Residenz eines schwelgerischen Hofes, Sitz der Gelehrsamkeit, welche aus Rom und Hellas hierher geflohen, das letzte Asyl der Künste — ist tief von seiner einstigen Höhe herabgesunken; aber immer noch eine Weltstadt, immer noch imposant, immer noch ein Paradies in seinen Umgebungen. Auf einer Meerzunge im Bosporus liegt die alte Stadt, rechts über dem Hafen Pera und am asiatischen Ufer, durch den Kanal getrennt, Scutari. Das Auge kann mit einem Male drei prangende Städte überblicken. Und wie reizend sind die Ufer zu beiden Seiten der schmalen Gewässer! Ueberall leuchtende Kioske, Landhäuser, üppige Gärten, feierliche Kirchhöfe, Schlösser — unten die blaue Meeresfluth mit Tausenden bunter Wimpel bedeckt, Schiffe aller Gattung, ruhig umherziehend wie Schwäne, oder die Fluth durchgleitend wie Möven, und über Allem diesen hängt wie eine ungeheure Sapphirschale der tiefblaue wolkenlose Himmel, leuchtend zur Erde hernieder, die selbst leuchtend wie ein blühendes Kind zu ihm emporblickt. Dort liegt mit seinen Häusermassen, beinahe amphitheatralisch aus-

gedehnt, das alte Byzanz, von Byzas dem Argier schon 660 vor Christus erbaut, von Constantin mit Bauten für 60,000 Pfund Goldes verschönert; seine majestätische Kuppel ist die der Sophienkirche, welche Constans und Justinian erbaut, der Sieger Mahomed II. aber 1453 den 29. Mai zur Moschee eingeweiht hat; links ragen die sieben Thürme empor, wo das goldene Thor der Byzantiner stand. Dort an der Kanonenpforte fiel der letzte Paläologe im Sturme von der Ungläubigen Hand! Zwischen dem Häusergewimmel der Siebenhügelstadt tauchen die Kuppeln zahlloser Moscheen und Tausende von Minarets empor; — den Hintergrund begränzen Gärten vom mannichfaltigsten Grün. Der Beschauer träumt sich zurück in die alte Zeit und Pracht der christlichen Herrlichkeit; da tönt plötzlich von einem Minaret in langgedehnten Lauten der Ruf des Muezzins zum Gebete, und von Allen hallt er wieder und die Gläubigen werfen sich in den Staub und berühren mit ihrer Stirne die Erde. Und es ist plötzlich eine andere Welt, ein Riesengrab von prächtigen Trümmern, ein fremdes Leben über den Spuren eingesargter Jahrhunderte! — Schon beim ersten Anblick sieht man, daß hier eine halbwilde Horde aus Asien ihre schweigsame Herrschaft führt. — Barggren sagt: „Denkt man an die Vergangenheit, wie schön muß sich die Stadt, gleich dem ewigen Rom auf ihren sieben Hügeln, über das Land und Meer erhoben, wie glanzvoll durch Künste und Wissenschaften, durch Geld, Reichthum und Pracht muß sie dagestanden haben. Dort schimmerte die Goldstadt, dort bog sich das Goldhorn (der Hafen), dort floß der Goldfluß, dort murmelte die Goldquelle, dort erhob sich die Goldpforte, dort klang die goldene Harfe, dort saß die lobredende Klio und zeichnete mit ihrem goldenen Griffel für die Nachwelt das Wahre, welches durch Laster und Verbrechen noch nicht ausgelöscht ist, auf, und dort schwebten zwei Engel mit dem goldenen Kreuze vom Himmel, welches auf dem Tempel der ewigen Weisheit thront, herab.

Sieht man die Gegenwart, ach, gewiß wölbt sich hier derselbe herrliche Himmel, gewiß sind hier dieselben spiegelhellen Fluthen und in diesen Hainen singt noch die Nachtigall, klagt noch die Turteltaube; dort murmelt die Quelle des himmlischen Wassers, dort prangt die goldene Burg des Serails, dort duften Rosengärten, dort grünt das Frühlingszelt, dort erhebt sich der Palast der Sicherheit, dort strahlt die Pforte der Glückseligkeit, dort schwebt der Prophet auf El-Borak herab und befestigt den Halbmond auf der Aja Sophia. Aber gesprungen sind die Saiten der Harfe, mit Blut wird die Geschichte gezeichnet, mit Blut wird die Quelle des himmlischen Wassers gefärbt und in jener goldenen Burg des Serails hört man nur die Säbelhiebe der Henker klirren und die Hammerschläge fallen, welche die Köpfe der Gemordeten an die beschmuzten Wände nageln; in jenem Rosengarten weinen die Jungfrauen Cirkassiens, in diesem Frühlingszelte ist der Zephyr ein Pestwind, in diesem Sicherheitspalaste lebt der Tyrann; jene Pforte der Glückseligkeit führt zum Jammer der Schönheit, und jener Halbmond geht blutroth auf über dem vom Blute rauchenden Kreuze."

Kaum tritt der Wanderer vom Quai in die schmuzigen Straßen, so erinnern schon die verschiedenen Gesichtsfarben, Kleider, Turbane, Mützen, daß er an der Grenze des Orientes ist. Fremdartig erscheint die gänzliche Abwesenheit des weiblichen Geschlechts. Man hört kein Wagengerassel, kein Glockengetön, Türken, Armenier, Juden schleichen sachte in Pantoffeln düster und schweigend neben einander dahin, seltsam sticht zuweilen ein leichter Franke (Europäer) gegen die schwerfälligen, weit verhüllten Gestalten ab. Galata und Pera haben schon ein mehr europäisches Aussehen; hier stehen die Hotels der Gesandtschaften, hier wimmelt es von europäischen Kaufleuten und fränkischen Abenteuerern; hier gibt es elegante Häuser und reinliche Straßen. In Constantinopel selbst sind die Straßen eng, unregelmäßig und im höchsten Grade unsauber, die Häuser aus Holz und Ziegeln gebaut — daher die häufigen Feuerbrände —

nach den Straßen zu keine Fenster, keine Façaden, keine Portale. Die Bauart gleicht mehr oder minder der in allen Städten des muhamedanischen Orients. Es ist, als hätten die Türken, aus Furcht, bald wieder vertrieben zu werden, so schlecht gebaut, und wunderbar hat der Glaube — ihr Reich würde in Europa bald ein Ende nehmen — in neuester Zeit nur eine höhere Schwungkraft erhalten. Deßhalb legen sie auch ihre Kirchhöfe, diese und ihre Kiosk sind die einzigen Anlagen, auf welche sie Sorgfalt verwenden — in Scutari auf der asiatischen Küste an. — Die Umgegend Constantinopels ist, trotz der segensreichen Natur, nur wenig angebaut. Das alte Tempe der Griechen ist ein einfacher Garten, in den Thälern gibt es meist nur Küchengärten und Gemüsefelder, doch sieht man auf den Hügeln auch Platanen, Trauerweiden, Maulbeerbäume, Lotos und Dattelpalmen; dazwischen ragt das düstre Grün der Fichten und Cypressen hervor. Es gedeihen hier 850 Arten Pflanzen. — Der prächtigste Theil Constantinopels, die Residenz des Sultans, seiner Frauen, Kronbeamten ꝛc. ist das Serail (s. d.). Es ist ein Haufe an einander stoßender Häuser und Höfe und liegt im Dreieck an der äußersten Spitze der Erdzunge. — Die Türken, Beherrscher dieses Paradieses, unwürdige Erben einer Jahrtausend alten Größe, betragen kaum die Hälfte der Einwohnerzahl. Sie haben keine Achtung vor andern Nationen, sind anmaßend, stolz, träge; aber selten findet man unter ihnen Diebe. Eine allgemeine Polizei gibt es hier nicht, eben so wenig eine Gesundheitspolizei. Das Aas der gefallenen Thiere, der Schmutz aus den Häusern bleibt auf den Straßen liegen; dem Regen, den vielen herrenlosen Hunden und Raubvögeln bleibt es überlassen, eine Art Reinlichkeit zu erhalten. Daher erscheint jährlich das Tausende von Menschen mähende Ungeheuer, die Pest. — Die Urtheilsvollstreckung für Vergehen und Verbrechen ist schnell und öffentlich. Der Henker bedarf nur eines Nagels und Strickes — an dem ersten, besten Laden knüpft er den Verurtheilten auf. Köpfungen werden in einer Ecke der Straße vorgenom-

men — der Leichnam bleibt liegen. Gleichgiltig gehen die Türken vorüber, der Fatalismus macht sie stumpf gegen das eigene wie das fremde Leben. Hat ein Bäcker zu leichtes Brod gebacken, so wird er mit dem Ohre an seinen Laden genagelt. Ist er selbst nicht zu Hause, so muß sein Sohn oder Diener die Strafe leiden. Aber die Polizei darf in kein Harem dringen und sogar nur auf besondern Befehl des Groß-Vesirs eine Hausuntersuchung vornehmen. Der häusliche Herd selbst eines Rajah (nicht-türkischen Unterthans) wird für heilig gehalten. Die Kleiderordnung für die Rajahs ist sehr streng. Der Armenier darf nur kirschfarbne Stiefel, der Jude nur blaue, der Moslim allein gelbe Pantoffel tragen. Eben weil die Polizei in das häusliche Leben keine Einsicht hat, so verbirgt sich hier oft das abscheulichste Verbrechen im Dunkel der Nacht. Die türkische Einwohnerzahl wird sich auf 200,000 Mann belaufen. Griechen gibt es 60,000. Sie werden sehr verachtet und gemißhandelt. Gleich groß ist die Anzahl der Juden, welche von den Türken weniger hart behandelt, aber durch hohe Abgaben gedrückt werden. Sie sind die größten Feinde der Griechen. Wie überall beschäftigen sie sich auch hier mit Handel, Banquier- und Mäklergeschäften. Ihre Weiber dringen in die Harems und verkaufen hier Putz und Tand — sie machen auch die Zwischenträgerinnen, und was wir von dem häuslichen Leben der Türken wissen, haben wir ihren Mittheilungen zu verdanken. Die Juden sind Abkömmlinge jener aus Spanien vertriebenen und sprechen das Kastilianische mit hebräischen Wörtern untermengt. Geachteter sind die Armenier; kluge Kaufleute, regsam, industriös, meistens reich. Ihre Anzahl beträgt gegen 100,000. Nur die Rajahs müssen Abgaben zahlen, der Moslim, als Herr und Eroberer, ist frei, bis auf seinen Kopf, den ihm jeder Urtheilsspruch ohne Prozeß nehmen kann. Das Leben der Frauen in Constantinopel gleicht ganz dem der übrigen im Oriente und wir verweisen auf die betreffenden Artikel. Die Franken (Europäer) in Pera theilen sich in mehrere

Nationen; es gibt eine französische, deutsche, englische, italienische Nation. Sie stehen unter ihren respect. Gesandtschaften. — Ueber Religion, Sitten, Gebräuche ꝛc. der Türken sehe man die Art. Muhamedaner und Türken. —n.

Constellation, die Stellung von Sternen gegen einander, wie sich dieselbe von der Erde aus darstellt. Der Stand der Fixsterne (s. d. A.) ist ein unveränderlicher, und sie sind in Sternbilder gruppirt, dagegen verändert sich die Stellung der Planeten. Der Bezug derselben zu einander, wie er zur Geburtsstunde eines Menschen Statt hatte, war ein Hauptgegenstand der Astrologie (s. d.), vergl. d. A. Aspekten.

Constitution heißt im medicinischen Sinne die Beschaffenheit des Körpers, welche in den gegenseitigen Verhältnissen der Thätigkeit der Organe und Functionen besteht, sich durch einen sichtbaren Ausdruck kenntlich macht und nach dem Ueberwiegen eines Organs oder Systemes der Körpertheile benannt wird. Es gibt daher Menschen mit guter und schlechter Constitution, mit vorherrschender Function der Leber, mit überwiegenden Verdauungskräften, mit schwacher Brust, mit reizbarem Nervensystem, mit sehr erfülltem Adersystem oder solche, die zur Schleimerzeugung geneigt sind. Aus den verschiedenen Constitutionen ergibt sich die Anlage zu mancherlei Krankheiten. Die plethorische oder Blutconstitution macht geneigt zu Blutungen und Schlagfluß; die hektische oder von schwacher Brust herrührende zu Brustkrankheiten; die von der Bereitung einer dicken, reichlichen Galle; sogenannte schwarzgallige Constitution zu Leberleiden, Gelbsucht, Stockungen des Blutes im Unterleibe, Hypochondrie; die schleimige Constitution aber zu mangelhafter Ernährung, Schleimabsonderungen und Wassersucht. Außerdem gibt es noch eine Constitution des kindlichen, Jünglings-, Mannes- und Greisenalters, so wie eine weibliche Constitution. Ueber das Nähere in dieser Beziehung s. Temperament. — Atmosphärische Constitution nennt der Arzt die Art der Witterung,

welche zur Erzeugung gewisser Krankheiten beiträgt; jährliche Constitution, diejenige, welche die zu gewissen Jahreszeiten vorkommenden Krankheiten erzeugt; endemische Constitution, welche die von örtlichen Ursachen entstehenden bedingt; epidemische Constitution endlich, welche Krankheitsfälle der herrschenden Epidemie hervorruft. D,

Contagium, der Ansteckungsstoff, ein thierisches Gift, welches den ansteckenden Krankheiten zum Grunde liegt. Man unterscheidet flüchtige Contagien, welche Pest, Blattern verbreiten, und fixe, welche den Aussatz, Wasserscheu nach dem Bisse toller Thiere ꝛc. zur Folge haben. Noch ist es unerwiesen, ob das gelbe Fieber, die Cholera, Ruhr, das Scharlachfieber, Rötheln und Friesel und die Influenza durch einen Ansteckungsstoff verbreitet werden oder miasmatische Krankheiten sind. Die Contagien hängen sich an Stoffe, wie Wolle, Seide, thierische Felle, Baumwolle und andere, und stecken durch dieselben oder durch Berührung der Kranken an. Dieserhalb sind gegen contagiöse Krankheiten die Quarantaineanstalten von bewährtem Nutzen. Der Sauerstoff zerstört, der Stickstoff befördert alle Contagien. Hieraus ergibt sich der Nutzen der reinen atmosphärischen Luft und der übersalzsauern Räucherungen bei allen contagiösen Krankheiten. (S. Epidemie und Endemie).

D.

Contemplation, Beschauung, die mystische Betrachtungsweise des Ueberirdischen, entgegengesetzt der natürlichen Betrachtung des Göttlichen; daher contemplativ im Allgemeinen eine Richtung bezeichnet, die vorzugsweise auf das Innere, auf Gemüthsbeschauung, gewendet ist.

Contessa, Karl Wilhelm Salice-, am 19. August 1777 zu Hirschberg in Schlesien geboren, mit E. v. Houwald in Halle gebildet, zeigte schon in seiner Jugend ungewöhnliche Anlagen nicht nur für die Dichtkunst, sondern auch für Musik und Malerei. Er war zweimal verheirathet, verlor beide Gattinnen durch den Tod,

lebte lange Zeit bei Houwald in der Lausitz und starb in Berlin am 2. Juni 1825. Sein bedeutendes Lustspiel „das Räthsel" ist auf allen deutschen Bühnen einheimisch, und Erzählungen, wie „Meister Dietrich" u. a., sind in ihrer Art unübertroffen. Contessa war einer der liebenswürdigsten Menschen, innig gemüthlich und freundlich anspruchlos. Eine meisterhafte Schilderung seines Charakters lieferte Hoffmann (s. d. A.) in den Serapionsbrüdern, deren einer, Silvester, Contessa ist. Seine Schriften sind nach seinem Tode von seinem treuen Freunde Houwald, Leipzig 1826, in 8 Bänden herausgegeben worden. T.

Context, der Zusammenhang einer Rede oder Schrift, indem die Worte dabei gleichsam verwebt sind (contexere, verweben). Man unterscheidet den nächsten und den entfernten Zusammenhang; auch dieser letztere, vorwärts und rückwärts, ist bei einer gründlichen Beurtheilung zu berücksichtigen.

Conti, Louise Margarethe von Lothringen, Prinzessin von, die geistreiche Verfasserin der Histoire des amours de Henri IV., war eine Tochter des Herzogs Heinrich von Guise und Katharinens von Clèves, und 1557 geboren. Von der Natur mit allen Reizen des Körpers geschmückt, von ihren Eltern durch eine sorgfältige Erziehung gebildet, war die zarte Blume kaum in das öffentliche Leben getreten, als ihr auch von allen Seiten Aufmerksamkeit, Bewunderung und Liebe gespendet wurde. Der König selbst, Heinrich IV., ging mit dem Plane um, sich mit ihr zu verbinden, und nur den Einflüsterungen Gabrielens von Estrée's gelang es, diese Vermählung zu hintertreiben. Heinrich selbst verheirathete sie 1605 an Franz von Bourbon, Prinzen von Conti; dieser aber starb nach Verlauf weniger Jahre und seine junge Witwe ging eine heimliche Ehe mit dem bekannten Marschall von Bassompièrre ein. Dieser hatte sich durch eine Hofintrigue den Haß des Cardinals Richelieu zugezogen, und wurde 1631 in die Bastille gebracht, sie selbst wurde auf ihre Besitzung Eu verbannt, wo sie nach wenigen Wo-

chen schon der Tod ereilte. Außer dem oben angeführten Werke schreibt man ihr die Histoire des amours du grand Alexandre zu, ein Buch, das in dem damaligen Frankreich großes Aufsehen erregte. Es behandelt das Privatleben Heinrich's IV. und aller Personen, die am Hofe eine Rolle spielten, und sämmtlich unter geliehenen Namen treffend und trefflich darin geschildert sind. X.

Continent, bezeichnet das feste Land, den Inseln entgegengesetzt. In Europa gebraucht man das Wort vorzüglich im Gegensatze zu Großbritannien und Irland, ebenso bei Amerika und Asien, im Gegensatze zu den diese Welttheile zahlreich umgebenden Inselgruppen.

Contouche nannte man ein jetzt längst von der Mode verdrängtes Kleidungsstück, aus dem Zeitalter der Reifröcke und Perücken, namentlich in Frankreich getragen zur Zeit Ludwig's XIV. und XV. Es war ein weites, glattes oder gefaltetes Oberkleid, das entweder bis über die Hüften reichte, und dann Taillencontouche hieß, oder kürzer, bloß als eine Weste getragen und dann Hauscontouche oder Kosak genannt wurde. Mit demselben Namen bezeichnet man ein ähnliches Oberkleid des männlichen Anzugs.

Contour, der Abriß oder Umriß von Bildern, Gebäuden oder andern Dingen, die durch ihre Gestalt in die Augen fallen. Bildlich wendet man es auch z. B. auf Wissenschaften an; und der Contour einer solchen müßte ihren Umfang und Inhalt so darstellen, daß das Ganze mit Einem Blicke zu übersehen wäre. Vergl. d. A. Encyklopädie.

Contrabass, s. Baß

Contract ist ein Vertrag, der seine rechtliche Begründung durch die gegenseitige Einwilligung derer, die ihn schließen, erhält. Man theilt die Contracte verschiedenartig ein; die hauptsächlichsten sind Kauf-, Mieth-, Schuld-, Pfand- und andere Contracte. B.

Contrapunkt, s. Tonsatzkunst.

Contrast, das Abstechende, der Abstich, ist nicht reiner

Gegensatz, sondern das Nebeneinanderstellen mehrerer Gegenstände zum Zwecke der Vergleichung, des Hervorhebens Eines oder des Andern. Häßlich ist z. B. der Contrast von schön; wird nun ein häßlicher Gegenstand neben den schönen gestellt, so wird die Schönheit des Letztern eben dadurch gehoben, die Wirkung verstärkt. — In der Kunst geschieht die größte Wirkung durch Contraste, bei dem Componisten z. B. durch forte und piano, beim Maler durch Licht und Schatten. Verfehlt aber wird der Effect, wenn die Contraste sich zu grell gegenüberstehen und so das Nach-Effect-Haschen sichtbar wird. Die Totalität des Eindrucks, das Wohlgefällige geht dann beim Kunstwerke verloren. B.

Contrebande, nennt man diejenigen Waaren, deren Ein- oder Ausfuhr verboten ist, dann auch die Handlung des Einbringens der Waare über die Grenze; endlich bezeichnet man damit auch defraudirte Waaren, die sich von der eigentlichen Contrebande darin unterscheiden, daß von ihnen bloß die Abgabe hinterzogen wird.

Contretanz. Man bezeichnet mit dieser Benennung eines Theils im Gegensatze zur Menuet die übrigen zusammengesetzten Tänze, wie Quadrille, Française, Allemande, Anglaise, Ecossaise, andern Theils jenen französischen Nationaltanz, den wir gewöhnlicher Française nennen. Man braucht jetzt beide Benennungen, da die Française der einzige, noch gebräuchliche Contretanz ist. Die Française (s. d. A.) ist unstreitig nach der Menuet der anmuthigste Tanz, er trägt ganz den Charakter seines Vaterlandes, und ist der Probirstein der Grazie. Vergl. d. A. Tanz.

Controle, die Gegenrechnung bei einer Rechnung, um Fehler und Betrug zu vermeiden. Dieser Zweck wird am einfachsten durch ein doppeltes Register aller Ausgaben und Einnahmen erreicht, das zwei Personen führen und das übereinstimmen muß. Den Beamten, der dieses zweite Register unter sich hat, nennt man Controleur.

Controvers, streitig, wobei auch für das Gegentheil Gründe der Wahrheit vorhanden sind. Dergleichen Sätze, Controversen genannt, gibt es in allen Wissenschaften. Controverspredigten, zur Bestreitung der Glaubenslehren Andersdenkender, haben nicht selten eine gesteigerte Bitterkeit auf beiden Seiten herbeigeführt.

Contumaz, juristisch, bedeutet ein Versäumniß, einen Ungehorsam. Sie muß von dem Gegner angeschuldigt werden, und der Versäumende wird denn, wenn die übrigen Erfordernisse da sind, in contumaciam verurtheilt, d. h. er verliert dasjenige, was er durch seinen Ungehorsam verwirkt hat. Wenn z. B. Jemand auf eine erhobene Klage binnen der gesetzlichen Frist nicht antwortet, so wird er derselben für geständig geachtet und man nennt seine Verurtheilung in contumaciam, weil er sie seiner Versäumniß zuzuschreiben hat. Im politischen Sinne heißt Contumaz die Sicherung eines Landes vor ansteckenden Krankheiten, namentlich vor der Pest, daher Contumaz- oder Quarantaineanstalten, wo Personen, die aus angesteckten oder verdächtigen Gegenden kommen, eine Zeit lang, bei der Pest gewöhnlich 40 Tage, daher Quarantaine s. d. A., festgehalten werden. B.

Convenienz, das Uebereinkommen, die Art und Weise der wechselseitigen Schicklichkeitsverhältnisse im Leben. Durch das Herkommen sind die betreffenden Regeln zu Gesetzen erhoben worden und der gebildete Mensch im geselligen Verbande darf gegen sie nicht ungestraft sündigen. Wenn sie hier und da vielleicht auch eiserne Fesseln anlegen, so ist auf der andern Seite ihre wohlthätige Wirkung auf die Geselligkeit, den Familienverband, auf Sitte, Anstand, Eintracht und eine richtige Stellung im Leben unverkennbar. So gibt es z. B. Heirathen, die weniger aus einer wechselseitigen Neigung als aus Convenienz geschlossen werden. Convenienzheirathen. Es gibt höhere Rücksichten im Leben als das Verlangen des Herzens und die Befriedigung einer jugendlichen

Schwärmerei, die mit eiserner Nothwendigkeit hier das Opfer der Entsagung verlangen und dem Ehebündniß eine ernstere, oft das Wohl Vieler bezweckende Richtung geben. Standesverhältnisse, Verwandtschaft, Vermögensumstände erheischen oft eine Convenienzheirath, und es gehört Besonnenheit und Festigkeit des Charakters dazu, einem höhern Interesse das eigene, vorübergehende zu opfern.

Convent nach dem Lateinischen Zusammenkunft, Versammlung. In früherer Zeit die Senats- oder Volksversammlung an Gerichtstagen. Ferner die Zusammenkunft oder die Gesammtheit der Mönche und Nonnen in einem Kloster; daher Convent auch für Kloster.

Conversation. In der feinen und gebildeten Gesellschaft ist die Conversation der Hauptreiz der Unterhaltung, das belebende Element derselben. In ihr findet der Austausch der Ideen Statt, sie ist der Kampfplatz, wo Meinungen, Ansichten, Maximen ꝛc. gegen einander auftreten, gegen den Widerspruch einen feindseligen Krieg führen, siegen oder besiegt werden, um neuerdings wieder in das Feld zu rücken. Die Conversation hat in der Regel ein begebenheitliches Interesse zur Grundlage, um dieses dreht sie sich, dieses handelt sie auf die verschiedenartigste Weise ab, und variirt das Thema auf das Vielfältigste, oft Ueberraschendste. Ihre Beigaben sind Episoden, Reflexionen, Aphorismen, Anekdoten; aber das Beiwort darf nie unschmackhaft, unschön, nie grell sein, und darf sich nie zu weit vom Hauptthema verlieren. Sie sei stets elegant, sittig, leidenschaftslos, mit Witz, Laune, Humor, Bonmots durchflochten; ein Blumengang, wo zwischen den grünen Lauben bunte Blüthen herabnicken; sie erschöpfe aber nie einen Gegenstand bis zur Langeweile, bis zum letzten Verklingen des letzten Tones. Sie sei ein Strom, der mählig anschwillt und majestätisch sich in das Meer stürzt, nicht aber ein Fluß, der mächtig hinströmt, aber statt zu münden, sich im Sande verliert. Sie wechsle oft mit den Gegenständen der Unterhaltung, springe aber nicht zu willkürlich von Einem auf den Andern

über. — Es gehört Geist, Phantasie und Gewandtheit dazu, eine sinnige, pikante, erheiternde oder angenehm beschäftigende und belehrende Conversation im Gange und das Interesse daran immer lebhaft zu erhalten. Frostigkeit, Monotonie und Geschwätzigkeit müssen ihr gleich fremd bleiben. B.

Convex, gewölbt, in Kugelform erhaben, dem Concaven entgegengesetzt. Siehe Concav.

Cook, James, der bekannte Seefahrer, war in der Nähe von York 1728 geboren, und da er schon als Knabe Lust zum Seedienst zeigte, so wurde er mit 13 Jahren Schiffsjunge und that sich durch Einsicht und einige mathematische Kenntnisse, die er mitbrachte, hervor. 1769 ernannte man ihn zum Lieutenant des Schiffes, das den Durchgang der Venus in der Südsee beobachten sollte; mehrere Naturforscher, worunter Banks, begleiteten ihn auf dieser Reise, die sehr glücklich zurückgelegt ward. Eine zweite Fahrt zur Erforschung des Südmeeres 1772 unternahm Cook in Begleitung der beiden Forster, und auch diese führte zu den wichtigsten Entdeckungen. Cook wurde jetzt Kapitain und zum Auffinden einer nördlichen Durchfahrt aus der Südsee in das atlantische Meer abgeschickt, worauf das Parlement eine Belohnung von 25,000 Pfund Sterling ausgesetzt hatte. Auf dieser Reise 1779 kam er um, von den Eingebornen der Sandwichinseln erschlagen. Cook war der Erste, der in den südlichen Polarkreis gedrungen war, die Astronomie, Botanik und Geographie verdanken ihm viele werthvolle Entdeckungen. Seine Reisen sind in englischer Sprache mehrere Male beschrieben worden, in deutscher besitzen wir die Erinnerungen der beiden Forster. X.

Cook, Mildred. Kein Land, wie England, war im 16. Jahrhundert so reich an gelehrten Damen. Das schöne Geschlecht schien damals zu glauben, das Studium des Lateinischen und Griechischen ertheile den natürlichen Reizen einer Frau einen höhern Werth, und der feinern Bildung war die Kenntniß des Plato und

Aristoteles in der Ursprache fast unerläßlich. Englands große Königin, Elisabeth, leuchtete ihren Zeitgenossinnen als Vorbild dieses hohen Grades geistiger Ausbildung voran, und von der schönen und unglücklichen Gray wissen wir, daß ihre Bekanntschaft mit den alten Classikern keine oberflächliche war. Miß Mildred Cook wurde 1526 zu Giddy-Hall in Essex geboren und erhielt von ihrem Vater, Sir Anton Cook, die sorgfältigste Erziehung. Ausgestattet mit Wißbegierde, Scharfsinn und einem außerordentlichen Gedächtnisse, glänzte sie schon in zarter Jugend als ein Muster der Gelehrsamkeit. Mit diesen geistigen Fähigkeiten verband sie die trefflichsten des Herzens: Anmuth, Liebenswürdigkeit, einen frommen Sinn und Mildthätigkeit. Natürlich war es, daß eine Jungfrau, mit solchen Gaben ausgestattet, bald die Blicke würdiger und vornehmer Freier auf sich ziehen mußte. Und so wurde auch Miß Mildred in ihrem 20. Jahre die Gattin des Großschatzmeisters von England, William Cecil, Lord Burleigh, eines der mächtigsten Männer seiner Zeit, der unsern Leserinnen aus Schiller's „Maria Stuart" bekannt ist. Sie gebar ihrem Gemahl mehrere Töchter und auch einen Sohn, die sich mit Sprößlingen der vornehmsten englischen Familien vermählten. Nach einer langen und glücklichen Ehe starb sie 1589 im 63. Jahre ihres Alters und wurde in der Westmünster-Abtei begraben, wo ein prächtiges Denkmal ihre Ruhestätte schmückt. Lady B. war nicht nur des Griechischen und Lateinischen in dem Grade mächtig, daß sie die Schriften des Basilius, Chrysostomus, Cyrillus ꝛc. in der Ursprache las und Einzelnes in's Englische übersetzte, sondern sie besaß auch Kenntnisse in der Politik und andern ernsten Wissenschaften. Ihre Briefe sind gesammelt erschienen und geben einen hohen Begriff von dem Geiste und den Kenntnissen dieser merkwürdigen Frau. —n.

Cooper, James Fenimore, ein Sohn der Atlantis, der uns, gleich Columbus, eine neue Welt öffnete, und den Europa mit freudigem Zurufe als den amerikanischen Walter Scott begrüßte,

indem er, wie dieser, der Portraitmaler seines Volkes ward, die Thaten seiner Nation verherrlichte, die erhabenen Schönheiten einer eigenthümlichen, schauerlich großen Natur schilderte! Kein Schriftsteller der Gegenwart hat sich auf einem so weiten Horizonte über die menschliche Natur erhoben, keiner ist so tief in die Geheimnisse des menschlichen Herzens eingedrungen; die Wärme, mit der er erfüllt, geht nicht von dem leichtverglimmenden Feuer blendender Effecte aus, sondern von der ewigen Flamme seines Genius! Sein Stil ist reich und glänzend; Klarheit, Präcision und Abwechselung zeichnen ihn aus; unübertroffen sind seine Seebilder. Aus einer englischen Familie abstammend, die zu Ende des 17. Jahrhunderts nach Amerika auswanderte, ward der Dichter zu Barlington am Delaware 1789 geboren. Im Yale-Collegium zu New Haven erzogen, trat er in Seedienste, aus denen so Vieles in seine Dichtungen übergegangen ist. Später reiste er nach England und Frankreich, wurde Konsul in Lyon, blieb in dieser Stellung bis zum Jahre 1829, und kehrte, nachdem er Deutschland, die Schweiz und Italien gesehen hatte, 1831 nach Amerika zurück. Sein erstes Werk „the Spy“ (der Spion) erschien 1821 und dann in schneller Folge die übrigen, von denen wir als die vortrefflichsten den „letzten Mohikan“ den „Lootsen,“ die „Ansiedler“ und die jüngsten, den „Henker“ und die „Heidenmauer“ nennen. T.

Copernicus, Nikolaus, der Erfinder der Theorie der Erdbewegung, zu Thorn in Preußen 1472 geboren, studirte fleißig Astronomie und Mathematik, und fand, lange vor Erfindung der Ferngläser, mittelst selbstverfertigter, noch sehr mangelhafter Instrumente, die doppelte Bewegung der Erde um ihre Axe und um die Sonne. (Vergl. d. A. Bewegung der Erde.) Das Werk, worin er sein System ausführte, eignete er dem Papste Paul III. zu, und hatte die Freude, es noch kurz vor seinem Tode 1543 in den Händen der Welt zu wissen. Im vorigen Jahre ist ihm zu Thorn ein Monument errichtet worden. T.

Copirmaschine. Ein Instrument zur bequemen Verdoppelung eines geschriebenen Briefes. Das einfachste besteht aus einem mit Tuch bespannten Bret, und zwei Walzen mit einer Kurbel. Das frisch geschriebene Blatt legt man auf das Bret, ein feines, ungeleimtes, durchsichtiges und etwas angefeuchtetes Postpapier wird darauf gedeckt, und nun beides mit einer zweiten Tuchdecke überzogen, zwischen die Walzen gebracht, worauf man die Copie dem Original getreu, auf dem feuchten Blatt hat, welches man jedoch durchscheinend lesen muß, da wie beim Kupferstich, die rechte Seite Alles verkehrt zeigt. V.

Corday, Charlotte. Bei Nennung dieses Namens regt sich gleichzeitig Mitleid und Bewunderung in unserem Herzen. Von dem Gefühle für Recht begeistert, und von heißer Liebe für das Wohl ihres Vaterlandes durchdrungen, trat die Jungfrau in eine ihr bisher fremd gebliebene Welt, wo die blutigste Anarchie ihren blutbefleckten Thron aufgeschlagen hatte. Sie erglühte von patriotischem Haß gegen den wüthendsten Feind ihres Vaterlandes, und glaubte durch einen Mord diesem eine Wohlthat zu erweisen. Charlotte Corday wurde den 28. Juli 1768 im Departement der Orne geboren und lebte zu Caen im Hause ihres Vaters, Johann Franz Corday, aus einer altadeligen Familie. Sie vereinigte in einem seltenen Grade alle Gaben der Schönheit; besonders ward man von der Zierlichkeit ihres Wuchses, von dem Glanze ihrer Haut und dem Feuer ihres Auges geblendet. Ihr 25. Jahr hatte Charlotte erreicht, als der Entschluß, Marat zu tödten, in ihr zur Reife kam; ihre Züge und ihr ganzes Wesen sprachen es aus, daß, indem sie sich über die gewöhnlichen Kräfte ihres Geschlechtes erhob, sie dennoch dessen liebenswürdigste Bescheidenheit zierte. Die Sorge, zu gefallen, schien ihr sehr nichtig, und obgleich sie sich in ihrem häuslichen Leben eine Art von Unabhängigkeit verschafft hatte, übte sie doch die Pflichten der kindlichen Liebe mit der größten Zärtlichkeit und mit freudiger Hingebung. Vielleicht hatte der Stolz ihrer Seele

sie für andere Gefühle unfähig gemacht, die so mächtigen Einfluß auf das Schicksal der Frauen auszuüben pflegen. Nur eine Leidenschaft beschäftigte seit langer Zeit ihre ganze Seele: es war die für ihr Vaterland. Täglich verglich sie diesen Gegenstand ihrer innigsten Verehrung mit dem häßlichen, blutigen Gespenste der damals in Frankreich herrschenden Freiheit. Als nun die geächteten Deputirten des Nationalconvents zu Caen ankamen, und Charlotte ihr Unglück und sie selbst persönlich kennen lernte, erfüllten Unwille und Mitleiden sie mit einer Art von Fanatismus. Zu weit vom Schauplatze der Begebenheiten entfernt, begriff sie deren Ursachen in mancher Hinsicht nicht; sie sah Tausende von Tyrannen, und wähnte, daß diese einem einzigen Oberhaupte gehorchten. Der grausamste unter ihnen schien ihr auch der gewandteste zu sein, und so warf sie ihre Blicke allein auf den blutdürstigen Marat. Durch seinen Tod hoffte sie das Leben und die Wohlfahrt von Hunderttausenden zu erkaufen. Ihr Vorhaben war sofort unwandelbar seiner Ausführung gewiß, und schon im Voraus genoß sie die Freude einer großen That. Unter dem Vorwande einer kleinen Landreise verließ Charlotte Corday das väterliche Haus, und begab sich nach Paris. Den ersten Tag ihrer Ankunft daselbst wandte sie dazu an, sich einiger übernommenen Aufträge zu entledigen, die ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen schienen. Den folgenden Tag ging sie in das Palais royal, um selbst das Messer zu kaufen, welches sie in das Herz des Ungeheuers tauchen wollte. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, Marat in seinem Hause zu sprechen, schrieb sie ihm folgendes Billet, dessen düsterer Doppelsinn sie tröstete, sich zur Schmeichelei gegen den gezwungen zu sehen, den sie aus tiefster Seele haßte. „Bürger! ich komme so eben von Caen „an: Ihre Vaterlandsliebe läßt mich vermuthen, daß Sie mit Ver„gnügen die unglücklichen Begebenheiten dieses Theiles der Republik „kennen lernen werden: ich werde mich zu Ihnen verfügen, seien „Sie so gut und bewilligen Sie mir eine kurze Unterredung; ich

„werde Sie in den Stand setzen, Frankreich einen großen Dienst „zu erweisen.“ Den andern Morgen begab sie sich in Marat's Wohnung, wo ihr dieselbe Frau, die ihr schon einmal den Zutritt versagt hatte, wieder störend entgegentrat. Aber Marat hörte ihre Stimme aus seinem Gemache und befahl, daß man Charlotte zu ihm führe, obgleich er sich gerade im Bade befand. Jener fragte sie nach manchen Dingen, und unter andern auch nach den Namen aller nach Caen geflüchteten Deputirten; sie diktirte sie ihm, worauf Marat sie sorgfältig und mit schlecht verhohlener Freude auf seine Proscriptionsliste setzte; schon dachte er der Strafe nach, die er über die Unglücklichen verhängen wollte, als Charlotte mit den Worten: „die Deinige ist bereit,“ das tödtende Messer aus dem Busen zog, und es tief in Marat's Brust senkte. Mit dem Schrei „mir thust du das,“ hauchte er seine schwarze Seele aus. Es eilten Leute herbei, Charlotte sah sich ihrer Wuth Preis gegeben, dennoch wagte sie nicht einen Versuch zur Rettung, sondern stellte sich unter den Schutz der herbeigekommenen Wache, die sie in die Gefängnisse der Abtei abführte, bis sie vor das Revolutionstribunal geladen wurde. Nachdem der Protokollführer ihr die Anklageacte vorgelesen hatte, und man zum Zeugenverhör schritt, unterbrach sie die Aussagen der Zeugen mit den Worten: „Alle diese Details sind unnöthig, ich habe Marat getödtet.“ Charlotte glaubte die Stunde ihres Ruhmes gekommen, als sie vor ihren Richtern stand; selbst einen Vertheidiger hatten ihr die Jakobiner bewilligt. Das Volk drängte sich in ungeheurer Masse hinzu, um sie zu sehen. Laut rief man ihr Verwünschungen zu, allein im Stillen bewunderte man sie, und manche Zähre des Mitleids floß zu ihrem Andenken. Wir können dieses seltene Beispiel von Enthusiasmus und Seelenstärke nicht besser schildern, als wenn wir einige ihrer Antworten anführen. Der Präsident fragte sie nach ihrem obigen Eingeständnisse: Was hat Sie zu diesem Morde bewogen? — Charlotte: Seine Verbrechen. — Präsident: Was verstehen Sie unter seinen Verbrechen? —

Charlotte: All' das Unheil, das er seit der Revolution verursacht hat, und das, was er Frankreich noch vorbereitete. — Präsident: Wer sind diejenigen, die Sie zu diesem Morde angereizt haben? — Charlotte: Niemand. Ich hatte dieses Vorhaben nach dem 31. Mai gefaßt, wo man die wahren Stellvertreter des Volkes ächtete. — Präsident: Sie haben also aus den öffentlichen Blättern ersehen, daß Marat ein Anarchist war? — Charlotte: Ja, ich wußte, daß er ganz Frankreich einem gewissen Untergange zuführte. Ich habe, fügte sie hinzu, indem sie ihre Stimme sehr stark erhob, einen Menschen getödtet, um noch Hunderttausende zu retten; ich habe einen Bösewicht dem Tode geopfert, um Unschuldige zu retten; ich habe einem wilden Thiere das Leben genommen, um meinem Vaterlande die ersehnte Ruhe wieder zu geben. — Allen Fragen, die man ferner noch an sie richtete, begegnete sie mit derselben unbefangenen Freimüthigkeit. — Hierauf nahm Chauveau, der von dem Tribunale zum Vertheidiger der Angeklagten erwählt worden war, das Wort, indem er darzulegen suchte, daß diese unzerstörbare Ruhe und diese gänzliche Verläugnung ihrer selbst, welche keine Gewissensbisse ankündiget und sich selbst dem Tode gegenüber noch gleich bleibt, durch nichts Anderes sich erklären ließe, als durch die höchste Exaltation des politischen Fanatismus. — Es erfolgte nun die Besprechung der Geschworenen, und nach ihrer einstimmigen Erklärung sprach das Tribunal die Todesstrafe gegen Charlotte Corday und die Confiskation ihres Vermögens zum Besten der Republik aus. — Charlotte wurde noch auf kurze Zeit in das Gefängniß zurückgeführt. Auf dem Wege zum Blutgerüste hörte sie nur Beifallklatschen und Bravo's: ein Lächeln war das einzige Zeichen, wodurch sich ihre Gefühle verriethen. Selbst im entscheidenden Augenblicke des Todes hatte ihr Gesicht noch alle Farbe und Frische des Lebens. Ihr Kopf fiel unter dem blutigen Eisen den 17. Juli 1793 und zerstörte ihr jugendliches Dasein in der schönsten Blüthe. E. v. E.

Verzeichnifs

der im II. Bande enthaltenen Artikel

	Seite
Belt	3
Beludschistan	—
Belus (Mythol.)	—
Belvedere	4
Benedeien	—
Benedictiner-Orden	—
Benefiz	—
Bengalen (Geogr.)	5
Bengalische Leinwand	7
Bengalische Seide	—
Benger, Elisabeth	—
Ben marcato	8
Benzoe	—
Beobachtung	—
Beranger	—
Berberitzen (Botan.)	10
Berbern	—
Beredsamkeit	—
Berenice	12
Bergamottbaum	13
Bergbau	14
Berge, s. Gebirge	—
Bergère	—
Bergwerke	—
Berlin	15
Berlinerblau	18
Bermudas	—
Bern	19
Bernard, Katharina	—
Bernauerin, Agnes	—
Bernhardi, Elisab. Eleonore	23
Bernhardiner u. Bernhardinerinnen	24
Bernhardsberg	—
Bernstein	—
Berry, Karoline, Herzogin v.	25
Bertha, die Heilige	35
Bertha v. Allemannien	36
Bertha, Gemahlin Kaiser Heinrich's IV.	—

	Seite
Bertrand, Aline	37
Beruf	38
Berufskrankheiten	—
Bescheidenheit	—
Beschreibung	—
Besessene	39
Bessarabien (Geogr.)	—
Beständigkeit	41
Bestimmung	—
Beten	—
Betfahrt	42
Bethesda	—
Bethlehem	—
Bethmann, Frieder. Auguste Konradine	43
Bette	44
Beurtheilung	45
Bevölkerung der Erde	46
Bewegung	47
Bewegung der Erde	48
Bewegung (Musik)	49
Bewußtsein	50
Bhavani (Mythol.)	—
Bianca Capello	51
Bibel	55
Bibelgesellschaft	57
Biber	—
Bibliographie	58
Bibliomanie	—
Bibliothek	59
Biehl, Charlotte Dorothea	60
Bielefeld	—
Bienen	61
Bier und Bierbrauerei	62
Bigamie	65
Bigott	—
Bijouterien	—
Bil (Mythol.)	65
Bilanz	—
Bild	—
Bildende Kunst	66
Bilderdyk, Katharina	67
Bildergallerien	—
Bilderschrift	—
Bilderstürmer	—
Bildhauerkunst	68
Bildung	69
Bilin (Geogr.)	70
Billington	—
Binder	71
Biographie	72
Birch-Pfeiffer, Charlotte	—
Birke	73
Birmanen	75
Birmingham	77
Birne	—
Bisam oder Moschus	78
Bisamdistel	79
Bisamthier	—
Bischof	80
Bischof (Getränk)	—
Bisquit	—
Bitte	81
Bizarr	—
Blackwel, Elisabeth	82
Blahetka, Leopoldine	—
Blanca, die Heilige	—
Blanca v. Bourbon	83
Blanca v. Frankreich	84
Blanca de Rossi	85
Blanchard, Madame	86
Blanchiren (Kochk.)	87
Blankscheit	—
Blasinstrumente	—

	Seite
Blasphemator	87
Blätter	88
Blättergebackenes	89
Blattern	—
Blatterrose	91
Blausäure	—
Blech	92
Blei	—
Bleichen	93
Bleichsucht	94
Bleistifte	95
Bleiweiß	—
Bleizucker	96
Blick, s. Auge	—
Blinde Kuh	—
Blindheit	—
Blitz	97
Blitzableiter	98
Blond	99
Blondel (Sänger)	100
Blonden	101
Blouse	—
Blumen (natürliche)	—
Blumen (künstliche)	103
Blumenkohl	104
Blumenspiele	—
Blumensprache	—
Blumenstrauß	106
Blumenuhr	—
Blumenzwiebeln	—
Blut	107
Blüthe	108
Bluthochzeit, s. Bartholomäusnacht	—
Blutigel	—
Boa (Schlangengattung)	109
Boa (Putz)	—
Bobbinet	109
Bobelina, Laskarina	110
Bocassin	111
Boccaccio, Giovanni	112
Boccage, Maria Anna Lepage	—
Bodensee	113
Bodicäa	114
Böhmen	—
Böhmische Brüder	116
Böhmische Edelsteine	117
Böhmische Glaswaaren	—
Bohnen	—
Boieldieu, Adrian	118
Boleros (Tanz)	119
Boleyn, Anna v.	—
Bolivia (Geogr.)	123
Bologna	125
Bombasin	—
Bombast	—
Bombay (Geogr.)	126
Bona, die Heilige	—
Bona (Bäuerin)	—
Bona Sforza	127
Bonaparte (Familie)	128
Bonbons	131
Bonifacius, der Heilige	—
Bon mot	132
Bonn	—
Bonne	—
Bonstetten, Karl Victor v.	—
Bonzen (Priester)	—
Bora, Katharina v.	133
Bordeaux	137
Borden (Borten)	138
Boreas (Mythol.)	—
Borghese, Marie Pauline Bonaparte, s. Pauline	139

Seite

Borgia, Lucretia 139
Borgondio, Gentile . . . . —
Borneo (Geogr.) . . . 140
Borromäische Inseln, s. Lago maggiore 142
Borsdorfer Aepfel . . . . —
Börse 143
Bosnien (Geogr.) . . . . —
Bosporus 144
Bosquet . . . . . —
Boston . . . . . —
Botanik 145
Botanische Gärten . . . 146
Botany Bai 147
Botokuden 148
Böttiger, Karl August . . 149
Boudoir . . . . . —
Bouillon, Gottfried v. . . 150
Bouillon, s. Fleischbrühen . —
Boulevards, s. Paris . . —
Boulogne . . . . . —
Bourbon (Familie) . . . 151
Bourbon (Geogr.) . . . 152
Bourdic Viot 153
Bourgeois, Louise . . . —
Bourgoin, Therese . . . 154
Bourignon, Antoinette . . —
Boussole, s. Kompaß . . 155
Bouterweck, Friedrich . . —
Brabant . . . . . —
Bracelets, s. Armbänder . 156
Brachmann, Louise . . . —
Braga (Mythol.) . . . 157
Brahe (1. Emma, 2. Katharina, 3. Sophie) . . 158
Brahma . . . . . —
Brahmanen (Braminen) . 161

Seite

Branchu, Madame . . . 164
Brand, Auguste Cäcilie . —
Brandenburg (Geogr.) . . 165
Brandes, Charlotte Esther —
Brandes, Charlotte Wilhelmine Franziska . . . —
Branntwein 166
Brasilien (Geogr.) . . . —
Brasilien (Frauen) . . . 171
Braten (Kochk.) 173
Bratsche (Musik) 174
Braun, Karl Johann von Braunthal . . . . . —
Bräune 175
Braunschweig 176
Braunstein . . . . . —
Braut und Bräutigam . . 177
Brautjungfern 180
Brautkleid 181
Brautkranz . . . . . —
Brautring . . . . . —
Brechung der Lichtstrahlen, s. Strahlenbrechung . . —
Brei . . . . . —
Breite, geographische, s. Meridian 182
Brennen . . . . . —
Brennende Liebe 183
Brennglas . . . . . —
Brennspiegel . . . . . —
Brentano, Sophie . . . 184
Breslau . . . . . —
Bretagne (Geogr.) . . . 185
Bretzeln 186
Breve . . . . . —
Brevier . . . . . —
Bricken, s. Neunaugen . . —

	Seite
Brief, Briefstyl	186
Brieftaubenpost	189
Brigitta und Brigittenorden	—
Brillante (Musik)	190
Brillanten, s. Diamanten	191
Brillen	—
Brinvilliers, Mar. Marg. v.	—
Bristol	196
Britannien, s. Großbritannien	—
Brocat	—
Brochowska, Pauline Marie Julie von	—
Brocken, s. Harz	197
Brod	—
Brodfruchtbaum	198
Brodverwandlung, s. Transsubstantiation	199
Brombeere	—
Bronikowski, Alexander von	200
Bronze	—
Brücke	—
Brückenau	202
Brüdergemeinde, s. Herrnhuter	—
Brüderschaften	—
Brügge	204
Brühen	—
Brühl, Joh. Christ. Margar.	—
Brun, Frieder. Soph. Christ.	206
Brunhilde	209
Brünett	—
Brünn	210
Brunnen	—
Bruno, der Heilige	212
Brüssel	—
Bruststimme	213
Brutus, Marcus Junius	213
Bucentaur (Mythol.)	214
Buchdruckerkunst	—
Buche	215
Buchsbaum	—
Buchweizen, s. Heidekorn	216
Buddha (Mythol.)	—
Buenos Ayres	—
Büffel	217
Büffet	218
Büffon, Georg Louis Graf v.	—
Buffone	—
Bühne, s. Schaubühne, Schauspiel	219
Bulgarien (Geogr.)	—
Bull, s. John Bull	—
Bulla, Bulle	—
Bulwer, Eduard Lytten	—
Bund der Liebenden	220
Burchanen (Mythol.)	221
Bure	—
Bürger, Marie Christ. Elisa	222
Bürger, Gottfried August	224
Burgund (Geogr.)	—
Burlesk	225
Burlesk (Musik)	—
Burnu (Bornu)	—
Bursa (Brussa)	226
Buschmänner	227
Buße	228
Bußtage	—
Büste	229
Butter	—
Butterblume	231
Byron	—
Byzanz, s. Constantinopel und Griechenland	233

C.

Seite

C 234
Cabaret . . . . . —
Cabinet . . . . . —
Cabriolet 235
Cacao . . . . . —
Cäcilia, die Heilige 236
Cäcilia, Großh. v. Oldenburg 237
Cactus 238
Cadenz (Musik) 239
Cadiseries (Gewebe) . . . . —
Cadix . . . . . —
Caffa (Zeug) 240
Cagliostro, Graf . . . . . —
Cajeputbaum 241
Calabrien . . . . . —
Calais 242
Calando (Musik) 243
Calatraven-Orden . . . . —
Calcedon (Mineral) . . . . —
Calchihuitlicue (Mythol.) . 244
Calcutta . . . . . —
Calderon de la Barca . . 246
Calembourg 247
Californien (Geogr.) . . 248
Caligula . . . . . —
Calixtiner, s. Hussiten . . 249
Calla (Botan.) . . . . . —
Callico 250
Calpurnia . . . . . —
Calvil . . . . . —
Calvin, Johann 251
Camaldulenser . . . . . —
Camargo, Mar. Anna Cuppi 252
Cambray 252
Cambridge 253
Camera clara . . . . . —
Camera lucida . . . . . —
Camera obscura 254
Camilla, Tochter des Königs Metabus 255
Camisarden 256
Camönen . . . . . —
Camoens, Luis de . . . . . —
Campagna di Roma . . . 259
Campan, Joh. Louise Henr. 261
Campanerthal 262
Campanien . . . . . —
Campe, Joachim Heinrich . 263
Campechebai . . . . . —
Canaan, s. Palästina . . 264
Canal . . . . . —
Candelaber 265
Candis (Zucker) . . . . . —
Canevas 266
Canezus (Kleidungsstück) . —
Canoe (Canot) . . . . . —
Canon (Musik) 267
Canonisation, s. Heiligsprechung . . . . . —
Canonissin, s. Stift, Domstift . . . . . —
Canova, Antonio . . . . —
Cantabile (Musik) . . . 269
Cantate (Musik) . . . . . —
Canthariden . . . . . —
Cantilena (Musik) 270
Canzi, Katharina . . . . —
Canzone, canzonetta . . . —
Caper . . . . . —
Capernstrauch 271

	Seite
Capetinger (Familie)	271
Capitol	272
Capriccio, caprice	273
Caracas (Geogr.)	274
Caraffe (Flasche)	275
Caraiben	—
Carbonade, s. Cotelets	276
Cardamome (Botan.)	—
Cardonen (Artischoken)	277
Carricatur	—
Carl, Henriette	278
Carmel, d. Gebirge, s. Libanon	279
Carmeliternonnen	—
Carmin (Botan.)	280
Carnation (Malerei)	—
Carneol	—
Carneval	—
Carpegna, Gräfin	283
Carrara	284
Carriera, Rosalba	—
Carroussel	—
Carter, Elisabeth	285
Carton	—
Cäsar, Cajus Julius	286
Cäsarinernonnen	287
Cascade	—
Caschmir	288
Caschmirshawl	290
Casino	292
Cäsonia	293
Cassava	—
Castagnetten	294
Castelli, Johann Friedrich	—
Castilien	—
Castro, Ines de	295
Castrum doloris, s. Catafalk	296
Casuistik	296
Catafalk	—
Catalani, Angelika	297
Catalina, Dona de Erauso	298
Catalonien	304
Cataract (Wasserfall)	305
Cathedrale	—
Cavaletta (Musik)	306
Cavatine (Musik)	—
Caviar	—
Cayenne	—
Caylus, Mar. Margar. v. Vilette	307
Cecrops	—
Ceder	—
Celáno	308
Celebes	—
Celten (Kelten)	309
Cement	—
Cenci, Beatrice	
Cendrillon	312
Cenresi	—
Centauren	313
Centeotl (Mythol.)	314
Centifolie	315
Centime	—
Centlivre, Susanne	—
Cerberus	316
Cerda	—
Ceremoniel	—
Ceres (Mythol.)	317
Ceridwen (Mythol.)	319
Cervantes, Saavedra Miguel de	320
Ceylon	321
Cezelli, Constanze de	322
Chadidschah	—

	Seite
Chamäleon	323
Chambery	—
Chamisso, Adelbert von	324
Chamouni	325
Champagne	—
Champagner	—
Champignons	326
Champion	—
Champmerlé	327
Chanson	—
Chantal	—
Chaos	328
Chapone	—
Charade	329
Charakter, Charaktere, Charakteristik	—
Charakter (Musik)	330
Charakter (weibl.)	—
Charakteristik der Tonleitern	332
Charfreitag	333
Charitinnen, s. Grazien	334
Charivari	—
Charlatan	—
Charlotte Elisab., Prinz. v. Baiern	—
Charlotte, Prinz. v. Braunschweig	335
Charlotte Auguste, Prinz. v. Wales	336
Charlotte, Prinz. v. Cypern	340
Charlotte Amalie, Herz. v. Sachsen-Meiningen	341
Charlotten, s. Zwiebeln	342
Charlottenbrunn	—
Charon	—
Charrière, Madame	—
Charybdis	343
Chastelet, Marquise de	344
Chateaubriand, Vicomte de	—
Chateaubriant, Gräfin v.	345
Chateauroux, Herzogin v.	346
Chemie	347
Chemisette	349
Chemnitz	—
Chenille	350
Cheron, Elisabeth Sophie	—
Cherub	351
Cherubini, Luigi	—
Cheruscker	352
Chester	353
Chevreuse, Herzogin von	—
Chezy, Wilhelmine Christ. v.	354
Chiffonière	355
Chiffreschrift	—
Chile oder Chili	—
Chimära, Chimäre	358
Chimay, Prinzessin von	—
Chimborazzo	360
China (Geogr.)	361
= = (Geschichte)	368
= = (Frauen)	369
Chinabaum	372
Chinesisches Porzellan	373
Chios, s. Archipelagus	374
Chiromantie	—
Chiron	375
Chirurgie	—
Chlor	377
Chocolade	378
Choin, Marie Emilie Joly de	—
Cholera	379
Chopin, Friedrich	382
Chor	383
Choral	384

	Seite
Chorographie	384
Chouans	—
Chrestomathie	385
Chriemhilde, s. Gudrun	—
Christ	—
Christenthum	386
Christiania	387
Christine, Marie, Königin v. Spanien	388
Christine, Königin v. Schweden	391
Christine v. Dänemark	397
Christine v. Frankreich	398
Christine v. Lothringen	—
Christoph, Madame	399
Christoph, der Heilige	—
Christus, s. Jesus Christus	400
Chromatisch, s. Tonarten, Tonleitern	—
Chroniken	—
Chronische Krankheiten	—
Chronologie, s. Zeitrechnung	—
Chronometer	—
Chryseïs	401
Chrysolith	—
Chrysopras	—
Chrysostomus, der Heilige	402
Chudleigh, Marie	403
Chyryn	—
Cibo, Katharina	404
Cicade	—
Cicci, Marie Louise	405
Cicero, Marcus Tullius	406
Cicerone	—
Cichorie	407
Cicisbeat, Cicisbeo	408
Cid, Don Ruy Diaz	—
Cider	410
Cimarosa, Dominico	—
Cinti-Damoreau, Madame	411
Cirani, Elisabeth	—
Cirkassien (Tscherkassien)	—
Circe (Kirke)	415
Circensische Spiele	416
Circumpolarsterne	417
Circus	—
Cisterzienserinnen	418
Citronat	—
Citronenbaum	419
Ciza (Ziza, Zizilia)	420
Clairon, Josephe	—
Clairvoyance	421
Clara, die Heilige	—
Claude de France, Königin v. Frankreich	422
Claudia	423
Clauren, H.	424
Clavier	425
Clematis (Botan.)	426
Clemence-Isaure	—
Clementi, Muzio	428
Cleopatra	429
Clölia	435
Clotilde, Marg. Eleon. v. Vallon Chalys	436
Cloud, St.	437
Cochenille	—
Cochet, Anna Marie	438
Cochinchina (Geogr.)	439
Cockburn, Katharina	442
Cocon	—
Cocosbaum	—
Cocosnuß	443
Coda (Musik)	444

	Seite
Cognac	444
Cohäsion	—
Coiffure, s. Kopfputz	445
Colbjörnsen, Anna	—
Colbran-Rossini	446
Cölestinernonnen	447
Cölibat	—
Colibri	448
Coligny, Henriette v.	—
Colik	449
Coliseum (Colossäum)	—
Colla parte	451
Collier, s. Halsband	452
Colombine	—
Colonna Vittoria	—
Colonnade	—
Colophonium	454
Coloratur (Musik)	—
Columbia (Geogr.)	—
Columbus, Christoph	455
Combination	456
Comersee	—
Commentar	457
Commodo (Musik)	—
Communion	—
Comparativ	458
Compendium	—
Compiacevole (Musik)	459
Compilation	—
Compliment, Complimente	—
Componiren	—
Compot (Kochk.)	—
Con	460
Con sopra (Musik)	—
Concav	—
Concert	461
Conchylien	—
Concilium	462
Conclave	—
Concordat	463
Concordia (Mythol.)	—
Concret	—
Condolenz	—
Condor (Kondor)	464
Confect, Confituren	—
Confession	—
Confirmation	465
Confucius	466
Congestion	467
Congo (Kongo)	468
Congregation	469
Congreß	470
Conring, Marie Sophie	—
Consecration	471
Consequenz	—
Conservatorium	—
Consistorium	472
Console	473
Consonanz	—
Constantia, die Tochter Constantin's d. Großen	—
Constantia, die Kaiserin	474
Constantia, Königin v. Sicilien	—
Constantia, Königin von Frankreich	475
Constantin d. Große	476
Constantina, Flavia Julia	477
Constantinopel	478
Constellation	483
Constitution (Medicin)	—
Contagium	484
Contemplation	—
Contessa, Karl Wilh. Salice-	—

	Seite
Context	485
Conti, Louise Marg., Prinzessin v.	—
Continent	486
Contouche	—
Contour	—
Contrabaß, s. Baß	—
Contract	—
Contrapunkt, s. Tonsetzkunst	—
Contrast	—
Contrebande	487
Contretanz	—
Controle	487
Controvers	488
Contumaz	—
Convenienz	—
Convent	489
Conversation	—
Convex	490
Cook, James	—
Cook, Mildred	—
Cooper, James Fenimore	491
Copernicus, Nikolaus	492
Copirmaschine	493
Corday, Charlotte	—

Gedruckt bei Fr. Rückmann, sonst G. Maret.

STAATSBIBLIOTHEK AUGSBURG

Stich u. Druck von E. Hænel in Magdeburg.

Fr. Gen.

Schreck-Torres Co.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Herloßsohn, Karl, 1802-1849 / Herloßsohn, Karl, / Weber, F.

Damen-Conversations-Lexikon

Bd.: 2

Leipzig 1834

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Enc 157 -2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11245467-7